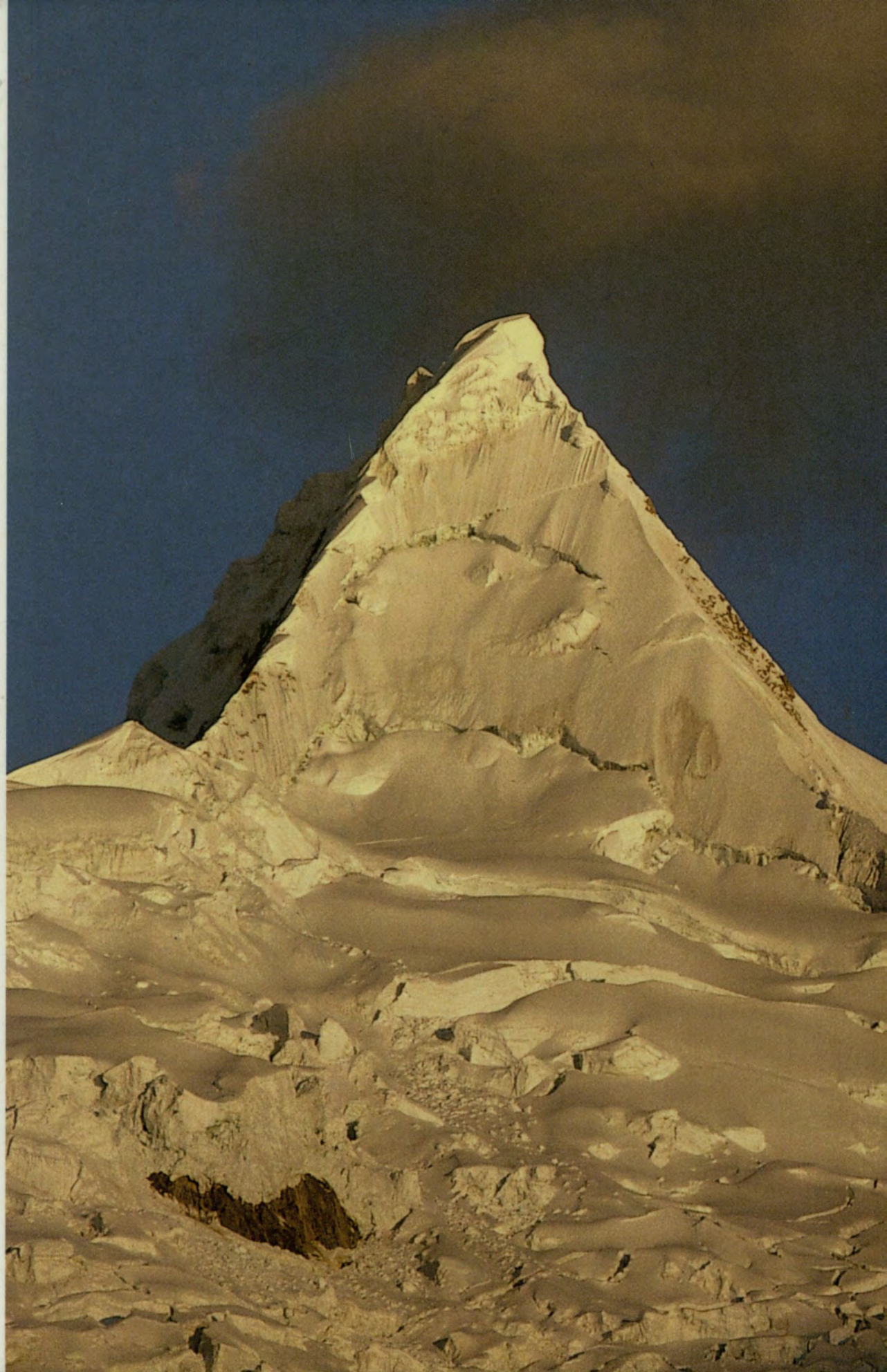
BERG 2001



ALPENVEREINS
JAHRBUCH Bd. 125



100 JAHRE METEOROLOGISCHER TURM AUF DER ZUGSPITZE (1900 – 2000) • NACH EINEM GEMÄLDE VON ERNST PLATZ

Beil.: 1 Kte. +
1 Farb-Taf.
Pan.

BERG
ALPENVEREINS
2001
JAHRBUCH
„Zeitschrift“ Band 125

Redaktionsbeirat:
Dr. Peter Grauss, ÖAV
Josef Klenner, DAV
Luis Vonmetz, AVS
Walter Klier

Redaktion:
Lutz Bormann
Georg Hohenester

Herausgeber:
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

4D1 (125 Ex.3

INHALT













KARTENGEBIET: CORDILLERA BLANCA NORD

Rupert Wagner
Huascarán, Alpamayo und Co. – Trekkingtouren in der Cordillera Blanca **10**

Alcides Ames
Sie kamen, sahen – und forschten – Alpenvereinsexpeditionen in Peru **26**

Georg Kaser
Den Wettermachern auf der Spur – Gletscherforschung in der Cordillera Blanca ... **36**

Gerhart Moser, Christian Georges, Herbert Schirmer
Die neue Karte der Cordillera Blanca Nord **48**

ALPENVEREINSGEBIET: LECHQUELLENGEBIRGE

Dr. Gerhard Hirtlreiter
Per Pedes durch die Erdgeschichte –
Geologische Wanderungen im Lechquellengebirge **54**

Wolfgang Muxel
Plaisir und Abenteuer in der Balance – Klettern im Lechquellengebirge **68**

GESCHICHTE DER BERGE

Hermann Reisach
Das Vermächtnis der drahtigen Lady –
Beatrice Tomasson und die Marmolada-Südwand **86**

Dr. Stefan Meineke
Ein Leben voller Abenteuer –
Adolf Schulze – ein vergessener Pionier des modernen Alpinismus **96**

Albrecht Kittler
Botschafter des Freikletterns – Zum 100. Geburtstag von Fritz Wiessner **110**

Dr. Clemens M. Hutter
Angst vor dem Berg – Angst um den Berg –
200 Jahre alpine Erschließung am Großglockner **128**

Dr. Cornelia Lüdecke
Die meteorologische Hochstation Zugspitze als glänzender Appendix –
100 Jahre meteorologischer Turm auf der Zugspitze **136**

BERGE DER WELT

Thomas Huber
Zwischen Schatten und Licht –
„Shiva's Line" – der direkte Nordpfeiler des Shivling **150**

Stephen Venables
Eine verrückte Idee – Erfolg am Monte Sarmiento in Feuerland **162**

Eberhard Neubronner
Cascade Mountains – Wo Lava unter dem Stiefel kocht
Zu fünf Feuerbergen der USA – Superstar Mount St. Helens **178**

Herbert Pardatscher-Bestle
Schneesturm am „Weißen Berg" – Abenteuer im Altai **192**

Christine Kopp
Unterwegs: Fragmente einer Reise **202**

Christoph Höbenreich
Ein Hauch von Frühling in Tausendundeiner Nacht –
Berg- und Skitouren im Iran – 20 Jahre nach der Revolution **210**

WISSENSCHAFT UND KULTUR

Reinhard Falter
Der Berg als Gott –
Wahrnehmung und Darstellung von Bergen in der Antike **222**

Dr. Albert Vinzens
Friedrich Nietzsche – Philosoph im Gebirge **238**

Eberhard Neubronner
Die Letzten löschen das Licht – Wie sich ein Fremder dem „Schwarzen Tal"
am Monte Rosa nähert – Zwölf Briefe nach Deutschland **242**

Dr. Albert Vinzens
Into Thin Air – Jon Krakauer und die Sprache und die Wahrheit **262**

Cordula Seger
Architektur und Tourismus in Graubünden **268**

Dr. Birgit Jooss
Erlaufene Landschaften –
Der künstlerische Prozess im Schaffen des Bildhauers Michael von Brentano **276**

Dr. Günter Hell, Mika Semann
Fast so plastisch wie die Landschaft –
Neue Herstellungsmethode für Geländereliefs **284**

NATUR UND UMWELT

Peter Donatsch
Die Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks – Chance oder Risiko? **288**

Dr. Sebastian Marseiler
Kostbares Wasser – Die Waale im Vinschgau **296**

Dr. Richard Goedeke
Kooperation statt Konfrontation –
Zehn Jahre Bundesausschuss Klettern und Naturschutz **304**

DAV-SICHERHEITSKREIS

Pit Schubert
Kein seidener Faden – Moderne Bergseile halten mehr aus als wir glauben **312**

KARTENBEILAGE: AV-Karte Blatt 0/3a, Cordillera Blanca Nord, 1:100 000















Bibliothek des Deutschen Alpenvereins

Die Spur der Bücher



MIT DIESER AUSGABE erreichen die Alpenvereinsjahrbücher von DAV, ÖAV und AVS seit Herausgabe des ersten Bandes im Dezember 1869 erneut ein rundes Jubiläum. Eine vereinfachende Sicht der Kontinuität, denn die Editionsgeschichte des Alpenvereinsjahrbuchs – früher Zeitschrift des DAV oder ÖAV und DÖAV, manchmal in mehrjährigen Sammelbänden, dann wieder fehlende Jahrgänge in den Fährnissen der Weltkriege, der Wechsel der Schriftleiter und Redakteure – wäre sicherlich Stoff für einen spannenden Beitrag.

„Zum Anfang" überschrieb Theodor Trautwein sein Vorwort zur ersten Ausgabe und gab die Richtung des Inhalts vor: „ein Brennpunkt alpiner Forschung, ein Sprechsaal für ruhigen Austrag von Streitfragen, eine Fundgrube für praktische Winke und Rathschläge". Dieser Richtung sind die Alpenvereinsjahrbücher bemerkenswert treu geblieben, so dass ihre wissenschaftlichen Beiträge, ihre Reiseberichte, künstlerischen Beigaben und die Kartenbeilage – so eine andere frühe Charakterisierung des Inhalts – ein faszinierendes Zeugnis über die Geschichte des Alpinismus und der Alpenvereine im Wandel der Zeit ablegen.

Mit 125 Bänden ziehen die Jahrbücher in ihrem Sprachhandeln eine aufschlussreiche Spur hinter sich her. Was das heißen soll? Ohne Zuhilfenahme von Lautmalerei singen, belfern und schluchzen dem jeweiligen Zeitgeist gehorsam folgend oder vorauseilend über Jahrzehnte hinweg brillante Autoren wie Flaig, Barth oder Lammer, gleichwohl ihnen für andere Zwecke eine völlig verwandelte Handlungssprache – Lammers nüchtern akribische Beschreibung der Texelgruppe anno 1901/02 ist ein stupendes Beispiel – zu Gebote stand. Sie klingen laut, egal, wie leise man sie vorliest, vermitteln Leidenschaft nicht als notwendige Begleiterscheinung, sondern als Gestus einer Gesinnung. Dieses unter Alpinisten stets virulente Pathos verlangt vom Redakteur bei seiner Bestandsaufnahme und Standortbestimmung eine Stellungnahme. Diese habe ich mit meiner Auswahl der Texte von Albert Vinzens und Eberhard Neubronner abgegeben: Die einfühlsame Nietzsche-Würdigung und die filigrane Sprachanalyse von Jon Krakauers Bestseller einerseits, Neubronners generative, parataktische Sprachkunst in seinen Artikeln über das Val Vogna und die Cascades andererseits sind für mich Höhepunkte alpiner Literatur.

Schon vor über 100 Jahren boten die Jahrbücher ein der jeweiligen Zeit entsprechendes modernes typografisches Erscheinungsbild, waren aufwändig illustriert und erreichten Auflagen bis zu 93 000 Exemplaren. Vorgänger wie Heinrich Hess oder Fritz Schmitt lieferten Beispiele einer klassischen Buchkultur, an die auch wir anschließen wollen. Anders als die kurzweilige Zeitschrift distanziert sich das Buch von aktuellen Sehgewohnheiten im digitalen Zeitalter und bewahrt klassische formale Traditionen eines jahrhundertealten Mediums. Der archivalische Charakter zeigt sich in historischen Beiträgen anlässlich wichtiger Jubiläen und zum Schließen wesentlicher Wissenslücken. Hermann Reisach, Albrecht Kittler, Stefan Meineke und Cornelia Lüdecke liefern hierfür die Beispiele. Qualifizierte Journalisten wie Christine Kopp oder Peter Donatsch, ausgewiesene Schriftsteller wie Sebastian Marseiler setzen Maßstäbe, prägen Niveau und Lesegenuss dieser Ausgabe. Erstmals in deutscher Sprache erscheint ein Meisterwerk der Expeditionsliteratur, Stephen Venables Bericht über die Ersteigung des Monte Sarmiento.



Dem spektakulären, illustren Kartengebiet Cordillera Blanca Nord, das Titel und Schwerpunkt des Jahrbuchs bestimmt, aber eher das Ziel einer Minderheit unter den Lesern ist, haben wir das Lechquellengebirge als leicht erreichbare Ostalpenregion zur Seite gestellt. Nach vielfacher Kritik von kompetenter Seite haben wir mangels einer sinnvollen Alternative auf die Expeditionschronik ganz verzichtet, die im Zeitalter von Internet, Webcam und Live-Übertragungen erst eine neue Gestalt finden muss. Die vorgestellten Expeditionsberichte tragen weniger dem Leistungsgedanken – mit Ausnahme der beachtlichen Erstbegehung am Shivling durch Thomas Huber – als dem Reiz des Ungewöhnlichen und Unbekannten Rechnung. Pit Schubert verabschiedet sich mit einem Artikel über die schiere Unverwüstlichkeit moderner Bergseile publizistisch von seinem Amt als Leiter des Sicherheitskreises.

Über 350 Fotos haben wir aus hochwertigem Bildmaterial ausgewählt, der Bergführer und Fotograf Rudolf Ägyd Lindner hat gar einen Sonderausflug auf die Cima Ombretta unternommen, um aus einer genau definierten Perspektive den gewünschten Ausschnitt der Marmolada-Südwand zu porträtieren. Wie er haben viele Kollegen und Freunde mit ihrem Engagement zum Gelingen dieses Jahrbuchs beigetragen. Ewald Weiß hat ihm als Grafiker ein neues Gesicht gegeben: fünfspaltiges Grundraster mit symmetrisch zum Bund angeordneten Textblöcken, Marginalkolumnen rechts und links zur Aufnahme von Fußnoten und Literaturhinweisen sowie zur besseren Lesbarkeit als Grundschrift die Berthold-Garamond Buch. Überreich mit alpinem Wissen, Leidensfähigkeit, Opferbereitschaft und Mitleid für die gestresste Redaktion ausgestattet, hat er die knifflligen historischen Beiträge redaktionell betreut und nahezu alle Bildlegenden verfasst. Mein Kollege Georg Hohenester nahm mit seiner Verlagserfahrung Logistik und Schlussredaktion unter seine Fittiche, Nicholas Mailänder, einer der versiertesten Alpinjournalisten im deutschsprachigen Raum, redigierte die meisten Artikel und übersetzte den Beitrag von Stephen Venables.

Als nächsten von vielen weiteren Schritten nach der Neugestaltung der Mitgliederzeitschrift des DAV ausgerechnet die Seele des Schrifttums im DAV, für das der Schriftleiter zuständig ist, erstmals zu betreuen – inhaltlich, gestalterisch und auch wirtschaftlich – war nur mit mannigfacher Unterstützung, durch Gespräche, Anmerkungen und Hinweise möglich. Ich danke vor allem den ehrenamtlichen Mitarbeitern des Alpinen Museums München, ebenso Prof. Dr. Walter Welsch, Referent für Wissenschaft und Kultur des DAV, der Museumsleiterin Friederike Kaiser und ihrer Kollegin Monika Gärtner im ÖAV, Bibliotheksleiterin Clara Esters, dann Sigi Hupfauer, Peter Geyer, Karl Schrag, Jochen Hemmleb, Ralf Dujmovits und Bernd Kullmann für deren Tipps in Expeditionsfragen, Achim Pasold für seinen Hinweis auf Albert Vinzens und vor allem dem Lichtbildner Harald Frey, ohne dessen Vermittlung das künstlerische Herzstück dieser Ausgabe, das Porträt des Bildhauers Michael von Brentano, nicht entstanden wäre.

Aufwand und Gestaltung haben ihren Preis, doch hier schere ich ohne schlechtes Gewissen aus der Spur der ersten Jahrbücher aus: Sie verschlangen damals 60 Prozent der gesamten Vereinseinnahmen. So hoffen alle am Entstehen dieser Ausgabe Beteiligten, mit dem Band 125 des Alpenvereinsjahrbuchs Tradition und Moderne würdig und wohlfeil miteinander verbunden zu haben.

Lutz Bormann

Nevado Chacraraju (6112 m), der schwierigste Berg der Cordillera Blanca, wurde 1956 von dem französischen Spitzenbergsteiger Lionel Terray erstmals erstiegen (Westgipfel). 1962 folgte die Expedition von Terray, Magnone und Maillard auf den Ostgipfel.
Foto: Jürgen Winkler

Huascarán, Alpamayo und Co.

Trekkingtouren in der Cordillera Blanca

Von RUPERT WAGNER



DAS HOSTAL ANDINO, etwas oberhalb des Stadtzentrums von Huaraz gelegen, ist eine gute Adresse, um sich in Landschaft und Kultur der Region einzustimmen und sich für Trekking- und größere Bergtouren zu akklimatisieren. Schaut man von der Wiese vor dem schmucken Haus oder aus einem der vorderen Zimmer nach Norden, kann man einen Großteil des Santa-Tales und die Stadt Huaraz mittendrin überblicken. Zur Linken sieht man den langgezogenen Kamm der schwarzen Kordillere, der Cordillera Negra. Dunkle braune Gipfelchen und Kuppen, unvergletschert, alle knapp 5000 Meter hoch. Rechterhand hingegen stehen – fast unwirklich im Gegenlicht – all die markanten Gletscherriesen mit Rang und Namen wie an einer Perlenschnur aufgereiht. Imposante Berggestalten mit bizarren Eisgebilden und wilden Firngraten, die Giganten der Weißen Kordillere, der Cordillera Blanca. Da kann man schon einmal Maß nehmen an den Bergen, auf denen man nach entsprechender Vorbereitung gerne stehen möchte. Ob auf dem kleinen vergletscherten Fünftausender Chequiraju mit seiner feinen Aussicht oder auf dem 6200 Meter hohen Nevado de Copa mit der steilen Firnrinne zum Hochlager hinauf und den weiten Gipfelflächen darüber oder gar auf dem König der Blanca, dem 6768 Meter hohen Huascarán, dem höchsten Berg Perus und vierthöchsten in Amerika. Aber bis dahin ist es noch ein langer Weg. Gehen wir erst mal wieder zurück ins Hotel und lassen uns von Jenny aus der Schweiz, der guten Seele des Hauses, mit Köstlichkeiten der peruanischen Küche verwöhnen. Wer hingegen bereits jetzt Heimweh verspürt, kann sich auch eine Rüblitorte mit einem Café créme genehmigen und zum Abendessen ein original Schweizer Raclette bestellen.

Ankunft in Lima

Jetzt sind erst einmal ein paar Tage Ruhe angesagt, da es doch einiges zu verdauen gibt. Nach dem langen Flug von Europa müssen sieben Stunden Jetlag aufgearbeitet werden, der Körper muss sich an die ungewohnte Höhe von über 3000 Meter, an andere



Hinter den versteppten Hügeln der Cordillera Negra reihen sich die firnbedeckten Bergriesen der Cordillera Blanca wie weiße Palisaden am Horizont.
Foto: Jürgen Winkler

Im Museum von Huaraz begegnen wir den steinernen Zeugen der 5000 Jahre alten Prä-Inka-Kultur von Chavin de Huantar.
Foto: Rupert Wagner

Temperaturen und fremdländisches Essen anpassen. All das kann ganz schön auf den Magen schlagen. Zudem haben die enormen kulturellen Kontraste in Lima und die Wetterkapriolen bei der Anfahrt in die Berge Einfluss genommen, wenn nicht auf den Magen, so doch auf die Psyche. Da gab es zuerst einmal in der Zehn-Millionen-Metropole die prachtvollen Zeugnisse aus der Kolonialzeit zu bestaunen: riesige Plazas, unglaublich üppig ausgestattete Kirchen und Klöster sowie das berühmte Goldmuseum. Verlässt man dann die Stadt in nördlicher Richtung, möchte man seinen Augen kaum trauen. In einer völlig kargen und tristen Wüstenlandschaft rollt man auf der Panamericana del Norte über eine Stunde vorbei an den schlimmsten Slums, die man sich vorstellen – oder besser eigentlich nicht mehr vorstellen kann. Tausende einfachster Unterkünfte aus Pappe, Blech und Holz, weitgehend ohne Anschluss an Wasser und Strom für Hunderttausende von zugezogenen Landbewohnern. „Poblaciones jovenes", junge Siedlungen, werden diese Viertel der Ärmsten unter den Armen fast zynisch von den Einheimischen genannt. Hier wird auf drastischste Weise menschliche Armut vor Augen geführt, wie wir sie aus unserem Kulturraum nicht kennen. Und manch einer wird sich hier vielleicht einmal der Gnade des eigenen Geburtsortes bewusst!

Durch Wüste und Nebel

Erstaunlich sind auch die enormen Wetterkontraste, die man auf der Fahrt von der Küste hinauf ins Hochland erlebt. Die Straße führt durch eine der trockensten Wüstenlandschaften der Erde, völlig vegetationslos und in den Monaten Juni bis August, dem hiesigen Winter, meist in eine nasskalte Nebelschicht gehüllt, so dass man manchmal die Hand vor Augen nicht mehr sieht. Der kalte Humboldtstrom vor der Küste bewirkt, dass die Regionen bis etwa 1000 Meter Höhe in dieser Jahreszeit fast durchgehend in ein dickes Nebelpacket gehüllt sind. Man kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass es oben in den Bergen der Kordilleren sonnig und warm sein soll und jetzt eigentlich die beste Zeit zum Wandern und Bergsteigen! Auch das drückt natürlich etwas auf die Psyche. Kaum ist man jedoch bei Pativilca in das Seitental Richtung Gebirge eingebogen,



Die Laguna Conococha am gleichnamigen Pass.
Foto: Jürgen Winkler

lösen sich die Nebel auf, die Landschaft wird fruchtbarer, das Tal mit seinen wilden Felsformationen imposanter. Endlos windet sich die Straße hinauf durch die bizarre Landschaft zum 4100 Meter hohen Conococha-Pass. Man stelle sich diesen Höhenunterschied einmal in den Alpen vor! Plötzlich sieht alles ganz anders aus: Über eine kleine Lagune und die weite Hochebene hinweg geht der Blick im gleißenden Sonnenlicht zu den ersten vergletscherten Gipfeln der Cordillera Blanca. Nun endlich geht das Herz jedem leidenschaftlichen Bergsteiger auf. Im warmen Abendlicht fahren wir in das Santa-Tal hinunter zum ersten Ort Catac, noch über 3500 Meter hoch gelegen. Dann verengt sich das Tal schluchtartig und wenn es sich wieder weitet, taucht zuerst der charakteristische Doppelgipfel des Huascarán auf und dann der Ort Huaraz (3090 m). Nach ziemlich genau 400 Kilometern Fahrt von Lima sind wir endlich im Hauptort des „Callejon de Huaylas", der „Großen Gasse" zwischen den zwei Gebirgszügen der Schwarzen und Weißen Kordillere angekommen – am Ausgangspunkt unserer Bergsteigerträume sozusagen. Was werden die nächsten Tage und Wochen wohl alles bringen?

In der „Großen Gasse"

Der Ort Huaraz liegt zwar schön, bietet heute aber keine besonderen Sehenswürdigkeiten mehr. Bei dem verheerenden Erdbeben von 1970 wurde die Stadt völlig zerstört, das Zentrum musste komplett neu aufgebaut werden. Früher gab es hier eine malerische Plaza mit einer alten Kirche an der Stirnseite, alles im Flair einer typischen Anden-Kleinstadt. Heute gibt es in Huaraz nur noch einen großen, etwas gesichtslosen Platz, umstanden von modernen Betongebäuden und einer Betonkirche in Zeltform. Die Hauptstraße der Stadt schließt sich an, stark befahren und von Restaurants, Bekleidungsgeschäften und Trekkingagenturen gesäumt. Nicht besonders spektakulär. Im Hostal Andino hängt aber noch eine alte Schwarzweiß-Fotografie, die zeigt, wie Huaraz früher einmal ausgesehen hat.

Einen Besuch wert ist auf jeden Fall das kleine Museum der Stadt. Ausgestellt sind vor allem Ausgrabungsgegenstände und Fundstücke der verschiedenen aufeinander folgenden Prä-Inka-Kulturen der Region sowie im Garten eindrucksvolle Steinköpfe aus der Zeit der Chavin-Kultur vor 5000 bis 3000 Jahren. Interessant ist auch, wie überall in Orten mit zentraler Funktion, der täglich stattfindende Indiomarkt. Hier werden die Überschüsse aus der Landwirtschaft feilgeboten, Haushaltswaren und Kleidungsstücke verkauft. Alles ziemlich laut, impulsiv und bunt, die Frauen häufig noch in den traditionellen Trachten. Früher hat man die Waren getauscht, heute ist Geld eingeführt, mit dem man sich auch einmal einen Luxusartikel der modernen Konsumgesellschaft leisten kann. Aber sonst ist vieles beim Alten geblieben.

Auf dem Indiomarkt von Huaraz bieten die Bauern ihre Produkte zum Verkauf.
Foto: Rupert Wagner



Akklimatisieren in der Cordillera Negra

Eine hervorragende Möglichkeit, sich zu akklimatisieren, einen Überblick über die markantesten Gipfel der Cordillera Blanca und gleichzeitig einen Einblick in die Lebensweise der Indios auf dem Land zu bekommen, ist ein Ausflug in die Cordillera Negra. Mit dem Bus oder Auto kann man sich direkt von Huaraz auf der geschotterten Piste Richtung Casma hinauffahren lassen. Man kann auch Mountainbikes ausleihen und aus eigener Kraft hinaufstrampeln. Das dürfte allerdings etwas mühsam sein, wenn man noch nicht gut angepasst ist. Der besseren Höhenanpassung wegen sollte man auf jeden Fall noch weiter hinaufsteigen, auf Wegen und Pfaden, die die Einzelgehöfte und kleinen Weiler miteinander verbinden. Von fast überall sieht man im Talkessel Huaraz liegen und darüber die bizarren Eisgipfel der Blanca in den Himmel ragen: Huantsan, Palcaraju, Nevado de Copa, Hualcan, Huascarán und wie sie alle heißen – alles imposante Sechstausender. Auf dem Spaziergang wie auch später auf den Trekkingtouren in der Blanca kommt man immer wieder an den erdbraunen, stroh- oder mit rotgebrannten Hohlziegeln gedeckten Gehöften der Indios vorbei. Sie sind meist aus Adobe-Steinen gebaut – luftgetrockneten Lehmziegeln –, haben einen Innenhof, der von einer Adobe-Mauer umgeben ist, auf der als natürlicher Schutz meist auch noch die verschiedensten Stachel-Kakteen wachsen. Die Anwesen passen sich perfekt in die Landschaft ein, sind umgeben von gepflegten Kartoffel- und Getreidefeldern und Wiesen, auf denen Schafe und Ziegen, kleine Kühe und einige wenige Pferde oder Mulis weiden – Eindrücke, wie sie unserem idealisierten Südamerika-Bild entsprechen. Die Bauern betreiben Subsistenzwirtschaft, sind also Selbstversorger. Sie produzieren heute noch das zum Leben Notwendige selbst und verkaufen die Überschüsse auf dem Markt. Ich frage mich oft, was diese Bauern dazu bewegt, ihre scheinbare Unabhängigkeit aufzugeben, ihren Grundbesitz zu verkaufen und in die bittere Armut der Großstadtslums zu ziehen. Gut, dass sie an der großartigen Landschaft und dem überragenden Panorama nicht mehr interessiert sind, kann ich ja verstehen. Das zählt wohl nur für zivilisationsmüde Romantiker wie uns. Aber da hinunter in die nebelverhangene Wüste gehen? Wir unterschätzen, glaube ich, die enorm starken Push-Faktoren, die die Menschen in die großen Zentren drängen, wie tägliche körperlich harte Arbeit, Kinderreichtum sowie die oft hohe Verschuldung und der daraus erwachsende Druck bei den Großgrundbesitzern. Auf der anderen Seite ziehen die Städte, vor allem die Hauptstadt Lima, die zumeist wenig gebildeten Landbewohner mit den sogenannten Pull-Faktoren geradezu magisch an, die zudem durch das Fernsehen immer stärker vorgegaukelt werden: wirtschaftliche Unabhängigkeit durch einen geregelten Beruf, Reichtum und Sicherheit im Alter, Erfüllung von materiellen Wünschen. Aber wo enden die meisten dann wirklich? In den jämmerlichen Armenvierteln, in tristester Umgebung, in Holz- und Wellblechhütten ohne Strom-, Wasserver- und -entsorgung und vor allem ohne jegliche Sicherheit und Perspektiven. Das nennt man wohl den Teufelskreis der Armut, der so schlimm ist, dass wir uns das überhaupt nicht vorstellen können!



Fährt man von Huaraz das Santa-Tal aufwärts Richtung Lima zurück, biegt man einige Kilometer nach Caraz in eine Schotterstraße nach Osten ab und gelangt nach 13 Kilometern an den Eingang des Huascarán-Nationalparks. Vorbei an heißen Quellen und blubbernden Fumarolen kommt man in das Hochtal, wo die Riesenkerzen nicht zu übersehen sind. Dass sich in einer Klimazone und Höhenstufe, in der sich Pflanzen normalerweise ganz an den Boden ducken, solche Ungetüme entwickeln konnten, ist schon sehr beeindruckend. Steht man neben ihnen, kommt man sich richtig klein und mickrig vor. Und vielleicht hat man sogar das Glück, die ein oder andere Pflanze im blühenden Zustand zu erleben, mit ihren unzählig vielen rötlich-weißen Blüten. Doch auch die unweigerlich dem Tod geweihten

In den abseits gelegenen Armenvierteln leben Menschen in einer Welt ohne Perspektive und Zukunft.
Foto: Rupert Wagner

Das fruchtbare Tal von Huaraz, in der Ferne glänzen die Eisbastionen des Huascarán.
Foto: Jürgen Winkler



Riesenpflanzen und archäologische Schätze

Der Besuch der eindrucksvollen Puya Raimondii und die Weiterfahrt zur Ausgrabungsstätte von Chavin de Huantar ist einen Ausflug von Huaraz aus wert. Die Puya, eine eigenartige Riesenpflanze, die zur Familie der Ananasgewächse gehört, weist eine bis zu vier Meter hohe Rosette mit schmalen gezähnten Blättern auf und treibt einmal in ihrem Leben – nach 100 bis 200 Jahren – einen bis zehn Meter hohen Blütenstand mit Tausenden (man spricht von 5000!) weißen kleinen Blüten aus. Früher ist sie im andinen Südamerika auf einer Höhenstufe um die 4000 Meter häufiger vorgekommen. Heute dagegen ist sie recht selten zu finden – sie steht unter strengem Schutz.



In Chavin de Huantar starren uns die Raubtierfratzen einer uralten indianischen Kultur an.
Foto: Jürgen Winkler

Trockenständer sind höchst eindrucksvolle Gewächse, wie sie vor den vergletscherten Gipfeln ihre mahnenden Finger in den blauen Andenhimmel recken. Da versteht man schon, warum die Pflanze für die einheimische Bevölkerung einmal eine mystische Bedeutung hatte.

Folgt man der Straßenpiste weiter über den 4510 Meter hohen Kahuish-Pass, gelangt man nach einer wilden Abfahrt hinunter in den Ort Chavin de Huantar, ein kleines Kaff, in dem die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Hier aber befindet sich eine der ältesten und wichtigsten Ausgrabungsstätten des gesamten Kontinents. In einer Höhe von 3150 Metern am Ostabhang der Kordilleren lag einmal die Hauptstadt der Chavin-Kultur. Wie die Archäologen heute meinen, die älteste Hochkultur und die Mutter aller nachfolgenden Kulturen des andinen Südamerika. Man schätzt das Alter der perfekt ausgeführten Steinbauten, der unterirdischen Grüfte und Reliefs mit Raubtierfratzen auf 3000 bis 5000 Jahre. Da die Anfahrt für einen Tag recht mühsam ist, finden noch nicht allzu viele Touristen den Weg hierher. Allein der landschaftlichen Eindrücke wegen ist der Besuch jedoch unbedingt zu empfehlen. Und vielleicht darf man sich dann auch noch – so wie wir auf der Rückfahrt über den Kahuish-Pass – zu den Glücklichen zählen und einer großen Herde von Lamas und Alpakas begegnen. Das Symboltier der Anden



schlechthin wird nämlich in seinen Heimatländern zunehmend zur Rarität, weil der Nahrungskonkurrent Schaf wirtschaftlich gesehen viel lukrativer ist. Schafe können zweimal im Jahr Junge bekommen, sind robuster gegen Krankheiten und weniger anspruchsvoll beim Futter. Zudem geben sie für den Menschen genießbare Milch und können zweimal im Jahr geschoren werden. Hinzu kommt, dass im Zeitalter der maschinellen Massentextilproduktion die Qualität der Wolle keine so große Rolle mehr spielt. Also müssen wir in Zukunft wieder eines der liebgewonnenen Andenklischees ad acta legen.

Zum Llanganuco-See

Zwei weitere mit dem Jeep oder vielleicht sogar dem Bike erreichbare Ausflugsziele bieten sich an. Da wären zum einen die acht Kilometer oberhalb von Huaraz liegenden Ruinen von Wilcahuain. Zwei wenig erforschte, von Steinmauern umgebene Baukomplexe, die vermutlich noch in vorinkaischen Zeiten entstanden und heute eingebettet sind in eine fruchtbare und harmonische Kulturlandschaft im traditionellen Erscheinungsbild. Zum anderen kann man die Fahrt in den nördlichen Teil des Huascarán-Nationalparks zum bekannten Llanganuco-See und dem 4750 Meter hohen gleichnamigen Pass unternehmen. Von einer Straßen-Abzweigung des Santa-Tales in Richtung Oriente, dem Urwald am Ostabhang der Kordilleren, gelangt man nach Eintritt in den Nationalpark in das von Gletschern ausgehobelte Trogtal zwischen Huascarán und Huandoy. Der LIanganuco-See liegt türkisblau zwischen schwarzen, senkrechten Felswänden. Einen besseren Überblick erhält man, wenn man der Straße am zweiten See vorbei bis hinauf zum Pass folgt. Von hier genießt man einen einzigartigen Ausblick auf die vereisten Wände des Huandoy (6359 m) und des



Alpakas, die Charaktertiere der Anden, werden immer seltener, weil Schafe billiger zu halten sind.
Foto: Rupert Wagner

Zwischen steilen Felsmauern schimmert das türkisfarbene Wasser des Lago Llanganuco.
Foto: Jürgen Winkler



Die Blüte der Puya Raimondii ist ein Jahrhundertereignis. Einmal in ihrem Leben treibt dieses Ananasgewächs nach etwa 100 bis 200 Jahren einen bis zu zehn Meter hohen Blütenstand aus. Die immer seltener anzutreffende Pflanze steht unter strengem Schutz.
Foto: Rupert Wagner

Chacraraju (6112 m), auf die Ostflanke des Huascarán (6768 m) und die weiße Pyramide des Chopicalqui (6354 m). Da wir aber aktive Bergsteiger und Trekker sind, wollen wir uns unsere Aussichtspunkte nach Möglichkeit selbst erarbeiten. So bietet sich, vielleicht als letzter Test vor der großen Trekkingtour, die Wanderung zum schönen Lago Churup an. Von Huaraz fährt man auf wilder Schotterpiste etwa eineinhalb Stunden bis Pitec auf ca. 3800 Metern. Von da geht es zu Fuß weiter aufwärts, auf gutem Pfad entlang einer Seitenmoräne. Man quert in ein ehemaliges Gletschertal mit einem kleinen Quenuawäldchen, bizarren Baumgestalten mit stark gewundenen zimtbraunen Ästen, und steigt zum Schluss über eine Steilstufe in leichter Kletterei – hier ist für Ungeübte im Abstieg ein Fixseil hilfreich – zum 4400 Meter hoch gelegenen See hinauf. Dieser liegt einsam und herrlich eingebettet zwischen großen Gletscherschliffplatten vor der Kulisse eines wilden Eisberges im Hintergrund. Sollte man auch diese Tour konditionell problemlos und ohne Kopfschmerzen gemeistert haben, ist man gut gerüstet für die kommende Trekkingtour. Es kann endlich losgehen!

Der Lago Churup ist ein beliebtes Ausflugsziel für Trekkingaspiranten. Im Hintergrund der Nevado Santa Cruz (6259 m).
Foto: Jürgen Winkler



Ein Paradies für Bergsteiger

Es gibt in der Cordillera Blanca, dem größten und am stärksten vergletscherten Hochgebirge in den Tropen, unzählig viele Möglichkeiten, sich bergsteigerisch zu betätigen. Von mehrtägigen Wanderungen in die Täler hinein und zu einsamen Gletscherseen hinauf bis hin zu einige Wochen dauernden Trekkingtouren über hohe Pässe, verbunden mit der Besteigung von leichteren Aussichtgipfeln knapp unter oder über der 5000-Meter-Marke oder sogar eines schwereren Sechstausenders mit einem oder gar zwei Hochlagern reicht die Palette.

Da im Rahmen dieser Übersicht beim besten Willen nicht alle Touren und Gipfelmöglichkeiten vorgestellt werden können, werde ich mich auf eine Auswahl beschränken, die sich in den letzten Jahren unter Akklimatisationsgesichtspunkten und wegen der schönen Aussichten bewährt hat. Es bleibt aber jedem selbst überlassen, sich seine Rundtour oder sein Gipfelziel frei auszuwählen, zu planen, zu organisieren und letztendlich durchzuführen. Wenn es gelingt, bietet ein solches Unternehmen ein großes (Erfolgs-)Erlebnis und somit auch einen entsprechend hohen Erinnerungswert. Bergsteiger sollen sich ja nicht nur durch ausgeprägte Individualität, sondern auch durch ein hohes Maß an Kreativität auszeichnen!

Zwischen Huaraz und Cachapampa

Die meisten Trekkingtouren in der Cordillera Blanca beginnen in einem der Seitentäler des unteren Santa-Tales. Eines frühen Morgens also verlässt man Huaraz Richtung Norden und kommt schon bald zu einem Aussichtspunkt, der von einer bunten Madonnenfigur beschützt wird. Von hier zeigt sich der massige Huascarán in seiner ganzen Wucht, daneben erhebt sich der Nevado de Copa ebenfalls schon recht eindrucksvoll über dem fruchtbaren Kulturland. Ihm wollen wir zum Abschluss der achttägigen Trekkingtour „Rund um den Huascarán" aufs scheinbar flache Haupt steigen. Die Fahrt geht entlang des Rio Santa talwärts. Nach der Ortschaft Carhuaz



Über der Gedenkstätte der verschütteten Stadt Yungay erinnert der mächtige Nevado Huascarán (6768 m) mit seinen Eisbastionen daran, dass die Menschen nach wie vor den Urgewalten der Bergnatur ausgeliefert sind.
Foto: Rupert Wagner

kommen wir zum neu aufgebauten Yungay und besuchen die Gedenkstätte für die alte, völlig verschüttete Stadt. Auf einem Hügel steht mahnend mit ausgebreiteten Armen eine Christusfigur und schaut zum alles überragenden Doppelgipfel des Huascarán hinauf. Von ihm kam bei dem Erdbeben 1970 das alles vernichtende Unheil. Als die pazifische Nazca-Platte mal wieder einen kleinen Ruckler machte, hatte das in den weißen Bergen Perus ein starkes Beben mit katastrophalen Auswirkungen zur Folge. Der Ort Huaraz und viele andere Dörfer rundherum wurden in Schutt und Asche gelegt. Am Nordgipfel des Huascarán hatte sich ein riesiges Eisschild gelöst, das in einen darunter liegenden Gletschersee stürzte. Eine verheerende Eis- und Schlammlawine begrub den Ort Yungay, der vermeintlich sicher hinter einem 200 Meter hohen Moränenzug lag, vollständig. Die Bewohner hatten nicht den Hauch einer Chance. Kaum einer überlebte. Allein hier starben 20 000 Personen.

Yungay wurde mit internationaler Hilfe in zwei Kilometern Entfernung wieder aufgebaut. Über den Platz der Katastrophe ist heute buchstäblich wieder Gras gewachsen. Rote Rosen blühen auf einigen Mauerresten, die alte Plaza wurde freigelegt, die Fassade der kolonialen Kirche wieder errichtet. Davor steht ein Altar mit schlichtem Holzkreuz, der daran erinnern soll, dass wir Menschen den Naturgewalten auch heute hilflos gegenüber stehen und andere Mächte die Geschicke der Naturabläufe bestimmen. In Caraz, einem kleinen Städtchen mit typisch spanisch-kolonialer Bauweise, machen wir einen Lunch- und Fotostopp. Wir sitzen auf den bunten Bänken der hübschen Plaza, umgeben von Blumenbeeten. An der Stirnseite die mächtige Kirche mit ihrer attraktiven Fassade. Durch die Wedel der Palmen, die den Platz umstehen, schaut der imposante Sechstausender Huandoy zu uns herab. Eisbedeckte Gipfel in den Tropen, welch ein Kontrast! Auf dem lebhaften Mercado und in der riesigen Markthalle werden die letzten frischen Lebensmittel eingekauft. Dann geht die Fahrt weiter zum Ausgangspunkt des Trekkings in Cachapampa (2920 m), vorbei an landwirtschaftlichen Genossenschaften und Entwicklungshilfeprojekten, die alle einen sehr gepflegten Eindruck machen. Wenn die Entwicklungshelfer auch noch Bergsteiger sind, ist das hier wahrlich ein Traumland für sie!



Eine Trekkingpartie wandert durch das Quebrada Santa Cruz zum Lago Ichicocha. Im Hintergrund reckt sich der Nevado Taulliraju (5830 m) mit seinen abweisenden Steilwänden.
Fotos: Rupert Wagner

Rund um den Huascarán

Am nächsten Morgen geht es früh los. Die Quebrada Santa Cruz aufwärts. Entlang des gluckernden Wildflusses steigen wir durch das tief ausgehobelte eiszeitliche Trogtal. Ganz gemächlich, vorbei an blauen Lupinensträuchern und gelben Trockenblumenbüschen, mit vielen Stopps zum Schauen und Fotografieren. Nur nicht hetzen, um die Akklimatisation nicht zu gefährden. Wir haben ja den ganzen Tag Zeit. Die drei Arrieros werden uns mit unserem Gepäck, verteilt auf 18 Eselchen, irgendwann überholen. Und wenn wir am Nachmittag am schilfbestandenen Ichicocha (Cocha =See) eintreffen, werden unsere Zelte schon aufgebaut sein und es wird bald Tee mit süßem Gebäck, mit Knoblauch und Zwiebeln angemachte Avocadocreme und dazu Kräcker geben. Dann beginnt die schönste Zeit des Tages, die Stunden bis zum Abendessen im Messezelt. Zeit, um sich in Ruhe am Bach zu waschen, zu lesen, spazieren zu gehen und zu fotografieren oder einfach nur zu dösen und seinen Gedanken nachzuhängen. Das Schöne am organisierten Trekking ist ja, dass man sich um fast gar nichts kümmern muss. Nur Schauen und Staunen, Essen und Schlafen muss man noch selbst! Das wird einem Gott sei Dank noch nicht abgenommen.

Wir gehen weiter talaufwärts zur Hochalm Taullipampa auf 4100 Meter. Hier wächst nur noch das harte Ichu-Gras der andinen Puna-Höhenstufe. Die Einheimischen zünden es häufig an, damit die anspruchslosen Schafe und Kühe das frisch nachwachsende Gras abfressen können. Diese Methode fördert an steileren Hängen natürlich enorm die Erosion. Zwischen einzelnen Steinen flitzen ab und zu kleine graue Nager herum, Vizcachas, Pfeifhasen, die von den Indios gerne gefangen und verspeist werden. Über der Hochfläche erhebt sich stolz der markante Taulliraju (5830 m) mit seinen Riffelfirngraten in den letzten Strahlen der Abendsonne. Jeder von uns hat heute Abend probehalber seinen Sitzgurt angezogen und das Gehen am fixen Seil im Auf- und Abstieg geübt, denn morgen wollen wir auf unseren ersten Aussichtsgipfel steigen. Der Nevado Sentillo ist mit 5100 Metern zwar nur ein Kleiner in der eisstrotzenden Runde, aber es sind doch 1000 Höhenmeter bis zu seinem firnbedeckten Gipfel, dazwischen wegloses Gelände über Bänder und um Abbrüche herum, über ein steiles Schneefeld und zum Schluss sogar noch am Fixseil durch einen Felsaufschwung. Dafür hat man von oben den großartigsten Überblick, den man sich vorstellen kann. Auch der Wettergott ist uns – im Gegensatz zu gestern – heute gnädig gesinnt und so haben wir unter anderem den ersten Ausblick auf einen der schönsten Berge im weiten Umkreis, den Alpamayo. Seine Südseite ist zwar nicht die berühmte Schokoladenseite, aber

trotzdem außerordentlich attraktiv und einige Fotos wert. Entsprechend euphorisch und gut gelaunt steigen wir wieder Richtung Camp ab, als kurz vor Erreichen des Talweges der mit 66 Jahren älteste Teilnehmer Wolfgang plötzlich auf einem nassen Grasbüschel ausrutscht, umknickt und sich überschlägt. Er hat sich Schürfwunden zugezogen und kann nicht mehr auf seinem Fuß auftreten. Gebrochen? Bänderdehnung oder Bänderriss? Wir können es vor Ort nicht beurteilen und einer muss im Camp ein Pferd holen, um ihn sicher hinunterzubringen. Nach einer schmerzhaften Nacht stellt sich die Frage: Soll Wolfgang allein auf dem Pferderücken mit einem Arriero zwei Tage zur Straße in die Zivilisation zurück oder mit uns über den 4750 Meter hohen Pass Punta Union in zweieinhalb Tagen zur Straße, die am Llanganuco-See vorbei ebenfalls zurück nach Huaraz ins Hospital führt? Wir entscheiden uns für Letzteres, auch wenn es für den Verletzten etwas mühsamer ist. Aber so bleibt er wenigstens in der Gesellschaft der Gruppe.

Auch wenn sich die Verletzung im Nachhinein „nur" als Bänderdehnung herausstellte, war für Wolfgang die lange ersehnte Tour mit dem Sturz zu Ende. Uns allen wird wieder einmal klar, dass gerade auf Trekkingtouren in abgelegenen Gebirgsregionen immer besondere Vorsicht und Konzentration angesagt ist. Die bergsteigerischen Anforderungen



„Auf dem Rücken der Pferde liegt das Glück dieser Erde": Die Trekkingveranstalter kommen nicht ohne die vierbeinigen Helfer aus.

sind meist nicht schwieriger als in den Alpen, man ist hier aber viel exponierter, Bergung von außen häufig nicht möglich, so dass schon ein kleiner Fehltritt fatale Folgen haben kann. Deshalb erscheint es mir sehr sinnvoll, sich bei solchen Unternehmungen einer seriösen und professionellen Trekkingagentur anzuvertrauen, wenn man selbst nicht über die entsprechende Erfahrung verfügt. Ist man mit einem renommierten Veranstalter unterwegs, kann man sich nicht nur auf das Know-how des ausgebildeten Führers verlassen, es wird auch eine große Medizinkiste für alle Eventualitäten und ein Certec-Bag für die



Nevado Alpamayo (5947 m), der schönste Berg der Welt, mit seiner weniger bekannten Südseite.



Die Ortschaft Colcabamba (3300 m) mit dem Nevado Contrahierbas im Hintergrund. Ein Andendorf wie aus dem Bilderbuch.
Foto: Jürgen Winkler

verschiedenen Formen massiver Höhenproblematik wie Höhenlungen- oder -hirnödem, mitgeführt, was man sich als individueller Trekker praktisch nicht leisten kann. Bei mehrtägigen Touren in außeralpinen Hochgebirgen ohne jegliche Infrastruktur wie Hütten, Straßen oder ein funktionierendes Notfall-Meldesystem muss man also schon im Voraus nicht nur die Fragen des Transports, der Logistik und der Orientierung klären, sondern sich auch über die Sicherheit Gedanken machen.

Aussichtsterrasse auf 4500 Metern

Nach einem wolkig-windigen Übergang über den Pass Punta Union steigen wir steil ins Quebrada Huaripampa ab. Für Wolfgang ist dies sehr mühsam, da er den dick geschwollenen Fuß bergauf und bergab im Steigbügel halten muss. Vorbei an mehreren Seen nimmt die Vegetation immer mehr zu. Dann

Das Ulta-Tal mit seiner artenreichen Vegetation. Hinten die Nevados Ulta.
Foto: Rupert Wagner



steht das Camp wieder auf einer grünen Wiese, umgeben von blühenden Büschen und skurrilen Bäumen.

Der nächste Wandertag wird ein Traumtag. Wir verabschieden Wolfgang, der zu Pferd von einem Begleiter zum Bus und damit in ärztliche Fürsorge gebracht wird. Bei Sonnenschein steigen wir weiter ab, talwärts durch eine herrliche Andenlandschaft, nun schon wieder in sauerstoffreicheren Gefilden deutlich unter 4000 Meter. Durch kleine Quenuawäldchen, über Wiesen mit mäandernden Bächen, vorbei an belebten Gehöften und durch üppige Kulturlandschaft mit den bizarrsten Bergen im Hintergrund zum Hauptort der Region, Colcabamba auf 3300 Metern. Ein Andendorf wie aus dem Bilderbuch. An einem sonnigen Hang schmiegen sich die Häuser aus Adobe-Steinen mit ihren roten Ziegeldächern eng aneinander, in der Mitte die Plaza mit Kirche und windschiefem Kirchturm. Unterhalb des Ortes abgeerntete Maisfelder und Kartoffeläckerchen, darauf weidende Kühe und Pferde im Kleinformat, davor der lebendige Fluss – ein Idyll aus der Zeit unserer Kindheitsträume! Die Kinder – und es sind ganz schön viele – kommen uns schreiend entgegengelaufen und betteln um Bonbons und Kaugummi. Einige Erwachsene stehen in den Hauseingängen, schauen etwas unsicher, begrüßen uns aber freundlich. In einer einfachen Kneipe gibt es Cola und Bier – das erste seit Trekkingbeginn. Zwei Tage später steht das Camp auf einer Aussichtsterrasse auf fast 4500 Meter, dem höchsten Übernachtungsplatz der Runde. Wir sitzen vor den Zelten und schauen staunend hinüber auf den wilden Hängegletscher des Sechstausenders Nevado Contrahierbas. Immer wieder kracht es gewaltig und aus den imposanten Seraczonen lösen sich hausgroße Stücke, die teilweise über die Gletscherschliffplatten bis in die Lagunas von Ichik Ulta weit unter uns hinunterrauschen. Gut, dass wir hier auf der gegenüberliegenden Talseite so sicher sitzen.

Der Yanajacu-Pass (4800 m) hat Montblanc-Höhe und wird über Schotterhänge und Bänder auf schmalem Pfad erreicht. Das ist auch für die Eselchen etwas heikel. Plötzlich öffnet sich uns ein ganz neuer Blick. Wir lassen die Gletscher des Contrahierbas links liegen und wenden uns der eindruckvollen Pyramide des Chopicalqui zu. Steil geht es hinunter zu einer fotogenen Lagune und dann – immer die Spitzen der Ulta-Gipfel im Visier – in das üppig blühende Ulta-Tal hinab. Zum Abschluss werden wir noch einmal mit einer berauschenden Blumenpracht



verwöhnt. Durch die gekrümmten, flechtenbehangenen Äste der Quenuas schimmern die vereisten Bergspitzen hindurch, während wir dem sich durch die Wiese schlängelnden Pfad über gluckernde Bäche hinweg folgen. An der Piste wartet bereits der vorbestellte Bus, der uns – nach der Verabschiedung von unseren Indiobegleitern, die heute noch mit ihren Tieren nach Colcabamba zurückgehen! – zügig nach Carhuaz hinunterbringt. Völlig ungewohnt sind der Trubel, der Autolärm und das hektische Treiben der Stadt. Wir sind noch gar nicht auf Zivilisation eingestellt und fahren bald wieder weiter, denn es steht noch der Höhepunkt unserer Andenreise bevor. Gut akklimatisiert wollen wir dem 6188 Meter hohen Nevado de Copa aufs Haupt steigen.

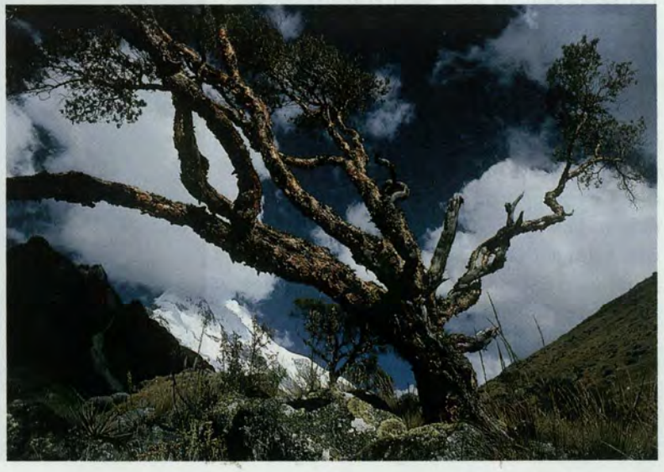
Auf den Nevado de Copa

Von Carhuaz zweigt eine Straße ab zu den warmen Quellen von Banjos de Chancos. Auf verwegener Piste fahren wir zum Camp im neu aufgeforsteten Eukalyptushain. Der Aufstieg zum Copa-Basislager erfolgt über einen steilen sonnenbeschienenen Hang und entlang einer riesigen Moräne bis zum kleinen Gletschersee auf 4630 Meter. Die einheimischen Hilfsbergführer Ephraim und Ubaldo waren heute bereits am Gipfel und haben Fixseile in der steilen Rinne angebracht sowie eine Spur im frischen Neuschnee Richtung Gipfel getreten. Für uns ist ihre enorme Leistung kaum nachzuvollziehen.

Aufstieg zum Nevado de Copa.
Foto: Jürgen Winkler

Am nächsten Tag steigen wir mit schweren Rucksäcken im Blockwerk zum Beginn der Firnrinne und hangeln uns dann mit dem Arme-Leute-Jümar (Kurzprusik) und laufenden Karabinern das bis ca.

Quenuabäume wachsen auf Montblanc-Höhe.
Foto: Jürgen Winkler





Das Hochlager am Nevado de Copa in über 5000 Meter Höhe: Sobald die Sonne verschwindet, herrscht eisige Kälte.
Fotos: Rupert Wagner

50 Grad steile Firnfeld hinauf – für einige von uns ein neues Bergsteigererlebnis. Das Hochlager steht in einer Gletschermulde auf 5280 Metern. Ist es am Nachmittag in den Kuppelzelten noch brütend heiß, wird es sofort eiskalt, als die Sonne sich mit einem warmen Lächeln verabschiedet. Der morgige Tag verspricht schön zu werden. Mit einem Drei-Gänge-Menü gefriergetrockneter Nahrung im Bauch legen wir uns für ein paar Stunden aufs Ohr. Richtig schlafen kann der Höhe und der Anspannung wegen sowieso kaum jemand, höchstens unsere drei Begleiter, aus deren Zelt lautes Schnarchen tönt. Für sie scheint das hier alles ganz normal zu sein.

Als die ersten Sonnenstrahlen den gegenüberliegenden Huascarán in rotgoldenes Licht tauchen, sind wir schon einige Stunden unterwegs. Angeseilt wegen der großen Spalten, mit Steigeisen und Eispickel bewaffnet, weil die Aufschwünge nun doch viel steiler sind als vom Aussichtspunkt bei der Madonnenfigur unten angenommen. Die Luft ist dünn und es geht sich sehr, sehr mühsam. Brachte in der Dunkelheit das Lichtermeer von Huaraz im Santa-Tal etwas Ablenkung, ist es jetzt die großartige Kulisse rundum, die fasziniert. Irgendwann geht es nicht mehr weiter aufwärts. Wir stehen auf der flachen Gipfelkuppe und sind zuerst einmal nur froh, nicht mehr weitersteigen zu müssen. Rechterhand erhebt sich noch ein bizarr überwächteter zwanzig Meter hoher Eisturm, der mit unseren Mitteln nicht zu besteigen ist und – weil viel zu gefährlich – es wohl auch nie sein wird. Für die meisten ist heute ein lang gehegter Traum in Erfüllung gegangen. So lassen wir uns nach freudigen Umarmungen und wilder Fotosession einfach auf unsere Rucksäcke fallen und bestaunen die Welt um uns. Gegenüber der gesamte Höhenzug der Cordillera Negra, unter uns das langgestreckte Santa-Tal, rechts und links alles, was in der Blanca Rang und Namen hat. Dann, nach Stunden konzentrierten und langwierigen Abstiegs, wanken wir wieder ins Basislager, wo uns die zurückgebliebenen vier Frauen und die Küchencrew herzlich begrüßen und beglückwünschen.

Einige Gruppenmitglieder, die sich die Besteigung des Copa nicht zugetraut hatten, waren mit dem jungen Hisao auf dem leichten vergletscherten Copa Chico. Auf 5320 Meter standen auch sie deutlich höher als das in den Alpen möglich ist. So sind sie ebenfalls noch ganz erfüllt von ihrem Bergerlebnis und entsprechend happy. An den Ruinen von Wilcahuain beschließt ein üppiges Pachamanca-Festmahl, im Erdofen gegartes Fleisch mit Kartoffeln und Gemüse, und dazu ein oder zwei Fläschchen Bier in geselliger Runde unser tolles Abenteuer in den Anden Perus.

Beim Auf- und Abstieg zum Nevado de Copa durchqueren die Bergsteiger eine bizarre Welt von Firnskulpturen.



Zum schönsten Berg der Erde

Bei der zweiten großen Trekkingtour „Rund um Alpamayo und Huascarán" steht – wenigstens in der ersten Woche – eindeutig der häufig als schönster Berg der Erde bezeichnete Alpamayo im Mittelpunkt. Nach der Anfahrt durch das Santa-Tal startet man bei Hualcallan auf 3120 Metern. Beim Aufstieg in den nächsten Tagen muss man sich unbedingt viel Zeit lassen, weil der Höhenaufschwung und die Schlafhöhen doch recht beachtlich sind. Wichtig ist es, in sich hineinhören, auf die Symptome der Höhe zu achten und die Warnsignale des Körpers wie



Ein atemberaubendes Naturschauspiel: der Sonnenaufgang über dem doppelgipfligen Massiv des Huascarán (6768 m). Der höchste Berg der Cordillera Blanca erscheint zum Greifen nahe.

Kopfschmerz, Übel-, Appetit- und Schlaflosigkeit nicht in den Wind zu schlagen. Was man jetzt an Höhenanpassung verpfuscht, kann man später nicht mehr aufholen! Nach einigen Tagen ist man dann so gut angepasst, dass man die großartige Landschaft voll in sich aufnehmen kann. Beispielsweise den herrlich blaugrünen Cullicocha-See, umgeben von abgeschmirgelten Gletscherschliffplatten und überragt von den Eisgipfeln der Santa Cruz-Gruppe. Wir überqueren zwei weitere Pässe, steigen in das Alpamayo-Tal hinab, biegen um eine Geländekante – und da steht er dann wirklich, bizarr vergletschert und unnahbar. Die völlig weiße, spitze Pyramide des 5947 Meter hohen Alpamayo reckt sich fast unwirklich in den tiefblauen Himmel. Die Fotoapparate klicken ununterbrochen, die Videokameras surren. Wir können uns kaum satt sehen. Auch vom Camp im Talboden bestaunen wir den Traumberg bis in die späte Dämmerung hinein.

Am nächsten Tag nähern wir uns ihm noch ein ganzes Stück weiter: Hinauf auf eine markante Moräne, dann hoch ins Basecamp in einem Seitental und noch ein Stück weiter, bis zum Steinmann auf einem kleinen Aussichtsgipfel in 4830 Metern Höhe. Da sitzen wir dann stumm und dankbar und jeder hängt seinen persönlichen Gedanken nach. Bergsteigerträume werden wahr. Die weiteren Tage sind erfüllt von vielfältigen Erlebnissen und Eindrücken. Täglich überschreiten wir einen weiteren Pass in ein neues Tal mit immer wieder überraschenden Ausblicken auf den Alpamayo und die umliegenden Bergkollegen. Am Abend spiegeln sich die Eisgipfel in den Gletscherseen, an denen wir unser Camp aufgeschlagen haben. Nach neun Trekkingtagen kommen wir wieder in den netten Ort Colcabamba und nach weiteren zwei Etappen über das Lager auf dem Aussichtsbalkon sowie der Überschreitung des Yanajacu-Passes endet die großartige Umrundung wieder an der Piste im Ulta-Tal. Dieses Mal soll nur ein kleiner, aber umso schönerer Aussichtsgipfel unsere Trekkingtour beschießen. Der Checiraju ist zwar nur 5286 Meter hoch, aber ein perfekter Berg. Schon zum Basislager muss man entlang eines Baches und über Wiesen eine Stunde von der Piste aufsteigen. Ins Hochlager geht's dann recht steil und mühsam auf kaum erkennbarem Pfad durch bizarren Bergwald und über abgehobelte Felsplatten zu den Zelten am Gletschersee. Der Gipfelaufstieg, immerhin fast 1000 Höhenmeter, ist fast als klassisch zu bezeichnen. Zuerst stolpern wir durch grobblockiges Moränengelände, dann kraxeln wir mit Seil, Pickel und Steigeisen dem höchsten Punkt entgegen. Vom Gipfel hat man den umfassendsten Überblick, den man sich nur wünschen kann. Man steht direkt dem Huascarán-Südgipfel gegenüber und auch der markante Chopiqualqui ist nicht weit entfernt. Zwei



Die Laguna Cullicocha (4625 m) mit dem Nevado Santa Cruz (6259 m), ein magischer Ort zum Träumen.
Foto: Rupert Wagner

Gipfelziele vielleicht für die Zukunft, die aber schon mindestens eine Kategorie anspruchsvoller sind und den Rahmen einer Trekkingtour sprengen würden. Hier sieht man auch, dass die allgemeine Klimaerwärmung ganze Arbeit verrichtet. Die Gletscher gehen stark zurück, die Steinschlagzonen nehmen zu und die Bedingungen an den ganz hohen Bergen sind gerade hier im tropischen Hochgebirge in den letzten Jahren deutlich schwieriger und gefährlicher geworden. Aber Gipfel wie Huascarán, Huandoy, Chopicalqui, Alpamayo, Toclaraju, Quitaraju und wie sie alle heißen wären schon einmal eine weitere Reise wert. Man wird doch noch träumen dürfen!

Hasta la pronto – bis zum nächsten Mal

Auf der Fahrt nach Huaraz geht mein Blick des öfteren zurück zu den Bergen der Blanca und schweift über die fruchtbare Kulturlandschaft. Ich frage mich, ob es auch für die Einheimischen Sinn macht, wenn wir sie als Bergsteiger besuchen. Haben sie etwas davon, wenn wir sie in egoistischer Weise für uns arbeiten lassen, um unsere Reisesehnsucht und Abenteuerlust ausleben zu können? Stellt unser Kommen nicht auch eine Art Überfremdung für die einfache Landbevölkerung dar? Und schaffen wir durch unser Erscheinungsbild nicht auch Bedürfnisse, die so schnell nicht erfüllt werden können? Fragen über Fragen. Inzwischen bin ich aber zu der Überzeugung gekommen, dass Trekking in Zusammenarbeit mit lokalen kompetenten Partnern und in sozial- und umweltverträglicher Form durchgeführt durchaus Sinn macht. Wir geben einigen Familien so viel Arbeit und Einkommen, dass sie damit übers Jahr kommen. Sie brauchen nicht wegzuziehen und ihre Kinder können vielleicht sogar eine Schul- und Ausbildung abschließen. Trekking kann also in gewisser Weise durchaus die Landflucht verhindern oder zumindest verringern. Und materielle Anreize und Bedürfnisse werden heute in viel massiverer Form täglich durch den Fernseher geweckt, der bereits in jeder Hütte flimmert. Wir können also durchaus mit einem ruhigen Gewissen nach Hause fahren und stolz und zufrieden auf unsere körperliche Leistung und die vielen Erlebnisse sein.

Nach der Trekkingtour mit all ihren Eindrücken sind wir wieder bei Jenny im Hostal Andino angekommen. Der Kreis hat sich geschlossen. Zur Einstimmung auf zu Hause und den Spätsommer in den Schweizer Bergen gibt es Zürcher Geschnetzeltes mit Rösti. Es gäbe noch so viele Trekkingmöglichkeiten und bergsteigerisch attraktive Gipfel hier in den Weißen Bergen Perus. Ich muss einfach bald mal wiederkommen. Adios amigos! Hasta la pronto!

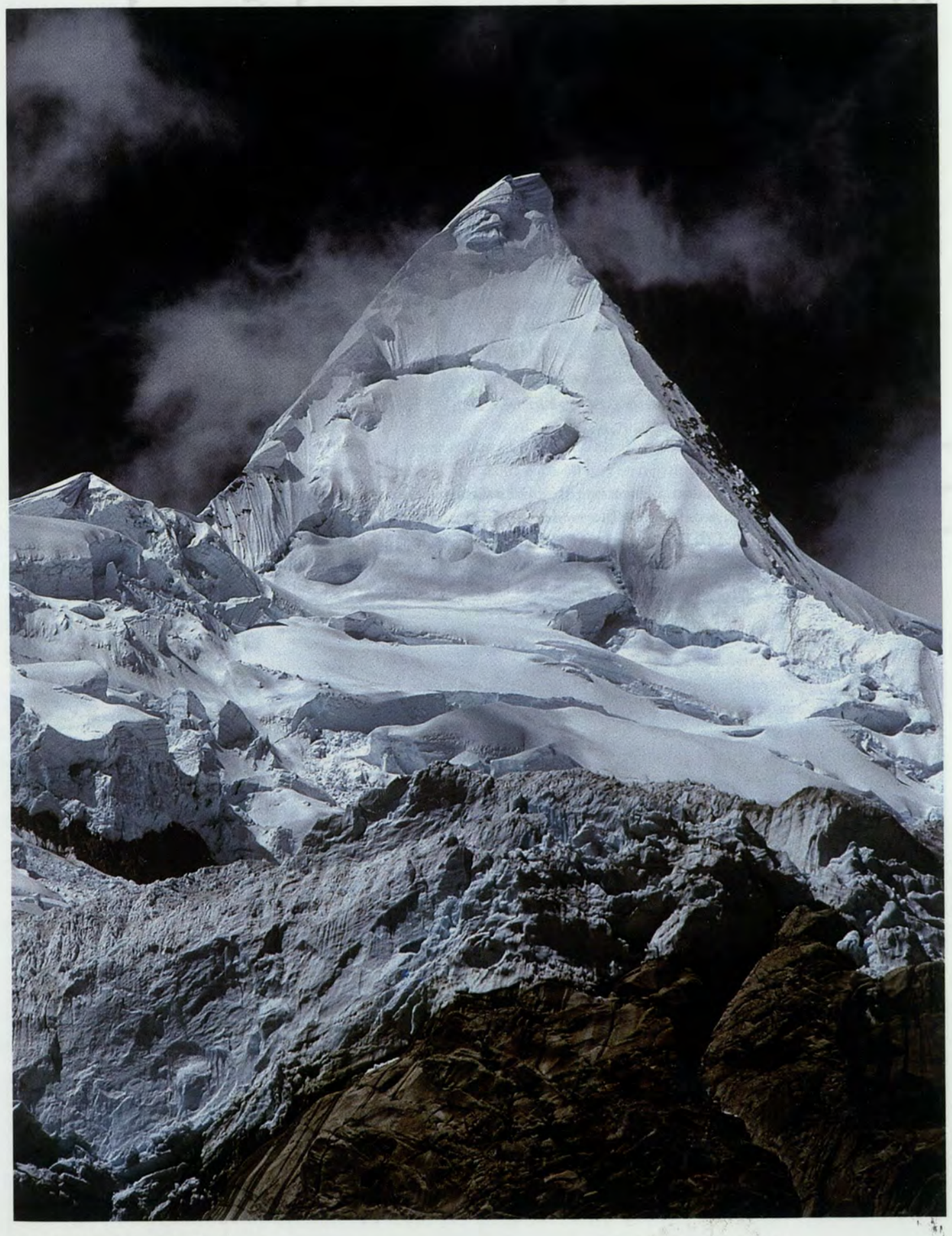
Literatur:

Möller, Gerd: Peru und Bolivien, Reise-Handbuch, DuMont Buchverlag, Köln 1991.

Morrison, Tony: Die Anden, Reihe: Die Wildnisse der Welt, Time-Life Bücher, 1982.

Senft/Katschner: Bergwandern in Südamerika, Von Mexiko bis Feuerland, Leopold Stocker Verlag, Graz-Stuttgart 1981.

Senft, Willi: Die schönsten Trekkingtouren in den Bergen der Welt, Leopold Stocker Verlag, Graz-Stuttgart 1982.



Nevado Alpamayo (5947 m), der schönste Berg der Welt, von seiner vielbewunderten Nordseite. 1957 erstmals von der deutschen Seilschaft Hauser, Huhn, Wiedmann über den Südgrat erstiegen.
Foto: Jürgen Winkler

Sie kamen, sahen – und forschten

Alpenvereinsexpeditionen in Peru

Von ALCIDES AMES

Nachdem der Alpenverein seine Erforschungs- und Erschließungsarbeit in den Alpen weitgehend abgeschlossen hatte, begann er Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Organisation von Auslandsexpeditionen; eine der ersten führte 1913 in die Berge Turkestans. Nach einer langen Unterbrechung wegen des Ersten Weltkriegs und der darauffolgenden Krisenzeit, konnten erst wieder 1928 eine Kundfahrt ins Gebirge von Turkestan und im selben Jahr auch eine Expedition zur Cordillera Real in Bolivien organisiert werden. Danach zählten die Cordilleras Blanca und Huayhuash im westlichen Teil der peruanischen Anden zu den bevorzugten Zielen des Vereins. Die erste große Expedition in diese Region fand 1932 statt. Aufgrund des erfolgreichen Verlaufs dieser Unternehmung wurden in den Jahren 1936, 1939, 1954 und 1964 vier weitere Expeditionen durchgeführt, um die begonnenen wissenschaftlichen Untersuchungen abzuschließen und Landkarten der erkundeten Gebiete zu fertigen. Darüber hinaus gelangen den Alpinisten der Expeditionen zahlreiche Erstbesteigungen von Gipfeln in beiden Gebirgsgruppen.

ERSTE BERICHTE. Die Cordillera Blanca erstreckt sich auf einer Länge von ungefähr 180 Kilometern zwischen 8,30 Grad und 10 Grad südlicher Breite und erreicht ihre größte Höhe mit 6768 Metern am Nevado Huascarán Sur. Es ist das Berggebiet mit der größten Gletscherausdehnung und den höchsten Gipfeln in den Tropen. Als die erste Alpenvereinsexpedition 1932 in die Cordillera Blanca kam, war der Kenntnisstand über dieses Gebirge erstaunlich gering, wenn man bedenkt, wie gut bereits weite Teile des Himalaya erforscht waren. Die ersten Europäer, die die Cordillera Blanca zu Gesicht bekommen hatten, waren die spanischen Eroberer unter Hernando Pizarro gewesen, auf ihrem Weg von Cajamarca nach Pachacamac im Jahr 1533. 1631 beschrieb der Dominikanermönch Fray Juan de Meléndez seine Reise von Huaraz nach Chavin und Huari, schenkte der gebirgigen Umgebung jedoch kaum Beachtung. Im Jahr 1764 ging der Geograf Cosme Bueno in seinem Bericht über die Zerstörung des Dorfes Ancash durch eine Eislawine, die am 6. Januar 1725 vom Nevado Huandoy niedergegangen war, auf die Topografie der Gegend ein. Einige Jahrzehnte später, 1793, veröffentlichte Mariano Millán y Aguirre einen Bericht über das Rio-Santa-Tal, der auch eine Beschreibung der Gebirgskette enthält. Auf ähnliche Weise schilderte Ende des 19. Jahrhunderts der aus Prag stammende Naturforscher Tadeo Haencke die Geografie des Santa-Tales, selbstverständlich unter Einbeziehung der Cordillera Blanca.

Der italienische Geograf Antonio Raimondi war der erste Wissenschaftler, der im Laufe seiner Expeditionen zwischen 1851 und 1869 systematisch die peruanische Landesfläche erforschte. Auf zwei Reisen ins Santa-Tal erkundete er die Cordillera Blanca. Vom deutschen Geografen E.W. Middendorf stammen die ersten Fotos der vergletscherten Gebirgskette sowie die ersten Informationen über die Höhenmessungen einiger bedeutender Gipfel wie Huascarán und Huandoy, die von dem aus England stammenden Ingenieur Hindle durchgeführt worden waren. Wenig später wurde das Gebiet auch von dem Geologen G. Steinmann, dem Geografen W. Sievers sowie dem Botaniker A. Weberbauer aufgesucht. Dennoch beschränkte sich das Wissen über die Cordillera Blanca bis zum ersten Besuch der Alpenvereinsexpeditionen auf die Randzonen und die wichtigsten, mit begehbaren Wegen ausgestatteten Übergänge.



Prof. Dr. Hans Kinzl, (1898 – 1979), *bedeutender, akademischer Lehrer und mehr als 20 Jahre lang mit Führungsaufgaben im Österreichischen Alpenverein betraut.*

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren auch die ersten Bergsteiger in die Cordillera Blanca gekommen, in der Absicht, deren Gipfel zu besteigen, allen voran den Koloss Huascarán. Einer von ihnen war der englische Bergbauingenieur Reginald Enock, der die Cordillera über den Villón-Pass von Huaraz nach Huántar überschreiten wollte. Er machte auch den ersten bekannt gewordenen Versuch, den Nevado Huascarán zu bezwingen, scheiterte aber mit seinem Vorhaben. Jahre später, 1912, erklomm schließlich die aus den USA stammende Volksschullehrerin Annie Peck als erste den Nordgipfel des Huascarán, getrieben vom Ehrgeiz, den Frauen-Höhenrekord zu brechen und in Begleitung von zwei Schweizer Bergführern. Zweifel, ob sie den Gipfel wirklich erreichte, konnten jedoch nie ausgeräumt werden.

Systematisch ans Werk: die erste Expedition des Alpenvereins 1932

Trotz der erwähnten Besuche waren die vergletscherten Gebirge Perus zu Beginn der dreißiger Jahre kaum bekannt und die große Mehrzahl der vielen weit über 6 000 Meter hohen Gipfel war noch unbestiegen. Dann aber initiierte und finanzierte der Alpenverein fünf große Expeditionen in die Cordillera Blanca und die Cordillera Huayhuash. Die erste im Jahr 1932 wurde von Dr. Philip Borchers geleitet und setzte sich aus folgenden Mitgliedern zusammen: P. Borchers, Bergsteiger; Ing. B. Lukas, Kartograf; Dr. H. Hoerlin, Physiker und Bergsteiger; Ing. H. Hein, Kartograf und Bergsteiger; Ing. E. Schneider, Bergsteiger; Dr. W. Bernard, Arzt und Dr. H. Kinzl, Geograf.

Damals gab es noch keine Straße, die das Santa-Tal mit der Küste verband, so dass die Gruppe im Hafen von Casma an Land ging und die Strecke bis Huaraz auf dem Rücken von Mauleseln zurücklegen musste, um dann nach Yungay weiterzureisen, das als Drehscheibe für die Expedition ausgewählt worden war. Man kann sich vorstellen, wie beeindruckt die Expeditionsteilnehmer waren, als sie den Callán-Pass erreichten – den höchsten Punkt der Cordillera



Der Nevado Taulliraju (5830 m) in der nördlichen Cordillera Blanca, oben in einer historischen Aufnahme von 1932, unten ein aktuelles Bild, aufgenommen aus der Quebrada Santa Cruz.
Foto: Jürgen Winkler



Negra – und auf die großartige Szenerie blickten, die sich ihnen von dieser Stelle aus darbot. Immerhin handelt es sich dabei um einen der schönsten Anblicke der Cordillera Blanca. Als Kuriosität am Rande darf nicht unerwähnt bleiben, dass es damals zwar keine Straßenverbindung zwischen dem Santa-Tal und der Küste gab, die wichtigsten Städte dieses Tales aber sehr wohl über eine Straße miteinander verbunden waren. Die Motorfahrzeuge, die hier genutzt wurden, waren zerlegt und mittels Maultieren vom Hafen in Casma bis ins Santa-Tal transportiert worden.

Der Physiker Dr. Hermann Hörlin während der Expedition von 1932 mit seinem Apparat zur Messung von kosmischer Strahlung. Die vermeintliche „Kanone" wurde in einjähriger Vorarbeit am Physikalischen Institut der Technischen Universität Stuttgart entwickelt.
Foto: Zeitschrift DÖAV 1933, S. 25



Während der Monate Mai bis Oktober jenes Jahres konzentrierte sich die Arbeit der Expeditionsgruppe auf die Gegend zwischen dem Gebirgsmassiv des Nevado Champará im Norden und der Quebrada Honda, die etwa in der Mitte der Cordillera Blanca liegt. Die Expeditionsmitglieder teilten sich in mehrere Gruppen auf: Bergsteiger, Wissenschaftler und Kartografen. Der größte alpinistische Erfolg war die Erstbesteigung des Südgipfels des Nevado Huascarán, mit 6768 Meter der höchste Gipfel Perus. Darüber hinaus wurden folgende Berge erstbestiegen: Zwei Gipfel im Champará-Massiv mit 5450 bzw. 5326 Metern Höhe, der Chopicalqui (6350 m), der Nordgipfel des Huandoy (6395 m), der Artesonraju (6025 m), der mittlere Gipfel des Hualcán (5500 m) sowie der Nord- und der Südgipfel des Nevado Copa (6173 m bzw. 6203 m). Am letztgenannten Berg führte der Physiker Dr. Hermann Hoerlin auch mehrere Wochen lang Untersuchungen der kosmischen Strahlung durch.

Zusammen mit den bergsteigerischen Erfolgen ist die von den Topografen geleistete kartografische Arbeit hervorzuheben, die in der terrestrisch-fotogrammetrischen Vermessung des nördlichen Teils der Cordillera Blanca bestand. Dazu mussten sich die Expeditionsteilnehmer mit Mauleseln und zu Fuß zu den höchstgelegenen Punkten der Cordillera bemühen, um von dort aus die notwendigen Aufnahmen für die Erstellung einer Karte zu machen. Bewundernswert die ungeheuere Arbeit des Geografen Dr. Hans Kinzl im Bereich der Ortsnamenkunde des gesamten bereisten Gebietes, wozu sich der Forscher von den Städten und kleineren Ansiedlungen bis in die abgelegensten Täler der Cordillera durchschlagen musste, wo er sich bei den Bewohnern nach dem Namen jedes einzelnen Berggipfels, Tales, Ortes oder Sees erkundigte.

Als Anekdote sei ein aufsehenerregender Artikel erwähnt, der bald nach der Ankunft der Expedition in Yungay von einer Tageszeitung in Lima veröffentlicht wurde. Er berichtet, dass die Expeditionsmitglieder nicht nur mit einer Kanone, sondern darüber hinaus auch mit kleineren Waffen ausgerüstet seien, um gegen die „Wilden" aus Yungay zu kämpfen. Wer auf so irreführende Weise die Zeitungsmacher in der Hauptstadt informiert hatte, musste den Apparat, der Dr. Hoerlin zur Messung der kosmischen Strahlen diente, für eine gefährliche Kanone gehalten haben und mit „kleineren Waffen" waren wahrscheinlich die Eispickel gemeint, die den Expeditionsmitgliedern beim Überqueren der Gletscher und Eisfelder helfen sollten. Ganz im Widerspruch zu dieser alarmierenden Meldung wurden die Teilnehmer der Expedition sowohl von den Behörden in Lima als auch in Yungay freundlich empfangen und bereitwillig unterstützt.

Die zweite Expedition 1936

Die zweite Expedition im Jahre 1936 bestand nur aus drei Personen: Ingenieur E. Schneider als Kartograf, A. Awerzger als Bergsteiger und Dr. H. Kinzl als Geograf und Expeditionsleiter. Von Mai bis September hielten sie sich in den nördlichen Tälern der Cordillera Blanca auf, im Umfeld des Champará und der Massive des Alpamayo, des Quitaraju und des Pucahirca sowie im südlichsten Teil der Cordillera Blanca. Darüber hinaus führten sie die ersten topografischen Vermessungen der Cordillera Huayhuash durch, die im Süden an die Cordillera Blanca angrenzt. Folgende Gipfel wurden damals erstbestiegen: Der Hauptgipfel des Nevado Champará (5749 m), der Champará Chico (5273 m), der Quitaraju (6100 m) und der Pucahirca Sur (6050 m) sowie in der Cordillera Huayhuash der Nevado Siulá (6356 m) sowie der Rasac (6040 m).

Schmerzliche Rückschläge: die dritte Expedition 1939

Die dritte Alpenvereinsexpedition setzte sich zusammen aus den Bergsteigern H. Schweizer, Dr. W. Brecht, Dr. K. Schmid und S. Rohrer, dem Kartografen K. Heckler und dem Geografen Dr. H. Kinzl als Leiter der Expedition. Von Mitte Mai bis August widmeten sie sich der Erforschung des südlichen Teils der Cordillera Blanca, wobei die Erstbesteigungen der folgenden Gipfel verzeichnet werden konnten: Nordgipfel des Nevado Huascarán (6655 m), Nevado Contrahierbas (6036 m), Hauptgipfel des Nevado Hualcán (6125 m), Tocallaraju (6032 m), Palcaraju (6274 m), Nevado Chinhey (6222 m), Ranrapalca (6162 m), der höchste Gipfel des Nevado Santa Cruz (6259 m), Pucaranra (6147 m), Cashan (5723 m) und Carhuac (5110 m).

Das Glück verließ die Expedition jedoch im August 1939 in den Bergen der Provinz Junín, nachdem sich das wissenschaftliche Team zur Cordillera Huaytapallana aufgemacht hatte, um dort seine Erkundung und topografische Vermessungsarbeiten aufzunehmen. Zur selben Zeit war die Bergsteigergruppe – gemeinsam mit in Lima ansässigen Freunden – unterwegs nach Pachacayo, in der Absicht, den 5706 Meter hohen Nevado Tunshu zu bezwingen. Bei diesem Versuch kam es am 29. August 1939 durch eine Eislawine zu einem schweren Unfall, bei dem H. Schweizer, S. Rohrer und J. Diener ihr Leben ließen. Ihre sterblichen Reste ruhen heute, fern der Heimat, im Friedhof von Huancayo. Im Zuge seiner Erkundungen in der südlichen Cordillera Blanca war Dr. Kinzl die Gefahr aufgefallen, die von dem am Ende der Quebrada Cojup-Schlucht liegenden Gletschersee Palcacocha ausging. Der den See speisende Gletscher war im Rückzug begriffen und das Schmelzwasser ließ den Wasserspiegel, gestaut durch eine Moräne, gefährlich ansteigen. Dr. Kinzl war klar, dass ein Bruch des instabilen Dammes unmittelbar bevorstand. Der den See entwässernde Bach fließt in der Mitte der Schlucht durch einen zweiten großen See und weiter mitten durch die Stadt Huaraz. Als Dr. Kinzl dorthin zurückkam, rief er die wichtigsten Behördenvertreter zusammen, um sie von der drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Leider schenkten die Behörden den Warnungen des Wissenschaftlers kaum Aufmerksamkeit. Die notwendigen Vorkehrungen zur Vermeidung einer Katastrophe blieben aus. Und so trat das Unvermeidliche ein: Am Morgen des 13. Dezember 1941 – zwei Jahre nach der Warnung von Dr. Kinzl – lief der Palcacocha-See flutartig über und die austretenden Wassermengen stürzten in den weiter unten liegenden Agoshacocha-See, der in der Folge vollkommen verschwand. Die Flutwelle beider Seen zerstörte den modernsten Teil der Stadt Huaraz, wobei etwa 8000 Personen ums Leben kamen.



Unter großer Anstrengung mussten die Messgeräte in große Höhen getragen werden.
Foto: Zeitschrift DÖAV 1933, S. 25

Der Nevado Copa (6172 m) wurde erstmals von der Expedition 1932 erstiegen. Wochenlang führte dort Dr. Hoerlin seine Untersuchungen der kosmischen Strahlung in Höhen über 5000 Meter durch.
Foto: Jürgen Winkler



Der Abschluss der Arbeit: die vierte Expedition 1954

Der Deutsche und der Österreichische Alpenverein organisierten und finanzierten gemeinsam eine vierte Expedition in die Cordilleras Blanca und Huayhuash, an der folgende Mitglieder teilnahmen: Prof. Dr. Hans Kinzl als Expeditionsleiter, Dr. Heinz Löffler und Dr. Walter Hoffmann, beauftragt mit der großmaßstäbigen topografischen Vermessung des Nevado Huascarán. Der von Wastl Mariner angeführten Bergsteigergruppe gehörten Siegfried Aeberli, Dr. Manfred Bachmann, Dr. Waldemar Gruber, Dr. Heinrich Klier sowie Karl Lugmayer an. Der Kartografentrupp wandte sich der Cordillera Blanca zu, um die großangelegte Vermessung des Nevado Huascarán in Angriff zu nehmen, eine Arbeit, die in den Monaten Juni und Juli 1954 und unter Verwendung von 20 Basislinien des trigonometrischen Vermessungsnetzes der Expeditionen von 1932 und 1939 durchgeführt wurde.



Vermessungsarbeiten in der südlichen Cordillera Blanca 1939. Im Hintergrund der Nevado Palcaraju (6274 m).
Foto: Archiv Kinzl

Der Bergsteigergruppe gelangen unterdessen die folgenden Erstbesteigungen in der Cordillera Huayhuash: Nevado Tsacra Chico (5564 m), Nevado Tsacra Grande (5774 m), die beiden Gipfel des Nevado

Eine Legende

Es gibt zahlreiche einheimische Legenden über die Entstehung der prächtigen Gipfel der Cordillera Blanca. Als Beispiel sei hier die folgende über den Ursprung der Nevados Huandoy und Huascarán wiedergegeben:

Am Fuße der Kordillere hatte sich vor vielen Jahren ein mächtiger Klan angesiedelt, der von einem Inkakönig regiert wurde. Seine Tochter hatte er mit einem benachbarten Inkaherrscher vermählen wollen, eine Verbindung, mit der er seine Macht in der fruchtbaren Region um den Río Santa zu stärken trachtete. Die Tochter des Inkakönigs unterhielt aber ein verbotenes Liebesverhältnis zu Huasca, einem der stattlichsten Wachsoldaten ihres Vaters, mit dem sie sich heimlich traf. Eines Nachts, als die schöne Prinzessin Huandi – so nämlich war ihr Name – wieder einmal die väterlichen Gemächer verließ, um sich mit ihrem Liebhaber zu treffen, wurde sie von einem ihrer Diener erwischt, der sofort seinem Herren von diesem Vorfall berichtete. Erzürnt über die Aufsässigkeit seiner Tochter, ordnete der Inkaherrscher an, sie möge umgehend vor ihm erscheinen, um ihr eine drakonische Strafe aufzuerlegen. Aber das junge Fräulein hatte dies bereits geahnt und sich zur Flucht entschlossen, nicht aber ohne vorher ihren Freier von diesem Vorhaben zu unterrichten. Und so flohen die beiden, ohne das Morgengrauen abzuwarten. Sehr bald schon wurde ihre Abwesenheit von den Wachen des Inkaherrschers entdeckt, der sofort einen Trupp von Kriegern ausschickte, um sie zu suchen. Das Paar wurde gefangengenommen und verurteilt. Um sie zu bestrafen, fesselte man beide an einen Steinpfosten und trug sie hoch hinauf in die Eiswildnis der Kordillere, wo man das Liebespaar trennte. Sie wurden – ein jedes auf sich gestellt – dem Walten der Natur ausgesetzt. Die Kälte, der Hunger und der Trennungsschmerz untergruben nach und nach ihre Widerstandskraft.

Es war ein langsamer und grausamer Tod, bis der Gott der Huaylas eines Tages endlich Mitleid empfand und sie in zwei mächtige Schneeberge verwandelte, die sich plötzlich über das übrige Gebirge erhoben und seither allen anderen Bergen in der Umgebung die Stirn bieten. Die schöne Prinzessin Huandi war in den Nevado Huandoy verwandelt worden und der Krieger Huasca in den Nevado Huascarán. Und dort werden sie für immer bleiben, als ewiges Symbol ihrer vereitelten Liebe.



Die vier Gipfel des Nevado Huandoy (6395 m). Der Nordgipfel des Huandoy wurde anlässlich der Expedition von 1932 erstmals betreten.
Foto: Jürgen Winkler



Nevado Huascarán (6768 m). Größter alpinistischer Erfolg der Expedition von 1932 war die erste Ersteigung des Südgipfels des höchsten Berges der Cordillera Blanca.
Foto: Jürgen Winkler

Puscanturpa (5652 m bzw. 5550 m), Nevado Sarapo (6143 m), Nevado Yerupajá Chico (6120 m), Nevado Jirishanca Chico (5467 m) und Nevado Ninashanca (5637m).

Die fünfte Expedition 1964

Zwei Jahre nach der verheerenden Eislawine, die vom Nordgipfel des Nevado Huascarán abgegangen war und die Siedlung Ranrahirca zerstört hatte, kam eine weitere – vom Österreichischen Alpenverein getragene – Expedition in die Cordillera Blanca mit der Absicht, die von Dr. Hoffmann während der Erkundungen von 1954 angefertigte Karte zu aktualisieren. Auch diese Expedition stand unter der Leitung von Prof. Dr. Hans Kinzl, dem es – unterstützt durch Ing. Erwin Schneider und dem Studenten H. Elmiger – gelang, die Vermessung des Huascarán-Chopicalqui-Massivs auf den neusten Stand zu bringen und zu vervollständigen.

Eindrucksvolle Erfolgsbilanz

Was die sportliche Seite betrifft, so wurden während der Expeditionen von 1932, 1936, 1939 und 1954 insgesamt 34 Gipfel erstbestiegen – 24 davon in der Cordillera Blanca und zehn in der Cordillera Huayhuash –, unter ihnen 21 Sechstausender. All diese Bergfahrten verliefen ohne größeren Zwischenfall, trotz der Risiken, die mit der Besteigung von Bergen mit steilabfallenden Flanken und überwächteten Eisgraten verbunden sind; ganz zu schweigen von den ungünstigen Wetterbedingungen, denen die Alpinisten häufig ausgesetzt waren.

Zusammen mit den zahlreichen Erstbesteigungen von über 6000 Meter hohen Gipfeln sind auch die im Zuge der fünf Expeditionen durchgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen von größter Wichtigkeit. Besondere Bedeutung kommt hier den topografischen Vermessungsarbeiten zu, die das Hauptanliegen der Forschungsaktivitäten waren, da ja eine präzise Karte die Grundlage für jegliche wissenschaftliche Forschung ist. Eine brauchbare Kartenunterlage für die beiden Kordilleren fehlte bis 1932 aber gänzlich. Die Blätter Huaraz und Recuay des geografischen Dienstes des peruanischen Militärs im Maßstab 1:200 000 waren noch nicht erschienen und sollten sich in erster Linie auf die bewohnten Regionen konzentrieren, weniger auf die genaue Darstellung der Gebirgsgegenden, denen keinerlei wirtschaftliche Bedeutung zugemessen wurde. Bei der Erfassung der Hochgebirge hätten sich die Militärkartografen ohnehin schwer getan, denn die damals in Peru übliche zeitaufwendige Plattentechnik eignet sich nur bedingt für die Arbeit unter widrigen metereologischen Bedingungen.

Die Alpenvereinskartografen dagegen benutzten die Methode der terrestrischen Stereofotogrammetrie und zwar ausgehend von den Fixpunkten des offiziellen Vermessungsnetzes des militärisch-geografischen Dienstes. Neben der beträchtlichen Zeitersparnis im Gelände kann mit dieser Methode auch eine wesentlich höhere Genauigkeit erzielt werden, was die Darstellung der verschiedenen Landschaftselemente betrifft, vor allem wenn es sich um schwer zugängliche Gegenden wie das Gebirge handelt. Das Ergebnis der topografischen Arbeiten der Expedition von 1932 ist die Karte des nördlichen Teils der Cordillera Blanca im Maßstab 1:100 000, die 1935, gemeinsam mit dem Buch „Die Weiße Cordillere" von P. Borchers herausgegeben wurde. Bis zum Erscheinen des neuen, zwischen 1970 und 1980 vom militärisch-geografischen Institut Perus veröffentlichten, aerofotogrammetrisch erstellten Kartenwerkes, war ebendiese aufwendig gestaltete Karte das beste Abbild des Gebiets.

Während der Expedition im Jahre 1936 verschrieb sich die kleine Delegation des Alpenvereins



Lagerleben während der Expedition 1939.
Foto: Archiv Kinzl



Vermessungsarbeiten während der Expedition 1939.
Foto: Archiv Kinzl



Der Nevado Artesonraju (6025 m) beherrscht mit einer formschönen Eispyramide das Parontal. Auch dieser Gipfel wurde 1932 erstbestiegen.
Foto: Herbert Schirmer

der Aufgabe der topografischen Vermessung der Cordillera Huayhuash, der südlichen Nachbarin der Cordillera Blanca. Bis dahin gab es keine einzige kartografische Darstellung dieses Gebirges. Die vom Alpenverein im Maßstab 1:50 000 angefertigte Karte zeigt bis ins kleinste Detail die Geländebeschaffenheiten der Gebirgskette und übertrifft damit sogar die Genauigkeit der Karte des nördlichen Abschnittes der Cordillera Blanca.

Die kartografischen Arbeiten des Jahres 1939 sollten diejenigen des Jahres 1932 vervollständigen, wobei das Hauptaugenmerk auf der Fertigstellung der Vermessung des südlichen Teils der Cordillera Blanca, zwischen der Quebrada Honda im Norden und dem Conococha-See im Süden, lag. Selbst wenn der Süden der Gebirgsgruppe nicht die Schönheit und Erhabenheit der Gipfel der nördlichen Cordillera Blanca erreicht, so hat auch dieser Teil der Kordillere eindrucksvolle Berge vorzuweisen. Immerhin steht hier der wunderschöne Gipfel des Nevado Huantsán mit einer Höhe von 6359 Metern.

Das Gesamtergebnis der Expeditionen sind zwei Karten der Cordillera Blanca, der Nord- und der Südteil, im Maßstab 1:100 000, die Karte der gesamten Cordillera Blanca im Maßstab 1: 200 000 und die Karte der Cordillera Huayhuash im Maßstab 1:50 000. Den Teilnehmern der Alpenvereinsexpeditionen gelang es demnach, während ihrer fünf Aufenthalte zwei der schönsten Gebirgszüge Perus bis ins kleinste Detail topografisch zu erfassen. Mit der gleichen Sorgfalt wurde auch das Huascarán-Chopicalqui-Massiv vermessen, wodurch eine schöne Karte im Maßstab 1:25 000 entstehen konnte, sowie eine weitere Karte im Maßstab 1:15 000, welche die Bahn der Lawine von 1962 zeigt. Zudem war beab-



Transportprobleme – aber ohne die burros, die bisweilen störrischen Esel, geht nichts.
Foto: Gerhart Moser

sichtigt gewesen, die Topografie der Cordillera Huaytapallana in Huancayo festzuhalten, ein Vorhaben, das leider durch den folgenschweren Unfall am Nevado Tunshu abgebrochen werden musste. In der Folge verhinderte dann auch der herannahende Krieg in Europa für geraume Zeit die ehrgeizige Arbeit der Alpenvereinsexpeditionen. Vier eindrucksvolle Bücher dokumentieren die Unternehmen mit wunderschönen Aufnahmen, nicht nur von den Bergen und den an den Gipfelerfolgen beteiligten Bergsteigern, sondern auch von den Dörfern und Siedlungen sowie dem Alltagsleben ihrer Bewohner. Das erste dieser großartigen Bücher wurde 1935 unter dem Titel „Die Weisse Cordillere" von P. Borchers und den anderen Mitgliedern der Expedition von 1932 herausgegeben. Das zweite, verfasst von Hans Kinzl und Erwin Schneider, erschien 1950 unter dem Titel „Cordillera Blanca (Peru)". Das dritte Buch trägt den Titel „Cordillera Huayuash, Perú" und stammt von Hans Kinzl, Erwin Schneider sowie den übrigen Expeditionsteilnehmern von 1954. Und 1983 schließlich wurde das letzte, von G. Patzelt redigierte und von W. Hoffmann, E. Schneider, W. Welsch, J. Stadelmann und H. Körner verfasste Buch mit dem Titel „Die Berg- und Gletscherstürze vom Huascarán, Cordillera Blanca, Peru" veröffentlicht.

Der gute Geist der Kordillerenforschung

Zusammen mit den bedeutenden bergsteigerischen Leistungen und den überaus wichtigen topografischen Aktivitäten der Expeditionsmitglieder ist der enorme Beitrag des Geografen Professor Dr. Hans Kinzl und seiner Mitarbeiter auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten wie der Geografie, der Geologie, der Meteorologie, der Glaziologie, der Archäologie sowie der Botanik und der Zoologie von beträchtlicher Bedeutung. Die systematisch und mit viel Geduld zusammengetragenen Daten waren die Grundlage für mehrere Veröffentlichungen, sowohl in den oben erwähnten Büchern als auch in zahlreichen einschlägigen wissenschaftlichen Zeitschriften, in Peru wie auch in den Heimatländern der Expeditionsteilnehmer. Hans Kinzl war wahrscheinlich der erste Wissenschaftler, der die Ausdehnung der großen Gletscher der Kordilleren Blanca und Huayhuash untersucht hat. Er erkannte das Gletscherwachstum während der sogenannten Kleinen Eiszeit und auch die Anfänge des gegenwärtigen Eisrückzugs sind ihm nicht entgangen.

In der Folge sei die hervorragende wissenschaftliche Arbeit von Prof. Dr. Hans Kinzl, Teilnehmer an der ersten Expedition im Jahre 1932 und Leiter der vier darauffolgenden Expeditionen, näher beleuchtet. Seines Zeichens leidenschaftlicher Geograf, fiel ihm die schwierige Aufgabe der Ortsnamenkunde des gesamten Arbeitsgebietes in den beiden Kordilleren zu, eine gigantische Arbeit, wenn man bedenkt, dass es bis dahin keine einzige Karte dieser Region gab. Dr. Kinzls Beitrag auf dem Gebiet der Glaziologie stellte für Peru den Beginn der Untersuchungen in diesem Feld der Naturwissenschaften dar. Daneben muss der Abstecher des Dr. Kinzl in die Archäologie, einem Gebiet, das gänzlich von seinen sonstigen Forschungsinteressen abweicht, angeführt werden. Denn während der gewissenhaften Erstellung des Ortsnameninventars für die Karten versäumte er es nicht, die zahlreichen archäologischen Fundstätten, die sich im gesamten Forschungsgebiet befinden, in die Karten einzutragen. Seine Aufzeichnungen haben den Spezialisten auf diesem Gebiet später bei deren detaillierteren Untersuchungen sehr geholfen. Auch die Erforschung der kosmischen Strahlung durch Dr. Hoerlin, der sich dafür wochenlang in der Region der über 6000 Meter hohen Nevados Hualcán und Copa aufhielt, verdient besondere Erwähnung. Ebenso die biologischen Forschungsarbeiten von Dr. Bernard über den Einfluss der Höhe auf den menschlichen Körper, Untersuchungen, die dieser an sich selbst und an den übrigen Mitgliedern der ersten Expedition von 1932 durchgeführt hatte.

Die fünf Expeditionen schlossen eine große Lücke im Wissen über diese beiden außergewöhnlich schönen Gebirgszüge, sei es für die Wissenschaft, das sportliche Bergsteigen oder generell für die Öffentlichkeit. Man muss sich vor Augen halten, dass vor der Publikation der ersten Bücher und Karten über die Cordilleras Blanca und Huayhuash Bergsteigerexpeditionen in dieser Gegend äußerst selten waren. Durch die zunehmende Verbreitung der Karten und Bücher, die – dank der Expeditionen des Alpenvereins – die unvergleichliche Schönheit der beiden Kordilleren demonstrierten, kamen jedoch ab 1950 nach und nach immer mehr Bergsteigergruppen verschiedenster Nationalitäten in die Region.

Wir Peruaner sind Hans Kinzl sowie allen Teilnehmern der fünf Expeditionen zu großem Dank verpflichtet für ihre Hingabe und Liebe zu unserem Land. Tragischerweise wurde Dr. Hans Kinzl im Jahre 1979 vom Tode überrascht, als er – bereits Emeritus – mitten in den Vorbereitungen für eine Monographie über den Nevado Huascarán stand.



Der Hualcán wurde 1932 von Borchers, Hoerlin und Kinzl am Mittelgipfel (5500 m) erstmals betreten. Die Gesamtüberschreitung glückte 1979 dem Salzburger Kurt Lapuch.

Fotos: Jürgen Winkler



Der Chopicalqui (6350 m) rundete die äußerst erfolgreiche Serie von Erstbesteigungen der Expedition von 1932 ab.

Den Wettermachern auf der Spur

Gletscherforschung in der Cordillera Blanca

Von GEORG KASER

AM 10. NOVEMBER 1999 erreichte mich folgende E-Mail von Jesús Gómez aus Huaraz, Perú, überschrieben mit „Mensaje urgente" – „Dringende Nachricht".

„Hola Georg!
El motivo de la presente no son de buenas noticias; han habido problemas con los pobladores de Hualcán donde hemos instalado un pluviómetro en los terrenos del señor Berrospi, lo recuerdas...
Der Grund dieser Nachricht sind schlechte Neuigkeiten; es gibt Probleme mit den Leuten von Hualcán, wo wir vor drei Wochen im Acker von Herrn Berrospi ein Regenmessgerät installiert hatten, Du erinnerst Dich. Herr Berrospi hat mich in Huaraz besucht und mir erzählt, dass er von den anderen Dorfbewohnern beschimpft und bedroht würde, weil er uns erlaubt hatte, das Messgerät aufzustellen. Die Leute denken, dass unsere Instrumente – auch jene, die am Berg und am Gletscher stehen – der Grund dafür sind, dass es seit Eurer Abreise nicht mehr regnet. Darauf habe ich ihm vorgeschlagen, er möge eine Versammlung mit den Vertretern des Dorfes organisieren, auf der ich die Leute informieren könnte. Diese Versammlung fand heute statt und ich sah mich nicht nur den Vertretern des Dorfes, sondern einer großen, aufgebrachten Menschenmenge gegenüber, die von mir verlangte, alle Messgeräte noch heute abzubauen und zu übergeben.
Sie wissen von zwei weiteren Regenmessern, ich bin mir aber nicht sicher, ob sie von den anderen, teuren Geräten Kenntnis haben. Die Stimmung war äußerst aggressiv und auch für mich sehr bedrohlich. All meine Versuche, den Leuten von unseren Messungen zu berichten, waren erfolglos und ich sah mich gezwungen, den Regenmesser aus dem Acker von Herrn Berrospi abzubauen und auszuhändigen. Für den Abbau und die Abgabe der anderen Geräte hat man uns ein Ultimatum gestellt, das am Freitag abläuft. Alcides und ich werden weiter versuchen zu verhandeln..."
...la situación fue tensa para mí hoy día. Espero que Alcides tenga algunas ideas para hacer algo y pronto. Bien Georg por ahora no tengo nada más que decir, me despido esperando pronta respuesta,
Jesús"



Ein Stein des Anstoßes: der Regensammler in Hualcán.
Fotos: G. Kaser

Zwei Wochen später waren alle Verhandlungen gescheitert, trotz großzügiger Angebote seitens der Regionalbehörden an die Bewohner von Hualcán – Baumaterial für Bewässerungsanlagen, eine neue Brücke, am Ende gar eine neue Straße. Jesús Gómez und Alcides Ames, die beiden Glaziologen aus Huaraz, waren mit Vertretern der Behörden und mit hohen Polizeivertretern immer wieder in Hualcán gewesen, um zu verhandeln. Ich war die ganze Zeit mit einem Fuß im Flugzeug, es hatte inzwischen zu regnen begonnen, wir hatten immer wieder Hoffnung geschöpft. Dann der plötzliche und definitive Abbruch der Gespräche. Zwei peruanische Bergführer hatten noch versucht, wenigstens die teure automatische Wetterstation in Sicherheit zu bringen, hatten sie aber, trotz der Anweisungen via E-Mail und Handy, im dichten Nebel nicht finden können. Jetzt wollten die Leute aus Hualcán nicht mehr verhandeln. Sie waren fest entschlossen, sich die Geräte selbst zu holen.

Das besonders starke El Niño-Ereignis von 1997/98 hatte in der Cordillera Blanca und im Callejon de Huaylas keine spektakulären Auswirkungen gezeigt; es war nur ein bisschen trockener gewesen und ein paar Zehntelgrade wärmer als sonst. Eigentlich hatten dadurch nur die Gletscher viel Eis verloren, im Tal hatte man von der Entwicklung wenig bemerkt. Ganz anders dagegen war es 1999, als sich La Niña, die „kalte" Schwester des Niño, im Pazifik breit machte. Die Oberflächentemperaturen des tropischen Meeres hatten jetzt – vermutlich als Gegenschwingung zum Niño – negative Abweichungen und die Auswirkungen auf die Cordillera Blanca waren diesmal deutlich spürbar. Die übliche Trockenzeit gestaltete sich 1999 alles andere als trocken. Bergsteiger berichteten noch im Juni, Juli und August von tiefem Neuschnee, Lawinen und anhaltend schlechtem Wetter in den Bergen. Auch im Tal gab es immer wieder schwere Regenfälle.

Wir hatten geplant, nach Vorarbeiten im Juni unsere Instrumente zu installieren, um dann im September und Oktober die Feldmessungen durchzuziehen. Es sollte der Start sein für ein dreijähriges Forschungsprojekt, das Aufschluss geben soll über die Beziehung zwischen Gletschern, Klima und Wasserhaushalt im tropischen Gebirge der Cordillera Blanca.

Tropische Gletscher als Klima-Archive

Neue Erkenntnisse zum globalen Klimageschehen haben in den neunziger Jahren das Interesse der Forscher mehr und mehr auf die Tropen gelenkt. Lange hatte man geglaubt, dass diese Breiten kaum anfällig seien für Klimaänderungen. Befunde aus See-Sedimenten, aus Korallenstöcken, aus den ersten Eisbohrkernen, aber auch Modellergebnisse aus Computersimulationen der globalen Luftzirkulation unter möglichen anderen Klimaten deuteten jedoch immer stärker darauf hin, dass in der Klimageschichte die niedrigen Breiten besonders starken Schwankungen unterworfen waren. So zeigen Pollen- und Staubanalysen aus einem Bohrkern, den der US-amerikanische Forscher L. Thompson mit seinen Helfern in 6000 Meter Höhe auf der Garganta – dem Sattel zwischen den beiden Huascarán-Gipfeln – gezogen hatte, dass am Ende der letzten Eiszeit und auch in der späteren Kaltphase der jüngeren Trias wohl das gesamte Amazonasbecken eine Savannenlandschaft war, ganz ähnlich wie die im heutigen Ostafrika. Keine Spur von dichtem Regenwald! Den tropischen Hochgebirgen misst man heute eine besonders große Rolle als „Seismografen" für Veränderungen im globalen Klima zu. Gletscher sind dabei äußerst sensible Wettermesser. In ihren über Jahrhunderte gesammelten Schnee- und Eisschichten liegt ein umfangreiches Witterungs-Archiv und ihre Moränen sind wertvolle Zeugen der Klimageschichte. Das Werkzeug zum Dechiffrieren dieser Informationen kennen wir bisher jedoch lediglich für die mittleren und höheren Breiten. Vieles deutet aber darauf hin, dass in den Tropen andere Methoden notwendig sind oder dass die uns bekannten Methoden abgewandelt werden müssen, um den Gletschern ihre Geheimnisse zu entlocken. Noch liegen die von den Gletschern geprägten Flanken und Täler der tropischen Hochgebirge weitgehend unentschlüsselt vor uns. Wenn es jedoch gelingt, das Wesen der tropischen Gletscher zu erkennen, dann können wir das klimageschichtliche Buch dieser Landschaften öffnen und damit zum Verstehen der Rolle der Tropen im globalen Klimageschehen beitragen.

Feuchte und trockene Zeiten

Die südamerikanischen Kordilleren stehen – in ihrer Ausdehnung einmalig auf der Erde – als eine fast geschlossene Barriere von der Karibik bis nach Feuerland senkrecht zu den großen Strömungsmustern der globalen Zirkulation. Ein kleiner Abschnitt dieser Riesenmauer ist die Cordillera Blanca. Mit ihrem randtropischen Klima stellt sie sich sowohl den Passatwinden der Trockenzeit als auch den von Osten anströmenden niederschlagsschweren Luftmassen der Regenzeit entgegen. Wie wirkt sich das auf die Gletscher aus?

Die von West nach Ost gestreckte Gruppe der Nevados Santa Cruz, Alpamayo und Pucahirca im Norden der Cordillera Blanca bietet sich für derartige Untersuchungen gut an. Aus Luftbildern, die um das Jahr 1950 aufgenommen wurden, lassen sich zwei Gletscherstände mit großer Genauigkeit in die

Fortsetzung Seite 41



Die Trockenzeit 1999 brachte in der Cordillera Blanca immer wieder Regen, Schnee und schwere Gewitter. Auch unsere Arbeiten waren dadurch erschwert.

Das Klima in den Tropen

Alexander von Humboldt bezeichnete die Nacht als den Winter der Tropen. Diese Feststellung beruht auf der Tatsache, dass in den niederen geografischen Breiten, verursacht durch die solare Bestrahlungsgeometrie, keine oder nur sehr geringe jahreszeitliche Temperaturschwankungen vorkommen. Die Unterschiede zwischen Tag und Nacht sind um vieles größer. Aufgrund der Land-Meerverteilung sind jene Linien, die den Übergang vom thermischen Tageszeitenklima der Tropen zum thermischen Jahreszeitenklima der Subtropen kennzeichnen, nicht so geradlinig wie die beiden Wendekreise (siehe Abbildung 1). Logischerweise entspricht auf diesen thermischen Trennlinien die Tagesschwankung der Temperatur jener der Jahresschwankung.

Die Strahlungsgeometrie und damit die Verteilung der Energie auf der Erdoberfläche ist, zusammen mit der Rotationsbewegung der Erde um die eigene Achse, auch Grund für die globalen atmosphärischen Strömungsmuster, die alle überwiegend von West nach Ost oder von Ost nach West ausgerichtet sind. Was die Winde angeht, sind die mittleren Breiten durch eine vorherrschende West-Ostströmung charakterisiert, weshalb sie als „Westwindzonen" bezeichnet werden. In den Tropen dominieren dagegen die von Nordosten beziehungsweise von Südosten diagonal aufeinander zuwehenden Passatwinde. Der Scherbereich, in dem sie aufeinandertreffen, wird von Meteorologen Inner Tropische Konvergenz Zone, kurz ITCZ, genannt. Das Wolken- und Niederschlagsband der ITCZ pendelt, dem Sonnenhöchststand um ein paar Wochen folgend, im Laufe des Jahres zwischen den beiden Wendekreisen (siehe Abbildung 1). Die jeweilige Lage der ITCZ ist für die Regenzeit verantwortlich. Auch hier ist wieder die Land-Meerverteilung der Grund für die Unregelmäßigkeit der Pendelbewegung und damit für eine unterschiedliche Verteilung der Regenzeiten. Im Bereich der Pendelbewegungen der ITCZ – in den inneren Tropen – treten im Jahr zwei mehr oder weniger stark unterbrochene Regenzeiten auf; an den Umkehrpunkten – in den Randtropen – wechseln sich eine Regen- und eine Trockenzeit im Jahreslauf ab.

Im Südsommer schmiegt sich die ITCZ entlang der peruanischen Kordilleren nach Süden und bringt Niederschlag. Im Nordsommer wandert sie weit nach Norden; die Anden zwischen Nordchile und Ecuador liegen dann im Einflussbereich der trockenen subtropischen Südost-Passatströmungen. Dieser Teil der Anden wird den Randtropen zugeordnet, die während der Feuchtzeit tropisches und während der Trockenzeit subtropisches Klima haben. In beiden Jahreszeiten kommt die Hauptanströmung aus Ost.

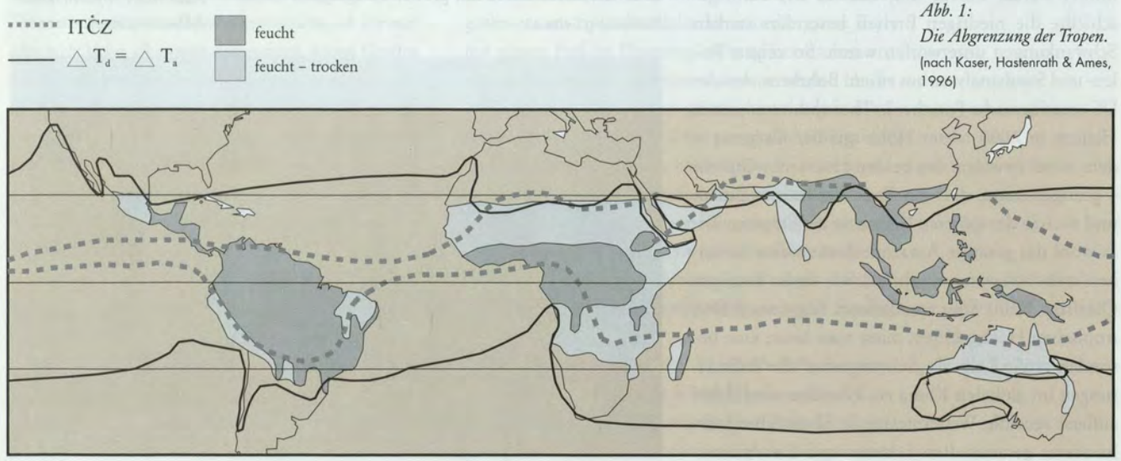


Abb. 1:
Die Abgrenzung der Tropen.
(nach Kaser, Hastenrath & Ames, 1996)

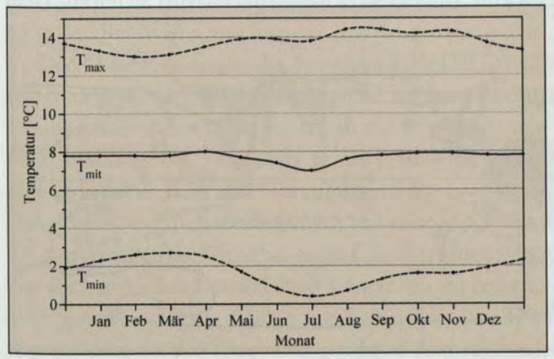


Rechts: Am Ufer des Querocochasees (3980 m) werden seit 1954 Temperatur und Niederschlag registriert.
Foto: G. Kaser

Die Klimastation Querococha

An der Straße, die von Recuay im Callejon de Huayllas nach Chavin in der Quebrada Mosna führt, liegt, noch vor dem Kawish-Tunnel auf der Westseite der Cordillera Blanca, auf 3980 Meter der See Querococha. An seinem Ufer werden seit 1954 Temperatur und Niederschlag registriert. Abbildung 2 zeigt den mittleren Jahresgang dieser beiden Klimagrößen. Zwischen November und April fallen mehr als 70 Prozent des Jahresniederschlags. Die Differenz zwischen der maximalen und der minimalen Temperatur, die im wesentlichen Tag und Nacht widerspiegeln, ist um vieles größer als die kaum merklichen Jahresschwankungen der Temperatur.

Im La Niña-Jahr 1999 brachte die Trockenzeit außergewöhnlich viel Niederschlag, von Mitte Oktober bis weit in den November hinein herrschte jedoch eine ebenso ungewöhnliche Trockenperiode.



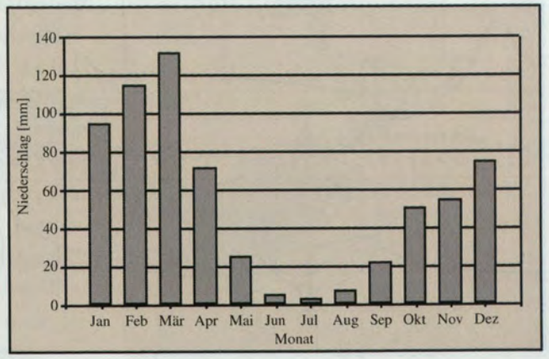


Abb. 2:
Die mittleren Jahresgänge von Temperatur und Niederschlag an der Station Querococha (3980 m) in der Cordillera Blanca.
(Kaser, Ames & Zamora, 1990)

Die Gletscher in den Tropen

Der Begriff „Tropen" ist nicht klar definiert. Ursprünglich die Bezeichnung für die beiden Wendekreise, steht der Name heute für den von ihnen eingeschlossenen geografischen Raum. Je nach Fragestellung – Klima, Flora, Fauna, Landwirtschaft – haben sich unterschiedliche Abgrenzungen eingebürgert. Für die tropischen Gletscher ist es sinnvoll, eine niederschlagsbedingte Abgrenzung mit einer thermischen und einer strahlungsorientierten zu kombinieren (siehe Abbildung 3). Einerseits spielen also die Extrempositionen der Inner Tropischen Konvergenz Zone, zum anderen die Trennlinie zwischen thermischem Tageszeit- und thermischem Jahreszeitklima und – last but not least – natürlich auch die Wendekreise eine Rolle. Der Niederschlag steht dabei für die Hauptvoraussetzung zur Ansammlung von Schnee – die Akkumulation –, Temperatur und Sonnenstrahlung kennzeichnen dagegen die Bedingungen für den Abbau von Schnee und Eis – die Ablation. Die tropischen Gletscher liegen innerhalb aller dieser drei Abgrenzungen. Die Verteilung der tropischen Gletscher nach ihrer Fläche und nach Staaten zeigen die Kreise in Abbildung 3 sowie die Zahlen in Tabelle 3.1.

	km²	%	Jahr	Quelle
Ruwenzori	1.7	0.06	1990	Kaser
Mt. Kenya	0.4	0.01	1993	Hastenrath
Kilimanjaro	4.9	0.18	ca. 1970	Hastenrath
Afrika	7.0	0.25		
Irian Jaya	3.0	0.11	1988	Peterson & Peterson
Kolumbien	108.5	3.92	ca. 1950	
Venezuela	2.7	0.10	ca. 1950	
Ecuador	112.8	4.08	ca. 1970	
Perú	1,972.0	71.24	1970	
Bolivien	562.0	20.30	ca. 1980	
S-Amerika	2,758.0	99.64	ca. 1950 – ca. 1980	
Gesamt	2,768.0	100	ca. 1950 – ca. 1990	

Geschätzte Gesamtfläche 1990: 2500 km²

Tabelle 3.1: Ausdehnung und Verteilung der tropischen Gletscher.
(Kaser Hastenrath & Ames, 1996)

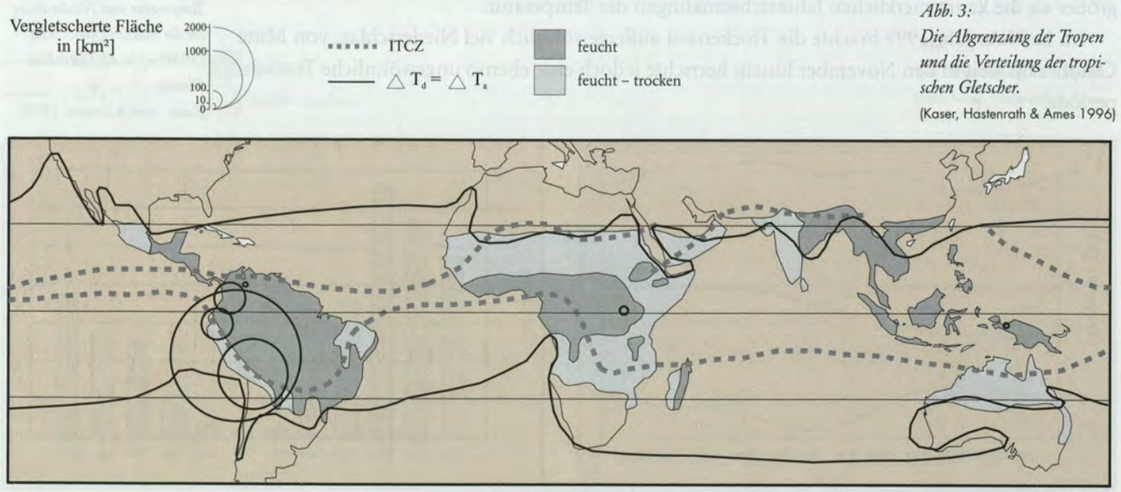


Abb. 3: Die Abgrenzung der Tropen und die Verteilung der tropischen Gletscher.
(Kaser, Hastenrath & Ames 1996)

Karte übertragen: Jener zur Zeit des Aufnahmedatums – also ungefähr 1950 – und jener, der durch große, frische Moränen gekennzeichnet ist, welche die Gletscher bei ihrem letzten starken Vorstoß Mitte der zwanziger Jahre aufgeworfen hatten. 1920 war ein Umkehrpunkt zwischen einer Vorstoßphase und einer Rückzugsphase; der maximale Stand steht damit für das Klima vor dem Rückzug. Zwischen 1950 und 1970 hat sich die Gletscherausdehnung in der Cordillera Blanca tatsächlich nur geringfügig geändert, der Stand von 1950 mag also für das Klima in jener Periode stehen. Wählt man genügend große Gletscherflächen, dann kann aus ihrer Höhenverteilung in Annäherung eine mittlere Gleichgewichtslinie – sie trennt das Nähr- vom Zehrgebiet – der Gletscher abgeleitet werden. Hat man zwei verschiedene Gletscherstände vom selben Gebiet, dann kann auch die Verschiebung der Gleichgewichtslinie nach oben oder nach unten ermittelt werden. Für diese Verschiebung können Änderungen unterschiedlicher Klimaparameter verantwortlich sein. Eine Änderung der Temperatur alleine würde unter den thermisch ausgeglichenen Verhältnissen in den Tropen die Gleichgewichtslinie überall gleich heben oder senken.

Die Analysen von sechs verschiedenen Gletschergebieten in der Santa-Cruz-Alpamayo-Pucahirca-Gruppe zeigen aber sehr unterschiedliche Höhen und Verschiebungen der Gleichgewichtslinie. Die Ursachen für diese Differenzen können nur in räumlich unterschiedlichen Feuchtebedingungen und in deren Änderung beim Wechsel von einem Klimazustand in einen anderen liegen. Dabei spielen zwei Vorgänge zusammen.



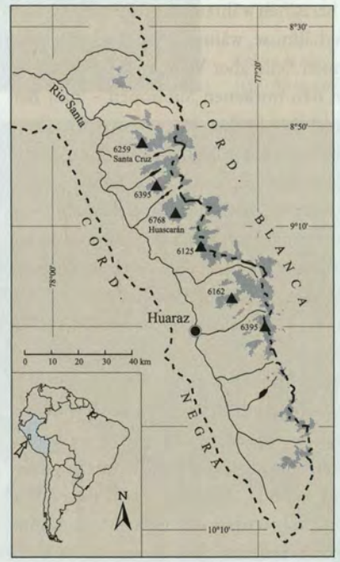
Blick vom Alpamayo nach Süden. Die Feuchtigkeit kommt vom Osten.
Foto: Ch. Höbenreich

Zum einen kommt die Feuchte ausschließlich von Osten. Niederschlag und Bewölkung nehmen von Ost nach West ab, die Sonnenstrahlung daher zu. Grundsätzlich sind die Gleichgewichtslinien auf der feuchten Ostseite der Kordilleren am niedrigsten. Ein für die Tropen typischer Tagesgang der Bewölkung überlagert dieses Muster auf den beiden westlichen Kämmen der Nevados Alpamayo und

Abb. 4: Die Cordillera Blanca, die Kette ihrer höchsten Gipfel und ihre Gletscher.
(aus Kaser & Georges 1997)

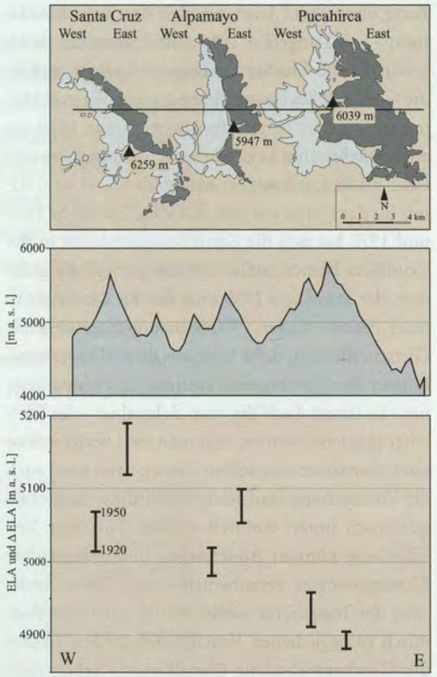
Die Cordillera Blanca

Die Cordillera Blanca trägt mit rund 700 Quadratkilometern Gletscherfläche gut ein Viertel aller tropischen Gletscher. Sie erstreckt sich mehr als 180 Kilometer von Norden nach Süden und hat viele Gipfel, die zum Teil weit über 6000 Meter hoch aufragen (siehe Abbildung 4). Im Westen entwässert die Cordillera Blanca in das Einzugsgebiet des Rio Santa, den Callejon de Huaylas und damit in den Pazifik. Im Osten entwässert sie in den Rio Mosna und damit in den Amazonas und den Atlantik.



Den Ostanströmungen des Passats und der ITCZ stellt sich die Kette als eine gewaltige Barriere entgegen und verursacht dadurch große Ost-Westunterschiede im Niederschlag, in der Bewölkung und in der Sonnenbestrahlung. Da es einerseits keinen Jahresgang der Temperatur gibt und andererseits Kalt- und Warmfronten fehlen, weist das Gebiet sehr einheitliche thermische Bedingungen auf – eine ideale Voraussetzung dafür, das Verhalten der Gletscher in der Cordillera Blanca in Abhängigkeit von der Luftfeuchtigkeit und ihren Schwankungen zu untersuchen. Dies kann ein wesentlicher Beitrag zur bisher fast ausschließlich in Zusammenhang mit der Temperatur geführten Klimadiskussion sein.

Santa Cruz. Die Osthänge der Berge stehen am Vormittag in der Sonne. Am Nachmittag verhindert die Tagesbewölkung die Bestrahlung der Westflanken. Die Gleichgewichtslinien der ostseitigen Gletscher in diesen Ketten sind daher höher als die der Westseiten. Werden die Verhältnisse insgesamt trockener, dann steigen die Gleichgewichtslinien dort am stärksten, wo die Sonne regiert und dort am schwächsten, wo der Niederschlag die dominante Größe ist. Die räumlichen Unterschiede im Rückzug vom Hochstand 1920 sind also nur zu einem geringen Teil einer Erwärmung zuzuschreiben, sondern in viel höherem Ausmaß einem Übergang zu trockeneren Verhältnissen.

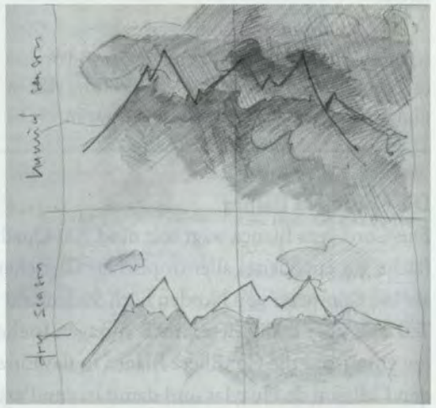


Ein West - Ostschnitt durch die Santa Cruz - Alpamayo-Pucahirca Gruppe, die verschieden exponierten Gletschergruppen (nur 1950) und die Höhenlage der verschiedenen Gleichgewichtslinien 1920 und 1950.
(aus Kaser & Georges, 1997)

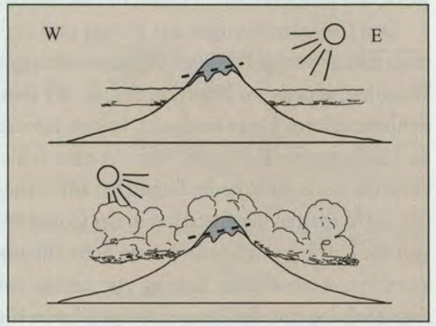
Die Quadratur des Andenklimas

Wenn es einmal gelingt, das empfindliche Zusammenspiel zwischen Gletscher und Klima nicht nur durch räumliche Unterschiede über mehr oder weniger lange Zeitspannen zu untersuchen, sondern die einzelnen Jahreszeiten mit ihren mehr oder weniger großen Abweichungen vom jeweiligen Mittel mit den Vorgängen auf den Gletschern in Verbindung zu bringen, dann sind wir dem Schlüssel zum Öffnen des Klimageschichtsbuches zum Greifen nahe gekommen. Schwierige politische Verhältnisse in Peru zu Beginn der neunziger Jahre verbannten uns in die Schreibstuben, wo wir uns folgendes Konzept zurechtlegten. Wenn wir aus den Jahreszeiten und der räumlichen Ausrichtung vier Quadranten anlegen, dann zeigt sich folgendes Muster: Auf der Feuchtseite herrschen während der Regenzeit typisch tropische Verhältnisse, während der Trockenzeit auf der regenarmen Seite aber Verhältnisse, wie wir sie sonst nur in den trockenen Subtropen – zum Beispiel in Nordchile – finden.

Modellrechnungen zeigen, dass feucht-tropische Gletscher besonders empfindlich auf Temperaturänderungen reagieren, trocken-subtropische aber viel mehr auf Änderungen der Feuchte. Messungen französischer Kollegen am Glaciar Zongo in Bolivien unterstützen diese Theorie. Was hat nun zu den wiederholten und unterschiedlich starken Vorstößen der Cordillera-Blanca-Gletscher seit dem Ende der letzten Eiszeit geführt? Was zu den Rückzügen? Was zum starken Schwund der letzten Jahrzehnte? Waren es zu einem guten Teil Schwankungen in der Feuchte oder waren es doch vor allem Temperaturänderungen? Und wenn ja, wie groß waren diese? Wie stark wurden und werden die Tropen von Klimaschwankungen betroffen?



Feucht- und Trockenseite, Feucht- und Trockenzeit in der Cordillera Blanca. Stimmt das Konzept?
Grafik: G. Kaser



Zwei Vorgänge, die, einander überlagernd, die unterschiedlichen Gleichgewichtslinien (siehe Abb. oben) erklären. Oben: In der feuchten Ostströmung führen aufsteigende Zellen zu Niederschlag. Dieser nimmt von Ost nach West ab.
Unten: Der Tagesgang von Bewölkung und Abschattung an einem tropischen Berg.
(nach Troll, 1959, aus Kaser & Georges, 1997)

Messungen im kalten Feld

Auf die Dauer macht das Sitzen und Modellieren in Schreibstuben unsicher. Stimmen denn unsere Überlegungen überhaupt? 1999 hat der österreichische Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung einen Antrag genehmigt, der es uns erlaubt, drei Jahre lang Feldarbeiten durchzuführen, um unsere Annahmen durch Messungen auf zwei Gletschern in der Cordillera Blanca zu überprüfen. Anfang September 1999 sind wir, im Vertrauen auf sicheres Wetter in der zweiten Hälfte der Trockenzeit, mit all unseren Geräten und der notwendigen Expeditionsausrüstung nach Peru geflogen. Zuerst wollten wir auf die Ostseite der Kordillere, zum Glaciar Rurichinchey.

Eine lange Fahrt führte uns von Huaraz über Chavin nach Mallas, ein anschließender zehnstündiger Anmarsch mit 27 Eseln und viel Regen zum Basislager, dem Ausgangspunkt unserer Arbeiten. Ein paar Tage hatten wir schönes Wetter, aber als wir dann akklimatisiert waren und mit der Arbeit beginnen wollten, da regnete es nur noch im Lager und schneite droben auf dem Gletscher. War es einmal am Morgen schön, kamen regelmäßig am frühen Nachmittag die Gewitter; regnete es bereits in der Frühe, dann brauchten wir wenigstens vor den Gewittern keine Angst zu haben. Trotzdem versuchten wir zu arbeiten, bohrten Pegel, um daran später Ablation und Eisbewegung messen zu können, führten Radarmessungen durch, um das Felsbett des Gletschers auszuloten, vermaßen mit GPS-Geräten die Oberfläche des Gletschers.

Auf den steilen, zerrissenen Gletschern der Cordillera Blanca und in der beachtlichen Höhe von 5000 Meter ist das Arbeiten an sich schon schwierig genug, fast täglicher Neuschnee und die Nachmittagsgewitter machten uns das Leben nicht gerade leichter. Die großzügige Bemessung der Essensrationen bei der Speiseplanung erlaubte uns, einige Tage länger als vorgesehen zu bleiben – und vergeblich auf besseres Wetter zu hoffen. Wir konnten noch eine automatische Klimastation an den Gletscherrand stellen und drei Regensammler aufbauen, mussten dann aber nach 16 Tagen zurück ins Tal. Ungefähr ein Drittel der vorgesehenen Messpunkte war errichtet. Wenigstens schien beim Abstieg nicht die Sonne! Und vielleicht würde die Arbeit drüben auf der Westseite unter einem glücklicheren Stern stehen.

Doch das blieb leider ein frommer Wunsch. Zwar gab es etwas weniger Regen, dafür waren aber



Der Glaciar Rurichinchey.
Fotos: G. Kaser



Der Weg vom Basislager zum Gletscher musste mit Fixseilen versichert werden.

Bohren in über 5000 Meter Höhe.



die Gewitter am Rajupakinan, unserem zweiten Ziel, um so heftiger. Gegen 14 Uhr mussten wir in den Zelten sein, dann ging es regelmäßig los: Es begann mit heftigem Graupeln, anschließend kamen die Blitze, die uns manchmal wie Maschinengewehrsalven um die Ohren peitschten. Meist klang das Spektakel mit einem anhaltenden und sanften Schneefall aus. Am nächsten Morgen wartete wieder traumhaftes Fotowetter und der mühsame Aufstieg zum Gletscher. Auch hier mussten wir uns mit wenigen Messpunkten, einer automatischen Klimastation und den Regenmessern zufrieden geben. Wenigsten konnten wir mit den Messungen beginnen! Und wenn wir im Folgejahr zurückkommen, um unsere Arbeit fortzusetzen, werden wir hoffentlich wissen, wie schnell die Gletscherzungen sich bewegen, wie viel Schnee gefallen und wie viel Eis geschmolzen ist.

Den Rajupakinan hatten wir nicht nur deshalb als Forschungsgebiet ausgesucht, weil er einer der ganz wenigen Gletscher in der Cordillera Blanca ist, auf dem man einigermaßen sicher arbeiten kann, sondern auch, weil wir auf dem Nachbargletscher schon in den achtziger Jahren zusammen mit den peruanischen Glaziologen tätig gewesen waren. Der Gletscherrückzug hatte damals einen großen See hinterlassen, der nur von einer eisgefüllten Moräne gestaut war. Das Eis in der Moräne schmolz von Monat zu Monat stärker ab und ein Dammbruch war vorherzusehen. Mit großen Anstrengungen senkten die peruanischen Kollegen den Seespiegel, indem

Nach einer Gewitternacht: das Basislager am Nevado Rajupakinan.
Foto: G. Kaser

Das junge Gebirge und die spaltigen Gletscher

Die Anden sind ein relativ junges Gebirge, das sich nach wie vor kräftig hebt. Vulkanausbrüche und Erdbeben zeugen davon. Die Cordillera Blanca hat keine Vulkane, dafür ist sie von äußerst aktiven Erdbebenzonen durchzogen. Die Verwerfung der sogenannten „Cordillera Blanca Fault" ist weit sichtbar und führt zu heftigen, abrupten Vertikalverschiebungen, die von starken Erdbeben begleitet sind (siehe Abbildung 5.1). Die Aktivität dieses Gebirges ist auch die Ursache dafür, dass seine Flanken verhältnismäßig steil sind und die Gletscher darauf dünn und extrem zerklüftet (siehe Abbildung 5.2). Trotz der über 700 Einzelgletscher war die Auswahl bei der Suche nach Eisfeldern, auf denen wir einigermaßen sicher und auch sinnvoll arbeiten können, auf einige wenige begrenzt. Zu den tektonischen Bedingungen kommt noch die Tatsache, dass sich die Gletscher in ihrer nacheiszeitlichen Ausdehnung bis auf wenige Ausnahmen aus den Tälern in die Flanken zurückgezogen haben. Die wenigen verbliebenen Talgletscher sind alle stark schuttbedeckt und die meisten haben in den letzten Jahren des Gletscherrückgangs die Verbindung zu ihrem Nährgebiet verloren. Die Zungen beginnen in sich zu zerfallen (siehe Abbildung 5.3). Wo das schon passiert ist, haben sich große, gefährliche Seen gebildet. Einige werden in den nächsten Jahren noch entstehen.



Abb 5.1: Die Cordillera Blanca Fault. Die erdbebenaktive Verwerfung durchzieht die Cordillera Blanca von Nord nach Süd.

Abb. 5.2: Die zerrissenen Gletscher an den steilen Flanken der Cordillera Blanca.



Abb. 5.3: Die schuttbedeckte Zunge des Glaciar Kinzl hat ihren Kontakt zum Nährgebiet aus der Garganta fast verloren und ist im Zerfall begriffen. Die mächtigen Moränen könnten zur fragilen Staumauer eines großen Schmelzwassersees werden.







Unsere automatische Klimastation am Glaciar Rurichinchey.
Foto: G. Kaser

sie die Moräne durchbrachen und das Wasser abfließen ließen; später stellte ein Tunnelsystem sicher, dass der Wasserstand im ungefährlichen Bereich blieb. Die Leute von Hualcán am Fuße der beiden Gletscher wussten um unsere Arbeiten und waren immer kooperativ. Ihnen war klar, wie gefährlich die Situation für sie und die darunter liegende 12 000 Einwohner zählende Stadt Carhuaz gewesen war. Eine gute Ausgangslage also für Forschungen in einem Gebiet, wo wir nicht immer mit spontanem Verständnis für unser exotisches Tun rechnen konnten. Und dann dieses E-Mail von Jesús.

Ein Konflikt um Wasser

Wir hatten noch miterlebt, wie die Bauern ihre Felder bestellten und die Saat ausbrachten und wohnten mit Begeisterung den bunten Festen in Erwartung der bevorstehenden Regenzeit bei. Dabei empfanden wir die paar schönen Tage nach Abschluss unserer Arbeit geradezu als Hohn. Doch nach unserer Abreise blieb es schön und trocken. Eine Woche lang, zwei Wochen lang, drei ... gab es keine Wolke am Himmel.

Dann die Nachricht: Regenmessgerät eingesperrt! Warum haben die Bauern eigentlich nicht bewässert? Die Gletscher lieferten genügend Wasser und die uralten Bewässerungssysteme waren intakt und leistungsfähig; sie führen bis zu den entlegensten Äckern und Feldern. Aber halt! War da nicht gebaut worden? Hatte man mir nicht stolz erzählt, die Stadt Carhuaz würde noch in den nächsten Wochen als erste trinkbares, sauberes Wasser in die Haushalte bringen, das auch während der Trockenzeit sicher zur Verfügung stehen würde? Und hatte man mich auf meine besorgte Frage nach dem Bewässerungswasser für die Bauern nicht beruhigt: Alles sei mit den Dorfvertretern vertraglich geregelt?

Da dämmerte mir ein Verdacht. Als wir vom Rajupakinan zurückkamen, wurden gerade die Rohre zugeschüttet. Unsere Tragtiere taten sich recht schwer beim Passieren der noch offenen Gräben. In wenigen Tagen sollte der Weg wieder gut begehbar sein. Das Wasser wurde in die Stadt geleitet. Und zeitgleich spielte das Wetter verrückt – ausgerechnet in einer für den landwirtschaftlichen Anbau kritischen Phase! Wer hatte das Wasser verkauft? Der Unmut der Bauern eskalierte und musste eine geeignete Zielscheibe finden. Fremdes zum Sündenbock zu machen ist auch bei uns ein altbekanntes Muster. Die Messgeräte waren die idealen Schuldigen und einige Bauern von ganz entlegenen Höfen haben vielleicht sogar an bösen Zauber geglaubt. Doch bereits während unserer Verhandlungen hatte es wieder zu regnen begonnen und Jesús berichtete, dass nicht die alten Bauern die Rädelsführer waren, sondern die jungen. Ich habe den großen Verdacht, dass unsere Geräte fast zufällig Opfer eines lokalen Konfliktes geworden sind.



Der Glaciar Rajupakinan.



Die automatische Klimastation am Glaciar Rajupakinan.
Foto: G. Kaser

Rechts:
Das Dorf Hualcán und der gleichnamige Berg im Hintergrund. Ein großer See unterhalb der Eiswände hatte 1988 das Dorf bedroht.
Foto: G. Kaser

Wir waren vermutlich Zeugen einer Entwicklung geworden, die unserer Forschung ganz unerwartet große Aktualität verleiht. In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten hat sich der Callejon de Huaylas stark verändert, ein Prozess, der sich in den letzten fünf bis zehn Jahren enorm beschleunigt hat: Die Landwirtschaft im Talboden wurde intensiviert, in weiten Teilen wird Plantagenwirtschaft betrieben, die Städte sind gewachsen und die Lebensweise der Städter hat sich von sehr traditionellen Formen zu einem Lebensstil gewandelt, der stark an den US-amerikanischen erinnert, unter anderem mit einem großen Bedarf an Strom und Wasser. Auch wurden einige große Minen im Tal nach der Privatisierung in großem Stil wieder in Betrieb genommen. Die Wasserqualität ist nicht zuletzt wegen dem zunehmenden Einsatz von Chemikalien in der Landwirtschaft vielerorts beängstigend schlecht. Kurz, der Wasserbedarf ist stark im Ansteigen begriffen und ein Ende nicht in Sicht.

Das Wasser, die Gletscher und die Menschen

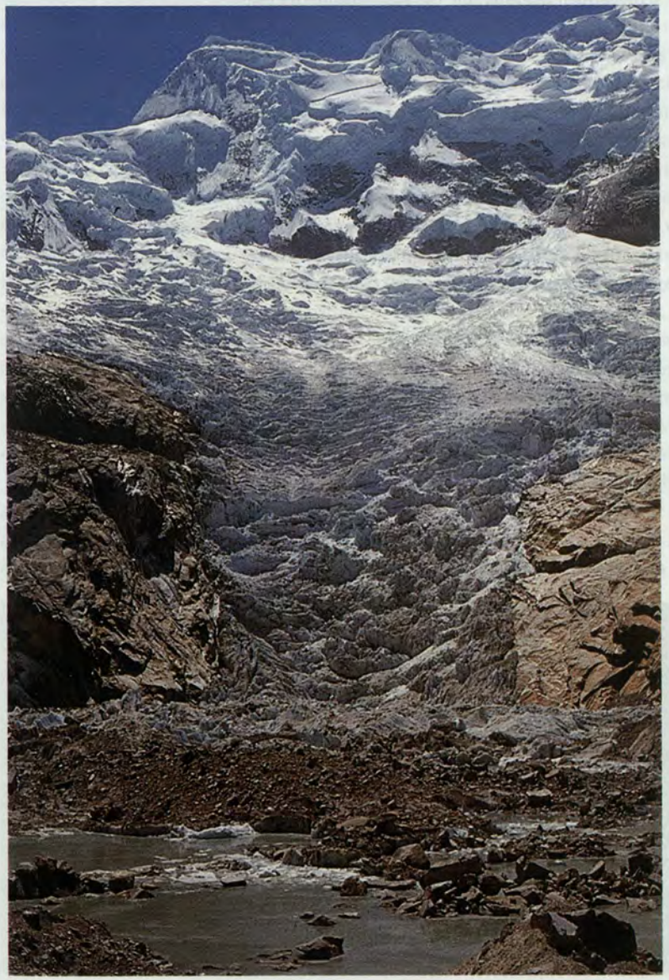
Das Wasserangebot in dieser Region ist jahreszeitlich großen Schwankungen unterworfen. Von November bis April sorgt normalerweise der Regen für genügend Wasser. Während der langen Monate der Trockenzeit kommt es jedoch fast ausschließlich von den Gletschern der Cordillera Blanca. Diese Gletscher haben in den letzten zwei Jahrzehnten, wie fast überall auf der Welt, sehr viel Masse verloren. Die ersten kleinen Gletscher sind im Verschwinden begriffen und in einigen rechten Seitentälern des Rio Santa haben die Gletscher kaum mehr Einfluss auf die Menge des abfließenden Wassers. Sollten die Gletscher weiter schwinden, dann wird auch das Wasserangebot während der Trockenzeit deutlich zurückgehen. Und selbst bei einem eventuellen Vorstoß der Gletscher würden diese nicht mehr soviel Wasser hergeben wie in den vergangenen „fetten" Jahrzehnten, als uralte Eisreserven aufgebraucht wurden. Vielleicht gelingt es, mit unseren Untersuchungen die Verantwortlichen auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene – besonders in den Städten – auf diese Entwicklung aufmerksam zu machen und zu einer nützlichen Planung beizutragen. Wir werden wieder in die Cordillera Blanca aufbrechen, um nach unseren Messgeräten zu sehen, die verbliebenen Messmarken zu kontrollieren und unsere Forschungen fortzuführen. Die noch offenen Fragen und die dazugekommenen Aufgaben werden bestimmt dafür sorgen, dass es spannend bleibt.

Während der Trockenzeit ist das Wasser im Callejon de Huaylas knapp. Traditionelle Landwirtschaft auf den Hängen zur Cordillera Negra.
Foto: G. Kaser





Das Forschungsprojekt „Gletscher - Klima Beziehung in der Cordillera Blanca, Perú" wird vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanziert. Die Feldarbeiten werden vom Instituto de Glaciologia y Geoambiente sowie von den Firmen SALEWA und FLUKE unterstützt.



In den achtziger Jahren hatte sich am Fuß der Westwand des Nevado Hualcán ein großer See gebildet.
Foto: G. Kaser

Literatur:
Broecker, W.S. (1997): Mountain Glaciers: Records of Atmospheric Water Vapor Content? Global Biochemical Cycles, 11(4), 589 - 597.
Kaser, G., A. Ames, M. Zamora (1990): Glacier Fluctuations and Climate in the Cordillera Blanca, Peru. Ann. Glaciol., 14, 136 - 140.
Kaser, G., S. Hastenrath, A. Ames (1996[1]): Mass Balance Profiles on Tropical Glaciers. Z. Gletscherk. u. Glazialgeol., 32, 75 - 81.
Kaser, G., Ch. Georges (1997): Changes of the Equilibrium Line Altitude in the Tropical Cordillera Blanca, Perú, 1930 - 1950 and Their Spacial Variations. Annals of Glac. 24, 344 - 349.
Kaser, G., Ch. Georges (1999): On the Mass Balance of Low Latitude Glaciers. Geogr. Annaler.81 A, 643 - 652.
Thompson, L.G., E. Mosley-Thompson, M.E. Davis, P.N. Lin, K.A. Henderson, J. Cole-Dai, J.F. Bolzan, K.B. Liu (1995): Late Glacial Stage and Holocene Tropical Ice Core Records from Huascarán, Peru. Science, 269, 46 - 50).
Troll, C. (1959): Die tropischen Gebirge. Ihre dreidimensionale klimatische und pflanzengeografische Zonierung. Bonner geografische Abhandlungen, Band 25
Wagnon P., P. Ribstein, G. Kaser, P. Berton (1999): Climate Variability, Energy Balance and Runoff on a Tropical Glacier. Global and Planetary Change, 22 (1-4), 49 - 58.

Die neue Karte der Cordillera Blanca, Nord

Von GERHART MOSER, CHRISTIAN GEORGES, HERBERT SCHIRMER

Die Karten der Weltberge sind gewissermaßen die Perlen im Kartenwerk des Österreichischen und Deutschen Alpenvereins. Für den Kartografen, der sie bearbeitet, stellen sie eine besondere Herausforderung dar und ihre Bedeutung begründet einen Teil der weltweiten Bekanntheit des Alpenvereins.

DIE CORDILLERA BLANCA ist ein traditionelles Arbeitsgebiet des Alpenvereins und die neue Karte war schon längst überfällig. So hat die große Nachfrage im Vorfeld der Herstellung kaum überrascht. Überraschend hingegen war das Ergebnis einer aktuellen Umfrage unter AV-Mitgliedern: „Welche Bergregionen haben Sie weltweit in den letzten fünf Jahren besucht?" Fast jeder Vierte, also rund 25 Prozent der Mitglieder waren in einer Bergregion außerhalb Europas unterwegs, in Südamerika waren 3,8 Prozent. Auf die Frage nach einem Wunsch-Reiseziel entschieden sich sogar 9,6 Prozent für Südamerika.

So war es für den Sachwalter der Kartografie im OeAV, Georg Kaser, klar, die Neuaufnahme einer Karte Cordillera Blanca anzuregen.

Die alten Karten

Das alte Kartenmaterial entstand in den dreißiger Jahren und erfreute jahrzehntelang seine Benutzer. Jetzt, fast 70 Jahre später, sind diese Karten historische Werke mit bleibendem dokumentarischem Wert. Den heutigen Ansprüchen genügen sie jedoch nicht mehr. Zum Einsatz kam damals die Methode der terrestrischen Fotogrammetrie mit all ihren Schwächen, wie die vielen sichttoten Gebiete und schleifenden Schnitte, die die Auswertung der Bildpaare erschwerten. Zeugnis dafür sind die Regionen mit strichlierten Höhenlinien. Das Verfahren der Luftbildaufnahme war zu dieser Zeit noch wenig entwickelt und in den hohen peruanischen Alpen kaum durchführbar.

Im Kartenverzeichnis der Alpenvereinskartografie finden sich zwei Blätter der Cordillera Blanca im Maßstab 1:100 000, ein Nord- und ein Südteil (siehe Abbildung 1) sowie ein drittes, inzwischen vergriffenes Blatt im Maßstab 1:200 000 (siehe Abbildung 2).

Abb. 1:
Ausschnitt der Karte Cordillera Blanca, Nord 1:100 000, Ergebnis der Expedition 1932

Abb. 2:
Ausschnitt der Karte Cordillera Blanca 1:200 000 Ergebnis der Expeditionen 1932, 1936, 1939 und der peruanischen Karte 1:200 000

Die neue Karte

In der neuen Karte haben nur zwei Gletscher einen Namen bekommen, und zwar von den Peruanern selbst. Der „Glaciar Kinzl" und der „Glaciar Schneider" beim Huascarán sollen an die großen Verdienste der beiden Männer erinnern. (Vergleiche hierzu den Artikel von Alcides Ames, Seite 26) Grundlagen: Die Basis jeder topografischen Karte sind die Höhenlinien. Wir konnten sie von den Karten des Instituto Geographico Nacional in Perú (siehe Abbildung 3) übernehmen. Die Originalauswertung der Luftbilder aus den Jahren 1962/63 erfolgte generalisiert im Maßstab 1:25 000 und ist bestens für eine Karte im Maßstab 1:100 000 geeignet. Ohne diese gute Grundlage wäre die Herstellung des neuen Kartenblattes (siehe Abbildung 4) aus wirtschaftlichen Gründen nicht vertretbar gewesen.

Kartierung

Jede großmaßstäbige Hochgebirgskarte mit Qualitätsanspruch verlangt nach einer umfangreichen Begehung des Geländes. Ein 4500 Quadratkilometer großes Kartengebiet vollständig begehen zu können, ist allerdings nicht möglich. Unsere sechsköpfige Mannschaft beschränkte sich daher auf die Erkundung des touristisch interessanten Hauptkamms der Cordillera Blanca, während das Straßen- und Wegenetz der Cordillera Negra, des Santa-Tales und der Region östlich der Cordillera Blanca von der amtlichen peruanischen Karte übernommen wurde.

Nach achtstündiger Busfahrt von Lima erreichten wir die 60 000 Einwohner zählende Stadt Huaraz. Diese erste Etappe fordert schon ein gewisses Maß an Höhenanpassungsfähigkeit, denn innerhalb kürzester Zeit wird man vom Meeresniveau auf den 4225 Meter hohen Pass Punta Callan befördert. Huaraz liegt unmittelbar am Fuß der „Weißen Kordillere", 3060 Meter hoch inmitten des Santa-Tales und eignet sich ausgezeichnet zur Akklimatisation und als Dauerquartier zur Vorbereitung für Expeditionen und Trekkingtouren.

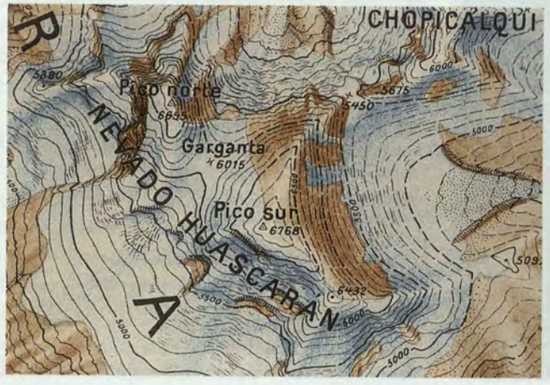
Der im Kartenblatt enthaltene 90 Kilometer lange Gebirgszug wird durch markante Quertäler eingeschnitten. Jeweils zwei dieser Täler umfassten das Aufgabengebiet einer Arbeitsgruppe. Zwei Topografen, begleitet von einem Koch und einem Eseltreiber mit seinen Tragtieren erkundeten das Wegenetz und sammelten wichtige Informationen zur Kartenherstellung.

Gerhart Moser und sein Begleiter Martin Kaser durchkämmten den nördlichen Teil der Cordillera Blanca. Ihre Route führte von Cashapampa durch das Alpamayo-Tal bis nach Jancapampa im Osten und entlang des Quitarasca-Tales ins Santa-Tal zurück. Tief eingeschnittene Schluchten am Beginn beider Täler zwangen zu mühsamen Umgehungen entlang der Bergflanken. Ein Anstieg über 1500 Höhenmeter bildete gleich die schweißtreibende Ouvertüre ihrer Unternehmung. Als Lohn für die Anstrengung lockte der faszinierende Blick auf den von Kennern als schönster Gipfel der Welt bezeichnete Nevado Alpamayo. Sein gleichschenkliges, eisgepanzertes Firndreieck mit den ausladenden Eisbalkonen am Nordwestgrat besticht durch kühne Ästhetik. Um diesen Anblick zu erleben, ziehen viele Trekker und Bergsteiger den Weg durch das Alpamayo-Tal jenem durch das Santa-Cruz-Tal vor.

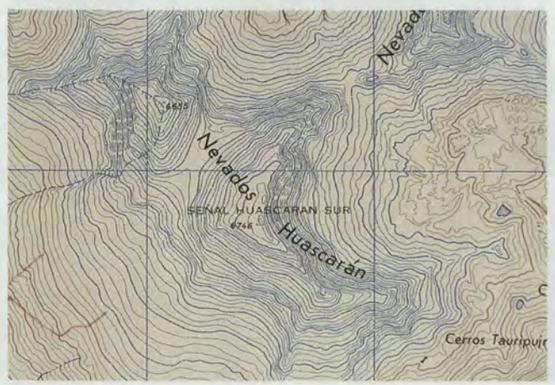
Die von den eiszeitlichen Gletschern geformten, fast zum Verwechseln ähnlichen Trogtäler von Santa Cruz und Yanganuco unter der Einbindung der Orte Quisuar und Yanama waren das Ziel der zweiten Kartografengruppe, gebildet von Herbert Schirmer und Alfred Gruber. Auch hier beginnen die Täler schluchtartig. Der weit vorstoßende Gletscher erweiterte aber den Talgrund und flankiert von senkrecht aufstrebenden Trogwänden schlängelt sich ein Weg zu den fast auf 4000 Metern Höhe gelegenen, nahezu ebenen Talböden. Von farbenprächtiger Vegetation umgebene Seen, die durch Erosionsmaterial der Gletscherbäche oder Moränengeschiebe aufgestaut wurden, vermitteln zusammen mit den eisbedeckten Sechstausendern einen Kontrast zwischen

Abb. 3:
Ausschnitt der „Carta Nacional" 1:100 000 des Instituo Geographico Nacional in Lima, Blatt Carhuaz

Abb. 4:
Die neue Karte der Cordillera Blanca 1:100 000 vom Computerbildschirm fotografiert









lieblicher und heroischer Landschaft. Diese Rundtour durchstreift das Kernstück der Cordillera Blanca und begeistert durch den Blick auf Alpamayo, Artesonraju, Chacraraju, Chopicalqui, Huandoy und den höchsten Berg Perus, den 6768 Meter hohen Huascarán. Zusätzlicher Arbeitsbereich dieser Gruppe war noch das Parón-Tal und der normale Zustieg zum Gletscher des Huascarán.

Bernhard Berger und Walter Würtl kartierten im Ulta-Tal, im Bereich Pompey und im Honda-Tal. Die Cordillera Blanca ist in diesem Abschnitt ziemlich schmal, durch die plateauartige Gebirgsform bilden sich hier ausgedehnte Firnfelder aus, die aber von den Gipfeln kaum überragt werden. Die höchste Erhebung in diesem Bereich, der 6203 Meter hohe Nevado de Copa zählt zu den leichtesten Sechstausendern der Cordillera Blanca.

Die drei Arbeitsgruppen benötigten jeweils knapp drei Wochen für die Kartierarbeit im Gelände, in deren Verlauf sämtliche zumindest als Steigspuren erkennbare Gletscherzustiege und Seitentäler erkundet wurden. Ausgerüstet mit Höhenmesser, Bussole, Fotoapparat und Arbeitskarte wurden alle kartografisch wichtigen Informationen festgehalten. Zu diesen zählten neben dem Verlauf der Wege auch die Fels- und Vegetationsabgrenzungen, Moränenrücken und Gletscherränder. Speziell der apere, oft sehr stark mit Schutt und Blockwerk bedeckte Gletscher ist am Satellitenbild nicht als solcher erkennbar. Leider standen keine aktuellen Luftbilder zur Verfügung und auch ein extra beorderter Bildflug blieb aus organisatorischen Gründen verwehrt. Um eine möglichst exakte Darstellung zu ermöglichen, wurde als Arbeitskarte eine auf den Maßstab 1:70 000 vergrößerte Kopie der amtlichen peruanischen Karte verwendet. Viele zusätzliche Informationen erhielten wir von Alcides Ames aus Huaraz, der auch nachträglich den Verlauf einiger Straßen mit Hilfe von GPS-Messungen ermittelte.



Abb. 5:
Der moderne Kartografie-Arbeitsplatz, eine Intergraph-Workstation.

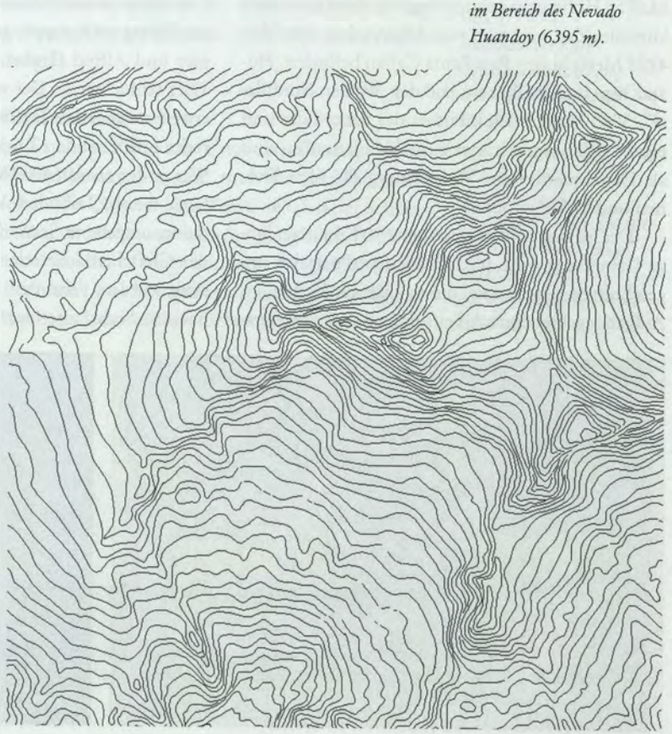


Abb. 6:
Digitalisierte Höhenlinien im Bereich des Nevado Huandoy (6395 m).

Kartografische Bearbeitung

Sehr komfortabel und mit viel besseren Werkzeugen als einst Feder, Schaber und Lupe, konnte die Karte der Cordillera Blanca weitgehend digital bearbeitet werden. Als Arbeitsplatz diente eine Intergraph-Workstation (siehe Abbildung 5). Die Arbeitsschritte am Computer gleichen denen der analogen Herstellung. Waren es früher transparente Folien, auf denen man zeichnete und Kartenfarbe um Kartenfarbe übereinander aufbaute, so sind es heute übereinander liegende elektronische Ebenen.

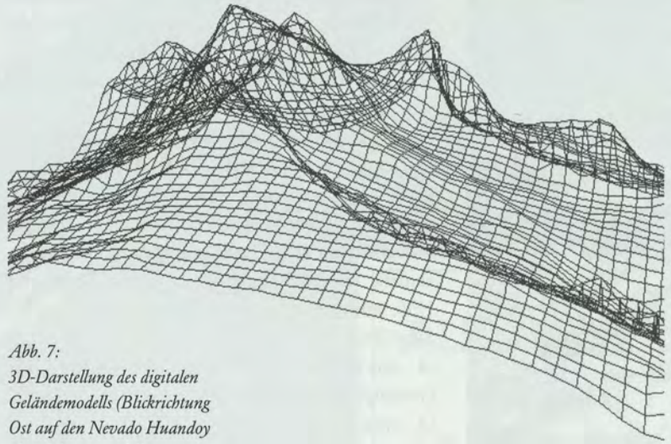


Abb. 7:
3D-Darstellung des digitalen Geländemodells (Blickrichtung Ost auf den Nevado Huandoy als Drahtnetzmodell.



Abb. 8:
Die entzerrte Satellitenszene im Bereich des Nevado Huandoy.

Die Arbeitsschritte im Einzelnen:

- Die gescannten Höhenlinien der vier peruanischen Karten wurden im Computer zusammengeführt.
- Das Ergebnis der Geländearbeiten, eingezeichnet in die peruanischen Karten, wurde als Hintergrund eingepasst.
- Die Satellitenbildauswertung der Gletscherabgrenzung diente als Hintergrund.
- Reinzeichnung der verschiedenen Kartenelemente auf der jeweiligen Ebene.
- Nach der Namenbearbeitung durch Alcides Ames in Huaraz erfolgte der Schriftsatz und die Platzierung.
- Die Fels- und Schuttdarstellung musste analog, also mit Feder und Tusche erfolgen und anschließend gescannt werden. Derzeit gibt es noch kein entsprechend ausgereiftes elektronisches Werkzeug, das die Feder ersetzen könnte. Sehr spärlich waren die vorliegenden Geländeinformationen für eine Trennung von Fels-, Schutt- und bewachsenem Gelände. Sie beschränkten sich auf Bildmaterial der drei Arbeitsgruppen im Sommer 1996. Die Satellitenbilder konnten auch nicht ausreichend Auskunft geben. Deshalb ist die Felszeichnung auch sehr schlicht und eher technisch als künstlerisch ausgefallen. Gleiches gilt für die Gletscherdarstellung, die, um das Höhenlinienbild nicht unleserlich zu machen, auf eine Spaltenzeichnung verzichtet. Nur die Gratkanten erhielten Böschungsschraffen.
- Die Schummerung, nach einem digitalen Geländemodell automatisch erstellt, ersparte langwierige Arbeit mit dem Luftpinsel. Eine Nachbearbeitung am Computer in einzelnen Bereichen war nachträglich erforderlich, vor allem, um den in Beleuchtungsrichtung verlaufenden Hauptkamm besser darzustellen.
- Der Druck der Karte erfolgte in acht Farben.

Satellitenbildauswertung

In den Alpen werden gewöhnlich Luftbilder ausgewertet, um die Vergletscherung exakt zu ermitteln. Aus ihnen können sowohl die Ausdehnung der Gletscher als auch Formenmerkmale wie z. B. Spaltenzonen sehr genau kartiert werden. Gerade die lagegenaue Wiedergabe der Formenelemente auf Gletschern ist für eine sichere Orientierung im Gelände unverzichtbar. Im Fall der Cordillera Blanca Karte wurden jedoch keine Luftbilder, sondern Satellitendaten zur Bestimmung der Vergletscherung verwendet. Diese Wahl ergab sich aus verschiedenen Grün-



Abb. 9 und 10: Vergleich eines Fotos des Nevado Huandoy aus dem Jahre 1956 (L. Orthenburger) und einer 3D-Darstellung des Geländemodells mit überlagerten Satellitendaten (1990). Im Vordergrund ist deutlich der Rückgang des Gletschers zu erkennen.
Alle Abbildungen: Kartografie des OeAV



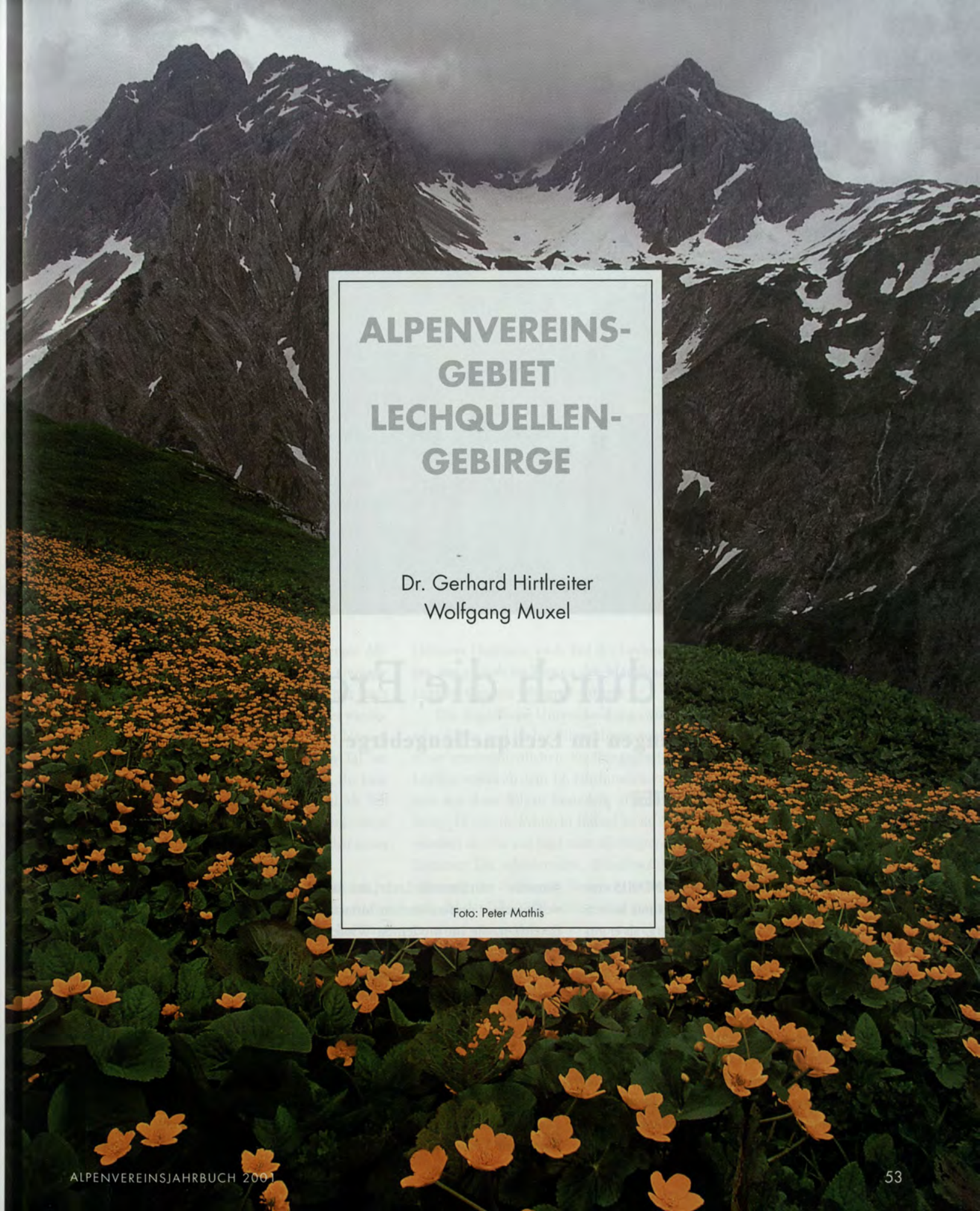
den. Die neuesten und zudem nicht flächendeckenden Luftbilder des Gebirges stammen aus dem Jahr 1970. In den vergangen 30 Jahren sind die Gletscher aber – wie in den meisten Hochgebirgen der Erde – stark geschwunden. Die Bemühungen um einen eigens für die Karte organisierten Bildflug scheiterten schon an administrativen Hürden. Außerdem hätte die Auswertung von Hunderten Luftbildern, die ein derartiger Flug erbracht hätte, ein weiteres Problem dargestellt. Deshalb wurde beschlossen, die aktuelle Vergletscherung der Cordillera Blanca mit Hilfe von Satellitendaten zu bestimmen.
Sie sollten

- ❑ eine für den Kartenmaßstab ausreichende Genauigkeit (räumliche Auflösung) aufweisen und
- ❑ möglichst aktuell sein.

Nach einer ausgiebigen Datenrecherche wurde ein Satellitendatensatz – im Fachjargon Szene genannt – gefunden, der die Kriterien erfüllt. Es handelt sich um eine multispektrale (mehrkanalige) Szene des französischen Satelliten SPOT vom 21. Juli 1991. Die räumliche Auflösung eines Bildpunktes (Pixels) am Boden beträgt bei SPOT 20 Meter. Um aus der Satellitenszene den exakten Verlauf der Gletschergrenzen bestimmen zu können, musste die Szene zunächst entzerrt werden. Dabei wird bildlich gesprochen die Rohszene auf ein digitales Geländemodell (DGM, dreidimensionale Abbildung des Geländes im Computer) des Gebietes projiziert. Da ein digitales Geländemodell der Cordillera Blanca nicht existierte, musste es zunächst angefertigt werden. Die Erstellung des DGM war der zeitaufwendigste Arbeitsschritt der gesamten Arbeiten: Neben dem Scannen und Vektorisieren der ca. 15 000 Höhenlinien musste jeder Höhenlinie eine Höhe zugewiesen werden (siehe Abbildungen 6 bis 10).

Anschließend wurde die Rohszene mit Hilfe des DGM entzerrt. Die entzerrte Szene bildete nun die Grundlage zur Kartierung der Vergletscherung der Cordillera Blanca. Während der Kartierung waren Fotovergleiche und intensive Gespräche mit den Teilnehmern der Geländeerhebung notwendig, um Fehlinterpretationen der Satellitendaten weitgehend auszuschließen.

Erste Bergtouren mit der neuen Karte Cordillera Blanca erwiesen, dass sie dem Qualitätsstandard moderner Hochgebirgskarten entspricht. So bleibt zu hoffen, dass sie bei Trekkern und Bergsteigern entsprechenden Anklang finden und die Orientierung in diesem großartigen Hochgebirge erleichtern wird.





Per Pedes durch die Erdgeschichte

Geologische Wanderungen im Lechquellengebirge

Von Dr. GERHARD HIRTLREITER

STAUNEN UND AUCH UNVERSTÄNDNIS erntete Seine Hochwürden Schmiedinger, Ende letzten Jahrhunderts Pfarrer in Lech am Tannberg, als er mit langen Brettern an den Füßen über die verschneiten Hänge zu Tal rutschte. Niemand ahnte damals, dass diese ulkigen Bretter für das kleine Walserdorf Lech einmal die Welt bedeuten würden und dass die große Welt – will sagen, jene Leute, die von der Regenbogen-Presse als Menschen von Welt gehandelt werden – sich in Lech beim Bretterrutschen tummeln würde. Auf Pistenfreaks und Nachwuchsstars mit Snowboard und Ski an den Füßen wirkt Lech wie ein starker Magnet. Vor allem dank seines berühmten Namens – mittlerweile Lech „am Arlberg" – sowie wegen seiner professionellen Infrastruktur in allen Bereichen, die im modernen Wintertourismus gefragt sind. Trotz des mondänen Ambientes im Winter ist Lech im Sommerhalbjahr Ausgangspunkt für ausgesprochen stille und naturbelassene Bergwanderreviere, die tiefe Einblicke in die Erdgeschichte bieten: die Lechtaler Alpen im Osten und das Lechquellengebirge im Westen.

Das Große Walsertal mit dem Dorf Raggal (1015 m) liegt an der westlichen Peripherie des Lechquellengebirges. Im Hintergrund dominiert die Rote Wand (2704 m) mit ihren schroffen Nordwestabstürzen die Szenerie.
Fotos: Peter Mathis

Das Lechquellengebirge – was ist das?

„Warum diese Unterscheidung zwischen Lechtaler Alpen und Lechquellengebirge?" wird sich mancher Leser fragen. Zurecht, denn im Vorarlberger Abschnitt der Nördlichen Kalkalpen ist die Gebirgsgruppeneinteilung wirklich etwas verwirrend; auch die Auffassungen davon änderten sich immer wieder. Zeitweise firmierte das Gebirge unter dem Namen Klostertaler Alpen, wurde also nach dem Tal benannt, das die Gruppe im Süden begrenzt. Bis heute wird das Lechquellengebirge manchmal als Teil der Lechtaler Alpen gesehen. Walther Flaig unterschied die beiden Gruppen klar, fasste sie aber unter dem Begriff „Lechalpen" zusammen.

Ob sinnvoll oder nicht, durchgesetzt hat sich jedenfalls die Einteilung, nach der zu den Lechtaler Alpen nur jene Bergstöcke zählen, die den Lech auf seiner orografisch rechten Seite begleiten, allerdings gilt dies nicht für seinen gesamten Lauf. Denn von seinen Ursprüngen bis zu der nach ihm benannten Ortschaft durcheilt der Fluss unbestreitbar das Lechquellengebirge. Es umrankt den Lechoberlauf und seinen westlichen Quellbach, den Formarinbach, wie ein nach Osten offenes Hufeisen. Um den oberen Abschnitt des Großen Walsertals schließt sich nördlich ein nach Westen offenes Hufeisen an, das ebenso zum Lechquellengebirge gezählt wird. Ein drittes, kleineres Hufeisen, auch Teil des Lechquellengebirges, umschließt im Westen den Marulbach, der dem Lutz im Großen Walsertal zufließt.

Die begriffliche Unterscheidung zwischen Lechtaler Alpen und Lechquellengebirge geht einher mit einer unterschiedlichen Siedlungsgeschichte. Das Lechtal wurde ab dem 12. Jahrhundert von Alemannen aus dem Allgäu besiedelt, allerdings nur bis Steeg. Die wilde Schlucht hinauf nach Warth überwanden sie nur zur Jagd oder für begrenzte Zeit im Sommer. Die schneereiche, dichtbewaldete Region oberhalb der Schlucht, Tannberg genannt, wurde erst um das Jahr 1300 richtig urbar gemacht und intensiver bewirtschaftet, und zwar von einem anderen alemannischen Stamm, den Walsern. Sie kamen aus dem Goms im Oberwallis und zogen von dort nach Osten und Süden. Als geschickte Bauern wussten die Walser auch jene hochgelegenen Gebiete zu nutzen, die bis dato zur Bewirtschaftung nicht attraktiv genug erschienen waren. So kamen sie ins Große wie ins Kleine Walsertal und schließlich auch nach Warth und Lech. Manche ihrer charakteristischen Blockhäuser sind noch in gut erhaltenem Zustand zu bewundern.

Vom Weiler Bürstegg (1719 m) öffnet sich das Panorama der östlichen Begrenzung des Lechquellengebirges: links unten Lech, darüber das Omeshorn (2557 m) und rechts hinten die Schafberggruppe über dem Zuger Lechtal.



Walserhöfe, kulturelle Zeugen einer alten Besiedlung.

Über den stillen Wassern des Körbersees (1658 m) erheben sich Braunarlspitze (2649), Hochberg und Hochkünzelspitze (2397 m).

Fotos: Peter Mathis



Fotos: Peter Mathis

Natürlich gab es auch vor den ersten Alemannen schon Menschen, die in dieser Region zugange waren: die Räter und die Römer. Auf sie gehen rätoromanische Namen wie Fontanella, Formarin, Zürs und Pazüel zurück. Auch einige auffällige Felsgestalten, wie der Roggelskopf und die Roggalspitze – im Altitalienischen bedeutete „rocca" Stein oder Felsen – tragen heute noch Namen aus dieser Zeit. An auffälligen Fels- und Geländeformationen fehlt es im Lechquellengebirge nicht. Alles überragen die schroffen, hellen Kalkmauern und die ruinenhaft verwitterten Dolomitzinnen der Gipfel, immer wieder durchzogen von dekorativen, farbigen Gesteinsschichten und umgeben von lieblichen Almwiesen voller bunter Blumenpracht.

Die Landschaft –
ein offenes Buch der Erdgeschichte

Woher kommt nun dieses abwechslungsreiche Landschaftsbild im Lechquellengebirge? Es ist den Gesteinen in ihrer Verschiedenartigkeit und ihrer „chaotischen" Lagerung zu verdanken, dass es dem Auge eines Wanderers hier nie langweilig wird. Dazu trägt auch bei, dass die verschiedenartige Beschaffenheit des Untergrunds den unterschiedlichsten Pflanzen – darunter viele seltene und schöne Blumen – Lebensraum bietet.

„Wir haben heute die Gebirge als etwas Starres vor uns liegen, starr wohl nur im Rahmen unserer eigenen Vergänglichkeit, und doch hält deren Struktur hin und hin unzweideutig die Spuren vielfacher lebendiger Bewegtheit aufbewahrt." Mit diesem Satz brachte ein großer Bergsteiger und einer der bedeutendsten Alpengeologen überhaupt, der Innsbru-



cker Otto Ampferer, eine grundsätzliche Erkenntnis auf den Punkt. Sie erleichtert es auch Laien, ein bisschen im „Buch der Landschaft" zu lesen. Wichtige Einsichten in die Erdgeschichte und den Bau der Alpen gewann Otto Ampferer bei geologischen Kartierungen des Lechquellengebirges. Vorsicht! Von den vielen bunten Gesteinen und spektakulären Felsformationen geht die akute Gefahr aus, dass auch Wanderer, die bislang ganz unbedarft durchs Gebirge gelaufen sind, genau wie Otto Ampferer der Geologie verfallen. Denn wie kaum ein anderes Gebiet der Nördlichen Kalkalpen beeindruckt die Landschaft des Lechquellengebirges durch eine außergewöhnlich große Gesteinsvielfalt. Dabei handelt es sich um Sedimente – also mehr oder minder verfestigte Ablagerungen –, die sich überwiegend in einem Meer gebildet haben. Dieses Meer, Thetys genannt, erstreckte sich einst zwischen Ur-Afrika und Ur-Europa. Viele der Gesteine, vor allem Kalke und Dolomite, entstanden im relativ seichten Wasser von Schelfgebieten nördlich des damaligen afrikanischen Kontinents. Die Wassertiefe war zwar gering, änderte sich aber doch immer wieder, ebenso das Klima, die Entfernung zum Festland und damit die Flora und Fauna in den Schelfgewässern. Diese wechselnden Bedingungen führten zur Bildung unterschiedlicher Gesteine.

Heute erkennen wir das am Wechsel zwischen den Schichten. Da eine scheinbar ordentlich auf die nächste folgt, könnte man meinen, dass die obere Schicht jeweils jünger ist als die untere. Normalerweise ist das auch so. Im Lechquellengebirge findet

Das Hauptdolomitmassiv der Braunarlspitze aus Nordosten gesehen.

Nordwestlich der Roten Wand demonstrieren die Gebäude der Klesenzalpe (1589 m) eine interessante Architektur.



man aber bisweilen auch ältere Gesteine oberhalb der jüngeren. Mal sind Schichtpakete überkippt, also auf den Kopf gestellt, mal wurden ältere Schichtpakete auf jüngere Schichten geschoben. Wie kam es zu diesem Durcheinander? Vor rund 100 Millionen Jahren gingen die afrikanische und die europäische Kontinentalplatte auf Kollisionskurs – ein Vorgang, der noch nicht abgeschlossen ist. Die Erdbeben im Mittelmeer- und Alpenraum zeigen dies recht deutlich. Durch die Raumverengung wurden die Ablagerungen des dazwischenliegenden Thetys-Meeres aus der Trias-, der Jura- und der Altkreidezeit von ihrer Unterlage abgeschert und über viele hundert Kilometer nach Norden verfrachtet. Dabei wurden die Schichten gefaltet, Schichtpakete zerbrachen und wurden als Gesteinsdecken übereinandergeschoben.

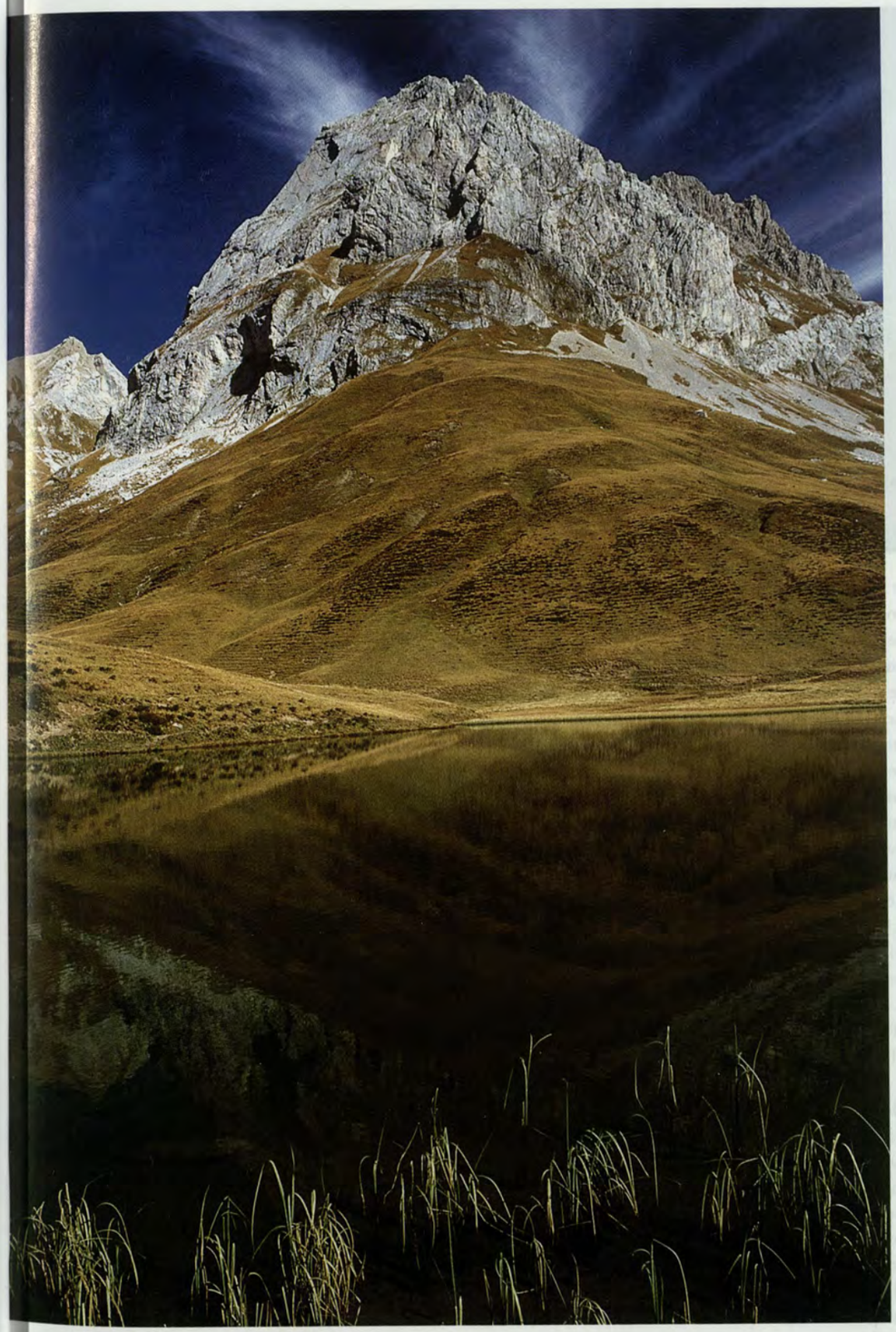
Trias, Jura, Kreidezeit und Tertiär

Welche Gesteine treffen wir nun im einzelnen an? Am Südhang des Lechquellengebirges, am Weg von Dalaas zur Freiburger Hütte, treten die ältesten, rund 220 Millionen Jahre alten Ablagerungen der Trias-Zeit zu Tage: Der oft recht brüchige Muschelkalk sowie die Arlbergschichten, die etwa gleichzeitig mit dem viel festeren Wettersteinkalk der bayerischen Alpen gebildet wurden. Die nächstjüngeren Lagen, die oft bröseligen Raiblerschichten, auf die man zum Beispiel an den Gipslöchern beim Kriegerhorn trifft, bestehen aus Sandsteinen und Rauhwacken mit dem Eindampfungsprodukt Gips, deren Struktur auf die Entstehung in der Nähe zum Festland hinweist.

Später bildeten sich in salzhaltigen Lagunen mächtige Lagen Kalzium-Magnesium-Karbonat: der Hauptdolomit. Aus diesem verwitterungsanfälligen Gestein sind im Lechquellengebirge die meisten, wenn auch nicht die festesten Gipfel aufgebaut. Ein typischer Hauptdolomit-Berg ist die Braunarlspitze. Steigt man von diesem Gipfel nach Norden ab, überquert man, dem Weimarer Steig folgend, auf dem Weg zum Fürggele eine Zone des nächstjüngeren Schichtgliedes, des Plattenkalks. Als Gipfelbildner tritt der plattige Kalk an der Mohnenfluh auf.

Deutlich festere Riffkalke entstanden zur Freude der heutigen Kletterer dann vor rund 200 Millionen Jahren am Ende der Trias-Zeit in flachem und warmem Wasser. Die Rät- oder Oberrät-Kalke bilden heute gleichermaßen den kompakten, hellen Klet-





Die malerischen Felsformationen der karrenübersäten Hochfläche zwischen Formaletsch und Gehrengrat offenbaren unweit der Freiburger Hütte ein geologisches Bilderbuch.
Foto: Andreas Gassner

Über den stillen Wassern des Alpsees in der Nähe der Ravensburger Hütte erhebt sich die Roggalspitze (2673 m) mit ihren Südwestabstürzen. Links die berühmte Nordkante, deren fester Rätkalk die Kletterer anzieht. Auf den weiten Mattenhängen der Wildgrube tummeln sich zahlreiche Murmeltiere.
Foto: Ewald Weiß



Über den Quellen des Lech: rechts die ausgedehnten Grasflanken auf der Südseite des Spullers Schafbergs (2679 m), der für Wanderer entlang des Gratrückens in Bildmitte leicht zu ersteigen ist. Hinter den begrünten Moränenrücken links der Spullersee und dahinter die Plattnitzer Jochspitze (2318 m). In der Ferne die Kalkburgen des Rätikon mit Sulzfluh und den Drusentürmen.
Foto: Ewald Weiß

tergipfel der Roggalspitze wie die karrenübersäte Karstfläche, über die wir vom Gehrengrat zum Formaletsch wandern. Zwischen den Riffen kamen damals gleichzeitig die fossilreichen Kössener Schichten zur Ablagerung. Wo sie nicht bewachsen sind – wie an Aufschlüssen zwischen Formarinalpe und Freiburger Hütte – , erkennt man sie häufig als braune, bröselige Schiefer. Wegen ihres Tongehaltes sind sie relativ weich und wasserstauend, so dass sie sanftere Landschaftsformen mit blumenübersäten Wiesen bilden. Bei oder nach Regen sind die Gebiete der Kössener Schichten allerdings mit Vorsicht zu genießen, denn der typische Tonmatsch auf den Wegen kann außerordentlich glitschig sein.

Die Jurazeit, vor 195 bis 140 Millionen Jahren, begann mit dem Lias, dessen rote Kalkschichten einen bunten Gesteinsreigen einleiten, der besonders schön in der Südwand der Roten Wand zur Geltung kommt. Zusammenfassend nennt man die Juragesteine hier Allgäuschichten. Dazu zählt auch der tiefgründig verwitternde und daher blumenfreundliche Fleckenmergel. Die nächstjüngeren Gesteinsserien der Jurazeit, die Aptychen- und Hornsteinkalke, sind wieder hart genug, um am Aufbau kühner Gipfel mitwirken zu können, zum Beispiel der Roten Wand, des Rothorns bei der Biberacher Hütte und des Feuersteins. Der vielfältige Mineralbestand dieser Gesteine, einschließlich der in den Kalkalpen sonst seltenen Kieselsäure, sorgt für Farbe, nicht nur durch die weißen, roten und grünen Fels- und Erdschichten, sondern auch durch die Blumenpracht, die auf ihnen wächst.

In der Kreidezeit, vor 140 bis 65 Millionen Jahren, kam es zu ersten gebirgsbildenden Bewegungen, bei denen Teile der Felspakete über den Meeresspiegel angehoben wurden. Deshalb gibt es aus dieser Zeit Gesteine, die auf oder nahe dem Festland entstanden sind: Sandsteine, Breccien aus zusammengebackenem kantigem Schutt sowie der aus Kieseln gefertigte Ur-Waschbeton der Konglomerate. Auf

Unweit von der Bergstation des Kriegerhorns (2173 m) trifft der geologisch interessierte Wanderer auf diese eigenartigen Gipslöcher.
Foto: Gerhard Hirtlreiter



solchen Ablagerungen der Kreidezeit wandelt man zum Beispiel am Gehrengrat.

Im Tertiär, beginnend vor 65 Millionen Jahren, kam die Nordwanderung der Kalkalpen zum Stillstand. Dabei waren die Gesteinsdecken bereits über den Meeresspiegel angehoben; die Alpen wurden erstmals zum Gebirge und somit der Erosion ausgesetzt. Der Abtragungsschutt dieser Zeit füllte das Molassebecken zwischen Alpen und Donau auf. Als mit der Wende zur Quartärzeit vor rund zwei Millionen Jahren das Klima kälter wurde, bildeten sich Gletscher in den Alpen. Es folgte eine Serie von Eiszeiten, während der mächtige Eisströme zeitweise bis weit ins Alpenvorland vorstießen. Diese schufen schließlich das alpine Landschaftsbild, das uns heute so begeistert. Vom Lechquellengebirge ragten damals nur noch die höchsten und schroffsten Gipfel aus dem Eis heraus. Die lokalen Gletscher hobelten die für unser Gebiet so charakteristischen Kare aus und formten Trogtäler. Sie mündeten in die großen, zeitweise über 1000 Meter mächtigen Eisströme, die durch das Lechtal, das Rheintal, aber auch über den Schrofenpass und damit durch das Allgäu hinaus ins Alpenvorland flossen. Der letzte Vorstoß, während der Würm-Eiszeit, hatte seinen Höhepunkt vor circa 18.000 Jahren. Die folgende Rückschmelzphase war von mehreren kürzeren Gletschervorstößen unterbrochen. Dabei wurden in den Karen und Tälern des Lechquellengebirges – mittlerweile bewachsene – Moränenwälle abgelagert, welche die Ausdehnung der späteiszeitlichen Gletscher teilweise nachzeichnen. Vor rund 10 000 Jahren endete auch die wechselhafte Späteiszeit. In der seither andauernden Nacheiszeit hinterließen immer noch kleine Gletscher ihre Moränen in den Bergen zwischen Bludenz und Lech. Noch um 1850 lagen in einigen Karen unseres Gebiets kleine Ferner. Die meisten von ihnen sind mittlerweile ganz abgeschmolzen. Winzige Eisreste, die sich trotz ihrer extrem niedrigen Lage und trotz der Erwärmung im 20. Jahrhundert



In einigen versteckten, nach Norden exponierten Hochkaren der Braunarlspitze liegen die Reste kleiner Gletscher als Relikte der Eiszeit.
Foto: Gerhard Hirtlreiter



Die Rote Wand (2704 m) bildet das mächtigste und höchste Bergmassiv des Lechquellengebirges. Auf einem langen und anstrengenden Weg an der hier nicht sichtbaren Nordwestflanke gelangen ausdauernde Bergwanderer zum Gipfel.
Foto: Peter Mathis

erhalten haben, findet man heute noch an den Nordostseiten von Roter Wand und Braunarlspitze sowie – hinter mächtigen Moränenwällen – im Gamsboden oberhalb der Göppinger Hütte.

Ein ideales Revier für Wanderer und Bergsteiger

Wer gerne auf Streckenwanderungen durch die Erdgeschichte streifen und trotzdem am Abend wieder in seinem Talquartier sein will, findet im Lechquellengebirge ideale Voraussetzungen. Von Lech aus verkehren Wanderbusse zum Formarinsee und zum Spullersee. Von hier aus hat man dann die Möglichkeit, nach Lech zurückzugehen oder zum jeweils andern See zu wandern, um sich von dort wieder zum Ausgangspunkt chauffieren zu lassen. Wer mit dem Auto anfährt, parkt am besten in der Tiefgarage unter der Kirche, um dann auf den Wanderbus umzusteigen.

Folgende Streckentouren bieten sich besonders an:

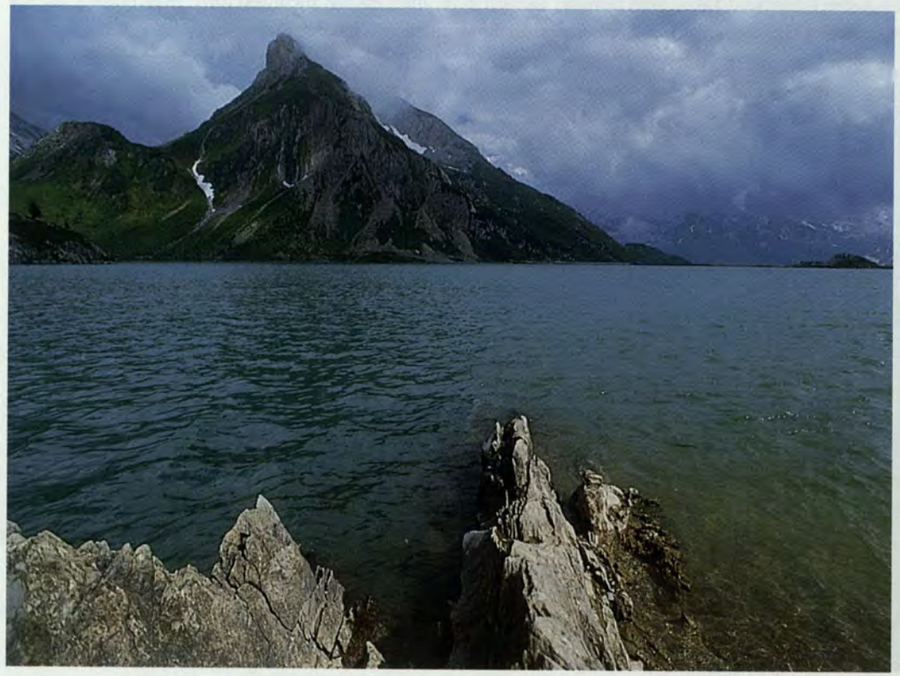
Auf den Spullers Schafberg (2679 m)
Spullersee – RavensburgerHütte – Schafberg – Stierlochjoch – Lech

„Schafberg" klingt irgendwie langweilig: Der Name riecht nach Grasbuckel. Dabei weist der Berg anspruchsvolle Kletterrouten in herrlichem Oberrät-Kalk auf – und selbst der Normalweg verlangt durchaus gewandtes Gehen im alpinen Gelände. Die Tour bietet eine abwechslungsreiche Streckenwanderung mit Gipfelabstecher. Sie ist als Tagestour gut durchführbar, kann aber mit Hüttenübernachtung auch auf zwei Tage ausgedehnt werden.



Die Ravensburger Hütte (1947 m) gehört wegen ihrer leichten Zugänglichkeit zu den meistfrequentierten Stützpunkten der Region.
Foto: Rudi Lindner

Der Spullersee (1827 m), an dem die Wanderung beginnt, hat zwar einen kleinen natürlichen Vorgänger, ist in seiner heutigen Größe aber das Produkt der Staumauern, die in den zwanziger Jahren gebaut und in den sechziger Jahren erhöht wurden. Das Besondere an diesem Stausee: Er ist gegen zwei Täler hin gestaut, die sogar in unterschiedliche Meere entwässern. Das Wasser des nach Süden abfließenden Spreubachs fließt dem Rhein und damit letztendlich der Nordsee zu, während der Spullerbach in den Lech mündet, der sein Wasser über die Donau ins Schwarze Meer leitet. Der Spullersee liegt also auf einer kontinentalen Wasserscheide. Für einen See ist das recht kurios!



Der Spullersee (1827 m) bildet durch seine Aufstauung eine künstlich Bifurkation, da er genau auf der Europäischen Wasserscheide liegt. Normalerweise entwässert der Lauf des Lech über die Donau zum Schwarzen Meer. Der Überlauf der südlichen Staumauer führt sein Wasser zum Rhein und damit zur Nordsee ab.
Foto: Peter Mathis

Von der nördlichen Staumauer führt ein Pfad um den Südfuß des Schafbergs herum auf kürzestem Weg zur Ravensburger Hütte. Der Anstieg auf den Spullerschafberg – größtenteils über festen Oberrätkalk – beginnt mit einer Querung nach Südwesten. Vorbei an schön ausgebildeten Karren, jenen für den Karst typischen Längsrinnen im Kalkgestein, geht es weiter über etliche Serpentinen zu einer flachen Wiese. Dort wendet man sich nach rechts und überwindet eine steile, zunächst noch breite Schulter. Sie wird im weiteren Verlauf immer schmaler und schließlich zu einem gratartigen Rücken; diesem folgt der Steig bis zum Gipfel. Im oberen, felsigeren Abschnitt kann man an einigen Stellen die Hände zur Fortbewegung gebrauchen. Auf gleichem Weg zur Hütte zurückgekehrt, setzen wir die Wanderung talein fort. Vom Weg zum Madlochjoch zweigt man bald links ab zum Stierlochjoch (2011 m). Von nun an geht's bergab, zunächst auf einem ausgebauten Viehtriebweg. Diesen verlassen wir bald und folgen einem schmalen Pfad nach rechts zur Stierlochalm. Von dort gelangt man, stellenweise bergauf, zur Gstütalm und am Nordfuß des Omeshorns entlang zurück nach Lech.



Vom Gipfel des Spullers Schafbergs (2679 m) genießen die Wanderer eine prächtige Aussicht auf die Allgäuer Alpen im Nordosten.
Foto: Gerhard Hirtlreiter

Gehzeiten: Spullersee–Ravensburger Hütte 1/2 Std., Ravensburger Hütte–Spullers Schafberg 2 1/2 Std., Spullers Schafberg–Ravensburger Hütte 2 Std., Ravensburger Hütte–Lech 2 Std.



Vom Ostgrat der Plattnitzer Jochspitze bietet sich ein informativer Einblick in die Topografie des Spullerseegebiets. Links die Südhänge des Spullers Schafbergs, über die der Wanderweg zu dessen Gipfel führt, und dahinter der Einschnitt des Stierlochjochs (2009 m).
In Bildmitte die Roggalspitze (2673 m) mit der oberen Wildgrube. Rechts die Goppelspitze (2371 m) über dem Spullersee. Der Ostgrat der Plattnitzer Jochspitze ist übrigens die lohnendste leichte Kletterei des Gebiets und wird häufig begangen.
Foto: Andreas Gassner

Von See zu See über den Gehrengrat (2439 m)
Spullersee – Gehrengrat – Freiburger Hütte – Formarinsee

Sammler berühmter Berge mögen weiterblättern: Einen bedeutenden Gipfel hat die Tour über den Gehrengrat nicht zu bieten. Naturfreunde und Genießer werden sich aber an den botanischen, geologischen und landschaftlichen Reizen dieser Bergregion erfreuen. Trittsichere Wanderer treffen hier auf keine technischen Schwierigkeiten. Man sollte aber nicht bei Neuschnee gehen, da der Weg über das Karrenfeld des Steinernen Meeres dann nicht mehr zu finden ist und scharfkantige Karren sowie Schachtdolinen lauern. Die steile und schmierige Ostseite des Gehrengrates verlangt bei Regen große Vorsicht. Mit dem Kleinbus lassen wir uns morgens von Lech zum Spullersee (1827 m) bringen. Zunächst spaziert man ein Stück auf dem Sträßchen, als wollte man gegen den Uhrzeigersinn um den See gehen. Wo links, also auf der Seeseite, eine kleine Hütte steht, zweigt gegenüber der Weg zur Freiburger Hütte ab. An der Schutzhütte (mit Kreuz) vorbei geht es über ein Almgebiet gen Westen. Etwas oberhalb des tiefsten Joch-



Wer etwas Glück hat, kann in der Nähe des Gehrengrates Steinwild beobachten.
Foto: Peter Mathis

einschnittes öffnet sich der Blick auf das Rätikon. Dort wendet sich unser Weg nach rechts. Zunehmend steil führt er auf den imponierend aufragenden Gehrengrat zu. Ein sehr steiler Grashang wird nun in vielen engen Kehren überwunden; an einer Stelle braucht man die Hände. Keinesfalls Steine lostreten, die hier besonders bröseligen Sedimente der Kreidezeit können auf Gras nämlich enorm beschleunigen! Auf der Kammhöhe geht's nach rechts weiter. Nach einem Flachstück verlässt unser Weg die Schneide nach links und führt ein Stück unterhalb eines mit roter Vermessungsstange gekennzeichneten erhabenen Gratpunktes vorbei. Nach kurzer

Die Freiburger Hütte (1918 m) ist einer der klassischen Alpenvereinsstützpunkte im Lechquellengebirge.
Foto: Ewald Weiß

Oberhalb der Freiburger Hütte haben die Bergwanderer einen freien Blick auf die breite Südwand der Roten Wand (2704 m).
Foto: Andreas Gassner





Sein wasserdurchlässiges Becken aus Hauptdolomit verschonte den Formarinsee (1789 m) vor dem Schicksal eines Stausees.
Foto: Andreas Gassner

Querung leiten die Steigspuren nach links über den Hang hinab. Mit etwas Glück können Sie hier einem Steinbock in die Augen schauen. Nach einer felsigen Steilstufe erreichen wir ein wildes Karstgebiet mit tiefen Karren und noch tieferen Schächten. Die relativ gute Löslichkeit der im Rät, also in der Jurazeit, gebildeten Kalke ermöglicht es dem Regenwasser, sich Abflussbahnen aus dem Gestein herauszulösen, statt oberflächlich abzufließen – so entstehen die faszinierenden Felsskulpturen. Genau auf die Markierungen zu achten ist hier sehr wichtig, insbesondere bei Nebel.

Nahe dem Formaletsch sind wieder mergelige und wasserstauende Juragesteine erreicht, so dass der Weg zwar wieder „baziger", dafür aber nicht mehr durchlöchert ist. Gleich nach dem Joch unter dem Formaletsch gabelt sich der Weg: Rechts geht es zu mehreren kleinen Lacken, wir aber wenden uns nach links. Die folgende unscheinbare Linksabzweigung wird ignoriert. Schließlich lädt die Freiburger Hütte (1918 m) am Rauhen Joch zur Einkehr. Entlang des Formarinsees, wunderschön unter der Roten Wand gelegen, gelangt man zur Formarinalpe (1875 m). Dabei hat man die Wahl zwischen dem weiteren, bequemeren Wege links herum und dem direkteren, recht reizvollen Steig rechts am See vorbei. Der Kleinbus-/Taxidienst sorgt für die Rückfahrt nach Lech. Die Abholzeiten kann man bei der Anfahrt erfragen bzw. vereinbaren.
Gehzeit: 4 1/2–5 Std.





Auf den oft einsamen Wanderwegen rund um die Braunarlspitze werden die Mühen des Aufstiegs mit eindrucksvollen Panoramablicken belohnt, wie hier die Aussicht zur Mohnenfluh (2542 m).
Foto: Peter Mathis

Von der Formarinalpe zur Braunarlspitze (2649 m)
Formarinalpe–Johannesjoch–Göppinger Hütte–Braunarlspitze–Gipslöcher–Lech

Dieser Höhenweg ist landschaftlich besonders vielfältig. So sieht man Karstformen am Unteren Johannesjoch, ein wunderschönes, mit Wollgras bestandenes Feuchtbiotop am Oberen Johannesjoch und die Gipslöcher beim Kriegerhorn. Dazu kommen an einigen Stellen kleine Gletscherreste, die insofern etwas Besonderes darstellen, als sie für alpine Verhältnisse an außergewöhnlich niedrigen Bergen existieren; der starke Niederschlag nahe dem Alpenrand ermöglicht dies. Leider lässt die Erwärmung der letzten Zeit das Eis stark abschmelzen. Konditionsstarke Bergsteiger können den Höhenweg an einem Tag bewältigen. Wer eine Übernachtung auf der Göppinger Hütte einplant, hat sicher mehr von der Tour und kann auch in Ruhe die Braunarlspitze mit ihrer großartigen Aussicht genießen. Reichlich Getränke mitnehmen!

Mit dem Kleinbusdienst von Lech erreicht man bequem die Formarinalpe (1875 m). Direkt östlich neben dieser setzt der Weg an, zunächst ganz unscheinbar. Er quert durch einen auch morgens schon recht sonnigen Südosthang. Beim Unteren Johannesjoch zweigt unser Weg nach rechts ab, um nach dem Oberen Johannesjoch eine Steilstufe zu überwinden. Am Südostrücken der Hirschenspitze wenden wir uns nach links. Bei einer Stange leicht abwärts in die weite Johanneswanne. Jenseits geht es über eine Rampe wieder bergauf. Der Steig führt alsdann rechts um den Östlichen Johanneskopf herum. Sobald die Göppinger Hütte (2245 m) in Sichtweite ist, öffnet sich das Gelände zu einer verwirrenden Karstlandschaft; daher lohnt es jetzt, genau den Markierungen zu folgen. Ein Blick nach links zurück zeigt im hinteren Gamsboden, unter Johannes- und Bratschenkopf, Gletscherreste – und das bei einer Karumrahmung, die nur an einigen Stellen die 2500 Meter übersteigt! Dass hier noch Ende des letzten Jahrhunderts ein richtiger, aktiver Gletscher lag, machen die mächtigen, noch fast unbewachsenen Moränenwälle deutlich; auch alte Karten bestätigen dies. Wer auf der Hütte übernachtet und einigermaßen trittsicher ist, kann als „Abendspaziergang" noch das Hochlicht (auch Hochlichtspitze) besteigen. Von der Hütte geht es auf dem Thomas-Praßler-Weg nach Nordosten rechts unter dem Hochlicht vorbei zum Südhang unter der Braunarlspitze. Der Abstecher zum Gipfel (Wegweiser) führt zunächst mühsam über eine Schutthalde empor. An den Felsen angelangt, muss gleich zu Beginn die Schlüsselstelle (I) überwunden werden. Nach einer längeren Querung nach links (Westen) weist ein Pfeil nach rechts. Knapp unterhalb des Gipfels sollte man eine kleine Scharte rechts des Weges nutzen, um einen Blick in die schaurig steile und kalte Wanne mit dem Hochgletscher zu werfen. Er zeichnet sich – seinem Namen zum Trotz – gerade dadurch aus, dass er für einen alpinen Gletscher ungewöhnlich tief liegt. Wenn der Blick dann vom Gipfel (2649 m) in die Ferne schweift, grüßen deutlich höherliegende und größere Gletscher mit ihren weißen Flanken. So zum Beispiel die der Wildspitze, der Weißkugel, der Bernina oder des Tödi. Gegenüber im Norden reicht der Blick über die Allgäuer Alpen und über den Bodensee hinweg ins Alpenvorland hinaus. Wir steigen wieder hinab zur Wegverzweigung, umrunden die Butzenspitze links Richtung Butzensee und gehen nahe dem See dann nach rechts. Um das Zuger Hochlicht herum geht es zu den Gipslöchern; diese sind im Prinzip Karstdolinen, allerdings ist Gips noch viel wasserlöslicher als Kalk, so dass besonders spektakuläre Löcher und Schächte entstehen können. Hier grüßt schon das Skigebiet von Lech. Eine Vielzahl gut ausgeschilderter Wanderwege steht zur Auswahl, um über Oberlech nach Lech (1440 m) zu gelangen.

Gehzeiten: Formarinalpe–Göppinger Hütte 4 Std., Göppinger Hütte –Braunarlspitze 2 1/4 Std., Braunarlspitze–Lech 3 1/4 Std.



In der öden Karstlandschaft des Gamsbodens liegt die Göppinger Hütte (2245 m) vor den Johannesköpfen.
Foto: Herbert Blank



Mit seinen ausgedehnten Bergwiesen und Alpweiden ist das Lechquellengebirge ein Dorado für naturbegeisterte Bergfreunde, wie hier in der Nähe der Braunarlspitze.
Foto: Peter Mathis

Große Runde durch das Lechquellengebirge

Die drei beschriebenen Routen können problemlos zu einem großartigen geologischen Rundgang verbunden werden, auf dem man einen Großteil des Lechquellengebirges durchstreift. Wer es darauf anlegt, kann die Tour in zwei Tagen „herunterreißen". Dazu läuft man an der Ravensburger Hütte vorbei gleich über den Gehrengrat zur Freiburger Hütte und am nächsten Tag über die Göppinger Hütte in einem Satz zurück nach Lech; einen dritten Tag braucht man dann zur Erholung. Wer es gemütlicher angeht und vielleicht einige der interessanten Berge am Weg nicht nur von unten sehen will, kann sich auch eine Woche lang im Lechquellengebirge vergnügen. Und das ohne sich zu langweilen! Wie eine Fünftagestour aussehen könnte, zeigt folgender Vorschlag:

1. Tag: Aufstieg von Lech über die Stierlochalm zur Ravensburger Hütte (2 1/2 Std.).
2. Tag: Frühmorgens auf den Spuller Schafberg (2 Std.), zurück zur Ravensburger Hütte (1 1/2 Std.), anschließend über den Spuller See zur Freiburger Hütte (4 1/2 Std.).
3. Tag: Auf die Rote Wand (I+; 7 Std. mit Abstieg zurück zu Freiburger Hütte).
4. Tag: Von der Freiburger Hütte über die Formarinalpe und das Johannesjoch zur Göppinger Hütte (4 1/2-5 Std.), nachmittags auf die Hochlichtspitze (2 1/4 Std. mit Abstieg).
5. Tag: Göppinger Hütte–Lech: 4 1/2 Std.; Krönung der Tour ist ein Abstecher auf die Braunarlspitze (1 3/4 Std. mit Abstieg).

Literatur:

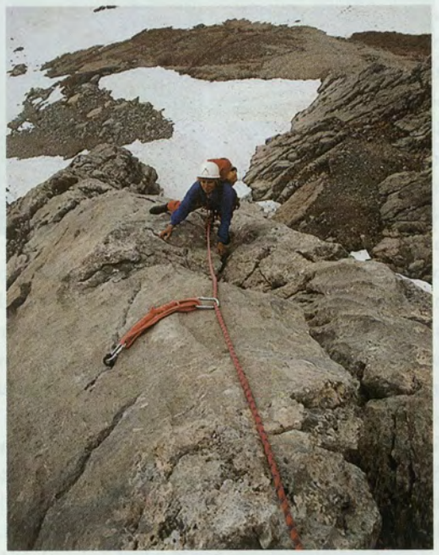
Ampferer, Otto: Beiträge zur Geologie des obersten Lechtals und des großen Walsertals, Jb. der Geol. Bundesanstalt, Wien 1931.
Hirtlreiter, Gerhard/Kuhnlein, Rudolf: Bergtouren rund um das Lechtal (vergriffen), Bruckmann, München 1993.
Flaig, Walther: Im hintersten Lech, ZDÖAV, München, Innsbruck 1927.
Flaig, Walther: Lechquellengebirge, Alpenvereinsführer (vergriffen), Bergverlag Rother, München 1977.
Richter, Max: Vorarlberger Alpen, Sammlung geologischer Führer, Gebrüder Borntrager, Berlin, Stuttgart 1969.
Seibert, Dieter: Bregenzerwaldgebirge und Lechquellengebirge, Gebietsführer, Bergverlag Rother, München 1989.

Plaisir und Abenteuer in der Balance

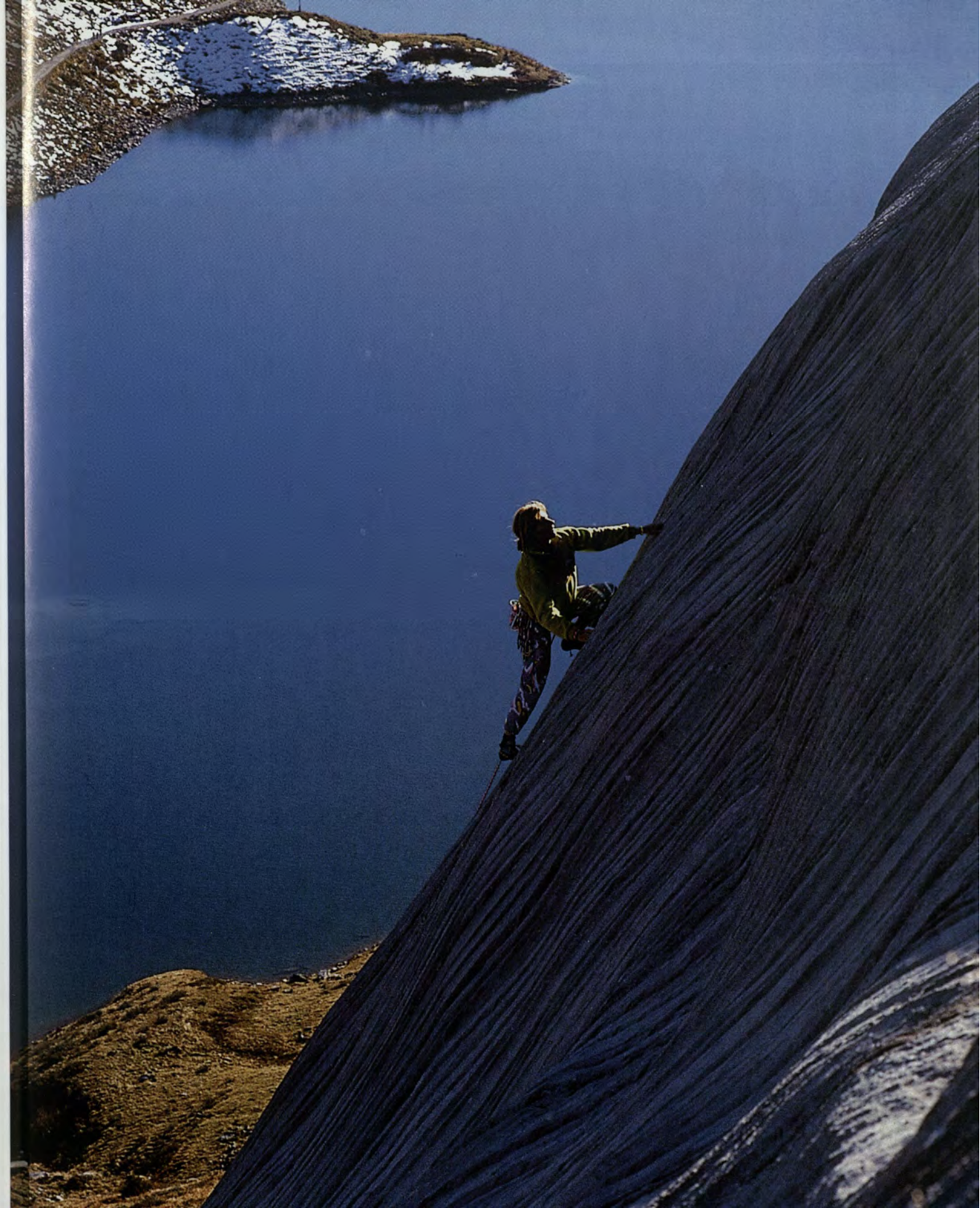
Klettern im Lechquellengebirge

Von WOLFGANG MUXEL

KLETTERN IM LECHQUELLENGEBIRGE – da fallen den meisten spontan zwei Namen ein: Rote Wand und Roggalspitze. An diesen beiden Bergen findet man die höchste Routendichte, den besten Fels und die schönsten Touren des Gebiets. Aber auch an den umliegenden Gipfeln – am Pöngertlekopf, an der Plattnitzerspitze, am Spuller Schafberg und an der Goppelspitze – verbergen sich ein paar wirklich schöne Kletterziele. Nun fehlt nur noch der Plattenkalk des Schönebergs im Hochkünzelgrat und die „Galerie", ein Sportkletterwändchen unter dem Flexenpass, um die Liste der lohnenden Kletterziele des Lechquellengebirges zu vervollständigen. Hier kann jeder nach seiner Fasson selig werden – in einer der klassischen, einsamen Grattouren, bei einer einfachen Gipfelbesteigung, in einer gut gesicherten Sportkletterroute mit Plaisier-Charakter, in einem der zahlreichen sanierten Klassiker oder in einer kompromisslosen Abenteuerführe, wo nicht nur die Klettersohlen heißlaufen. Ein weiter Routenbogen spannt sich von der Nordkante der Roggalspitze (IV+) über die extreme Genussroute *Akrobat schöön* (VII-) bis zur Murrschen Kreation *Karmaja* (X-/X) an der Roten Wand-Südwand. Viele dieser Klassiker werden jedes Jahr regelmäßig wiederholt; dann trifft sich ein Klettervölkchen aus nah und fern, um die klettersportlichen Rosinen des Lechquellengebirges zu genießen. Neben den populären Genussrouten findet sich aber auch ein beachtliches Spektrum an Führen in den Schwierigkeitsgraden VI bis IX, die unübersehbar das Kainsmal von Abenteuerführen tragen. In diesen Anstiegen, die meisten aus den achtziger Jahren, verzichteten die Erstbegeher bewusst auf Bohrhaken oder machten von ihnen nur äußerst sparsam Gebrauch. Nur sehr selten verirrt sich eine Seilschaft in eine dieser Touren. Es ist wahrscheinlicher, jemand auf Erstbegehungskurs zu sehen als die Wiederholung einer „Abenteuerroute" beobachten zu können.



Aber auch bei den modernen Sportkletterrouten aus den neunziger Jahren zeigen sich bezüglich der Absicherung deutliche Unterschiede. Neben mit Bohrhaken großzügig ausgestatteten Wegen gibt es kühne Routen mit moralisch anspruchsvollen Passagen, wobei die Erstbegehungen der letzten Jahre eher den Trend zu gut abgesicherten Sportkletterrouten erkennen lassen. So präsentieren sich die Klettereien über Spuller- und Formarinsee als individuelle Zeugen einer sich ständig entwickelnden Klettergeschichte. Vielleicht liegt genau darin der besondere Reiz der Wände über den Quellen des Lech – nämlich in der Vielfalt der Klettermöglichkeiten und dem Nebeneinander der verschiedensten Stile. Noch ist das Lechquellengebirge ein Klettergebiet im Gleichgewicht zwischen Plaisier und Abenteuer, ein alpiner Lebensraum im Spannungsfeld zwischen der kommerziellen Nutzung und der selbstverantwortlichen Suche nach den eigenen Grenzen.



Klein aber fein – im eisenfesten Schrattenkalk der Schöneberg-Südwestkante ist Klettergenuss garantiert. An dem 200 Meter hohen Kalkriff in der Nähe der Biberacher Hütte reicht die Klettersaison von Ende Mai bis Ende Oktober.
Foto: Ewald Weiß

Im filigran gerillten Naturkunstwerk der Spullerplatten finden sich Kletterfreuden der schärferen Gangart für „Mover", die sich nicht ins große Gemäuer wagen oder einfach mal ausspannen wollen. Nicht alle Routen sind gut gesichert.
Foto: Peter Mathis



Das mächtige Massiv der Roten Wand mit der „zahmen" Westflanke am Schluss des Großen Walsertals. Etwas verwickelt führt hier der als AV-Steig ausgerüstete Normalweg zum Gipfel.
Foto: Peter Mathis

Das „New Age" des Alpinismus

Um die Anfänge des Alpinismus im Lechquellengebirge zu orten, muss man ganz schön zurückblättern in den Chroniken. Eines der frühesten Zeugnisse einer Bergfahrt war die Ersteigungsgeschichte der Roten Wand. Im Juli des Jahres 1610 fanden der Vogteiverwalter der Bludenzer Herrschaft, David Pappus, und seine Gefährten den damals einzig möglichen, weil leichtesten Anstieg auf den zweithöchsten Gipfel des Gebirges. Nach einem langen und mühsamen Zugang erstieg die Gruppe den Nordwestrücken; ob der Weiterweg über den Gipfelfirn des Minigletschers oder den kurzen Nordgrat führte, ist nicht dokumentiert. Jedenfalls legten David Pappus und seine Begleiter oder Führer am 25. Juli 1610 ihre Hände an den Gipfelaufbau der Roten Wand und kletterten die letzten Meter zu ihrem 2704 Meter hohen Gipfel. Da die Besteigung im Rahmen einer Grenzbegehung durchgeführt wurde, bleibt die Frage offen, ob dieser mühsame und gefährliche Aufstieg Teil ihrer kartografischen Mission war oder ein früher Griff nach dem „Alpinlorbeer".

Einen solch dominanten Berg zu ersteigen, der mit seiner Westseite vom Säntis oder dem Walgau aus genauso beeindruckt wie mit der langgezogenen Südwandflucht, war wahrscheinlich schon um 1610 nicht ganz ohne Reiz. Auf dem ausgesetzten Gipfel, nur Schritte von der steil abfallenden Südwand entfernt, hatten sich diese frühen Alpinisten bestimmt ihrer persönlichen Grenze genähert. Auf jeden Fall hatten sie eine Felszinne erobert, welche die Älpler ob ihrer Unersteigbarkeit Jungfernspitze nannten.

Vielleicht war der Vogteiverwalter David Pappus einer der ersten „Kletterer", die zu Felsgipfeln aufbrachen, auf denen es nichts zu holen gab. Wie außergewöhnlich die Erstbesteigung der Roten Wand war, wird deutlich, wenn man Datum und Umstände der „Zweitbesteigung" betrachtet. Volle 257 Jahre später, im Sommer 1867 – das Goldene Zeitalter des Alpinismus war beinahe vorüber und das Matterhorn bereits seit zwei Jahren erstiegen – gelang John Sholto Douglass und Baron Sternbach unter Führung des Bergführers Toni Neyer, dem Erstbesteiger der Zimba, und des Bludenzers F. Heine die erste touristische Besteigung.

Zuvor hatten die beiden Führer den Aufstieg von Nordwesten auf den Gipfelfirn erkundet. Die Rote Wand hatte eine ganz besondere Anziehungskraft auf den Industriellen, Bergsteiger und Jäger John Sholto Douglass. Umgab den Berg nicht ein besonderer Nimbus, etwas, das ihn hervorhob, ihn zu einem besonderen Ziel machte? Für den an Wissenschaft und Magie gleichermaßen interessierten Douglass – er war ein Freund von Alister Crowley – gab es vielleicht noch einen anderen Bezug zu diesem Berg. Denn bestimmt kannte er die Geschichte vom rätischen Fürsten Adam, dem späteren Heiligen Gerold, der sich der Machtpolitik Kaiser Ottokars widersetzte und deshalb zum Verlust von Gut und Leben verurteilt wurde. Der Fürst zog sich in die Wildnis des Walsertals zurück und nahm damit Zuflucht im Schutzbereich der „Madrischa". Die Bedeutung dieses alten Bergnamens lautet *„Mutter des dreieinen Herrn* – MA-TRI-SA". In der damaligen Vorstellung unterwarf sich der Heilige Gerold einem höheren Urteil, dem des Gottesgerichts, indem er unter den Bedingungen der Wildnis alleine zu überleben vermochte.

Von ihrer Anziehungskraft hat die Rote Wand bis heute nichts verloren – noch immer ist sie eines der begehrtesten Bergziele im Lechquellengebirge. Nach meiner persönlichen Umfrage und Einschätzung gliedert sich der Rote-Wand-Fanclub in drei Gruppen: In die Gipfelbesteiger auf dem Normalweg, die Kletterer an der Südwand sowie Wanderer und solche Personen, die sich vom Kraftplatz Rote Wand ganz einfach angezogen fühlen. Unter die Letztgenannten fällt auch der Diakon und Krankenseelsorger Georg Dworak. Schon seit ein paar Jahren genießt er seine kostbaren Sommerferien auf der Hochfläche vor der Südwand. Seitdem kann es passieren, dass man beim Klettern plötzlich den Ruf der Trommel oder Flötenklänge vernimmt. Und last but not least kommen im August auch noch die Rinder der Formarinalpe zum „Sommerkonzert der Glocken" auf die Hochfläche. Freilich, den Kühen und dem Klettersport steht der musikalische Diakon mit freundlicher Distanz gegenüber. Am liebsten ist ihm die Zeit, wenn das Vieh wieder auf die tieferliegenden Weiden der Formarinalpe zurückgekehrt ist, dann verschwinden die durchaus jazzigen Rhythmen der Kuhglocken und nur ein feiner, irisierender Klang wird von der Wand auf die Hochfläche zurückgeworfen.

Einmal die Rote Wand-Südwand zu durchsteigen interessiert Georg – den einzigen Local Resident hier heroben – wenig, auf den verschiedenen Gipfeln hat er schon ein paar mal übernachtet; eine Längs-



Die 500 Meter hohe Südwand der Grubenjochspitze (2659 m) im Morgenlicht. Obwohl die Wand von der Arlbergstraße aus relativ leicht erreichbar ist, finden sich äußerst selten Kletterer in den charakteristischen Schichtplatten der klassischen Route (IV+).
Foto: Ewald Weiß

überschreitung von Osten, mit Abstieg über den vielleicht noch unbegangenen Westgrat, das wäre Georg aber die Mühe wert.

Die Pioniere an den Quellen

Zehn Jahre nach der zweiten Besteigung der Roten Wand richtete sich die Aufmerksamkeit auf den höchsten Gipfel im Lechquellengebirge. Im Sommer 1877 holte sich der Bregenzer Andreas Madlener die erste Besteigung der 2753 Meter hohen Großen Wildgrubenspitze sowie die der Roggalspitze und der Großen Grubenspitze. Ganz auf sich gestellt, nur seinem Routengespür vertrauend, eroberte er die zwei wildesten Felsgestalten des Wildgrubengrates.

An der Roggalspitze kletterte Madlener auf dem heutigen Normalweg durch die Südostflanke. Über welchen Anstieg er die Große Wildgrubenspitze erreichte, ist nicht bekannt. Es ist anzunehmen, dass Andreas Madlener bei seinen Alleingängen bereits den 3. Grad streifte. Mit Madlener zeigt sich ein neuer Bergsteigertyp, ein Kletterer, der sich auf die wohl kompromissloseste Art, allein und ohne Sicherung, auf den Berg einlässt. Mit seinen Erstbesteigungen ging auch im Lechquellengebirge die klassische Epoche zu Ende. Die schwierigen Gipfel waren erobert, das bergsteigerische Interesse verlagerte sich auf die Wände, Grate und Kanten.

Im Juli 1892 kletterte der berühmte Alpinist Dr. Karl Blodig als Erster über die Hochgletscherwanne auf die Kleinspitze und weiter über den Ostgrat (III-IV) auf die Braunarlspitze. Blodigs Routenwahl an der Braunarlspitze – damals gab es noch einen echten Gletscher in der Hochgletscherwanne – zeigte seine Vorliebe für lange kombinierte Touren. Im Sommer 1893 gelang die erste Durchsteigung der Wildgrubenspitze-Südwand (II-III); der Abstieg der Seilschaft A. Häfeley, B. Hämmerle, W. Rüsch, J. Zumtobel erfolgte über den Südwestgrat in die Nadelscharte. Im Sommer 1895 folgte die erste Durchsteigung der Südwand auf den Hauptgipfel der Roten Wand; wieder scheinen die Erstbegeher-namen – B. Hämmerle, W. Rüsch, J. u. R. Gaßner, I. Häfeley – als wären sie dem *Who's Who* der Vorarlberger Industriellenvereinigung entnommen.

Noch vor 1900 kletterte der Lecher Jäger Hermann Strolz durch die Ostwand auf die Mohnenfluh (II-III) und am 10. August 1901 erreichten Victor Sohm und K. Eyth erstmals den Gipfel der Orgelspitze. Mit Sohm betrat ein Haupterschließer des Lechquellengebirges die alpine Bühne: 1903 durchstieg er mit Hugo Rhomberg die Nordwestwand der



Der Körbersee am Hochtannberg-Pass mit Hochberg (2324 m) und Hochkünzelspitze (2397 m) im Westen. In der Senke zwischen beiden Bergen liegt die Biberacher Hütte. Bergsteiger, die den Kitzel des Unbekannten mögen, finden in diesen Bergen ein ungestörtes Dorado.
Foto: Peter Mathis

Hohen Künzel (IV) und 1904 gelang ihm mit Eduard Pichl die Erstbegehung des Roggspitze-Südpfeilers in den Lechtaler Alpen, eine bis heute beliebte und vielbegangene Genusskletterei im 3. Grad. 1905 kletterten Sohm und Huber als Erste über den Ostgrat (III) auf die Rote Wand, ein Jahr später war dieselbe Seilschaft am Zitterklapfen-Nordgrat erfolgreich (IV). Im Jahr darauf wiederholte Karl Blodig als Erster den Zitterklapfen-Nordgrat und stieg über die *Wasserfallführe* (IV) ab. Sich Erstbegehungen der Konkurrenz zu Gemüte zu führen, war um die Jahrhundertwende bereits alpine Gepflogenheit. Aber alleine und im Abstieg auf neuer Route? Hier bewies Blodig sein überragendes Talent, sich in jedem Gelände locker und sicher zu bewegen. Als einer der besten Alpinisten seiner Zeit brauchte er nichts zu beweisen. Auch nicht Victor Sohm, mit dem Blodig bereits 1888 die *Blodigrinne* (III) an der Drusenfluh erstbegangen hatte. Im Sommer 1912 holte sich Sohm die erste Längsüberschreitung der Roten Wand; mit A. Bildstein kletterte er über den Südwestgrat (IV) und stieg über den Ostgrat ab. In diese Zeit, noch vor 1914, fiel die vermutlich erste Besteigung des Feuersteins. Ludwig von Furtenbach überschritt den Berg im Aufstieg über den Südgrat (IV) und im Abstieg über den Nordwestgrat (II-III). Bis dahin hatte sich der eigenartige Berg nördlich des Mutterwangjoches erfolgreich zu verstecken vermocht. Auch die zweite Besteigung, Walther Flaig glaubte auf neuer Führe unterwegs zu sein, erfolgte 1925 auf gleicher Route. Obwohl der Berg mit seinen verschiedenen Gesteinsschichten aus hellem Oberrätkalk, roten Liaskalken, dunklen Fleckenmergeln und einer Graskappe obendrauf zu den interessantesten Gipfeln des Lechquellengebirges zählt, wird er nur sehr selten bestiegen. Dem Potenzial für ein paar hübsche, kurze Felsrouten zum Trotz sind die Kletterer bislang ausgeblieben. Der Feuerstein – ein Berg im ewigen Dornröschenschlaf?

Vor dem Zweiten Weltkrieg – der 5. Grad

1913 kletterten Sepp Bildstein und Anna Honstetter erstmals über den Südwestgrat auf die Roggalspitze. Im unteren Teil der Route wichen sie den steileren Aufschwüngen aus, dafür wählten sie am letzten Turm den direkten Ausstieg durch einen markanten Schrägriss. Der *Bildsteinriss* (V-) war die erste Kletterpassage im Lechquellengebirge, die den 5. Grad streifte. Obwohl die letzte Seillänge der Hiebeler-Maschke-Führe von 1968 deutlich leichter ist, entscheidet sich heute so manche Seilschaft für den *Bildsteinriss*, ob aus kletterhistorischen Gründen oder weil er einfach anziehender wirkt, bleibt offen.

Erst im Sommer 1927 wurde die nächste Route im unteren 5. Schwierigkeitsgrad eröffnet: Walther Flaig und A. Weidle kletterten über den Nordostgrat des Pöngertlekopfes. 1929 durchstieg die Innsbrucker Seilschaft K. Hagspül, H. Plangger, S. Müller und S. Hager die Südwand der Großen Grubenspitze (IV), eine der höchsten Wände des Gebiets. Bis heute zählt dieser Abbruch mit seinen parallelen Schichtplatten zu den eindrucksvollsten und am seltensten besuchten Wänden des Lechquellengebirges. 1930 fand wieder eine Seilschaft den Weg ins Spuller Pöngertle. Ein Pöngertle ist ein Baumgarten und Franz Harrer und H. Hörmann holten sich daraus die Früchte. Während sie im linken Teil der Ostwand zugange waren, hallten nur wenige Hammerschläge in dem Hochtälchen wider, dann war die inzwischen in Vergessenheit geratene Route (V+) vollendet. Dieser Anstieg befindet sich heute noch im Originalzustand; außer einem Haken in der ersten Seillänge müssen alle Zwischensicherungen selbst angebracht werden. Auch im Zeitalter der modernsten Rissklemmen vermittelt die Route einen eher „alpinen" Gesamteindruck. Damit gelang Franz Harrer auf souveräne Weise eine Kletterei, die zum erstenmal im Lechquellengebirge den 5. Grad überstieg. Wie gut dieser Franz Harrer klettern konnte, zeigte er ein Jahr später bei der Durchsteigung des südostseitig verlaufenden Riss- und Kaminsystems auf den Roten Turm im Erzberggrat zusammen mit Erwin Schneider. Dabei verwendeten sie im Kamin Holzpflöcke als künstliche Standplätze, die Sicherung in der Schlüssellänge beschränkte sich auf einige „Kurzhaken". Bis heute ist von einer Wiederholung dieser Route, die Harrer mit V+ bis VI bewertete, nichts bekannt geworden. Gesichert ist der Versuch einer Seilschaft, der nach einem Sturz des Vorsteigers in der ersten Seillänge abgebrochen wurde. Vielleicht verläuft einer der ersten Wege im 6. Grad durch den



Aussicht von der Wildebene südlich des Klostertals auf die nördlich der Arlbergstraße liegenden Berge der Wildgrube. Links die Roggalspitze mit ihren markanten Südrippen, Untere und Obere Wildgrubenspitze, Wasenspitze und die Grubenjochspitze mit ihren auffälligen Schichtplatten an der Südwand.
Foto: Ewald Weiß

Südostkamin des Roten Turms. Wer lüftet den Schleier dieser geheimnisvollen Route? Vielleicht verbirgt diese anstrengende Kaminkletterei eine kleine alpinhistorische Sensation. Auf jeden Fall blieb der Südostkamin des Roten Turmes die schwierigste Felskletterei im Lechquellengebirge vor dem Zweiten Weltkrieg. Die Erstbegehung der Roggalspitze-Nordkante im Sommer 1932 konnte dagegen für Franz Harrer kein großes Problem gewesen sein. Obwohl die Schwierigkeiten von den Mitbewerbern recht hoch eingeschätzt wurden, ließ sich Harrer nicht beeindrucken. Nach einem Erkundungsversuch kam er mit seinem Bruder Max zurück und holte sich die Bilderbuchkante. Ein toller Erfolg für die beiden, wenn man weiß, wer schon alles vor Harrer hier war. Alle Erschließer des Lechquellengebirges – Ludwig von Furtenbach, Dr. Karl Blodig, Victor Sohm oder Walther Flaig – wussten um diese lohnende Neutourenmöglichkeit, aber keiner wagte einen ernsthaften Versuch. Anscheinend war die Kante für die beherzten Harrerbrüder reserviert – der Vergleich mit der Dachstein-Südwand und den Gebrüdern

An den einsamen Türmen des Stubner Grates wurde zwar schon Klettergeschichte geschrieben mit der wahrscheinlich ersten Route des sechsten Grades im Lechquellengebirge, die wildgezackten Grate werden jedoch kaum noch von Kletterern besucht.
Foto: Andreas Gassner



Steiner drängt sich auf. Wie oft in der Geschichte des Bergsteigens zeigt sich hier ein Phänomen, das den Schluss zulässt, dass Kletterteams dann besonders erfolgreich sind, wenn die Kommunikation zwischen den Partnern funktioniert und die Chemie stimmt. Schon immer gab es im Klettern besonders erfolgreiche Bruderpaare, von den Zsigmondys bis hin zu den Huber-Buam! Mit der Erstbegehung der Roggalkante war die herausragende Genusskletterei des Gebiets gefunden worden – noch heute ist sie die bekannteste und meistbegangene Kletterroute über dem Spullersee.

Von Burger bis Baur: Der 6. Grad

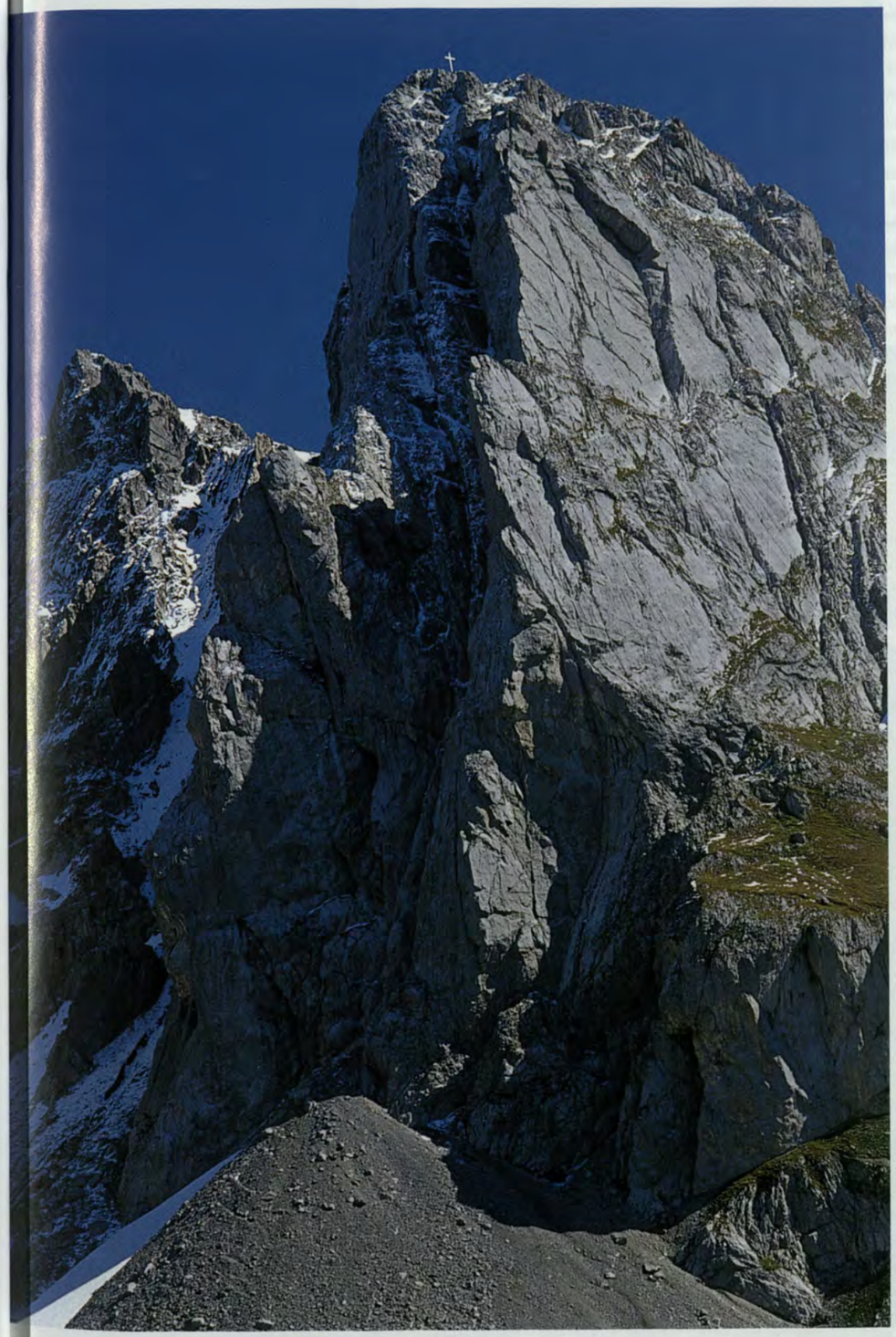
Nach dem Zweiten Weltkrieg hielt das extreme Klettern Einzug im Lechquellengebirge – bereits im Sommer 1948 kam die Seilschaft Burger-Liebewein auf die Ravensburger Hütte, um den Roggalpfeiler zu versuchen; in äußerst schwieriger Kletterei (VI/A1) bezwang die Seilschaft die drei Steilaufschwünge des Nordostpfeilers. Danach verglich Ernst Burger den Roggalpfeiler mit seiner Route durch die Drusenturm-Südwand (1933, VII-) – ein Anstieg, dessen alpinhistorische Bedeutung erst viel später erkannt werden sollte. Mit diesen Erstbegehungen schrieb der bescheidene Ernst Burger ein bemerkenswertes Stück Klettergeschichte. Er war seiner Zeit voraus – ihn muss man zu den Pionieren des 7. Grades zählen.

Für genau zwanzig Jahre sollte der Roggalpfeiler die schwierigste Kletterroute des Lechquellengebirges bleiben. Drei Jahre nach dieser Erstbegehung legten Franz Bachmann und Traugott Zint eine erste Route durch den äußersten rechten Teil der Spullers Schafberg-Nordwestwand (V). Erst im Juni 1964 wurde der nächste Weg im 6. Grad eröffnet – den Ravensburger Alpinisten Jürgen Schubert und Rudi Springmann gelang die schöne Roggalspitze-Ostwand (VI-A1, RP VI). Nur einen Tag später, am 16. Juni, fand Gerhard Baur einen direkten Einstieg (3 SL, VI) am Roggalpfeiler – im Anschluss kletterte der Alleingänger über die *Burger-Liebewein* auf den Pfeilerkopf und weiter über den oberen Teil der Ostwand auf der *Schubert-Springmann* zum Gipfel! Ein insgesamt doch recht wildes Solounternehmen des 17-jährigen Schwaben – nicht umsonst zählte er damals bereits zu den leistungsfähigsten deutschen Kletterern und Alpinisten. Im Sommer 1965 war es wieder die Seilschaft Schubert-Springmann, die sich mit der Westwand des Spullers Schafbergs (VI-/A1) eine extreme Erstbegehung sicherte.

Den Neulandsucher Gerhard Baur zog es erst im Sommer 1967 wieder ins Lechquellengebirge; im Jahr zuvor hatte er im Rätikon zwei anspruchsvolle Freikletterrouten im 6. Grad eröffnet. Am Nordpfeiler des Spuller Schafbergs gelang ihm mit Werner Huber eine elegante Linie, die mit nur wenigen Zwischenhaken aufwartet (VI-). Vielleicht hat Gerhard Baur während der Kletterei am Nordpfeiler sein nächstes Neulandziel ausfindig gemacht – von den Standplätzen sieht man nämlich direkt hinüber zur Roten Wand. Ein Jahr später, Anfang Juni, lag der heute vor allem als Filmemacher bekannte Schwabe wieder auf Erstbegehungskurs im Lechquellengebirge. Mit einem schweren Rucksack voller Haken steuerte Baur geradewegs auf die Wand zu. Der Routenverlauf ist schon von weitem klar: Ziemlich in Wandmitte leitet die senkrechte und teilweise leicht überhängende Südverschneidung in schnurgerader Linie auf den Ostgrat. In zwei langen Tagen, am 3. und 4. Juni 1968, kämpften sich Baur und Walter Rudolf durch die *Südverschneidung* (VI/A3) – eine echte „Direttissima", in der schwierigste Freikletterei mit ausgeklügelter Technokletterei wechselt. Obwohl die meisten Haken steckten, benötigten die Zweitbegeher noch neun Stunden Kletterzeit für die Wiederholung der ausgesetzten Route. Der Anstieg war so spektakulär, dass Walther Flaig im ‚Alpenvereinsführer Lechquellengebirge' von 1971 bereits den



Hochgerühmt als erlesene Genusskletterei ist die Nordkante (IV+) der Roggalspitze mit ihrem festen Rätkalk. Die allzu große Zahl der Begeher hat im Laufe der Zeit zu glattpolierten Griffen an den entscheidenden Stellen geführt und bei gutem Wetter herrscht bis in die Nachmittagsstunden Hochbetrieb auf der Kante, allfällige Nachteile des Ruhms.
Foto: Ewald Weiß



Die Roggalspitze (2673 m) mit dem schwierigen Nordostpfeiler im Schatten und der Nordkante im Nachmittagslicht. Auf dem hier sichtbaren Bildausschnitt befinden sich etwa sechs Kletterrouten, von denen allein die Nordkante häufig wiederholt wird. Der Nordostpfeiler bietet eine der klassischen Routen des sechsten Grades im Lechquellengebirge. Die steile Rinne zwischen Nordostpfeiler und Nordkante wurde von Wolfgang Muxel schon mit dem Snowboard befahren!
Foto: Ewald Weiß

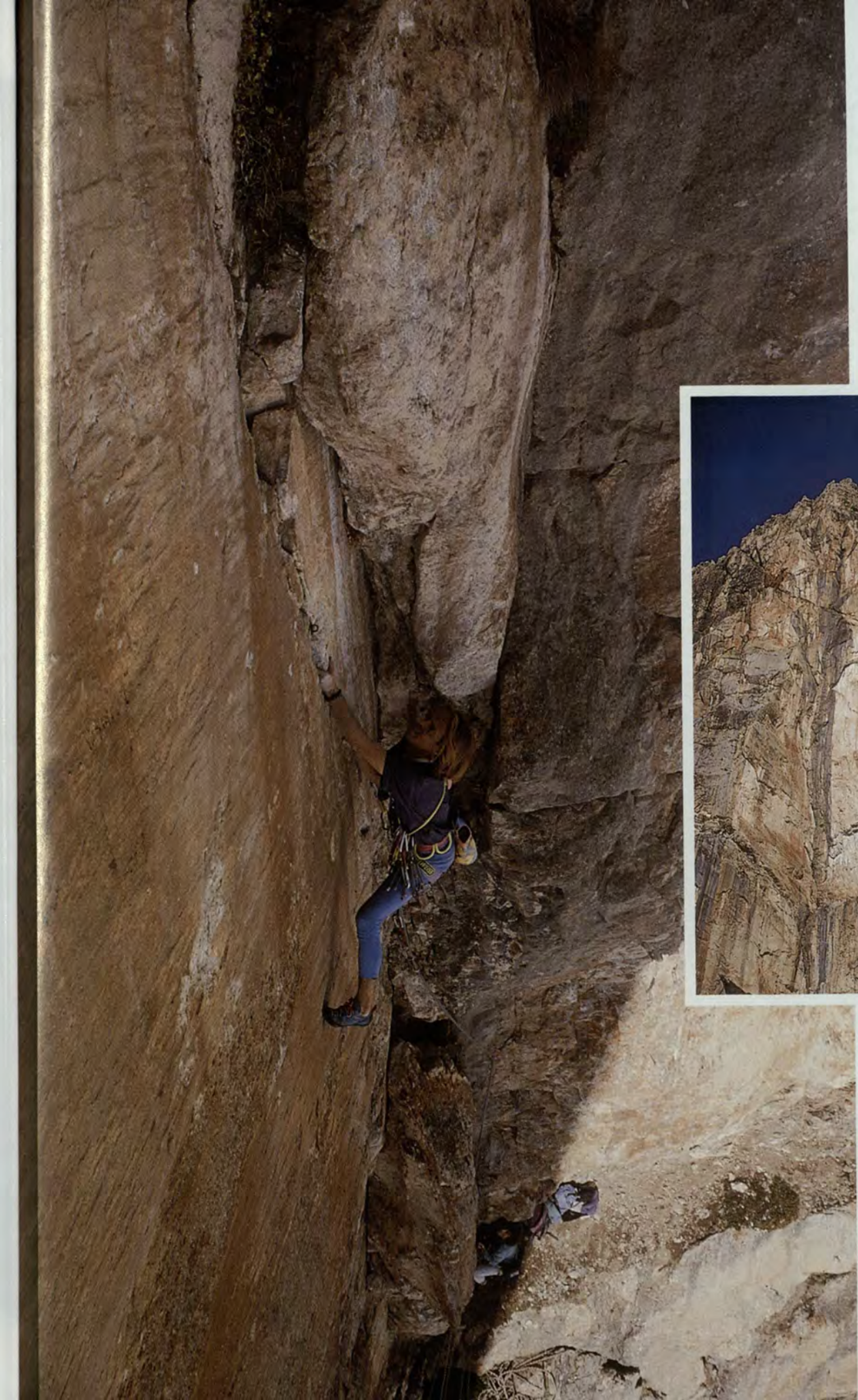
Ausdruck Sportkletterei verwendete! Erst Anfang der neunziger Jahre holte sich Martin Murr die erste Rotpunkt-Begehung der Route; je nach Einteilung der Seillängen variiert der Schwierigkeitsgrad zwischen VIII+ und IX-! Weniger Aufmerksamkeit findet die *Huber-Rochelt-Führe* an der Südwand, die ebenfalls im Sommer 1968 eröffnet wurde; die Schwierigkeiten der von Simon Huber und Luis Rochelt eröffneten Route auf den Ostgipfel beschränken sich auf eine kurze Seillänge (VI/A2). Der unhomogene Weg mit einem Bruchausstieg auf den Ostgrat findet nur ganz wenige Wiederholer. Ähnlich, aber ganz zu Unrecht, ergeht es dem *Gerhard-Sprandl-Gedächtnisweg* (VI/A2), ein Anstieg, der im Sommer 1969 von Wolfgang Henke und Arthur Oswald erstbegangen wurde. Die exponierte Führe durch den gelben Wandteil rechts der Südverschneidung hat bis heute noch keine Rotpunkt-Begehung – in der letzten Überhangseillänge mussten bisher alle Bewerber in die alten Bohrhaken greifen.

1968 wurden aber nicht nur Direttissimas eröffnet! Eine echte Spätlese in Sachen Genussklettern gelang Toni Hiebeler und Fritz Maschke, als sie die *Direkte Westwand*, den *Direkten Südwestgrat*, den *Direkten Südostgrat* und die gesamte *Südrippe* an der Roggalspitze erstmals begingen. Im hervorragenden Plattenkalk des Schönebergs wurden ebenfalls einige lohnende Routen gefunden; die Erstbegeher der genussvollen *Südwestkante* (IV) sind nicht bekannt – die benachbarte *Westkante* (IV) entdeckte und erstieg im Sommer 1970 Harald Braun. Der meist allein kletternde Braun durchstreifte 1969/70 das Gebiet und sammelte einsame Neutouren wie den *Direkten Ostgrat* auf die Wasenspitze (IV), den *Nordpfeiler* auf die Orgelspitze (IV+) oder die *Direkte Nordwand* auf die Hohe Künzel (IV). 1970 eröffneten Georg Frey und Helmut Schmid die *Via Isabel* (V+) am Nordwestpfeiler des Spuller Schafbergs.

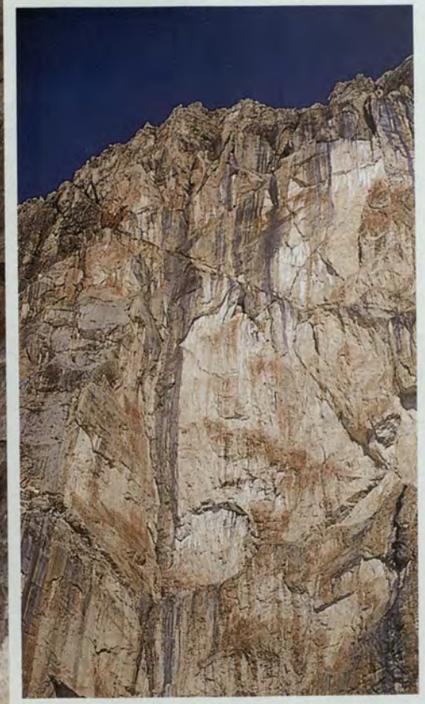
An der Roten Wand wurde 1975 die *Via Cosimo* (V-) erstbegangen, eine der raren Routen in diesem Schwierigkeitsgrad an der Südwand. Günter Kapeller – „Cosimo" – und Wolfgang Muxel entdeckten die traumhafte Plattenkletterei. Insgesamt waren die siebziger Jahre eine sehr gemütliche Erschließungsphase im Lechquellengebirge, in der die meisten Neutouren nicht den 5. Grad überschritten. Eine Ausnahme machte die Erstbegehung der Roggalspitze-*Pfeilerwand* (1978, VI A/0). Mit der recht alpi-

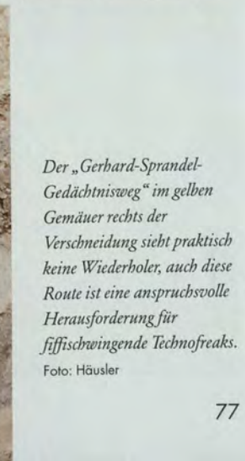
For tough guys only! Rotpunktbegehungen der Südverschneidung sind eine anspruchsvolle Angelegenheit; selbst eine konventionelle Wiederholung mit Trittleiter ist nicht zu verachten, lange wurde die Südverschneidung mit der großen Verschneidung der Scheienfluh-Westwand im Rätikon verglichen – zutreffenderweise!
Foto: Wolfgang Muxel





Die Südverschneidung der Roten Wand bildet eine der spektalulärsten Felsformationen des Lechquellengebirges und war zur Zeit der Erstbegehung 1968 die „Superdirettissima" des Gebiets, auch was die Schwierigkeiten (VI A3) angeht. Lange Zeit galt die Verschneidung als schwierigste Alpinkletterei Vorarlbergs und widerstand bis Anfang der neunziger Jahre allen Rotpunktversuchen (8+ – 9-).
Foto: Martin Murr





Der „Gerhard-Sprandel-Gedächtnisweg" im gelben Gemäuer rechts der Verschneidung sieht praktisch keine Wiederholer, auch diese Route ist eine anspruchsvolle Herausforderung für fiffischwingende Technofreaks.
Foto: Häusler

nen Freikletterei durch die schattigen Platten gelang der Vorarlberger Viererseilschaft Wolfgang Loacker, Beat Kammerlander, Günter Kapeller und Wolfgang Muxel eine Route, die an das Kletterniveau der sechziger Jahre anschloss und zugleich eine Richtungsänderung anzeigte. Das neue Zauberwort hieß „Freiklettern" – und das immer schwieriger – die Zeit war reif für den 7. Grad.

Unterwegs im 7. Grad

Anfang der achtziger Jahre wurde die Rote Wand-Südwand, die wegen ihrer brüchigen Ausstiegsseillängen bei den Kletterern kurzfristig in Ungnade gefallen war, ein zweites Mal entdeckt. An der ganzen Wandflucht existierten damals gerade neun Anstiege – ein Paradies für Neulandsucher.

In den Direttissima-Jahren hatte man nach möglichst steilen Wegen Ausschau gehalten, in denen die Überhänge meist entlang „nagelbarer" Risssysteme überwunden wurden. Die Klettergeneration mit den steifen Sohlen hatte die kompakten, grauen Rätkalkplatten eher gemieden; vielleicht wohl wissend, dass der technische Aufwand nicht gerechtfertigt gewesen wäre. Oder hatte die „Wand des 7. Grades" – genau ein Drittel der heute beinahe fünfzig Routen und Varianten an der Roten Wand sind Siebener – nur auf die Erfindung der Reibungskletterschuhe gewartet? Ganze Wandzonen waren unberührt geblieben. Günter Kapeller und Wolfgang Muxel hatten als erste die Qual der Wahl. Im äußersten rechten Teil der Wand eröffneten sie 1980 den *Flug des Pinguins* (VI+), ein etwas zögerlicher Auftakt zur großen Revision. Im Sommer 1982 folgten die ersten Siebenerrouten. Wolfgang Muxel und Lothar Brunner fanden drei schöne Linien: *Kanaan* (VI+), *Tarantel* (VII) und *Herbstgold* (VII). Dabei waren fester Fels, genussvolle Kletterstellen und eine möglichst gute Absicherung die entscheidenden Kriterien. Oder wie es Achim Pasold in seinem Führer ‚Klettern in Vorarlberg' formuliert: „Was nach Sportklettern pur klingt, hat allerdings einen Haken, und zwar keinen Bohrhaken. Klemmkeile, einst vielgepriesenes Sicherungsmittel der Zukunft, erleben hier ihre Sternstunden."

1983 wurde ein besonders schöner Weg eröffnet; die Hausmeisterseilschaft Brunner/Muxel kletterte über den hellgrauen Pfeiler links der Südverschneidung. Der *Akrobat schöön* (VII-), eine kaum Kraft

Die Südwand der Roten Wand (2704 m) ist mit drei Kilometern Breite und Wandhöhen zwischen 300 und 450 Metern eine der eindrucksvollsten Felsmauern der nördlichen Kalkalpen und weithin sichtbar.
Foto: Ewald Weiß

Phantastische Freikletterei im besten Rätkalk: die Route „Zeit des reifen Mondes" (7+ – 8-) von Wolfgang Muxel ist ein Musterbeispiel für die harten „Entdeckungen" der achtziger Jahre an der Roten Wand.
Foto: Peter Mathis





Wolfgang Muxel in der zweiten Seillänge der Route „Zeit des reifen Mondes" (VIII-).

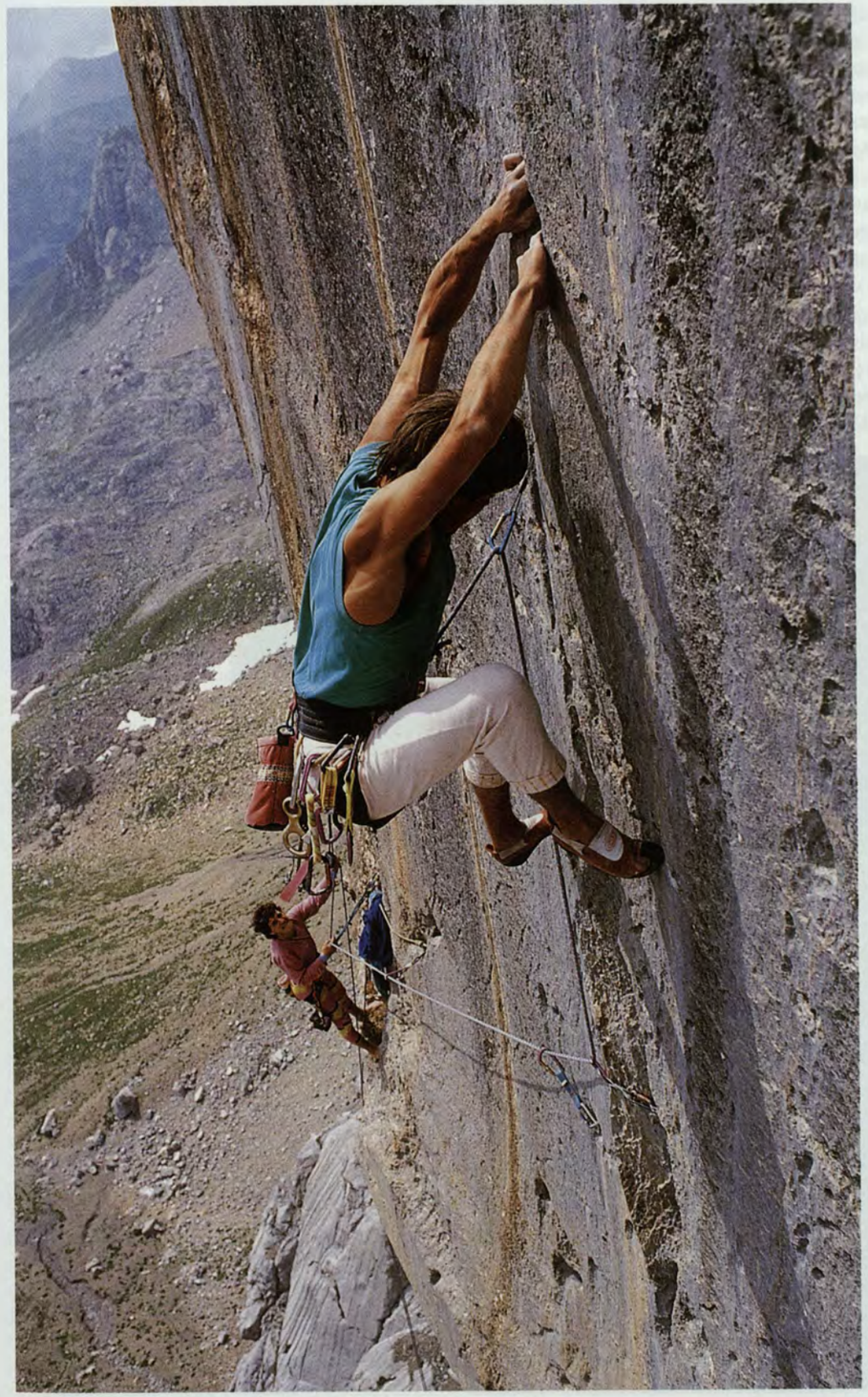
raubende Plattenkletterei, ist heute die wohl beliebteste Route an der Südwand. Im gleichen Sommer wurde hier auch der Schwabe Jürgen Brandauer aktiv; mit Sabine Mauch, Georg und Isolde Frey kreierte er *Herbstkinder* (VI+), eine hübsche Plattenkletterei mit längeren Runouts. Und auch mit *Seattle* (VI+), der ersten Route über den Pfeiler genau in Wandmitte, zeigte Brandauer, was er sich unter Freiklettern vorstellt. Nämlich spartanische Sicherung, gewagte Kletterstellen und strenge Bewertungsmaßstäbe. Ein weiteres J.B.-Markenzeichen ist, dass er seine Linien meistens erst am Gipfelgrat enden lässt. Für die brüchigen Ausstiegs-Seillängen von *Seattle* konnte sich jedenfalls bisher keine weitere Seilschaft begeistern. Ein Jahr später wurde die Südwand zur Brandauer-Bühne: Mit Sabine Mauch gelang der *Faxenmann* (VII+), mit Uli Schweizer und Butzi Funk eröffnete er den *Streich des Manabozho* (VII+) und zum Abschluss kletterte Brandauer mit Sabine Mauch noch den *Ruf des Blauvogels* (VII). Damit eröffnete der Mann von der Ostalb drei Freiklettereien im reinsten Sinn des Wortes, bei denen man die Schlüsselstellen oft weit oberhalb der letzten Sicherung vorfindet.

Bei soviel schwäbischer Dominanz blieb den Locals nichts anderes übrig, als in den Schatten des Spuller Schafbergs auszuweichen. *Festival der Gaukler* (VI+), *Müsliman* (VI+)und *Mandala* (VI-) waren das Ergebnis; an der Südwand der Plattnitzerspitze machten sie dazu noch den *Jolly Joker* (VII-) ausfindig.

Alle Zehne

Im Sommer 1985 punktete Brandauer wieder mit meisterlicher Routenfindung in *Don Genaro* (VII-), einem schwach ausgeprägten Pfeiler zwischen Mittel- und Ostgipfel. Damit wurde es für Wolfgang Muxel und Lothar Brunner allerhöchste Eisenbahn, wollten sie die auffallende Bogenverschneidung rechts dieses Pfeilers nicht auch noch in schwäbische Hände fallen lassen. Die *Zeit des reifen Mondes* (VII+/VIII-) leitet im Ausstieg in *Don Genaro* und bietet vor allem perfekte Verschneidungskletterei – bis die Waden abwinken. Im selben Jahr, im gleichen Schwierigkeitsgrad und in ähnlicher Kletterei, doch schlechter abgesichert, kreierten Martin Murr und Emanuel Burtscher die *Kleine Südverschneidung* (VII+/VIII-), seit den 68er Jahren die erste Route mit einem Bohrhaken – an einem Standplatz.

An der Südwand der Plattnitzerspitze eröffneten Murr und Burtscher die ultimative Reibungskletterei

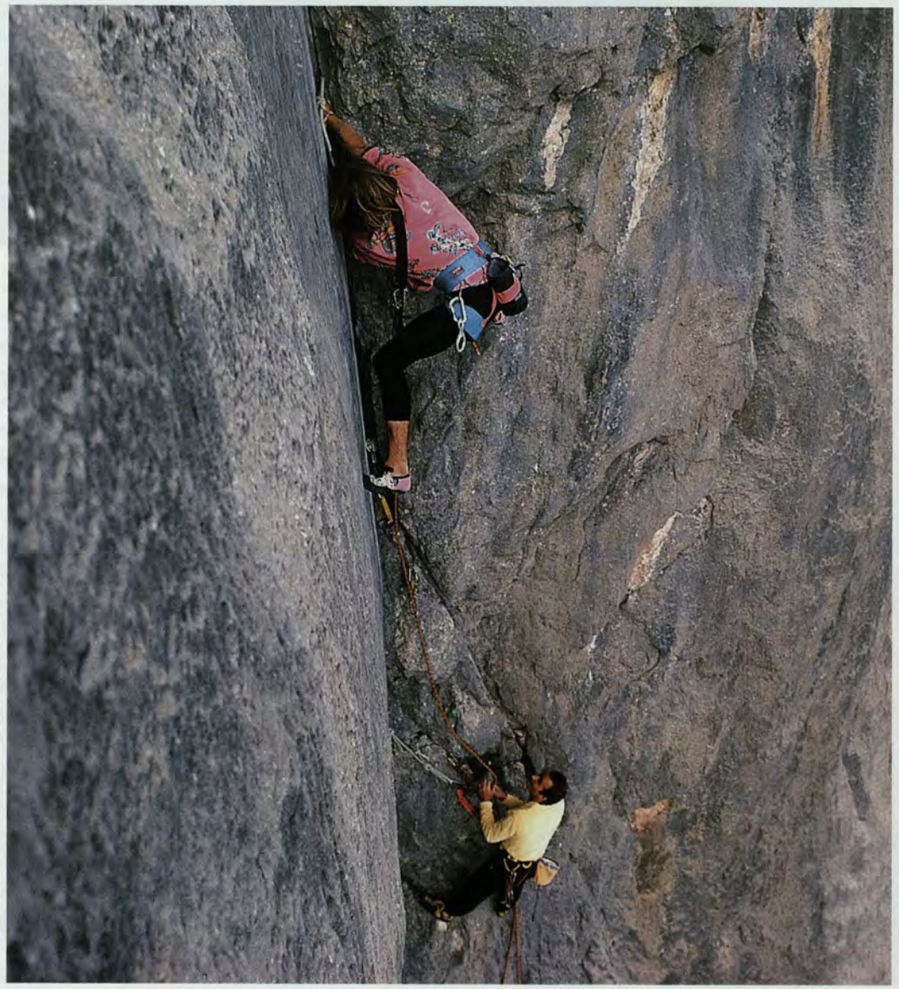


Martin Murr klettert auf „Zaratoga" (IX), trotz einiger Bohrhaken keine typische Sportkletterroute, denn hier gilt es noch, Standplätze und Zwischensicherungen selbst zu „basteln".
Foto: Peter Mathis

des Lechquellengebirges – *Qualmende Sohlen* (VIII+), der bis heute einzige Fall, in dem ein Weg im Lechquellengebirge von oben eingerichtet wurde. Mit der Erstbegehung von *Geronimo* (VII-) durch Gerold Dünser und Wolfgang Muxel – heute eine totalsanierte einstmalige Klemmkeilroute – gelang die letzte Neutour im Klettersommer 1985. Im Folgejahr wurde an der Südwand brav geteilt: Lothar Brunner und Wolfgang Muxel fanden die *Grüne Kraft* (VII), Jürgen Brandauer und „Kongo" Böhm erlebten ihr *Wunder in Mysterium* (VII+), einem teilweise schwierig abzusichernden Risssystem. Wilfried Amann, Christian Lutz und Michael Schallert bekannten sich zum *Leben eines Taugenichts* (VII+), einer dürftig ausgestatteten Route am Seattle-Pfeiler. Georg Frey und W. Liebisch fanden die schöne *Isabelita* (VI+), eine hinreißende Genusskletterei, die anspruchsvolle Alternative zur *Via Cosimo*.

1987 wurden nur zwei schwierige Neurouten geklettert. Zwischen *Tarantel* und *Faxenmann* eröffneten Jürgen Brandauer mit Stefan Güntner das *Magische Theater* (VII), eine schöne Wandkletterei, die überwiegend selbst abzusichern ist. Mit der Erstbegehung der *Diagonale* (VIII-) durch Martin Murr und Lothar Brunner gelang die dritte Südwandroute, die in der Nähe des 8. Grades liegt.

Als die schwierigste bohrhakenfreie Route in der Wand zeigt sie die Grenzen dieser Kletterrichtung auf, den Versuch, nur mit konventionellen Sicherungsmitteln Neuland zu erschließen. Das Freiklettern à la Rote Wand fand aber schon ein Jahr später seine besondere Fortsetzung. Martin Murr und Rochus Mathies investierten vier Bohrhaken in den runden Pfeiler zwischen *Don Genaro* und *Zeit des reifen Mondes*. Mit der Erstbegehung der *Zaratoga* (IX) zeigten die beiden, dass der Einsatz von Bolts nicht automatisch typische Sportkletterrouten ergibt. In diesem Neuner darf man noch einige Zwischensicherungen selbst zusammenbasteln und sogar einen Schlingenstand an Normalhaken einrichten.



Extreme Verschneidungskletterei in Kombination mit Piaz-Technik und schmerzhaftem Rissklettern: Wolfgang Muxel führt die Schlüsselseillänge in „Die Zeit des reifen Mondes" (VIII-), Lothar Brunner sichert.

1988 wurde ein weiterer Neuanstieg gefunden, der ebenfalls nicht viele Wiederholungen bekommen wird. Dem *Ruf der Trommel* folgten Martin Murr, Jim Finley und Lothar Brunner; die Absicherung der kühnen No-bolt-Route stellt hohe Anforderungen an Können, Phantasie und Mut.

Dagegen zeigt sich die *Karmaja* (X-/X), die Martin Murr mit verschiedenen Sicherungspartnern im Sommer 1989 erschloss und im Advent beendete, zumindest in punkto Absicherung als durchaus moderat. Noch immer sind nicht alle Seillängen (7c obl.) der eindrucksvollen Plattenwand rotpunkt geklettert. So bleibt mit der freien Begehung aller Seillängen in einem Zug ein schwieriges Projekt, dessen Realisierung ins neue Jahrtausend weist.

1990 meldete sich Rochus Mathies an der Südwand zurück und eröffnete gleich zwei Freikletterrouten, die er beide – *Katanga* (IX) und *Psycho* (IX-) – noch im selben Sommer punktete! Bislang ist von einer vollständigen Wiederholung einer dieser Routen nichts bekannt geworden. Mit den typischen Mathies-Überraschungen – lange ungesicherte Passagen, gebohrte Sanduhren, etc. – ist zu rechnen. Auf seinen ungewöhnlichen Erstbegehungsstil angesprochen, meint Rochus, dass er nur seiner Art und seinen Vorstellungen vom Klettern treu geblieben sei. Als Vergleich drängen sich seine Rätikonrouten *Zauberlehrling* (IX) und die *Mathiesroute* (8b) an der Südwand der Vierten Kirchlispitze auf.

Mit der Realisierung von *Katanga* und *Psycho* fand die Nacherschließung an der Südwand der Roten Wand einen vorläufigen Abschluss.

Die neunziger Jahre

In den neunziger Jahren kam es zu einer Angleichung an aktuelle Sportklettertrends. So wurden zahlreiche Routen mit Standbohrhaken versehen und in einigen Anstiegen strategische Zwischenhaken durch solide Bolts ersetzt. Dabei bohrte man fast mehr Löcher als bei den wenigen Erstbegehungen, die seitdem durchgeführt wurden. Fast scheint es, als würde sich das Gebirge in Sachen Erschließung eine Ruhepause gönnen: Im Zeitraum von neun Jahren kamen nur vier Neurouten hinzu. Wilfried und Leane Amann eröffneten 1993 die Route *Ciao Rainer* (VI+), die dem in Korsika tödlich abgestürzten Rainer Amann gewidmet ist; der Anstieg durch die Plattenrampe des Mittelgipfels wurde aber erst 1997 durch die Erstbegeher mit den notwendigen Bohrhaken versehen.

Im Spätsommer 1997 erschlossen Wilfried Amann und Helmut Riebelmann eine weitere, ebenfalls gut abgesicherte Route namens *Katharinasümmerle* (VII) an der Plattenrampe des Jungferngipfels.

Die vielleicht letzte logische Linie an der Roggalspitze wurde ebenfalls 1997 erschlossen – eine Routenkombination aus *Direkter Pfeilerwand* und dem linken steilen Teil der Ostwand. Die Route *Sternauge* (VIII-), die Lothar Brunner alleine von

Vorstoß zum zehnten Grad: 1998 wagte Pio Jutz an die Tür des vorläufig Ultimativen zu klopfen, hier ein Schnappschuss aus der 2. Seillänge von Hakomi (X-).
Foto: Pio Jutz

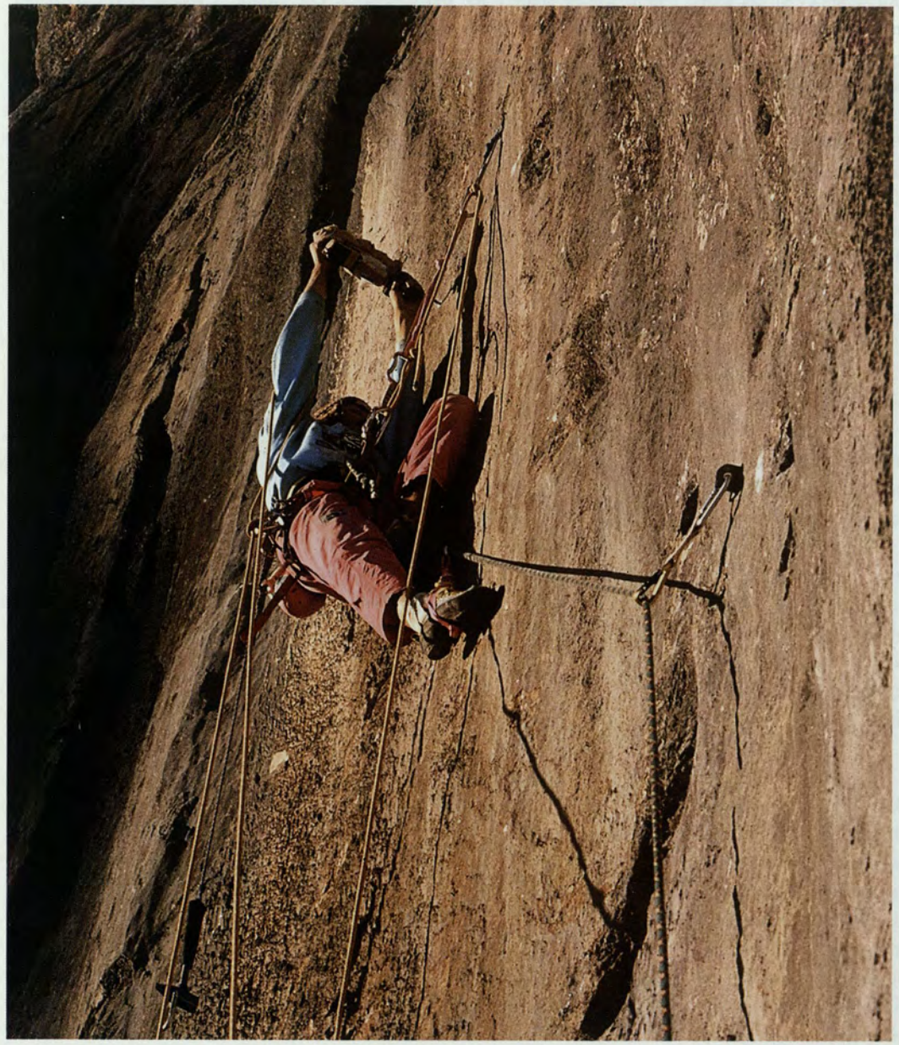


oben einrichtete und im Spätherbst rotpunkt kletterte, widmete er seiner Freundin Margret Amm, die im Winter 1996 am Kaltenberg tödlich verunglückt war.

Im Sommer 1998 holte sich Pio Jutz mit verschiedenen Seilpartnern die bislang letzte Neuroute im Lechquellengebirge. Der neue Anstieg, *Hakomi* (IX+/X-, VIII+ obl.) durch den steilen Plattenschuss des *Don Genaro*-Pfeilers zeigt, dass noch weitere Routen im oberen Bereich der Freikletterskala in dieser Wand möglich sind.

So unterschiedlich die vier Erstbegehungen aus den neunziger Jahren auch sind, so zeigen sie insgesamt doch, dass die strenge No-bolt-Ethik einer eher pragmatischen Kletterauffassung gewichen ist. Gleichzeitig weisen diese vier Neutouren in die Zukunft, wobei eines allen Anwärtern klar ist: Man muss schon sehr genau hinsehen, wenn man zwischen den vorhandenen Climbs noch eigenständige, logische und lohnende Routen entdecken will. Aber Kletterer sind Wiederholungstäter und so kommen die meisten Südwand-Protagonisten immer wieder zu ihrer Roten Wand zurück. Dort warten mindestens ein halbes Dutzend Projekte verschiedener Kletterer auf ihre Fortführung. Welches Gesicht die Routen im neuen Jahrtausend auch haben mögen: Die Rote Wand wird das Treiben der Kletterer wie bisher gelassen und gutmütig über sich ergehen lassen.

Literatur:
Pasold, Achim
Burtscher, Bertram:
Klettern in Vorarlberg.
Panico Alpinverlag, Köngen



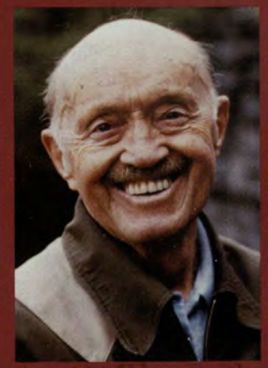
Blick in die Zukunft der Rote-Wand-Aspiranten: mit Cliffhänger, birdbeaks und Bohrer.
Foto: Wolfgang Muxel

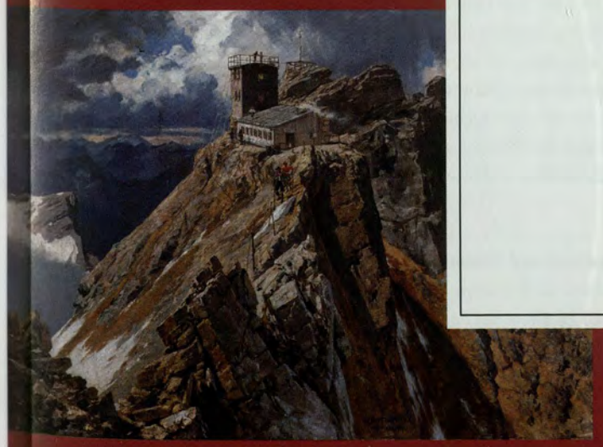




GESCHICHTE DER BERGE

Hermann Reisach
Dr. Stefan Meineke
Albrecht Kittler
Dr. Clemens M. Hutter
Dr. Cornelia Lüdecke







Das Vermächtnis der drahtigen Lady

Beatrice Tomasson und die Marmolada-Südwand

Von HERMANN REISACH

Vor einigen Jahren stieg ich mit Freunden durch die Südwand der Marmolada. Die Kletterei war sehr schwierig, die Unternehmung anspruchsvoll. Wer war der Erstbegeher dieser eindrucksvollen Führe? In jedem Dolomiten-Kletterführer ist dies nachzulesen: Im Jahr 1901 bezwang die Engländerin Beatrice Tomasson mit zwei der besten Bergführer jener Zeit diese 650 Meter hohe Wand. Aber weder in einem Alpin- noch in einem Frauenlexikon konnte ich mehr über Beatrice Tomasson erfahren. War ich etwa auf eine peinliche Gedächtnislücke in der alpinen Geschichtsschreibung gestoßen? Es sollte ein langer Weg werden vom Fels der Südwand zu den englischen Archiven, zu den Nichten ihres Mannes in London und schließlich zu einer ganz entfernten Verwandtschaft – den in Paris lebenden Nachkommen des Bruders ihres Großvaters. Alle anderen Zweige der Familie Tomasson waren inzwischen ausgestorben.

BEATRICE SIBYL TOMASSON wurde im Sommer 1859 als zweites Kind des Ehepaares William und Sarah Anne Tomasson auf einem Gutshof in Barnby Moor, nahe Retford im Norden von England geboren. Auf dem Gut mit rund 200 Hektar Land waren mehr als 30 Leute beschäftigt. Beatrice' Vater war der Sohn eines Textilindustriellen aus Thurlstone in Yorkshire; ihre Mutter die Tochter eines Grundbesitzers, gebürtig in Oxton in der nordenglischen Grafschaft Nottinghamshire. Kurz nach 1865, Beatrice war gerade fünf Jahre alt, zog die Familie aus wirtschaftlichen Gründen von Barnby Moor nach Irland um, wo der Vater zu einem guten Preis Land erstanden hatte. Obwohl die Familie Tomasson hier im King's County, heute Offalay, zur „landed gentry" gehörte – zu den Landbesitzern aus der englischen Oberschicht – war das Leben in Irland für sie zwar hart, dafür aber um vieles ungebundener als „daheim" im viktorianischen England. Die Kinder – auch die beiden Mädchen – wuchsen mit Pferden und Schrotflinten auf; das erinnert eher an den Wilden Westen als an das bürgerliche Familienideal in „good old England". Beatrice hatte einen älteren Bruder William, der standesgemäß auf eine Militärakademie geschickt wurde. Er war dann dabei, als die Engländer im Zulu-Krieg 1879 die zehnfache Übermacht von Häuptling Cetewayos Heer besiegten. William schrieb über diesen „aufregenden Feldzug" ein Buch. Bereits als Dreißigjähriger machte er Karriere als Polizeipräsident von Nottinghamshire und wurde 1906 in den Adelsstand erhoben. Thomas, der jüngere Bruder von Beatrice, wanderte nach Amerika aus. Von 1895, vor dem Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges, haben wir sein letztes Lebenszeichen: ein Foto in Uniform zu Pferd. Über den Gang der formalen Ausbildung von Beatrice ist in der Familienchronik nichts zu finden. Unter englischen Landbesitzern war es zu jener Zeit üblich, Hauslehrer für die Ausbildung der Kinder anzustellen. Der Sprachunterricht durch einen „Tutor" hat aber sicher nicht hingereicht für ihre spätere berufliche Tätigkeit als Privatlehrerin bei preußischen Generalen. Ich nehme daher an, dass Beatrice eine gleichwertige Ausbildung wie ihr Bruder erhielt. Wie dem auch sei: 1879 finden wir die zwanzigjährige Beatrice als Lehrerin im Haushalt des Generals von Bülow in Potsdam und auf Rittergütern in Schlesien. Ihre Schwester Nelly war mittlerweile als Hauslehrerin nach Russland gegangen, wo sie schon bald bei einem Badeunfall ums Leben gekommen war. Diese Ereignisse aus ihrer Familiengeschichte haben sicherlich den Charakter von Beatrice geformt, besonders ihren Willen zum Zupacken und ihre Zähigkeit und Ausdauer.

Intellektuelle, Pferdefan und Bergsteigerin

1883 wohnte Beatrice in Potsdam, Große Weinmeisterstraße 45 und arbeitete bei dem preußischen General von Knobloch als „Gesellschafterin". In diesem Jahr begann sie mit einer Übersetzung des vierbändigen Werkes „Ein Kampf um Rom" von Felix Dahn, damals ein Bestseller, ins Englische. Die Verhandlungen mit dem Verleger Bentley & Sons in England über das Copyright und ihr Autorenhonorar sind in der Handschriftenabteilung der British Library verwahrt. Sie offenbaren den ausgeprägten Geschäftssinn der erst 24-jährigen. Forderte sie doch selbstbewusst die Hälfte des Gewinns! Zusammen



Beatrice Tomasson (1859 – 1947)
Reiten, Schießen, Bergsteigen: Als Tochter aus britischem Landadel wuchs Beatrice früh zu einer eigenständigen und selbstbewussten Person heran, die für eine von Männern dominierte Welt genügend Durchsetzungsvermögen besaß.

1883 entstand das erste Foto von Beatrice Tomasson in alpinem Outfit, hier mit etwas unpraktischem Rock, in einem Studio in Innsbruck.
Fotos: Archiv Reisach

mit Caecilia Wuestenburg verfasste und übersetzte sie anschließend „The chimes of Erfurt, a tale". Dieses Buch erschien 1885 in London bei der Literary Society. Mit diesen Literaturarbeiten dürfte Beatrice einige Jahre beschäftigt gewesen sein.

Später hatte Beatrice anscheinend keine weiteren literarischen Ambitionen. Ihre Bergabenteuer hat sie nach meinem heutigen Wissensstand nicht publiziert. Tagebücher sind im Familienarchiv keine erhalten. Wenn ich die überlieferten Dokumente – eine handvoll Briefe und Arbeitszeugnisse für ihre Bergführer –, geschrieben auf deutsch, italienisch und englisch, aufmerksam lese, fallen mir die präzisen Formulierungen und darüber hinaus ein klares Urteilsvermögen auf. Dieses Urteilsvermögen, nicht ihre formale Ausbildung, erlaubt es meines Erachtens, Beatrice ohne große Diskussionen als Intellektuelle einzustufen. Aber Beatrice machte als junge Frau nicht nur durch ihre literarischen Leistungen auf sich aufmerksam. In der ersten Hälfte der achtziger Jahre wurde in den preußischen Herrenhäusern, in denen sie als Hauslehrerin arbeitete, auch ihre Fähigkeit bewundert, Pferde zuzureiten, mit denen sich selbst junge Offiziere vergebens abgemüht hatten. Es soll ein Foto von Beatrice geben, das sie beim Hechtsprung auf ein Pferd zeigt: „She captured a horse by a forward dive." Es spricht für sich, dass General von Bülow der jungen Draufgängerin zum Abschied ein Pferd schenkte, das sie mit nach England nahm.

Es sieht so aus, als habe Beatrice um das Jahr 1885 ihre literarischen Tätigkeiten eingestellt und auch sportlich ihren Schwerpunkt verlagert. Was sie erst seit kurzem faszinierte, entwickelte sich schnell zu ihrem Lebensmittelpunkt: das Bergsteigen. Ihr erstes Foto in alpinem Outfit, mit Eispickel und Steigeisen, kommt 1883 vom Innsbrucker Fotostudio Senorer. Beatrice verbrachte einige Sommer in Innsbruck, wo sie 1894 Mitglied beim Alpenverein wurde. Übrigens neben rund einem Dutzend anderer Frauen, unter ihnen Marie Geisberger, der Besitzerin des Hotels „Zur Stadt München". Wie der Engländer Edward Lisle Strutt schreibt, begleitete Beatrice ihn von 1892 an bei vielen wochenlangen „Expeditionen" in Tirol, so in die Ötztaler, die Stubaier – wo der Habicht erstiegen wurde – und ins Karwendel. E. L. Strutt, der zweite Sohn aus dem großen englischen Textil-Imperium Belper of Belper, hatte sich im selben Jahr an der Universität in Innsbruck als Student eingeschrieben. Nach seinem Studium trat er in den diplomatischen Dienst ein und wurde später Sekretär sowie Präsident des British Alpine Club. Ab 1896 schlug Beatrice ihr sommerliches „Basislager" in Cortina auf und wurde in den Dolomiten aktiv. Die notwendigen Mittel zur Finanzierung ihrer kostspieligen Leidenschaft verdiente sie als Angestellte bei Familien der britischen Oberschicht. So arbeitete Beatrice einige Jahre lang in Burntwood Hall, nahe Barnsley in Yorkshire auf dem Anwesen ihrer wohlhabenden Tante, der Witwe Anne Dymond, als „private secretary". Ihr Jahresgehalt betrug 150 Pfund Sterling (Beatrice's Bruder William verdiente als Polizeipräsident 450 Pfund Sterling). Dies war bestimmt kein Vermögen, aber durchaus genug, um ihre bergsteigerischen Träume Wirklichkeit werden zu lassen.



„A terrific horsewoman": Beatrice Tomasson als passionierte Pferdeliebhaberin und Reiterin, die sich bis ins hohe Alter von 80 Jahren Reitpferde hielt.
Foto: Archiv Reisach

Es war eine Epoche des klettersportlichen Aufbruchs. Eine junge, sportlich ambitionierte Generation von Bergführern und Amateuren suchte neue Wege und Schwierigkeiten. Es lohnt sich, ihre revolutionäre Ausrüstung näher zu betrachten. Geklettert wurde seit Anfang der neunziger Jahre mit besonders weichen Schuhen mit Filz- oder Manchon-Sohlen, ähnlich den heutigen Spezial-Kletterschuhen. Auch gab es bereits Kletterschuhe mit Kautschuksohlen. Zum Sichern wurden schon Felshaken verwendet. Ein Muster eines solchen alten Hakens von 1896 samt Beschreibung für die Fertigung bei einem Schlosser ist in meinem Besitz. Der Haken mit Öse, aus einem Stück geschmiedet, ist klein und mit 80 Gramm so leicht wie ein moderner Felshaken. Fotos aus der Zeit der Jahrhundertwende belegen, dass die Entwicklung des einteiligen Felshakens um 1910 durch Hans





Arcangelo Siorpaes (1868 – 1948), *mit Beatrice Tomasson auf dem großen Turm der Cinque Torri, Cortina. Beatrice mit Bluse im Jugendstil und Bloomer-Hose.*
Foto: Archiv Carlo Gandini, Cortina

Michele Bettega (1853 – 1937) *galt als einer der renommiertesten Dolomitenführer und kongenialer Partner von Zagonel; er war „spiritus rector" zahlreicher Unternehmungen am Berg. Die Aufnahme zeigt ihn mit seiner Tochter in der Nähe von San Martino di Castrozza.*
Foto: siehe Literaturverzeichnis, E. Conighi

Fiechtl genauso zum großen Münchner Bergsteigerlatein gehört wie die Erfindung des Kletterkarabiners durch Otto Herzog im gleichen Jahr. Auch die Bewertung von Klettertouren nach Schwierigkeitsgraden wurde 1896 eingeführt. Zentrum dieser Innovationen waren die Felswände der Dolomiten.

In der einsetzenden „Moderne" des Alpinismus beginnt auch Miss Tomasson ihre Spuren zu hinterlassen. Unermüdlich ist sie unterwegs, und zwar immer mit den besten Bergführern. 1897 schlägt sie mit Michele Bettega in der Pala zu. Seinem Führerbuch ist zu entnehmen, dass das Team zwischen 11. Juni und 14. Juli nicht weniger als 22 Touren durchführte, darunter die Erstbesteigungen des Torre del Giubileo, der Cima delle Capre, der Cima d'Oltro und der Cima Wilma. Dazu kamen sechs Zweitbesteigungen sowie die erste vollständige Überschreitung des Sass Maor und die achte Begehung des Schmittkamins an der Fünffingerspitze (Langkofelgruppe), damals eine der schwierigsten Dolomitenführen. Selbst heute, mit Auto, Wettervorhersage und Infrastruktur, wird sich eine leistungsfähige Seilschaft schwer tun, dieselbe Zahl an Touren zuwege zu bringen. Im Folgejahr ist das Erfolgsduo wieder in der Pala zugange, als Schmankerl fallen die Erstbesteigungen des Campanile della Regina Vittoria und der mächtige Monte Lastei d'Agner ab. 1898 steigt Beatrice Tomasson dann mit den Bergführern Hans Sepp Pinggera und Friedrich Reinstadler durch die Nordost-Wand des Monte Zebru in der Ortler Gruppe – eine Erstbegehung und zu dieser Zeit die schwierigste Eisführe in Tirol. Mit Hans Sepp Pinggera packt sie anschließend die Erstbegehung der kombinierten Südwest-Wand des Ortler an, die den Begehern im Fels den dritten Grad und die Bewältigung von 50 Grad steilem Eis abverlangt, um dann mit Luigi Rizzi aus Canazei die zweite Begehung der Laurinswand-Westwand einzuheimsen, die damals schwierigste Felstour der Region. Mit ihm, dem besten Kletterer weit und breit, will sie im Jahr darauf die Lösung eines der letzten großen Wandprobleme in den Dolomiten angehen: die Südwand der Marmolada.

Die „Marmolada-Expedition"

Um die Jahrhundertwende war die Südwand der Marmolada zu einer der meistumworbenen Wände der Alpen geworden. Im Jahr 1899 hatten Otto Ampferer und Karl Berger nach ihrem Erfolg am Campanile Basso in der Brenta auch einen Versuch an der Marmolada-Südwand gewagt. Wie weit sie

dabei gekommen sind, wissen wir nicht. Wahrscheinlich waren sie durch den gescheiterten Anlauf der beiden Engländer John S. Phillimore und Arthur G. S. Raynor, die 1896 die Civetta-Nordwestwand und die Rosengartenspitze-Ostwand mit den Führern Antonio Dimai und Luigi Rizzi erstbegangen hatten, auf das Problem aufmerksam geworden. Auch drei Führer aus Campitello im Fassatal und zwei ihrer Kollegen aus Cortina sollen sich an der Wand überm Ombrettapass versucht haben.

Keine Frage: die Marmolada-Südwand war im Jahr 1900 „fällig". Im Sommer finden sich denn auch Luigi Rizzi und Beatrice Tomasson unter der Wand ein. Während die Engländerin auf dem Ombrettapass bzw. auf dem Piz Ombretta wartet, unternimmt Rizzi einen kühnen Erkundungsvorstoß zur ersten Terrasse. Es wird angenommen, dass er den nach Westen gerichteten Abbruch des Pfeilers unter dem Band erklettert hat. Dabei muss er wohl oder übel den vierten Schwierigkeitsgrad bewältigt haben. Nach der Einschätzung Heinz Mariachers kann „diese Alleinbegehung, ... im Auf- und Abstieg , ohne Seil oder sonstige Kletterausrüstung ... als ganz besondere Leistung in der Geschichte des Freikletterns angesehen werden". Das Hauptproblem – der Weg durch den abweisendsten Wandteil der unbestiegenen Südwand – war damit gelöst. Dennoch scheiterte die Erstbegehung mit Luigi Rizzi. Höchstwahrscheinlich an dessen überhöhten Honorarforderungen!

Kurz entschlossen engagierte Miss Tomasson zwei Führer aus den Zentralalpen, die aber schon vom Anblick der furchteinflößenden Felsmauer in die Flucht geschlagen wurden. Ein weiterer Versuch des englischen Fräuleins endete rechts der großen Schlucht auf halber Höhe zur ersten Terrasse.

Doch Beatrice Tomasson dachte nicht daran, sich geschlagen zu geben. Im Sommer des Jahres 1901war sie wieder vor Ort und engagierte das wohl leistungsfähigste Führerduo in den Dolomiten: Michele Bettega (1853-1937) und Bortolo Zagonel (1868-1951). Sie waren ein eingespieltes Team und konnten zusammen etwa ein Dutzend Erstbesteigungen vorweisen. Bettega hatte ein Auge für die Linien, er war der Architekt der Unternehmungen; Zagonel, um 15 Jahre jünger, war der agile Kletterer.

Am 29. Juni reisten Beatrice Tomasson, Michele Bettega und Bortolo Zagonel von San Martino nach Caprile, wo sie im Hotel Belvedere übernachteten. In Begleitung zweier Führer aus dem Ort stieg das Südwand-Team der dubiosen Wetterlage zum Trotz am nächsten Morgen in Richtung Südwand auf und verbrachte die Nacht auf der Alpe Ombretta. Die flache Druckverteilung über Mitteleuropa und eine schwach ausgeprägte Tiefdruckrinne, die von England bis in die Poebene reichte, gestalteten das Wetter äußerst wechselhaft, die Wahrscheinlichkeit für nachmittägliche Gewitter war hoch. In Anbetracht der leistungsstarken Konkurrenz war man dennoch entschlossen, den Durchstieg zu wagen. Bereits zu Tagesanbruch wollten die drei in der Wand sein.

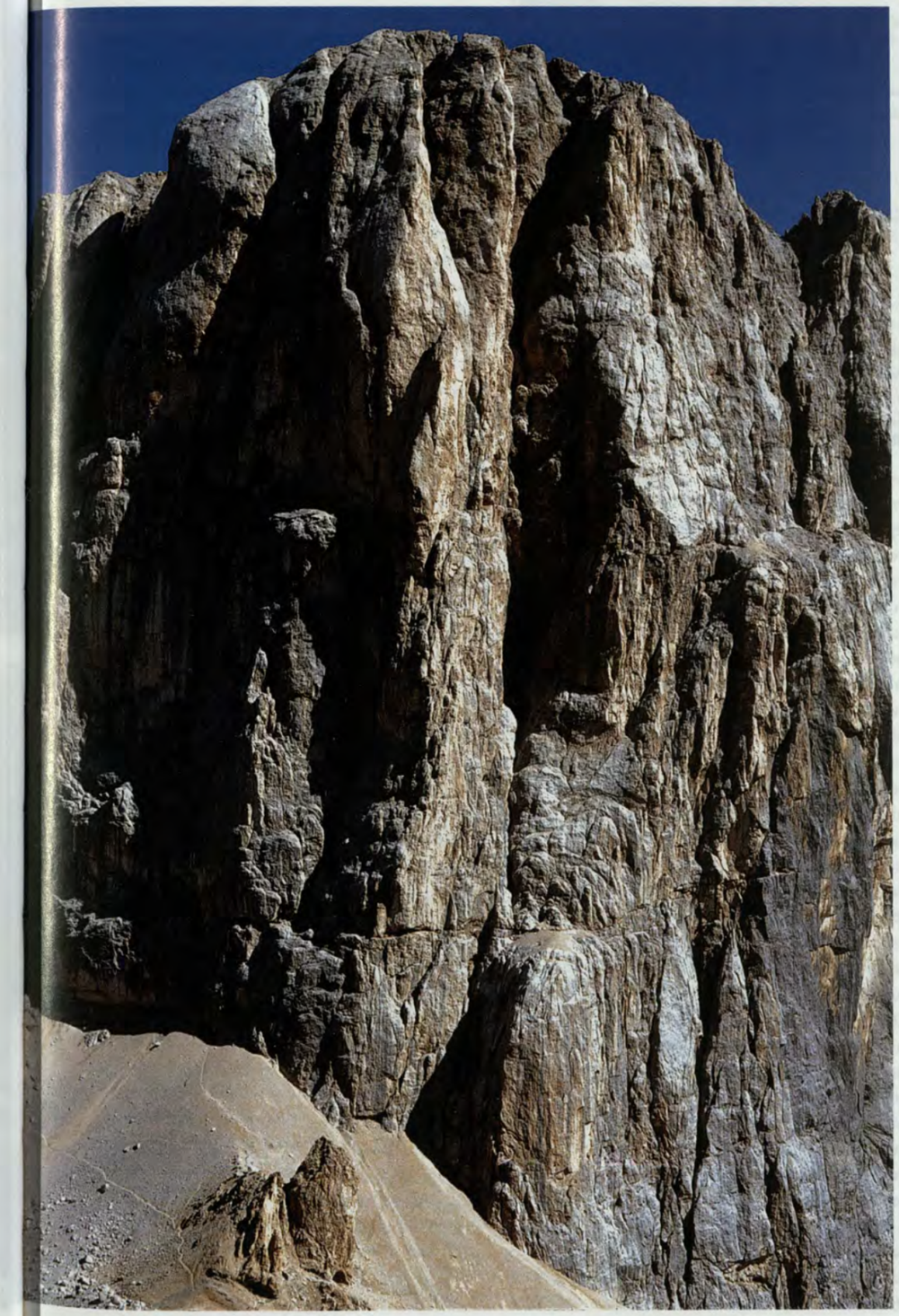
Der Einstieg erfolgte östlich unterhalb des Ombrettapasses, am Fuße der ausgeprägten Kaminreihe, die rechts der ersten Terrasse emporzieht. Die Seilschaft, ausgerüstet mit Felshaken, Kletterschuhen und leichten Rucksäcken, setzt auf ein schnelles Durchkommen. Michele Bettega übernimmt den Vorstieg in den ausgewaschenen, glatten Kaminen, die nach heutiger Bewertung Passagen im unteren fünften Grad aufweisen. Der Führer aus Fiera di Primiero am Fuß der Palaberge, immerhin schon 47 Jahre alt, muss mit Schwierigkeiten fertig werden, die alles, was er bis dahin gemacht hat, in den Schatten stellen. Dabei stößt er auf zwei kleine Felshaken, Zeugnisse von fehlgeschlagenen Versuchen der Mitbewerber. Als untrügliche Spuren hinterlässt die Seilschaft auf ihrem Weg durch die Südwand ebenfalls mehrere Haken im Fels sowie Zeitungsbanderolen, adressiert an Miss Tomasson, Cortina.



Luigi Rizzi aus Campitello wagte im Sommer 1900 den ersten Vorstoß in die Südwand.
Foto: Archiv Magalotti



Die erste Anstiegsskizze zur klassischen Route durch die Marmolada-Südwand wurde von dem Wiener Grafiker und Bergsteiger Gustav Jahn geschaffen und erschien 1905 in der Österreichischen Alpenzeitung.
Der Originalausstieg erfolgte von der Zweiten Terrasse zur Scharte. Im Bild eingezeichnet ist die Ausstiegsvariante der Zweitbegeher und die Umgehung der Schlüsselstelle vor der ersten Terrasse anlässlich der 4. Begehung.
Foto: ÖAZ



Marmolada-Südwand
Via Classica

1. Begehung 1. Juli 1901 – Führer Michele Bettega und Bortolo Zagonel mit Beatrice Tomasson

2. Begehung 14. und 15. September 1902 – G. und K. Leuchs, Nürnberg, mit Direktvariante im oberen Wanddrittel

3. Begehung 25. Juli 1905 – S. Eichinger und J. Ittlinger, München

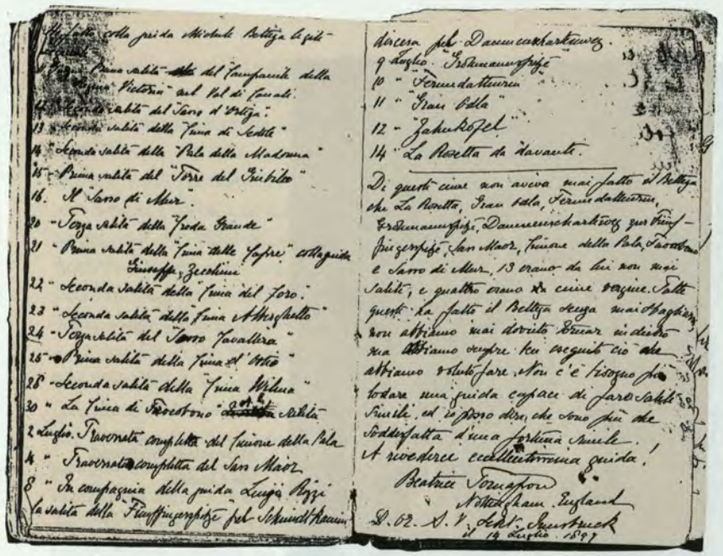
4. Begehung 26. Juli 1905 – G. Jahn und F. Langsteiner, Wien, mit Variante im unteren Wanddrittel

5. Begehung 27. Juli 1905 – F. Nieberl und J. Ostler, Kufstein

6. Begehung 1906 – Führer G. B. Piaz und Serafino Parissenti mit Käthe Bröske, Berlin

1. Alleinbegehung 1906 – J. Jöchler (7. Begehung)

1. Winterbegehung 15. – 17. März 1955 – G. Hauser, H. Wiedmann, H. Horter, B. Huhn
Foto: Rudi Lindner



Das Führerbuch von M. Bettega gibt Einblick in die erstaunliche Leistungsfähigkeit seiner Klientin.
Foto: Sammlung Bepi Pellegrinon

Während das Kletterteam an Höhe gewinnt, transportiert die Unterstützungsmannschaft, bestehend aus den Führern Nepomuco Dal Buos und Agostino Soppelsa, das schwere Gepäck mit den genagelten Bergstiefeln, der warmen Bekleidung – und dem Champagner – auf den 3344 Meter hohen Gipfel der Marmolada di Penia. Nachdem sich ein Gewitter über dem Gebirgsstock entladen hat, müssen die beiden stundenlang dort droben im Schneesturm ausharren. Das Unwetter erwischt die Südwand-Seilschaft in der oberen Wandhälfte. Bettega gibt die Führung an seinen Kollegen Zagonel ab, der den zwar leichteren, aufgrund des Schneesturms aber gefährlicheren Teil der Wand mit Bravour meistert. Zwölf Stunden nachdem sie unterm Ombrettapass den sicheren Boden verlassen haben, erreichen Tomasson, Bettega und Zagonel den Penia-Gipfel. Hier übernehmen Dal Buos und Soppelsa die Führung und sorgen für einen sicheren Abstieg über den Marmolada-Gletscher zum Gasthaus am Fedaja-Pass. Da war ein gutes Stück Zähigkeit gefragt: „Die letzten paar Stunden waren ein Durchhaltetest, weil uns, vollständig durchnässt, ein kalter Wind entgegenblies." So Beatrice Tomassons Eintragung in Bettegas Führerbuch. Dass sie seinen Einsatz gut bezahlt hat, ist belegt. Er soll für die Marmolada-Tour immerhin einen Betrag von 400 Kronen erhalten haben. Das kam dem Jahreslohn eines Bergführers jener Zeit gleich, der normalerweise am Tag nicht mehr als drei bis vier Kronen verdiente. Damit kostete die Südwand-Expedition ihre Initiatorin vergleichsweise so viel, wie dem betuchten Kunden von heute die Ersteigung des Mount Everest.

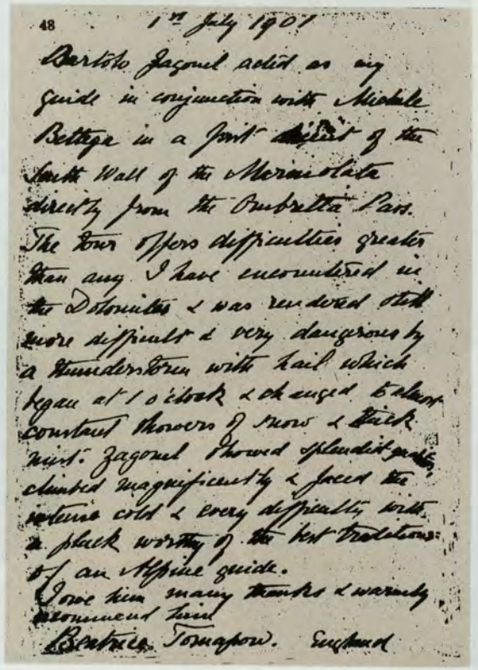
Kaum gewürdigt

Die Besteigung der Marmolada-Südwand war das ganz große Ereignis in der Kletterwelt im Jahr 1901. Bereits in der Nummer 18 der „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" des Jahres 1901 vom 15. August findet sich auf Seite 185 die neunzeilige Notiz:

ALLERLEI

Bedeutende Felstouren sind im Juli d.J. durchgeführt worden. Der bekannten englischen Bergsteigerin Miss Beatrice Thomasson ist am 1. Juli mit den Führern M. Bettega und Bartolo Zagonel aus S. Martino die erste Erkletterung der Marmolada über die stolze Südwand geglückt. Die Tour, welche vom Ombrettapasse ausgieng erforderte 14 St. Der Einstieg erfolgte etwa 100 m. unter dem Ombrettapasse; in den obersten Theilen wurde die Gesellschaft von schlechtem Wetter überfallen.

Aktualität im Alpinjournalismus scheint also keine Erfindung unserer Tage zu sein! Einen ausführlichen Durchstiegsbericht in den einschlägigen Blättern jener Epoche sucht man jedoch vergeblich. Viel wichtiger war in jenem Sommer den deutschsprachigen Publikationen die erste Durchsteigung der Dachstein-Südwand – „eines der kühnsten Probleme der



Die Eintragung von Miss Tomasson über die Marmolada-Südwand in Bettegas Führerbuch.
Foto: Edo Zagonel

Ostalpen" – durch E. Gams, Ed. Pichl und F. Zimmer aus Wien; obwohl die Wand bei der Erstbegehung nur tangiert wurde. Auch der Club Alpino Italiano wurde von der Besteigung informiert, und zwar durch Nina Callegari, der Besitzerin des Hotels Belvedere in Caprile. Sie schickte an den Schriftleiter des CAI-Magazins folgenden Brief:

Marmolada
Aufstieg durch die Südwand

Sehr geehrte Herren,
am 29ten des vergangenen Juni kam Miss Beatrice Tomasson aus Burntwood Hall, Barnsley, England von San Martino her in meinem Hotel an.
Sie war in Begleitung von zwei Führern aus San Martino, Bettega und Zagonel. Ihr Ziel war eine Besteigung der Marmolada von der Ombretta-Contrin Seite. Die Lady verließ anderntags das Hotel und nahm zwei weitere Führer aus dem Ort mit, Dal Buos und Soppelsa. Die Nacht verbrachten sie im Freien oberhalb von Ciapella. Am Morgen des 1ten Juli begann Miss Tomasson den Aufstieg mit ihren beiden Führern aus San Martino während die anderen beiden Führer über Fedaja gingen und das große Gepäck schleppten.
Die Kletterei war ein Erfolg, aber es kostete sie 12 Stunden bis zum Gipfel, weil sie in ein fürchterliches Gewitter gerieten.
Dieses mal nahmen sie die Route auf der rechten Seite, die Seite die nach der Alpe Ombretta schaut.
Die Lady blieb erstaunlich kaltblütig („sangre fredda"), sogar als sie von einem Steinschlag am Kopf getroffen wurde. Glücklicherweise blieb sie unverletzt.
Sie war voll des Lobes für die Bergführer die sich glänzend bewährten, besonders der jüngere, Bortolo Zagonel.
Für den Fall daß die Geschichte in der Rivista des Club Alpino Italiano erscheint, würde ich gerne betonen daß dies wirklich der erste Aufstieg auf die Marmolada von dieser Seite war.
Ich möchte noch anfügen, daß die Lady im gleichen Monat noch zweimal nach hier kam, um eine andere, eine neue Route zu finden.

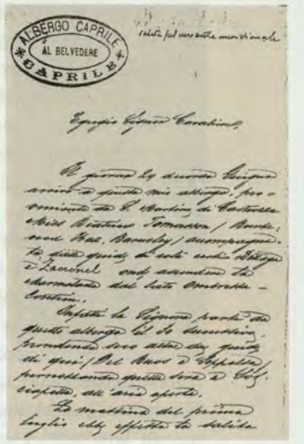
Nina Callegari
4. Juli 1901

Diese Nachricht von der Südwand-Besteigung wurde, soweit bekannt, in den italienischen Alpin-Journalen nie gedruckt. Von den Wiederholern der Route sind dagegen ein halbes Dutzend Aufsätze in den europäischen Bergsteiger-Zeitschriften erschienen. So veröffentlichte Georg Leuchs nach der geglückten Zweitbegehung einen zwölfseitigen Bericht in der Deutschen Alpenzeitung (München, 1903). Leuchs hatte den Bergführer Zagonel angeschrieben, aber keine Wegbeschreibung von ihm erhalten. Die Seilschaft der Brüder Leuchs hatte daraufhin große Probleme bei der Wegfindung, verlor schließlich im obersten Drittel der Wand die Spur der Erstbegeher und eröffnete einen neuen, direkteren Ausstieg. Nach drei Tagen Erkundung, einem Erholungstag und zwei Klettertagen mit einem Biwak dauerte ihre „Expedition" insgesamt eine Woche.

Die erste Strichzeichnung der Route, im Kletterjargon ein „Topo", erschien ganzseitig 1905 in der Österreichischen Alpenzeitung, dem Organ der Extremkletterer dieser Zeit, gezeichnet von dem Künstler und Felsgeher Gustav Jahn. Die erste Routenbeschreibung brachte 1907 das Alpine Journal. Die Marmolada-Südwand galt mehr als ein Jahrzehnt lang als schwierigste und längste Klettertour der Alpen. Etienne Renaud schreibt in La Montagne (Paris, 1908) nach der achten Begehung der Wand, die Marmolada-Südwand sei doppelt so lang und doppelt so anstrengend wie die Grépon-Ostwand im Montblanc-Massiv.

Natürlich gab es auch Kritiker und Neider in den alpinen Journalen und eine laute Stimme, die Zweifel an der Durchsteigung der Marmolada-Südwand durch Beatrice Tomasson und ihre Führer anmeldete. Es war Edward Broome, der 1907 im Alpine Journal nörgelte: „Einzelheiten sind nie bekannt geworden und es ist nicht sicher, ob der Gipfel erreicht wurde", zudem seien die bis zur Hälfte der Wand vorgefundenen Haken zum Aufstieg wertlos und nur zum Abseilen von Nutzen. Doch die Zweifel an der Besteigung sind leicht zu widerlegen. Der italienische Kommandant der Marmolada-Front, Arturo Andreoletti, der 1977 neunzigjährig verstarb, sammelte zum Aufbau seines Frontabschnittes alle möglichen Informationen von den Ersteigern der Marmolada-Südwand und wertete sie minutiös aus. Auch Beatrice Tomasson befragte er eingehend. Zudem bestätigt ein Brief von Bettega an Andreoletti die Besteigung. Bettega schreibt am 4. Juli 1908: „Wir stiegen von Caprile zur Ombretta Alpe und biwakierten auf Ombretta. Die Wand und die Kamine sind das Schwierigste, was ich je gemacht habe. Es war am 1. Juli 1901".

Es ist anzunehmen, dass die nicht sonderlich schmeichelhafte Resonanz auf ihre alpine Glanzleistung Beatrice Tomasson ziemlich kalt gelassen hat.



Ausschnitt aus dem Brief, den Nina Callegari an die Schriftleitung des CAI schickte, um auf die erste Durchsteigung der Südwand hinzuweisen.
Foto: Bepi Pellegrinon

Posing in Cortina: Wegen der schweren Ausrüstung und der komplizierten Handhabung war das Fotografieren „in Aktion" schwierig, man zog deshalb gestellte Aufnahmen in natürlicher Umgebung vor. Das Bild zeigt Arcangelo Siorpaes mit Beatrice Tomasson in Klettermontur.
Foto: Sammlung Carlo Gandini



Mit ihren nachgewiesenen literarischen Fähigkeiten wäre sie leicht in der Lage gewesen, einen aufsehenerregenden Artikel zu verfassen. Aber offensichtlich hatte sie kein Interesse daran, die Angelegenheit an die große Glocke zu hängen. Sich beim bergsteigerischen Establishment anzubiedern, verbot ihr wahrscheinlich der ausgeprägte Stolz. Als Mensch der Tat war es ihr viel wichtiger, in der damals recht lebendigen Frauen-Kletterszene mitzumischen.

Cortina d'Ampezzo war nämlich um 1900 Treffpunkt und Spielplatz für eine Handvoll bergsteigerisch hoch ambitionierter Damen. In einem modernen Fremdenverkehrsprospekt wird das Cortina der Jahrhundertwende als „Salon der Alpen" bezeichnet. Ein alpines Geschichtsbuch des Ortes zeigt eine Fotografie von Beatrice in modischem Outfit. Voll Stolz trägt sie einen Hut mit Pfauenfedern. Nur wenige Wochen nach der Marmolada-Südwand durchsteigen die ungarischen Baronessen Ilona und Rolanda Eötvös mit den Dolomiten-Bergführern Angelo Dibona, Gianfranco Siorpaes und Agostino Verzi die Südwand der Tofana, ein der Marmolada-Südwand vergleichbares Unternehmen. Zu dieser kletternden Frauengesellschaft in Cortina gehören auch Maud Wundt, die Frau des Generals Theodor von Wundt, sowie die Holländerin Jeanne Immink und die Berliner Pianistin Käthe Bröske, der 1906 die Wiederholung der Marmolada-Südwand glückt. Als Beatrice ihren 50. Geburtstag feiert, lässt sie sich von dem berühmten Porträtkünstler John Singer Sargent in Florenz zeichnen. Acht Jahre sind vergangen seit der ersten Begehung der Marmolada-Südwand, „den schönsten Stunden meines Lebens". Im Jahr 1911 beendet Beatrice Tomasson ihre Karriere als Alpinistin in würdiger Weise mit der Besteigung des Campanile Basso, am Seil des auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Angelo Dibona. Zwei Jahre danach schließt der Ausbruch des Ersten Weltkriegs abrupt dieses Kapitel des Frauenbergsteigens in den Dolomiten. Andere Helden und Mythen beherrschen hier fortan die Szene.

Mrs. Mackenzie

Beatrice Tomasson war bei der Erstbegehung der Marmolada-Südwand bereits 42 Jahre alt und ledig. Bis zu ihrem 61. Lebensjahr lebte sie weiter als Single und heiratete im Frühjahr 1921 in Chelsea bei London den schottischen Adligen Patrick Chalmers Mackenzie. Im Landhaus der Mackenzies, Little Benhams, in der südenglischen Grafschaft Sussex führt das Ehepaar ein zurückgezogenes Leben. Dass Beatrice keine Durchschnittsbürgerin war, fiel aber auch hier auf. Nach der Aussage ihres Pariser Verwandten Paul Démogé Paul verfügte Beatrice über einen „eigenwilligen Charakter" und war außerordentlich zielstrebig. Eine Nichte aus der Verwandtschaft ihres Mannes bezeichnete sie schlicht als drahtig. „Wiry", das sei die beste Kennzeichnung ihres Charakters: Keine Locken, die Haare streng nach hinten gekämmt zu einem Knoten gesteckt und kein Lachen im Gesicht, eine gänzlich unenglische Tante in ihrem wunderbaren Landhaus in Sussex, so ihre Erinnerung. „Wir in London hatten auch einen Spitznamen für Tante Beatrice: ‚the old hairpin' – die alte Haarnadel". In sich gekehrt und sehr zurückgezogen habe sie gelebt, so die Bewohner des Hauses von Little Benhams heute. Gleich nebenan steht immer noch der Stall, in dem Beatrice bis ins Alter von 80 Jahren zwei Reitpferde hielt. Jedes Jahr war sie auf Jagd- und Reiturlaub in Irland unterwegs. In einem Interview bezeichnet eine heute noch lebende Bekannte Beatrice als „a terrific horsewoman" – eine fantastische Pferdefrau. Körperlich und geistig topfit bis ins hohe Alter, engagierte sie sich in den örtlichen Frauenclubs. Obwohl Beatrice in ihrem Haushalt und einer kleinen Landwirtschaft Personal und einen Gärtner beschäftigte, soll sie ihr Brennholz noch als 80-jährige selbst gesägt haben. Als ihr Mann am 9. März 1944 starb, hielt sie in ihrem Testament Rückschau auf die Zeit der Zweisamkeit: „Die vielen glücklichen Jahre unseres gemeinsamen Lebens werden für immer eine Erinnerung von unschätzbarem Wert bleiben". Das klingt eher nach einem Beatles-Song als nach einer Stelle aus einem Vermächtnis. Der Satz fasst aber die Botschaft der letzten Jahre des entschlossenen und glücklichen Lebens der Beatrice Tomasson knapp und treffend zusammen.

Am 13. Februar 1947 ist sie gestorben, 87 Jahre alt.



Das Porträt, das Beatrice Tomasson zu ihrem 50. Geburtstag in Florenz von dem berühmten Societymaler John Singer Sargent anfertigen ließ. Dass sie diesen Künstler beauftragen konnte, beweist Geschmack und Bonität zugleich.

Fotos: Archiv Reisach



„The old hairpin", die strenge Lady in reiferem Alter mit Kostüm und Hut.

Quellen und die wichtigste Literatur:

Einige Archivalien

Obituary Beatrice Sibyl Mackenzie, Vikary Rusper, Sussex, 8. Februar 1947.
Last Will and Testament for Beatrice Mackenzie, 28. April 1943. Horsham.
Parish of Blyth, Nottinghamshire, Baptisms Register, 1859, p. 114.
1861 Census Barnby Moor, P.R.O. Reference: RG9/2413,f 42.
British Library, Manuscript Department, Briefwechsel Beatrice Tomasson mit dem Verleger Bentley & Sons, London, Februar 1883.
Preussisches Melderegister, Große Weinmeisterstraße 43, Potsdam 1883.
Statement of Mr. Edward Lisle Strutt's Qualification1891-1894, drei Seiten handschriftlicher Tourennachweis, Alpine Club, London.
Beatrice Mackenzie & P.C. Mackenzie, Marriage certificate, St. Columbas Church, Chelsea, London, 17. January 1921.
Raccolta Carlo Gandini, Cortina: Führerbuch Arcangelo Siorpaes; Fotos mit Beatrice Tomasson.
Callegari, Nina; Albergo Belvedere al Caprile. Marmolada, salita dal versante meridionale. 4. Luglio 1901 (Brief) von Raccolta Pellegrinon, Falcade (BL), Archivio Andreoletti, Korrespondenz mit Beatrice Tomasson, in: Raccolta Pellegrinon, Falcade (BL).

Führerbücher

Michele Bettega, Bortolo Zagonel, Arcangelo Siorpaes,

Einige Briefe und Interviews

Démogé, Paul -H; Paris. Stammbaum der Familie Tomasson. Sein Urgroßvater ist ein Bruder vom Vater der Beatrice Tomasson.
Jones, Philip E.; Genealogist, Nottingham.
Rickett, June; Little Benhams, Rusper, Sussex. Besitzerin des Hauses Little Benhams.
Baynes, Philomena; Nichte von Patrick Chalmers Mackenzie, wohnt in London.
Vourhout, Kim Costervan; weitschichtige Verwandschaft von E.L. Strutt in Bevervigh, Niederlande.
Pellegrinon, Bepi; Falcade (BL) Alpinhistoriker und Verleger. Spezialisiert auf Agordino und Marmolada.

Literatur

ALPINISMUS, Internationale Informationen für Bergsteiger, Wanderer und Skifahrer, Heft 9/64: Marmolada. 58 S., München 1964.
In Memoria Michele Bettega. in: Rivista mensile, Club Alpino Italiano, Turin, vol 57, No 4, February 1938/XVI, S.177-178.
Michele Bettega. [Obituary] in: Alpine Journal, London, Vol 50, 1938, Seite 152.
Broome, Edward A. 1907: Dolomites up to date. in: The Alpine Journal, Vol. 23, London, Feb. 1907, S.364-379. und 5 Fotos.
Burke's Landed Gentry. Mackenzie of Mornish. p. 477-478. London o.J. (ca. 1965)
Burke's Peerage. Tomasson, Sir William Hugh , London, 1907.
Conighi, E., Vischi, A. & Callin, G. 1972: Oltre il Sentiero: Le Aquile di San Martino. (le guide di Primero). Trient: Ed. Arte Grafiche Saturnia. 164 S., zahlr. Abb.
Deutsche Seewarte. Wetterbericht vom 1. Juli 1901. (Montag). Hamburg, 1901, Jahrgang XXVI, No. 182.
Leuchs, Georg 1903: Die Südwand der Marmolada. in: Österreichische Alpenzeitung (ÖAZ), Organ des Österreichischen Alpenklubs, 25. Jg., Wien, 6. August 1903, Nr. 640, S. 181-186, und Fortsetzung: 20. August 1903, Nr. 641, S. 193-198.
Magalotti, Tommaso 1993: Marmolada Regina: Pagina di Storia alpinistica. Cavallermaggiore: Gribaudo Editore. 489 S. zahlr. Fotos.
Marmolada (11,020 ft.) by the S.Face [Routenbeschreibung] in: The Alpine Journal, Vol 23, Feb. 1907, S. 340. London, 1907.
Peterka, Hubert 1974: Die Marmolada-Südwand und ihr Gefolge. in: Österreichische Alpenzeitung (ÖAZ), Wien, 92. Jg., Jan/Feb. 1974, Folge 1393, 1. Teil [bis 1910] S. 1-24.
Rossi, Piero 1968: Marmolada. Bologna: Editori Tamari. 70 S. plus 144 Fotos.
Strutt, E. L. 1942: The Eastern Alps in the 90's. in: The Alpine Journal, Vol 53, p. 338-357. London.
Viazzi, Luciano 1977: Arturo Andreoletti: un pioniere dell'alpinismo lombardo. in: Rivista mensile, Club Alpino Italiano, Turin, vol 98, 1977, S. 429- 430.
Abschied von Bortolo Zagonel. (von Dr. G.. L. & Alfred Paloselli). in: Der Bergsteiger, München, 18. Jg., 1950/51, S. 426-427.
In Memoria Bortolo Zagonel. in: Rivista mensile, Club Alpino Italiano, Turin, vol 70, no 5/6, Mai/Juni 1951, S. 186.

Danksagung: Klaus Nuber, Dorschhausen, hat meiner Fragerei und meinen PC-Problemen von Anfang bis heute standgehalten.

Am Abend eines ereignisreichen und erfüllten Lebens: Mrs. Mackenzie in ihrem Garten.



Ein Leben voller Abenteuer

Adolf Schulze – ein vergessener Pionier des modernen Alpinismus

Von Dr. STEFAN MEINEKE

Was haben die gewaltige Nordkante des Crozzon di Brenta, die nicht minder eindrucksvolle Nordwand des Hochwanner und die im wildesten Winkel des Allgäus gelegene Ostwand der Trettachspitze gemeinsam? Alle drei Anstiege sind berühmte Klassiker, die auch fast 100 Jahre nach ihrer Erstbegehung zu den größten Unternehmungen zählen, die in den jeweiligen Gebirgsgruppen zu machen sind. Der Blick in die Führerliteratur zeigt noch eine weitere überraschende Gemeinsamkeit: Unter den Erstbegehern dieser Anstiege taucht drei Mal derselbe Name auf: Adolf Schulze. Wer nun neugierig geworden ist und in der Literatur mehr über diesen Mann erfahren möchte, erlebt eine herbe Enttäuschung. Selbst in der ansonsten beinahe „allwissenden", da über 5300 Persönlichkeiten des Alpinismus erfassenden „Personalbibliographie" der Alpenvereinsbibliothek findet sich kein Hinweis. Umfangreiche historische Forschungen waren notwendig, um die Spur jenes Mannes nachzuzeichnen, der 1903 im Kaukasus mit dem Uschba-Südgipfel den zu seiner Zeit schwierigsten Berg der Welt als Erster bestieg und in den Anden Boliviens die höchsten Gipfel im Alpinstil bezwang.

WER WAR ALSO dieser Adolf Schulze, der im Wintersemester 1899/1900 zusammen mit seinem Bruder Gustav in den exklusiven „Akademischen Alpenverein München" eintrat? Über seine frühen Jahre weiß man nur wenig. Geboren wurde er am 16. April 1880 auf der Hacienda San Marcial bei Orizaba/Mexiko als das zweite Kind der Eheleute Adolf Schulze sen. und Maria Ziehl. Mit Carlos (*1879), Gustav (*1881), Friedrich (*1882) und Walter (*1884) hatte Adolf vier Brüder. Eine besonders enge Freundschaft verband ihn mit dem um ein Jahr jüngeren Gustav, der ihn später auf vielen Klettertouren begleiten sollte. Sein Vater, der 1837 in München geborene Adolf Julius Schulze sen., war – vermutlich anfangs der 1860er Jahre – nach Mexiko ausgewandert. Möglicherweise stand dieser Entschluss mit der 1864 erfolgten Erhebung Erzherzog Maximilians, des jüngeren Bruder Franz Josephs, zum Kaiser von Mexiko in einem Zusammenhang. Denn viele auswanderungswillige Deutsche richteten damals ihre Hoffnungen auf ein neues Habsburg jenseits des Atlantiks. In seinem 40. Lebensjahr heiratete der Vater in Hualusco die deutschstämmige, 15 Jahre jüngere Maria Ziehl. Seinen Lebensunterhalt bestritt das Paar durch die Bewirtschaftung des Landgutes San Marcial bei Orizaba. Das an der wichtigen Verbindungsstraße zwischen Veracruz, dem größten mexikanischen Hafen an der Golfküste, und der Hauptstadt Mexiko City gelegene Orizaba erfreute sich unter Europäern aufgrund seines beständig frühlingshaften Klimas großer Beliebtheit. Unübersehbares Wahrzeichen der Region war der höchste Berg Mexikos, der ganzjährig mit Schnee bedeckte Vulkankegel des 5639 Meter hohen Pico de Orizaba. Er überragte ausgedehnte Kaffee- und Obstplantagen, die die Region zu einem der führenden Zentren der mexikanischen Landwirtschaft machten.





Maria Schulze mit ihren fünf Söhnen, in der Mitte Gustav, der sich später als profunder Bergfotograf betätigte und Vorträge hielt, rechts außen Adolf.

Adolf Schulze (1880 – 1971)
Der Mann, der als „Uschba-Schulze" in die Alpingeschichte einging, ist heute in Vergessenheit geraten. Die Aufnahme rechts zeigt Adolf etwa um 1910 in der landestypischen Tracht Mexikos.
Fotos: Archiv Familie Schulze

Dass ausgerechnet im fernen Mittelamerika, unweit der türkisfarbenen Brandung des Golfs von Mexiko, ein künftiger Erschließer der Alpen heranwachsen sollte, war alles andere als wahrscheinlich, doch in den 80er Jahren nahm das Schicksal der Familie eine unerwartete Wendung: Der Vater erkrankte und da sein Gesundheitszustand dauerhaft schlecht blieb, entschloss er sich, nach Deutschland zurückzukehren. Im August 1884 fand die sechswöchige Überfahrt mit seiner schwangeren Frau und den vier Kleinkindern statt. Am 15. September bezog man in der Türkenstraße 11 eine Wohnung und Ende November wurde in der Pfarrei St. Bonifaz der fünfte Sohn auf den Namen Walter getauft. Nur siebzehn Tage später verstarb der Vater – gerade einmal 47 Jahre alt.



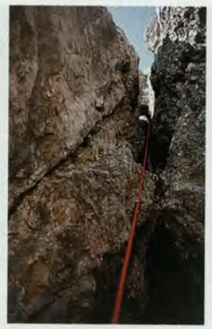
Erstbegehungen zwischen Trettach und Triglav
Als Adolf und Gustav Schulze im Herbst 1899 Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München wurden, hatte der Verein gerade eine richtungsweisende Entscheidung gefällt. Vor allem unter dem Einfluss von Josef Enzensperger war am 18. Juli 1899 beschlossen worden, dass der vom Verein schon seit drei Jahren geplante Hüttenneubau nun endgültig in der im östlichen Teil der Allgäuer Alpen gelegenen Hornbachkette stattfinden sollte. Im Zuge dieser Entscheidung verlagerten zahlreiche Vereinsmitglieder ihre Aktivitäten in die Allgäuer Berge.

Auch Adolf und Gustav Schulze folgten diesem Trend. In den Bergen rund um Oberstdorf begannen die Brüder ihre klettersportliche Karriere, hier führte Adolf Schulze die meisten seiner schweren Erstbegehungen durch. Schon zum Auftakt war man reichlich unbescheiden und suchte sich gleich das Anspruchsvollste aus: Die Südwand der Trettachspitze, deren Schwierigkeit nach Einschätzung ihres Erstbegehers Enzensperger an Gefährlichkeit, Exponiertheit und Länge der Schwierigkeiten jene des Winklerrisses (IV+) in den Vajolettürmen „bei weitem" übertrifft. Bei seiner Wiederholung der Trettach-Südwand, die am 5. September 1899 erfolgte, lässt Adolf Schulze sofort sein außergewöhnliches Talent aufblitzen. Denn als Vorsteiger einer Dreierseilschaft gelingt es ihm, zu der gefürchteten Einstiegsseillänge der Enzenspergerführe eine Variante zu finden. Sofort nach dem Einstieg quert Schulze über abschreckend ausgesetzte Platten nach rechts und gewinnt so eine gut kletterbare Rissreihe. Durch die neue Wegführung, die bald allgemein üblich wird, mindern sich die Schwierigkeiten der Südwand um einen halben Grad. Ein Jahr später vollbringt Schulze an der Trettachspitze ein weiteres Husarenstück. Nach der ersten Wiederholung der Westwand (III) führt er noch am selben Tag zusammen mit seinem Bruder Gustav die erste Abstiegsbegehung der Südwand (IV-) mit anschließender Besteigung der Mädelegabel über ihren Nordgrat durch.

Das Wahrzeichen der Allgäuer Bergwelt, die viergipfelige Höfats, besteigen die Brüder über ihre wildeste Seite – die steil ins Oytal abfallende Nordostflanke. Die Kletterei, bei der auch die Vorgipfel von Seilhenker und Kleiner Höfats überschritten werden, erreicht zwar kaum den dritten Grad, doch die stete Folge von teilweise brüchigen und dabei äußerst ausgesetzten, nach oben immer steiler werdenden Grasgraten erfordert von jedem Begeher ein besonders gefestigtes Nervenkostüm. Neben diesen

und anderen Wiederholungen führt Schulze allein im Sommer des Jahres 1900 zwölf Erstbegehungen im Allgäu aus; davon besonders viele rund um die im August feierlich eröffnete Hermann-von-Barth-Hütte. Der Haus- und Kletterberg der Hütte, die Wolfebnerspitze, wird von Schulze sogar im Alleingang erstbestiegen. Die Krönung des Klettersommers erfolgt aber am 5. September. Mit der Erstbegehung des düsteren Südkamins der Südlichen Wolfebnerspitze führt er zusammen mit Felix von Cube den fünften Grad im Allgäu ein. Dies muss um so höher bewertet werden, als doch der teilweise brüchige Südkamin nicht nur an seiner Schlüsselstelle, sondern über mehrere Seillängen hinweg außerordentliche Ansprüche an das Kletterkönnen seiner Erstbegeher stellt – von den insgesamt sieben Seillängen sind nicht weniger als sechs im vierten oder fünften Schwierigkeitsgrad. Zwei Jahre später geht Schulze die beiden letzten großen Probleme der Allgäuer Alpen an. Zusammen mit seinen Gefährten Karl Beindl und Julius Engelhardt erklettert er am 8. September 1902 in gut sieben Stunden die Plattenfluchten der 450 Meter hohen, von Enzensperger noch für unmöglich gehaltenen Ostwand der Trettach (IV+). Damit nicht genug, überklettert er schon eine Woche später den wildzerissenen und türmereichen NNW-Grat der Krottenspitze (IV-). Trotz der kürzer werdenden Tage braucht Schulze auf dem über einen Kilometer langen Grat kein Biwak zu beziehen. Für die Erstbegehung der mit fast 30 Seillängen längsten Allgäuer Klettertour benötigt er lediglich fünf Stunden. Mit diesen beiden letzten großen Erstbegehungen avancierte Schulze endgültig zum besten Kenner der Allgäuer Bergwelt. Als der Akademische Alpenverein im gleichen Jahr eine Tourenstatistik über die ersten zehn Jahre seines Bestehens herausgibt, wird daher auch der Allgäuer Teil durch Schulze bearbeitet.

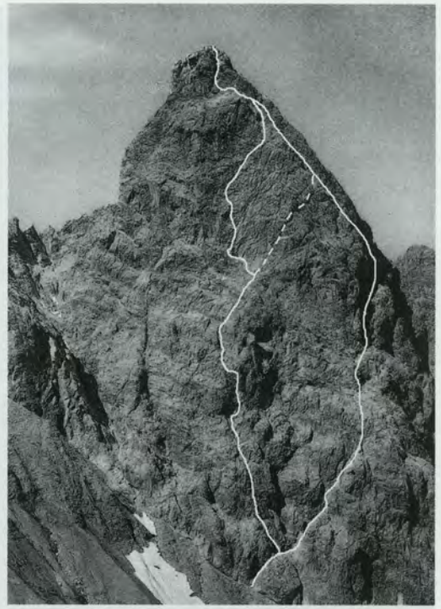
Nachdem er im Allgäu praktisch alle bedeutenden Anstiege kennen gelernt hat, verlieren für Schulze die sommerlichen Berge rund um Oberstdorf an Reiz. So besucht er die vereinseigene Hermann-von-Barth-Hütte im März 1904 sowie im April 1906 und führt an den noch verschneiten Gipfeln in der Umrahmung des Wolfebnerkares zusammen mit dem jungen Ernst Buchner verschiedene Wintererstbegehungen durch. Bei winterlichen Verhältnissen findet er am 19. April 1906 den ersten Durchstieg durch die schon im Sommer eher düster wirkenden Westwände des Nordgipfels der Wolfebnerspitze. Auf der Suche nach einem von seinem Begleiter verlorenen Pickel erschließt Schulze am folgenden Tag die 200 Meter hohe sehr schwierige Stellen (IV-) aufweisende Ostwand des Berges, die erst 80 Jahre später als lohnende Genusskletterei wiederentdeckt werden wird.



Kletterei im Südkamin. Da es vor einigen Jahren Felsausbrüche im Kamin gab, ist die Route wegen zunehmender Brüchigkeit nicht besonders empfehlenswert und entspricht sicher nicht dem Geschmack unserer Zeit.
Foto: Stefan Meineke



Die Südwestflanke der Wolfebnerspitze, von Schatten markiert der Verlauf des Südkamins, der auch in unserer Zeit zu den schwierigen und vor allem gefürchteten Routen des Massivs zählt. Zur Zeit der Erstbegehung um 1900 war der Südkamin eine der schwierigsten Klettereien der Ostalpen.
Foto: Rudi Lindner



Die Ostwand der Trettachspitze in den Allgäuer Alpen mit ihren klassischen Routen.
Foto: Heimhuber

Mit diesem Abenteuer beendete Schulze seine umfangreiche Erschließertätigkeit in den Allgäuer Alpen. Weder früher noch später hat an den Bergen rund um Oberstdorf ein anderer Kletterer eine vergleichbar große Zahl an schweren Erstbegehungen ausführen können. Schulze war aber dennoch kein „Lokalmatador", der seine gesamte Energie auf die Erschließung eines einzigen Gebietes konzentriert hätte. Ganz im Gegenteil: In den neun Bergsommern, in denen er in den Alpen tätig ist, bemüht er sich, möglichst viele Gebirgsgruppen kennen zu lernen.

Als Georg Leuchs 1911 zum 20-jährigen Bestehen des Akademischen Alpenvereins einen Festvortrag hält, zählt er die drei „Glanztouren" des Wilden Kaisers auf, die seiner Meinung nach in der Vor-Dülfer-Ära das größte Ansehen genossen haben: Der in der Westwand des Predigtstuhls befindliche Botzongkamin, die Nordwestwand der Kleinen Halt sowie die Ostabstürze der Gamsfluchten. Schulze kannte diese Anstiege nicht nur von eigenen Begehungen, sondern hatte sich im Sommer 1901 an der Vorderen Gamsflucht und auch an der Kleinen Halt als Erstbegeher hervorgetan. Während diese beiden Erstbegehungen Schulzes heute weitgehend in Vergessenheit geraten sind, erfreut sich dagegen die über 400 Meter hohe Ostwand des Totenkirchls als ausgesprochen schöne und reizvolle Kletterei immer noch einer gewissen Beliebtheit. Neben diesen Erstbegehungen, die er alle im Frühsommer 1901 unternimmt, erstieg er auch zahlreiche Gipfel des Gebirges im Winter. Am Totenkirchl, der Kleinen Halt sowie am Predigtstuhl verbuchte Schulze die ersten Winterbesteigungen überhaupt.

Besonders gerne war Schulze im Wetterstein unterwegs. Dabei hatten es ihm vor allem die gewaltigen Wände und Grate im Hochwannergebiet angetan. Schikanös lange Zustiege und die damit erforderlich werdenden Biwaks schreckten schon um die Jahrhundertwende all jene ab, die mit dem Wunsch nach unberührter Landschaft nur kokettierten. Gerade dies aber machte den Hochwanner für andere wieder interessant. Adolf Schulze fühlte sich vor allem von der mit 1400 Metern zu den höchsten Felsabstürzen der Alpen zählenden Hochwanner-Nordwand angezogen. 1904 unternimmt er bereits im Mai einen Erkundungsvorstoß. 300 Meter über dem Wandfuß richtet er einen Biwakplatz ein. Elf Tage später wagt Schulze, zusammen mit Ludwig Distel und seinem Bruder Gustav, die Erstbegehung der noch verschneiten Riesenwand. Doch dieses Mal fehlt es ihm an dem notwendigen Quäntchen Glück. In 700 Metern Wandhöhe wartet eine böse Überraschung: Auf einem schneebedeckten Absatz sind unzweifelhaft Trittspuren zu sehen. Schulze und seine Begleiter erfahren später, dass Ludwig Heis schon am 5. Juni die Riesenwand im Alleingang bezwungen hatte. Den Zweitbegehern bleibt so nur das auch nicht geringe Verdienst, die günstigste und daher auch heute noch übliche Wegführung entdeckt zu haben. Am 23. Juni 1905 leistete Schulze erneut im Wetterstein klettersportliche Pionierarbeit. Mit der Erstbegehung der Südwand der Scharnitzspitze (IV) gelingt ihm in Begleitung von Hans Leberle der erste Durchstieg durch den besonders abweisenden Südabsturz des Gebirges. Leberle annonciert die Neutour später als „senkrechte, äußerst schwierige und gefährliche" Kletterei.

In seinen beiden letzten alpinen Bergsommern ist Schulze fast ausschließlich im Wetterstein unterwegs. Seiner Vorliebe für großzügige Anstiege entsprechend, richtet sich dabei sein Interesse auf nicht enden wollende Gratüberschreitungen. 1904 überklettert er die rotgelbe Zackenreihe des in die Literatur als „Teufelsgrat" eingegangenen zentralen Teil des Wettersteinkammes. 1905 ersteigt Schulze den schwer zugänglichen, schneidigen Turm der Großen Riffelwandspitze und klettert in einem Zug über zehn Gipfel bis zum Kleinen Waxenstein. Sein Begleiter kapituliert, als gegen Mittag die Riffelscharte

erreicht wird, so dass der gesamte Waxensteinkamm von Schulze im Alleingang bezwungen werden muss. 1907 unternimmt er gleich mehrere Gratüberschreitungen und lernt so alle bedeutenden Haupt- und Seitenkämme des Wettersteingebirges kennen. 1907 steigt er vom Kreuzeck über den von ihm selbst drei Jahre zuvor erstbegangenen Ostgrat auf den Hohen Gaif, überklettert in der Folge den gesamten Blassengrat und vollendet die Umrahmung des Grieskares mit einer Überschreitung der Alpspitze. Nahezu endlos gestaltet sich die Kletterei bei der Umrahmung des Zugspitzplatts. Vom Östlichen Gatterlkopf bis zur Zugspitze müssen von Schulze nicht weniger als zwölf Gipfel auf zum Teil unbekannten Wegen bestiegen werden. Auch der mit 16 Kilometern Gratlänge mächtigste Kamm des Wettersteingebirges wird von Schulze überschritten. Vom Oberreintal erklettert er den einsamen Oberreintalschrofen, von dort geht es in östlicher Richtung über Scharnitzspitze, Schüsselkarspitze, Leutascher und Partenkirchner Dreitorspitze bis zur Meilerhütte. Am nächsten Tag wird der Musterstein über seinen Westgrat erstiegen und es folgt die Überschreitung der gesamten Wettersteinwand mit anschließendem Abstieg nach Mittenwald.

1906 vereinigen sich Adolf Schulze und Georg Leuchs, die zu dieser Zeit sicherlich beste Münchner Seilschaft, zu ihrer letzten gemeinsamen Kletterfahrt. Vermutlich angeregt durch die Zeitschrift des D.u.OeAV, in der wiederholt (1900, 1905) über die „letzten Probleme" der Karnischen und Julischen Alpen berichtet wird, beschließt der wie immer begeisterungsfähige Schulze, nun auch das östliche Ende des Alpenbogens kennenlernen zu wollen. Von besonderer Bedeutung sind die teilweise schwierigen Führen, die Schulze und Leuchs in die gewaltigen, zwischen 700 und 900 Meter hohen Nordwände von Mangart und Wischberg legen. Auf der Rückreise nach München unternimmt Schulze noch einen Abstecher in die Karnische Hauptkette. Er besucht die damals noch weltenfernen Berge rund um den Wolayer See. Dort erregt der riesige Plattenschuss der 600 Meter hohen Westwand der Seewarte seine Aufmerksamkeit. In schwieriger Kletterei, die teilweise den vierten Grad erreicht, gelingt es Schulze, den Plattenschuss zu erklettern und die Schulter des Südwestgrates zu erreichen. Bei der folgenden Wegsuche wird sein Begleiter von einem Stein unglücklich getroffen. Da die Wand gefahrlos über die Gratschulter zu verlassen ist, beschließt man sich zu trennen. So klettert Schulze allein über die sich nun wandartig aufbauenden Grattürme gerade zum Gipfel empor. Der höchste Wandabsturz der Seewarte hat damit nicht nur seinen ersten Durchstieg erhalten, sondern der Gipfel ist überhaupt erst das zweite Mal betreten worden.

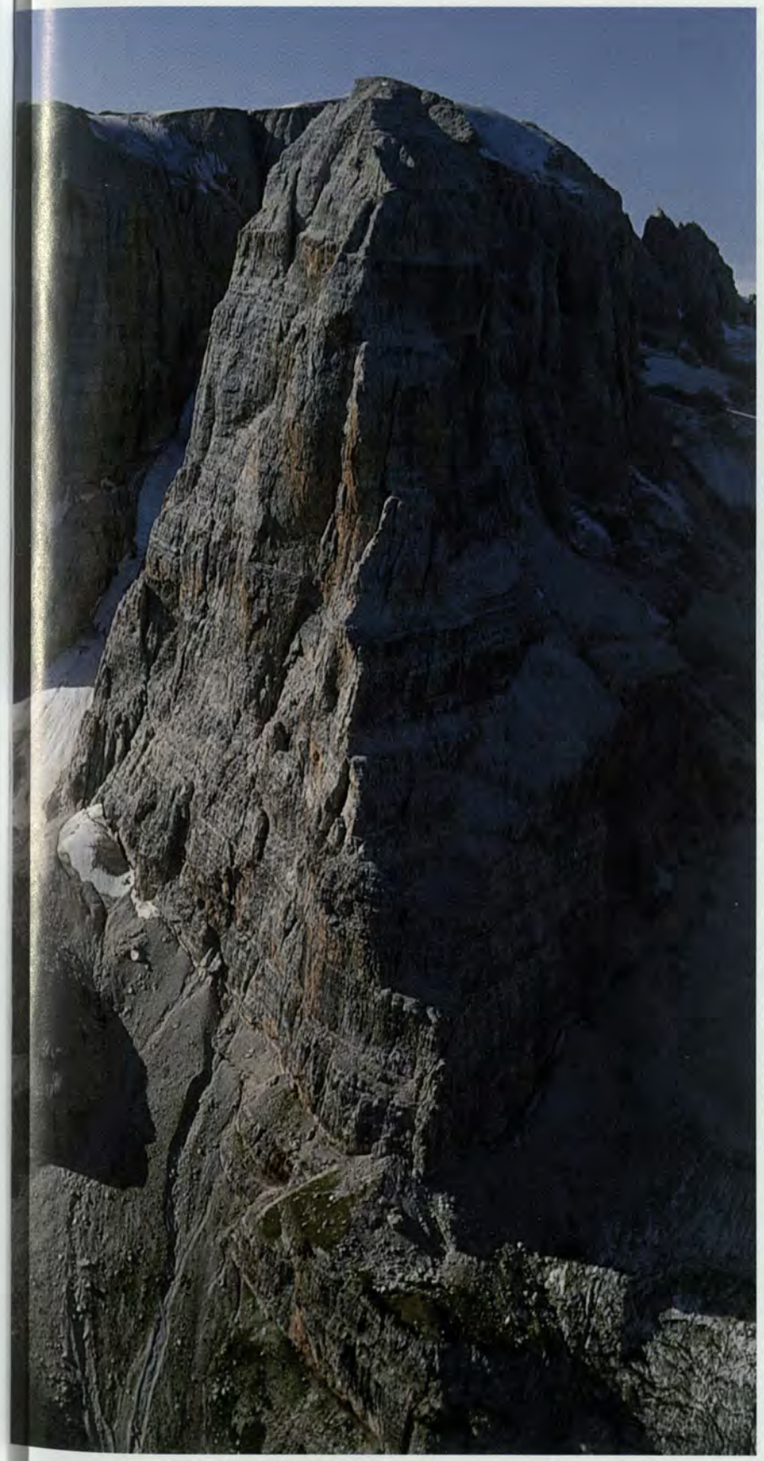
Die Crozzonkante

Seine mit Abstand berühmteste Erstbegehung führt Adolf Schulze aber nicht in den deutschen Alpen, sondern in der Brenta durch. 1905 reiste Schulze mit dem festen Vorsatz ins Trentino, die fast 1000 Meter hohe Nordkante (IV+) des Crozzon di Brenta zu bezwingen. Vier Jahre zuvor hatte ein Wettersturz die geplante Erstbegehung verhindert. Am 20. Juli 1905 ist es dann endlich so weit. In 13-stündiger Kletterei wird die Nordkante von Schulze und Schneider erstiegen und damit eine der größten klassischen Dolomitenkletereien eröffnet. Nachdem nun auch die „dräuendste Felszinne der Ostalpen" über „ihre unnahbarste Seite" bezwungen worden ist, erklärt Hanns Barth, der beste deutsche Brentakenner, das „letzte große alpine Problem in den Alpen" für gelöst. Dramatische Ereignisse liegen hinter den beiden Erstbegehern: Als sich hoch oben an der Kante Schulzes Kletterschuhe aufzulösen beginnen, übernimmt Schneider die Führung. Ausgerechnet jetzt muss eine besonders steile und unnahbare Wandstufe überwunden werden; allein ein Kamin, der freilich nur durch einen Quergang zu erreichen ist, verspricht an dieser Stelle ein Weiterkommen. Schneider wird zu einem Gang an der Sturzgrenze gezwungen: „Die Traverse hatte ich zu hoch angepackt. Krampfhaft zogen die vom Schmelzwasser erstarrten Finger den Körper an die überhängende Wand. Es war ihnen zuviel zugemutet worden. An der rechten Hand versagten sie und zogen sich im Krampfe zusammen. 'Ich falle!' – rief ich suggestiv aus. Und nichts anderes als Schulzes verblüffend ruhige Antwort gab mir ein Stück meiner verlorenen Ruhe wieder. 'Das tust Du nicht, sonst fliegen wir alle zwei. Weit links spreizen und Du hast wieder Stand.' Klopfenden Herzens ließ ich mit der gesunden Hand los, vertraute meinen Körper der abtrünnigen Rechten an und stand dann wieder. Eine gewaltige Reaktion ließ meinen Körper noch lange nachzittern." Beim Abstieg übernimmt Schulze wieder die Führung und sorgt dafür, dass sein Gefährte, der nicht mehr weitergehen und einfach nur noch schlafen will, doch noch heil und sicher die Hütte erreicht.

Wie ein gewaltiger Schiffsbug überragt die Nordkante des Crozzon di Brenta das Val Brenta und bildet eine der markantesten Felsgestalten der südlichen Kalkalpen.
Foto: J. Tappeiner



Edward Th. Compton hielt die Originalroute von Schulze und Schneider für die Publikationen des D.u.OeAV in einer Illustration fest. Der mittlere Teil der Kante wurde anlässlich der zweiten Begehung 1906 von F. Nieberl und J. Klammer direkt überklettert und bildet die heute übliche Route.



In Eis und Urgestein: Touren in den Westalpen

Für den Kletterer Adolf Schulze bildeten die Kalkalpen sein eigentliches Tätigkeitsgebiet. Doch auch im Eis und Urgestein der Drei- und Viertausender konnte er beachtliche Erfolge erzielen. Von Georg Leuchs wurde Schulze im Sommer 1902 zum ersten Mal mit den majestätischen Fels- und Eisriesen der Westalpen bekannt gemacht. In kurzer Zeit bestiegen die beiden „Akademiker" die höchsten Berge der Walliser Alpen. Im Sommer 1905 reiste Adolf Schulze in die Alpenregion, in der sich Berge und Himmel am nächsten kommen – es ging in die Montblancgruppe. Schulze fühlte sich aber von den mächtigen Viertausendern nur wenig herausgefordert. Wie schon der große Albert Mummery interessierte auch er sich weit mehr für die kühnen Granittürme und -nadeln im Kamm der Aiguilles. Den unübersehbaren Riesenzahn des Dent du Géant bestieg er ebenso wie den Dent du Requin. Danach erkletterte er die Grands Charmoz und erreichte über den vielfach gezackten Verbindungsgrat den benachbarten Grepon. Im Aufstieg zum Grepon lernte Schulze eine der berühmtesten Kletterstellen der Alpen kennen: den 15 Meter hohen Mummery-Riss. Die Überschreitung der Drus, auch heute noch ein respektables Unternehmen im vierten Grad, führte Schulze zum Abschluss seines Besuches sogar im Alleingang aus. Zweifellos eine bemerkenswerte Leistung, da der Montblanc-Neuling Schulze die Führe nicht schon von zuvor unternommenen Seilschaftsbegehungen her kannte.

Die Kaukasus-Expedition von 1903 und die Erstbesteigung des Uschba-Südgipfels

Im Sommer 1903 erhält Adolf Schulze die Gelegenheit, auch in den Bergen der Welt zu zeigen, was er in den heimatlichen Alpen gelernt hat. Im Rahmen einer Kaukasus-Expedition gelingt unter seiner Führung die Erstbesteigung des 4700 Meter hohen Südgipfels des Uschba. Dieser Erfolg wird allgemein als Sensation empfunden. Denn der Uschba, der in 15 Jahren wohl an die zwölf Mal von den besten Alpinisten Europas vergeblich berannt worden war, stand seitdem in dem Ruf, der schwierigste Berg der Welt zu sein. In der Tat waren zu jener Zeit an keinem anderen Berg außerhalb der Alpen mehr Expeditionen gescheitert als eben an jenem, von den Einheimischen als „der Fürchterliche" bezeichneten Kaukasusgipfel. Als das Hauptproblem seiner Besteigung erwies sich immer wieder der für einen Berg dieser Größenordnung ganz außergewöhnlich steile und

felstechnisch schwierige Gipfelaufbau. Nur ein hervorragender Kletterer, der zugleich aber auch über die Ausdauer und Härte eines Höhenbergsteigers verfügen muss, hat an diesem Berg eine Chance.

Im Sommer 1903 überschlagen sich im Kaukasus die Ereignisse. Gleich mehrere Expeditionen bewerben sich um den Gipfelsieg. Aus England sind T.G. Longstaff und L.W. Rolleston, die im Verlauf ihrer Expedition den Tiktengen (4614m) erstbesteigen werden, angereist. Die Münchner „Akademiker" machen sich sogar gegenseitig Konkurrenz. Eine hervorragend qualifizierte Kleinexpedition leitet der bereits 30-jährige Hans Pfann. Als Partner hat sich Pfann seine langjährigen Freunde vom Akademischen Alpenverein Ludwig Distel und Georg Leuchs ausgewählt: Zwischen 27 und 30 Jahre alt, verfügt das Trio über einen reichen Erfahrungsschatz und steht im Zenit seiner alpinistischen Leistungskraft. Schließlich und endlich fehlt es ihnen auch nicht an den notwendigen finanziellen Mitteln, die zur Durchführung einer solchen Expedition erforderlich sind.

Für Schulze, der mit seinen 23 Jahren mitten im Studium steht, gilt dies nicht unbedingt. Ihm kann nur ein glücklicher Zufall helfen. Gegen alle Wahrscheinlichkeit tritt dieser dann auch ein. Und zwar in der Gestalt von Willi Rickmer Rickmers, der als Nachkomme einer berühmten hanseatischen Reederdynastie das freie Leben eines Forschungsreisenden führt. Im Herbst 1895 hat er drei vergebliche Versuche unternommen, den Uschba-Südgipfel zu bezwingen. Seitdem lässt ihn der Gedanke an eine Besteigung nicht mehr los. Als Rickmers im März 1903 davon hört, dass ein namhafter Alpinist mit einem großen Aufgebot an Bergführern den Uschba bezwingen möchte, beschließt er selbst aktiv zu werden. Der Berg soll von „Führerlosen" erobert werden. In einem Rundschreiben an ihm bekannte Bergsteiger Deutschlands, Österreichs und der Schweiz bietet Rickmers für einen Kostenbeitrag von je Tausend Mark die Teilnahme an einer von ihm geführten Kaukasus-Expedition an. Es ist dies die Geburtsstunde des deutschen Expeditionsbergsteigens.

Elf Personen, die sich im Kaukasus in drei Gruppen organisieren, vermag Rickmers zu gewinnen. Er selbst und das mit ihm eng befreundete Geschwisterpaar Cenzi und Heinrich von Ficker bilden die erste Gruppe, der die Münchner „Akademiker" Franz Scheck und – zumindest zu Beginn der Expedition – auch Adolf Schulze angehören. Ihnen schließen sich noch Hubert Wagner und der Münchner Maler Ernst Platz an. Beide haben aber keine besonderen alpinistischen Ambitionen. Friedrich Reichert und Robert Helbling, die sich später als Erschließer des Aconcagua-Gebietes einen Namen machen werden, verbinden sich mit dem aus Bern stammenden Albert Weber. Oscar Schuster, der in Dresden geborene Erschließer des Elbsandsteingebirges, tut sich schließlich mit dem Engländer J.H. Wigner zusammen. Am 1. Juli erfolgt von Wien aus die Anreise der bunt zusammengewürfelten und in ihrer Leistungsfähigkeit sehr unterschiedlich besetzten Mannschaft. Der Zufall kommt Rickmers zu Hilfe: Seine Expedition erreicht zehn bzw. 17 Tage vor den Konkurrenten den Kaukasus und der mit 25 regenfreien Tagen schönste Sommer seit Jahren macht es möglich, diesen Zeitvorsprung am Berg auch auszunützen.

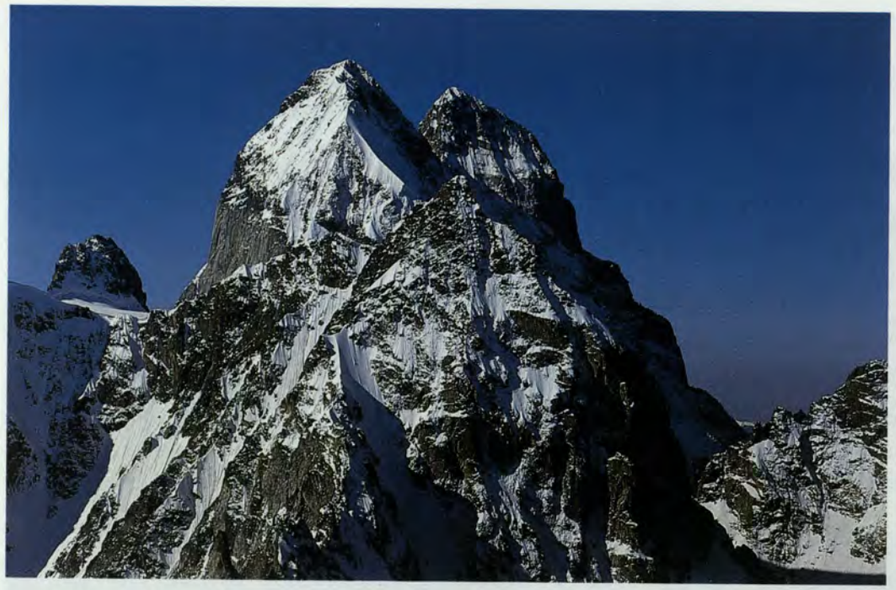
Am 18. Juli erreicht man Betscho (1325 m), das den Ausgangspunkt für eine Uschba-Besteigung bildet. Als Sponsor und Organisator der Kundfahrt besteht Rickmers darauf, dass er mit seiner Gruppe den ersten Angriff auf den Uschba-Südgipfel durchführen darf. Voller Tatendrang steigt Schulze noch am 18. Juli zum Gulgletscher auf, um dort zusammen mit Hans von Ficker und Franz Scheck das Basislager zu errichten. Am nächsten Tag dringt Schulze mit seinen zwei Kameraden bis in eine Höhe von knapp 4000 Meter vor. Insgesamt ist man 13 Stunden in kombiniertem, oft steinschlaggefährlichem Gelände unterwegs. Es kann ein vergleichsweise rascher Zustieg zur Schlüsselstelle des Anstiegs, der Gipfelwand, gefunden werden. Nach einer kurzen Nacht brechen am 20. Juli Schulze, die Geschwister Ficker, Rickmers sowie der Träger Muratbi zum entscheidenden Angriff auf. Bereits gegen Mittag werden die glatten und senkrechten Felsen der 150 Meter hohen Gipfelwand erreicht. An deren Fuß richtet man sich zum Biwak ein. Am nächsten Tag beschließt Schulze, zusammen mit Heinrich von Ficker an der rechten Begrenzung der Gipfelwand, der Südostkante, einen Aufstieg zu wagen. „Die nächsten drei Stunden" – so schreibt Ficker später – „wurden ausgefüllt durch Experimente der schwierigsten und gefährlichsten Art, durch Versuche in glatten, oft vereisten Felsen bei denkbar großer Exposition." Doch alle Bemühungen bleiben vergebens. Schulze will sich aber nicht geschlagen geben. Man quert das unterhalb der Gipfelwand eingelagerte Schneefeld ganz nach links, um einen Blick auf die Südwestkante werfen zu können. Doch auch an ihr gewinnt man nicht nennenswert an Höhe. Wiederum vergehen kostbare Stunden. Ficker will schon aufgeben, doch Schulze überredet ihn zu einem letzten Versuch. Er hat in der Südwestwand eine senkrechte Kaminreihe entdeckt. Trotz Zeitmangels beschließt man, Rickmers, der zusammen mit Cenzi von Ficker und dem Träger Muratbi auf dem Schneefeld gewartet hat, nachkommen zu lassen. Schon in der ersten Seillänge kommt er in große Schwierigkeiten und benötigt fast ständig Seilzug. Erst kurz nach 16 Uhr ist die Seilschaft endlich vereint. Die Kamine erweisen sich als außerordentlich schwierig, da sie von verschiedenen Überhängen gesperrt werden. Zusätzlich behindert herabfließendes Schmelzwasser die Kletterei. Doch das Hauptproblem kommt erst ganz zum Schluss: Die Kamine enden in einer glatten Verschneidungsrinne, die nach unten ein Überhang abschließt. Kaum zehn Meter trennen die Seilschaft vom Ausstieg aus der Gipfelwand, doch die scheinen unüberwindbar zu sein. Unter größten Anstrengungen gelingt es Schulze, die ersten fünf Meter der Verschneidung zu erklettern, doch dann geht es weder vor noch zurück. In höchster Not verlässt Ficker seinen Standplatz und unterstützt Schulze, damit dieser wieder absteigen kann. Wild entschlossen probiert Schulze nun eine Umgehung: Auf schmalem Band quert er nach rechts in die ausgesetzte Wand, um einen seichten Riss zu begutachten. Langsam verschwindet er hinter einer Felskante und Ficker hört nur noch das Scharren seiner Nagelschuhe. Sekunden später kippt urplötzlich ein Körper aus der Wand und verschwindet lautlos in der Tiefe. Ein ungeheurer Schlag trifft Ficker, der sich nur mit größter Mühe auf seinem Standplatz halten kann. Das in zwei Schlingen um die Brust geführte Seil schnürt ihm fast den Atem ab. 24 Meter ist Schulze abgestürzt, und es kommt einem Wunder gleich, dass nicht die gesamte Seilschaft in den Abgrund gerissen wird. Ein kleiner Felszacken, der sich in der Mitte des Quergangs befand und als natürliche Zwischensicherung dient, hat allen das Leben gerettet.

Als Rickmers, der sich zum Zeitpunkt des Unglücks knapp zwanzig Meter unterhalb von Ficker befindet, zu seinen Kameraden hinaufgeklettert ist, bietet sich ihm ein deprimierendes Bild: Schulze hat eine stark blutende Kopfwunde erlitten und gibt nur unzusammenhängende Wortfetzen von sich. Ficker klagt über heftige Leibschmerzen; seine rechte Hand ist bei dem Versuch, das Seil festzuhalten, bis auf die Knochen zerschnitten worden. Unter diesen Bedingungen wird der Rückzug zu einem Leidensweg. Schulze muss Meter für Meter abgelassen werden



Teilnehmer der von Rickmer Rickmers organisierten Kaukasus-Expedition von 1903 in Swanetien. In Bildmitte unter der Skulptur der Fürst Tatarchan Dadeschkeliani, Gastgeber und „Schutzpatron" der Expedition. Links von diesem Cenzi von Ficker, rechts Rickmer Rickmers. Der Fürst bewunderte Mut und Tatkraft von Cenzi von Ficker so sehr, dass er ihr den Uschba zum Geschenk machte.

Foto:
Sammlung Willy Rickmer Rickmers



Uschba, „der Fürchterliche" galt um die Jahrhundertwende als „schwierigster Berg der Welt". Der Nordgipfel (4695 m) im Vordergrund wurde 1888 von John Garforth Cockin und dem Führer Ulrich Almer erstmals bestiegen.
Der schwierigere Südgipfel (4710 m) wurde am 26. 7. 1903 unter der Führung von Adolf Schulze erstbestiegen; mit von der Partie waren Dr. Oscar Schuster, Dr. Fritz Reichert, Dr. R. Helbling und Albert Weber.
Am 10. und 11. August 1903 führten Dr. Georg Leuchs, Hans Pfann und Ludwig Distel die erste Gesamtüberschreitung beider Gipfel aus.
Foto: Dr. Ekkert Gundelach

und Ficker vermag sich nur noch unter großen Schmerzen zu bewegen. Ein Seil muss zu Abseilschlingen verarbeitet werden, das zweite verhängt sich ausgerechnet an der schwersten Stelle der Wand, so dass zuletzt nur noch eine 35 Meter lange Reepschnur zur Verfügung steht. Nur quälend langsam kommt man voran. Für den Abstieg aus 130 Metern Wandhöhe benötigt man drei volle Stunden. „Das bei weitem Schwerste und Gefährlichste, was ich je in den Bergen vollbrachte" – so kommentiert Ficker später den Rückzug.

Gegen acht Uhr abends erreicht das Trio den halbwegs sicheren Fuß der Gipfelwand. Cenzi von Ficker und der Träger Muratbi sind zur Hilfeleistung an den Einstieg geeilt. Schulze erhält einen dicken Kopfverband. Nach einer Rast fühlt er sich soweit erholt, dass er meint, selbstständig absteigen zu können. Eile ist auch dringend geboten: Eine dunkle Wolkenmauer schiebt sich auf den Uschba zu und bald erhellen nur noch Blitze die gespenstische Szenerie. In durchnässten Kleidern wird auf über 4000 Metern Höhe eine bitterkalte Biwaknacht verbracht. Am Morgen müssen die zu Eisklumpen gefrorenen Schuhe erst über dem Kocher aufgetaut werden. Ernste Sorgen bereitet der Zustand von Schulze. In der Nacht hat er heftig fantasiert und sitzt nun apathisch da. Schuhe und Steigeisen vermag er nur mit fremder Hilfe anzulegen. Der Abstieg muss dennoch gewagt werden. Nun aber gibt Schulze ein erstaunliches Beispiel seiner außerordentlichen Willenskraft.

„Noch heute" – so erinnerte sich Cenzi von Ficker fast ein Vierteljahrhundert später – „ist es mir ein Rätsel, wie ein Mensch in dieser Verfassung durch

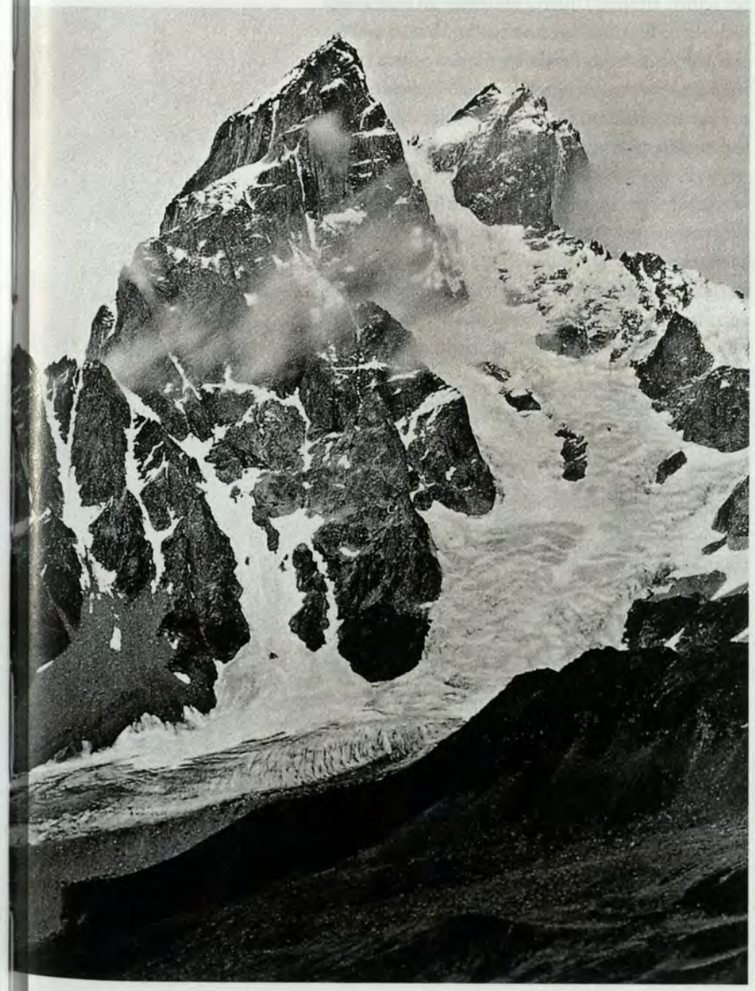
Der Bergsteigermaler Ernst Platz zeichnete eine Anstiegsskizze, die in der Zeitschrift des DÖAV 1904 veröffentlicht wurde.



sechs bis sieben Stunden in schwerem Fels und Firn...absteigen konnte, ohne auch nur ein einziges Mal zu straucheln." Als man gegen Mittag des 22. Juli das Basislager am Gulgletscher wieder erreicht, hat die von Schulze geführte Gruppe fast 60 Stunden am Uschba zugebracht.

Der erste Versuch am Uschba war gescheitert, wer sollte den zweiten ausführen? Als am 24. Juli alle drei Gruppen der Expedition in Betscho wieder zusammentreffen, wird heftig über diese Frage gestritten. Rickmers kann sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass nun andere Expeditionsmitglieder die Früchte seiner Bemühungen ernten wollen. So tief sitzt seine Enttäuschung, dass er sogar jede Auskunft über den Aufstiegsweg verweigert. Da aber seine Freunde, die Geschwister Ficker, für einen

Der Uschba von Südosten in einer Aufnahme von Willy Rickmer Rickmers, die 1903 im Jahrbuch des D.u.OeAV veröffentlicht wurde.
Foto: Willy Rickmer Rickmers



erneuten Versuch nicht in Frage kommen, bleibt ihm schließlich nur der Verzicht. Zum Erstaunen aller und zum nicht geringen Ärger von Rickmers erklärt sich dagegen der noch am Kopf bandagierte Schulze bereit, mit der Gruppe um Helbling einen zweiten Besteigungsversuch wagen zu wollen. Ihnen schließt sich auch noch der Dresdener Oskar Schuster an, der als sehr guter Kletterer unbedingt den Uschba versuchen will.

Am 26. Juli bricht man um drei Uhr früh vom Basislager auf und nach achtstündiger Kletterei steht Schulze wieder unter der Gipfelwand, die ihm fünf Tage zuvor beinahe das Leben gekostet hat. Bald ist auch die Schlüsselstelle, die glatte Verschneidungsrinne, erreicht. Auch jetzt bleibt keine andere Wahl, als eine Umgehung zu wagen. Doch anstatt wieder nach rechts zu queren, orientiert sich Schulze nun nach links. Denn nun sind die Platten, die vor fünf Tagen noch unheilvoll in der Sonne glänzten, fast vollkommen abgetrocknet. Schulze selbst hat den alles entscheidenden Moment anschaulich beschrieben: „Nur ungern verlasse ich den verhältnismäßig sicheren Winkel der Rinne und steige in die schauerlich abstürzende Wand hinaus. (...) Nach hundert Metern gleitet der Blick für ein kurzes Stück über die steile Eishalde, die wir hinaufgekommen sind; dann kommt Luft, 1500 m tiefer breitet sich das weiße Leichentuch des Uschbagletschers. Ich quere zuerst ungefähr 3 m und sehe mich ratlos um, es geht nicht mehr weiter. Etwa 3 m tiefer befindet sich ein kleiner Vorsprung, von diesem aus könnte ich weiter in die Wand hinaus. Nach vieler Mühe gelingt es mir, einen Mauerhaken einzutreiben und mich zu diesem Standplatz abzuseilen."

Es ist ein ausgesprochen kühnes Manöver, das Schulze hier in 4500 Meter Höhe durchführt. Denn der von ihm mit Seilhilfe bewältigte Quergang ist in umgekehrter Richtung nicht kletterbar. Ein Rückzug, wie er zunächst von Schuster und Helbling gefordert wird, ist damit unmöglich geworden. Jetzt gibt es nur noch den Weg nach oben. Doch der sieht alles andere als einladend aus. Schon nach wenigen Metern sitzt Schulze unter einem mächtigen Überhang fest. Unangenehm abdrängend ist der Fels: „Zur größeren Sicherheit treibe ich einen zweiten Mauerhaken ein. Endlich stehe ich oben, keuchend vor allzu großer Anstrengung. Es ist geglückt, doch mir ist diese Stelle als die schwierigste und gefährlichste, die ich je gemacht [habe] in Erinnerung geblieben." Für die Überwindung der zehn Meter hohen Schlüsselstelle hat die Fünferseilschaft zwei

Stunden benötigt. Doch jetzt ist der Weg frei. Über gutgriffige Felsen wird der Gipfelgrat und über ihn der höchste Punkt erreicht. Nach 17-stündiger Kletterei ist Schulze am Ziel seiner Wünsche angelangt: Um acht Uhr abends betritt er als erster Mensch den Südgipfel der Uschba.

Mit der Erstbesteigung des Uschba-Südgipfels war das eigentliche Ziel der Expedition erreicht worden. Doch der begeisterungsfähige Schulze drängt sofort zu neuen Taten. Bereits beim Aufstieg in der Westwand des Uschba war ihm der kühne Felsbau des nahen Schechilditau (4320 m) aufgefallen, der mit seinen schwarzen Granittürmen so sehr an die Aiguilles der Montblancgruppe erinnert. In zum Teil sehr luftiger und schwieriger Gratkletterei, die insgesamt 13 Stunden erfordert, erfolgt am 1. August seine Erstbesteigung durch die von Schulze geführte Gruppe um Helbing. Nun will man auch in die zwei Tagesreisen entfernt liegende Region der Fünftausender, in das „Herz des Kaukasus", vordringen. Das aufgrund seiner gigantischen Fels- und Eiswände auch als „kleiner Himalaya" bezeichnete Gebiet rund um die berühmte Besingi-Mauer wird am 5. August erreicht. Neuschnee lässt zunächst keine Versuche zu. Am 7. August ist es dann soweit: In einer insgesamt drei Biwaks erfordernden Gewalttour von über 60 Stunden wird die erste Gesamtüberschreitung der drei Gipfel des durchwegs um 5000 Meter liegenden Dschanga-Kammes durchgeführt. Auf dem Rückweg nach Betscho wird auch noch der Tetnuld (4853 m), das „Weißhorn des Kaukasus", über seinen Südgrat bestiegen. Im Gegensatz zu seinen Kameraden hat Schulze damit immer noch nicht genug. Zum Abschluss seines Kaukasus-Aufenthalts führt er am Salyinan Baschi die Zweitbesteigung aus und überschreitet am 23. August das Gipfelpaar Lialwer (4350 m) und Gestola (4860 m) auf bisher unbekannten Graten im Alleingang.

Die von Schulze im Kaukasus erzielten Erfolge waren imponierend. Vom ersten bis zum letzten Tag war er die eigentlich treibende Kraft der Expedition gewesen und hatte auch in den schwierigsten Lagen eine durch nichts zu erschütternde Tatkraft gezeigt. So war die Erstbesteigung des Uschba vor allem sein Verdienst. Die dabei von ihm gefundene Route wird auch heute noch als „sehr schwer, sehr hart und obendrein gefährlich" eingeschätzt und es sagt mehr als viele Worte, dass bis zur ersten Wiederholung, die erst 1929 unter Führung der späteren Nanga-Parbat-Pioniere Bechtold und Merkl gelang, mehr als ein Vierteljahrhundert vergehen sollte.

Höhen und Tiefen: Als Goldsucher und Bergsteiger in Bolivien und Peru

Nach Abschluss seiner Ausbildung zum Bergbau-Ingenieur, kehrt Schulze 1909 München den Rücken und geht für ein Jahr nach Bergen in Norwegen. Dort lernt er Ragna Baehr Claussen kennen und lieben. Die beiden heiraten und verlassen 1911 Deutschland. Es sollte ein Abschied für immer werden. Im Januar 1912 lässt sich Schulze in der Hauptstadt Boliviens, in La Paz, nieder. Was ihn bewog, gerade nach Bolivien zu gehen, wissen wir nicht. Vielleicht war es der romantische Traum, als Leiter einer der höchstgelegenen Minen der Welt, Beruf und Bergsteigen, Geldverdienen und Abenteuer auf eine ideale Weise verknüpfen zu können.

Die Willensstärke, die der Bergsteiger Schulze bei seinen alpinen Unternehmungen so oft gezeigt hatte, konnte er auch in seiner neuen Heimat bestens gebrauchen. Der im Bergbau geforderte Einsatz war hoch und doch gab es am Ende viele Verlierer, denn der Ertragsreichtum der unter so vielen Mühen erbauten Minenanlagen war im Goldbergbau keineswegs sicher abzuschätzen. So führten Goldsucher wie Schulze ein unruhiges Nomadenleben – immer wieder waren sie gezwungen, ihre alten Förderplätze zu verlassen, um an neuen Standorten ihr Glück zu versuchen. Die ersten von Schulze betreuten Förderanlagen befanden sich mitten im Dschungel und waren von La Paz nur durch viele Stunden dauernde Ritte zu erreichen. Bei allen auftauchenden Problemen war man auf sich selbst gestellt. Zur Zerstreuung vermochten an solch abgelegenen Orten nur die Jagd und das Bergsteigen beizutragen. Seine Seilgefährten fand Schulze im Deutschen Klub von La Paz, in dem vor allem mit der Bergbauindustrie verbundene Ingenieure und Geologen verkehrten. Rudolf Dienst, Eugen Bengel, E. Overlack, Otto Lohse und Friedrich Ahlfeld – so lauteten die Namen der bergsteigenden Freunde, mit denen Schulze in La Paz hauptsächlich verkehrte. Als während des Ersten Weltkrieges die wirtschaftliche Tätigkeit der in La Paz lebenden Deutschen immer mehr eingeschränkt wurde, begann man sich bergsteigerischen Aktivitäten zuzuwenden. In rascher Folge wurden nun die markantesten Hauptgipfel der Cordillera Real erstiegen.



Adolf Schulze mit seiner Frau, der Norwegerin Ragna Baehr Claussen, etwa um 1940.

Die dabei am Berg zu bewältigenden Schwierigkeiten waren mit denen mittelschwerer Westalpengipfel zu vergleichen – eine entsprechende Höhenanpassung vorausgesetzt. Ansonsten aber hatten die völlig unberührten Andengipfel, mit Ausnahme des Illimani, dessen Südgipfel Conway bereits 1898 bestiegen hatte, mit den touristisch schon gut erschlossenen Westalpen nichts gemein. Die gewaltigen Bergmassive der Sechstausender mussten zunächst einmal sorgsam erkundet werden, denn Karten existierten noch nicht. Eine Verständigung mit der Landbevölkerung war nur in deren Sprache Aymará möglich. Nicht nur die Aufstiegsroute am Berg, sondern auch der mehrere Tage in Anspruch nehmende Anmarschweg musste erst gesucht und gefunden werden. So waren die Unternehmungen Schulzes Expeditionen im strengen Wortsinn und die am Berg zu überwindende Schwierigkeit stellte nur ein Problem unter vielen dar.

Adolf und Ragna bei einem Jagdausflug im bolivianischen Dschungel.
Fotos: Archiv Familie Schulze



Das Interesse der deutschen Bergsteiger konzentrierte sich zunächst auf das Wahrzeichen von La Paz, den majestätischen Bergstock des dreigipfeligen Illimani. Der 6460 Meter hohe Südgipfel des Illimani, nach heutigem Wissensstand die höchste Erhebung Boliviens, wurde im Mai 1915 von einer von Adolf Schulze geführten Viererseilschaft angegangen. Ihr gehörten Rudolf Dienst, Eugen Bengel und Overlack an. Im Gegensatz zu dem heute üblichen Normalweg, der von der Hochfläche des Altiplano über die gut 2000 Meter hohe Westflanke führt, steigt Schulze über die zum Amazonasbecken steil abfallende Ost- bzw. Yungasseite des Berges auf. Die Expedition beginnt daher auch in der dampfenden Waschküche des tropischen Regenwaldes und führt durch alle Klimazonen bis in die Polarregion des ewigen Eises hinauf. Am Abend des ersten Aufstiegstages, dem 26. Mai, wird der Beginn der Gletscher erreicht. Schulze ist mit dieser Leistung wohl nicht vollkommen zufrieden, denn seinen überraschten Gefährten kündigt er am Abend eine unerwartete Marscherleichterung an: Auf die Mitnahme von Biwaksäcken und Decken soll fortan verzichtet werden. Die Gefährten reagieren mit begreiflicher Skepsis, können doch Ende Mai die Nachttemperaturen am Illimani bis auf minus 25 Grad Celsius absinken. Doch Schulze zeigt sich von allen Bedenken unbeeindruckt: „Wir machen's wie im Kaukasus. Da sind wir den ganzen Tag gestiegen, und wenn die Nacht gekommen ist, haben wir uns irgendwo in den Schnee gesetzt und geschlafen, und am anderen Tag sind wir weitergegangen bis wir auf dem Gipfel waren. Die Hauptsache ist, dass man vor dem Wind geschützt ist und etwas zu essen hat." Dem wagt niemand mehr zu widersprechen. Nach zwei bitterkalten Nächten, die auf 5500 und 6300 Meter Höhe in Eisspalten überstanden werden müssen, erreicht die Seilschaft am frühen Morgen des 29. Mai 1915 den Südgipfel des Illimani. Dabei erweist sich die Querung des Gipfelplateaus als äußerst mühsam. Bruchharsch verhindert hier jedes schnelle Vorwärtskommen. In stundenlanger Arbeit kämpft sich Schulze allein durch die Schneewüste vorwärts. Seine Gefährten sind am dritten Aufstiegstag so erschöpft,

dass sie ihn beim Spuren nicht mehr ablösen können.

Noch im gleichen Jahr gelingt Schulze die Erstbesteigung des nördlichen Nachbarn des Illimani, des knapp 5900 Meter hohen Marurata. Der leichte, aber immerhin auch zwölf Gehstunden erfordernde Normalweg wird von Schulze im Alleingang bezwungen.

Nach diesen Erfolgen in den Bergen rund um La Paz verlässt Schulze Anfang 1919 die Hauptstadt Boliviens. Es zieht ihn in die nördliche Cordillera Real, die mit dem Illampu (6372 m) und dem Ancohuma (6427 m) zwei der höchsten Sechstausender des gesamten Gebirges aufweist. 150 Kilometer nördlich von La Paz lässt sich Schulze in der Nähe von Sorata, einer kleinen Goldgräberstadt, nieder. Er leitet dort die Mine Hucumarini (3260 m), die südlich von Sorata liegt. Jeden Tag blickt er nun zum Gipfel des Ancohuma hinauf, der zu dieser Zeit als der höchste Berg Boliviens gilt. Schon die erste Schönwetterperiode nutzt Schulze für ausgedehnte Erkundungsgänge. Als er eine Aufstiegsmöglichkeit gefunden zu haben scheint, verständigt er Rudolf Dienst, der ihn schon am Illimani begleitet hat. Durch einen Assistenten Schulzes zum Trio ergänzt, bricht man am 7. Juni 1919 zur Besteigung auf. Am 8. Juni erreicht die Gruppe eine Höhe von 5400 Höhenmetern. Heftiger Wind und Orientierungsprobleme verhindern am nächsten Tag einen erfolgreichen Gipfelsturm. Nachdem der Assistent Schulzes bereits nach drei Stunden erschöpft aufgibt, mühen sich Schulze und Dienst noch elf weitere Stunden ab. Dann kapitulieren auch sie und steigen zu ihrem alten Biwakplatz ab. Um sich von den Strapazen erholen zu können, verfällt Schulze auf eine ungewöhnliche Taktik: Am nächsten Morgen, dem 10. Juni, wird nicht sofort ein zweiter Versuch gestartet, sondern man ruht sich den ganzen Tag am Biwakplatz aus. Erst am frühen Abend brechen Schulze und Dienst in Richtung Gipfel auf. Wie schon am Illimani wird vorher die Ausrüstung auf ein Minimum reduziert. Durch das helle Mondlicht und die am Vortag erworbene Geländekenntnis begünstigt, hofft Schulze, auch in der Nacht aufsteigen zu können, so dass er im Verlauf des folgenden Tages den Gipfel ohne ein weiteres Biwak zu erreichen vermag. Tatsächlich geht die gewagte Kalkulation auf: Nach 21-stündigem Aufstieg betreten Schulze und Dienst am 11. Juni 1919 um vier Uhr nachmittags den Gipfel des Ancohuma. So langwierig sich der über fünf Tage hinziehende Aufstieg gestaltet hat, so schnell



Bergsteigen um 1920 im Illampugebiet bei Sorata.
Fotos: Archiv Familie Schulze

vollzieht sich der Abstieg: Auf neuer Route steigt Schulze in weniger als elf Stunden vom Gipfel des Ancohuma zu seinem 3200 Höhenmeter tiefer gelegenen Wohnhaus ab. Gegenüber Dienst, der dem höllischen Tempo schon bald nicht mehr folgen kann, entschuldigt er sich mit seinen Pflichten als Ehemann: Er wolle seine Frau nicht noch länger warten lassen.

Im Sommer 1919 ist Schulze 39 Jahre alt. Ob er nach seiner Ancohuma-Ersteigung noch weitere bedeutende Bergfahrten unternommen hat, ist unsicher. Nach Alain Mesil hat Schulze 1919 zusammen mit Dienst auch noch den Haucana (6200 m), einen westlichen Trabanten des Ancohuma, erstbestiegen. Wahrscheinlich diente diese Tour dazu, die günstigste Aufstiegsroute auf den benachbarten Ancohuma auszukundschaften. Walter Schmidkunz gibt schließlich an, dass Schulze den Illimani in den zwanziger Jahren noch ein zweites Mal – und zwar im Alleingang – bezwungen hat. Nähere Einzelheiten teilt er jedoch nicht mit. Überhaupt verlieren sich in den zwanziger Jahren die Spuren von Schulze. Als 1928 eine Expedition des D.u.OeAV – übrigens die erste nach dem Weltkrieg – die Cordillera Real bereist, kommt mit ihrem Leiter, dem damals bereits 55-jährigen Hans Pfann, ein alter Sektions- und Kletterkamerad von Schulze, nach Sorata. Trotzdem scheint ein Treffen nicht stattgefunden zu haben. Dies deutet darauf hin, dass sich Schulze zu diesem Zeitpunkt bereits in Südperu aufgehalten hat. Wie die Akten der Deutschen Botschaft in Lima belegen, wohnte er 1939 in Arequipa, einer Stadt, die 200 Kilometer nordwestlich des Nordufers des Titicacasees liegt. Von Arequipa ist Schulze dann später in das 320 Kilometer entfernte Cusco umgezogen und



Adolf Schulze (3. von links) als 70-jähriger an der Passhöhe von La Raya in Peru, auf etwa 4300 Meter Höhe. Die Aufnahme entstand um 1950.



Die Seilschaft auf dem Gipfel des Illimani, anlässlich der zweiten Besteigung um 1915.



Der 80-jährige Adolf Schulze in einer Aufnahme um 1960.

blieb bis zu seinem Lebensende in der Region nördlich des Titicacasees beheimatet. Von La Paz ausgehend, hatte er sich im Laufe der Jahre bis nach Cusco, dem nördlichen Ende der im östlichen Andenbogen vorhandenen Goldlagerstätten, vorgearbeitet. Eine einschneidende Veränderung seiner Lebenssituation ergab sich, als seine Frau bereits um 1940 verstarb. Da aus der Ehe keine Kinder hervorgegangen waren, sah er sich von nun an weitgehend auf sich allein gestellt. Dazu kamen im Alter auch materielle Sorgen. Schulze hatte sich nie einem großen Bergbaukonzern angeschlossen, sondern stets in unabhängiger Stellung gearbeitet, so dass er im Alter keine Unterstützungszahlungen erhielt. Damit war er gezwungen, so lange wie möglich seinen Beruf auszuüben. Noch 1950 hat er daher als 70-jähriger an der Passhöhe von La Raya, dem Scheitelpunkt der von Cusco zum Titicacasee führenden alten Inkastraße, in über 4300 Meter Höhe gearbeitet. Das Glück, das dem Bergsteiger Schulze bei vielen seiner Unternehmen so zuverlässig zur Seite gestanden hatte, war dem Goldsucher Schulze nicht geneigt gewesen. Sein letzter Wunsch, in den Kreis der in Mexiko und Deutschland lebenden Verwandten zurückkehren zu können, ging nicht mehr in Erfüllung. Nach einem Leben voller Abenteuer, aber auch voller Entbehrungen, ist Adolf Schulze im Frühsommer des Jahres 1971 im Alter von 91 Jahren in Cusco, der Hauptstadt des alten Inkareiches, verstorben. Außer den drei Seiten, die er 1904 für die Zeitschrift des D.u.Oe.AV über die Ersteigung des Uschba-Südgipfels verfasst hat, hinterließ er der Nachwelt keinerlei schriftliche Zeugnisse. Da auch seine letzte Ruhestätte unbekannt ist, erinnert heute nur mehr ein schwierig zu besteigender Gipfel im Westgrat des Illampu, der Pico Schulze (5830 m), an den deutschen Bergsteiger, dem vor hundert Jahren sowohl als Felskletterer als auch als Höhenbergsteiger bahnbrechende Leistungen gelungen sind.

Die bislang vollkommen im Dunklen liegende Biografie Adolf Schulzes konnte nur Dank der großzügigen Auskunftsbereitschaft zahlreicher Personen und Institutionen, besonders aber der Angehörigen der Familie Schulze erhellt werden. Namentlich erwähnen möchte ich Herrn Dr. Peter Schulze (Münsing-Ambach), Frau Margarete Schulze (Mexiko) und Herrn Walter Schulze (Stockdorf), ohne deren bereitwillige Hilfe dieser Aufsatz nicht hätte geschrieben werden können.

Botschafter des Freikletterns

Zum 100. Geburtstag von Fritz Wiessner

Von ALBRECHT KITTLER

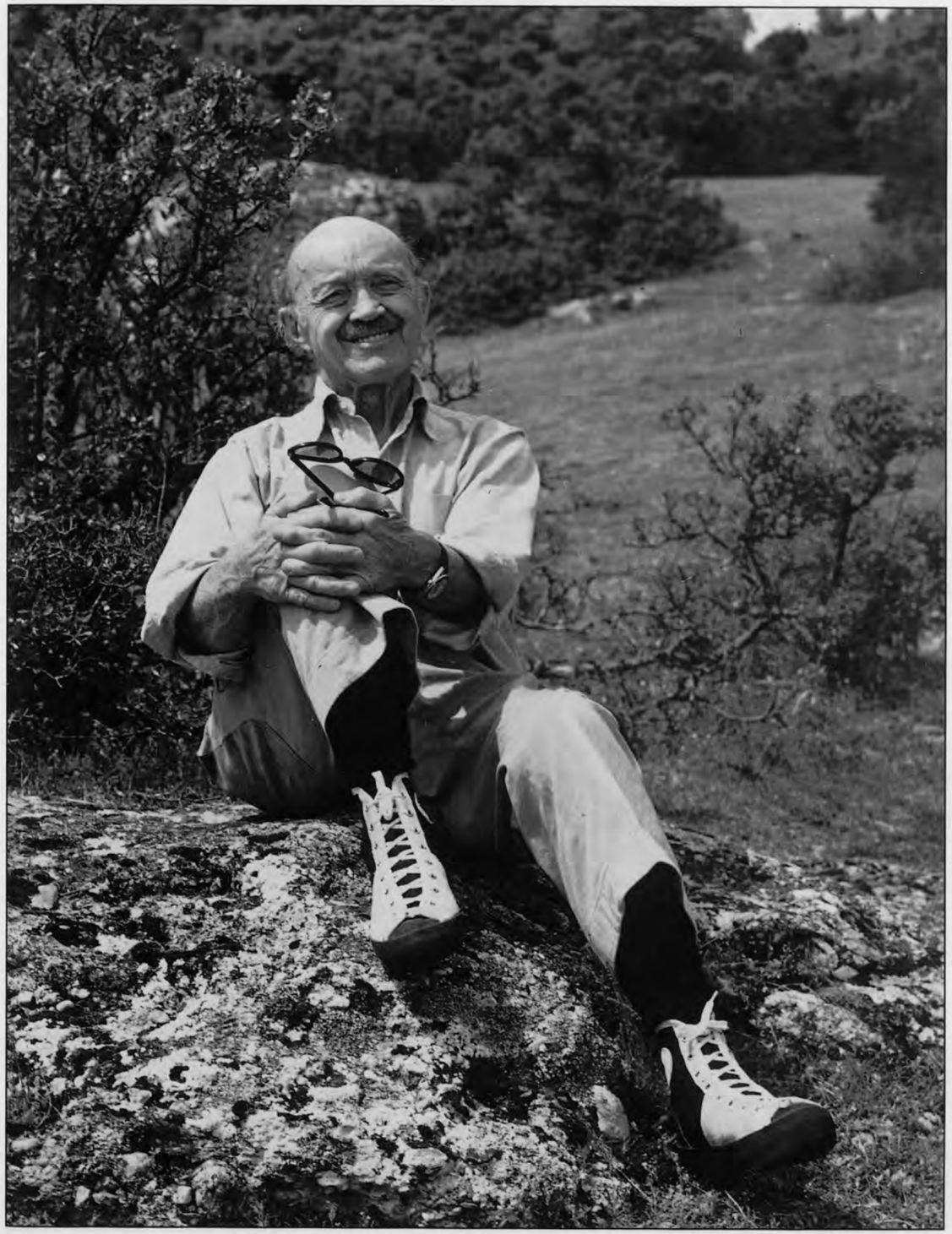
„Es ist wirklich verrückt", sagte Dr. Gottfried Andreas, ein Bergkamerad vom Sächsischen Bergsteigerbund, im Frühjahr 1999 zu mir, „über Fritz Wiessner, diesen berühmten Bergsteiger, wurde bisher keine große Biographie oder zusammenfassende Würdigung seines Lebenswerkes veröffentlicht." Sollte das wirklich so sein? Wir forschten gemeinsam nach und tatsächlich, selbst vom „offiziellen Biografen" Wiessners, dem bekannten amerikanischen Alpin-Journalisten Ed Webster, waren bis jetzt nur Ankündigungen über eine umfassende Lebensbeschreibung zu finden. Auf dieser Suche fielen uns so viele kleine Puzzle-Teile über das Leben Fritz Wiessners in die Hände, dass sich vor unserem geistigen Auge das Bild einer Integrationsfigur formte, die zwischen Jung und Alt, Alter und Neuer Welt, Ost und West gleichermaßen Verbindungen aufbaute. Und je mehr wir in Archiven stöberten, Dutzende von Jahrgängen der verschiedensten Zeitschriften durchsuchten, Angehörige und Seilkameraden befragten, um so mehr vertiefte sich das Verständnis für einen Menschen, der wohl zu den bedeutendsten Bergsteigern des 20. Jahrhunderts zu zählen ist.

WER WAR DENN nun dieser Fritz Wiessner? Am 26. Februar 1900 wurde er in Dresden geboren, in dieser Stadt wuchs er auf, besuchte die Schule und erlebte 1918 als Soldat das Ende des Ersten Weltkrieges. Danach wurde Fritz Wiessner unternehmerisch tätig als Drogist, wohl aber mit mäßigem Erfolg, denn nach ein paar Jahren musste er die Firma wegen andauernder klammer Kassen seinem Bruder übergeben. Dies war wohl auch der Grund, warum er Anfang 1929 in die USA auswanderte und in New York ein neues Leben begann. Mit der Herstellung von Skiwachs „norwegischer Art" verdiente er gutes Geld und schaffte in Amerika den wirtschaftlichen Erfolg, der ihm in Sachsen nicht gelungen war. Anfang 1939 erhielt er die Bürgerrechte der USA und kam nicht zuletzt deshalb auch als technischer Berater einer Gebirgsdivision während des Zweiten Weltkrieges seinen „patriotischen" Pflichten gegenüber seinem neuen Heimatland nach. 1945 heiratete er die 15 Jahre jüngere Muriel Schoonmaker, die, finanziell gut situiert, den weiteren geschäftlichen Erfolg Wiessners unterstützte. 1946 wurde Sohn Andrew, 1947 Tochter Polly geboren. 1952 zog die Familie in den Nordosten der USA, nach Stowe/Vermont. Dort starb der allseits anerkannte Geschäftsmann Fritz Wiessner nach mehreren Schlaganfällen am 3. Juli 1988. Soweit der „bürgerliche" Lebenslauf, bei dessen Betrachtung man sich fragt: Was hat denn dieser Mensch mit dem Bergsteigen zu tun? Die Antwort ist schlicht und umwerfend: Das gesamte Leben Wiessners war vom Bergsteigen geprägt!

Etwa 1915 begann er mit dem Klettern – vor den Toren Dresdens im Elbsandsteingebirge, anfänglich gemeinsam mit seinem Cousin Otto Wießner und seinem Bruder Alfred Wießner. Doch schon 1919 stieg er mit den Könnern der Sächsisch-Böhmischen Schweiz an einem Seil und nahm an einer Erstbegehung Emanuel Strubichs teil (Großer Prebischkegel, Südwand VIIa). Strubich übrigens begleitete Wiessner auch auf seiner ersten Alpentour, die sie ins Allgäu und Ferwall führte.

Fritz Wiessner bezwang in der Folge alle wichtigen schweren Routen im Elbsandstein, war Mitglied in der renommierten „Kletter Vereinigung Empor" im Sächsischen Bergsteigerbund und natürlich auch in der Sektion Dresden des DÖAV. Ab 1920 fand er 14 neue Kletterwege in der Sächsischen Schweiz und war als geschätzter Nachsteiger an einigen Neutouren anderer bekannter Kletterer beteiligt, so auch in den Felsenstädten Wekelsdorf und Adersbach, im Nordosten der heutigen Tschechischen Republik gelegen. Seine ausgezeichnete Risstechnik ermöglichte ihm Aufstiege wie den Nordriss VIIc am Großen Spitzen Horn (1921) oder den Wiessnerriss VIIc am Frienstein (1924), die heute noch respektvoll von Kletterern angegangen werden, denen auch der achte oder neunte Schwierigkeitsgrad im sächsischen Sandstein nicht fremd ist.

Fritz Wiessner vermochte auch, sein hohes technisches Können vom Elbsandstein in die alpine Felsenwelt zu transformieren. Obwohl es zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine breite Leistungsspitze in der



Fritz Wiessner während eines Europatripps im April 1977 in Meteora; wie man sieht mit nagelneuen EB's, dem Nonplusultra an Kletterschuhen in den frühen siebziger Jahren.
Foto: Heinz Lothar Stutte

Sächsischen Schweiz gab, waren es nur wenige, denen dies gelang: Dr. Oscar Schuster, Dr. Rudolf Fehrmann, Oliver Perry-Smith, Emanuel Strubich, Otto Dietrich. Nach Wiessner haben eigentlich nur Dietrich Hasse und Bernd Arnold als Sachsen im weltweiten alpinen Klettern Meilensteine gesetzt. Die heute nachdrängende sächsische Jugend lässt für die Zukunft in dieser Richtung viel hoffen. Konsequent verfolgte Wiessner im alpinen Bereich auch die in der Sächsischen Schweiz geltende Ethik des freien Kletterns, d.h. den Verzicht auf künstliche Hilfsmittel. Mit seinen Touren 1920 in der Brenta (Solobegehung der Nordkante Crozzon di Brenta, 128. Besteigung der Guglia di Brenta) gelangen ihm bemerkenswerte alpine Erfolge, die er im selben Jahr noch mit der führerlosen Besteigung des Dent du Géant (4113 m) krönte.

Aufhorchen ließ Wiessners 2. Solobegehung der Westwand am Totenkirchl von Tita Piaz im Kaisergebirge im Jahr 1920. Wer diese Tour „gemacht" hatte, wurde zu den Insidern des Kaisers der damaligen Zeit gezählt. Wiessners Cousin Otto, der 1924 im Elbsandsteingebirge abstürzte, war anfänglich sein Seilgefährte, seine Tourenpartner in den darauffolgenden Jahren im Kaiser hatten klangvollere Namen: Hans Fiechtl, Emil Solleder, Roland Rossi, Hugo Hamberger.

Die wichtigen Kaiser-Routen der frühen 20er Jahre hat Fritz Wiessner alle durchstiegen:
Predigtstuhl – Fiechtl/Weinberger 2. Begehung,
Schüle/Diem 3. Begehung,
Totenkirchl – Direkte Westwand (Dülfer) 19. Begehung, Nordweg (Fiechtl),
Totenkirchl Sockel – Eggersteig 8. Begehung,
Fleischbank – Dülferriss 5. Begehung,
Nordwestwand im Alleingang,
Kleine Halt – Nordwand 8. Begehung,
Lärcheck – Ostwand.

Dass das Interesse über den Kaiser hinausging, war klar, im Wetterstein wurde so die Schüsselkarspitze-Südwand (Fiechtl/Herzog) und im Karwendel die Laliderer-Nordwand (Dibona/Meyer) „mitgenommen". Es gibt leider keine Fahrtenbücher von Wiessner, in denen er seine Gedanken zu den damals durchstiegenen Wegen darlegt. In einem Brief von 1972 schrieb Wiessner an Dietrich Hasse: „Ja, wir kletterten die Fiechtl/Weinberger frei – sauschwer. Wie an der Totenkirchl-West war damals der Fels noch nicht abpoliert und manches möglich, das heute wahrscheinlich ohne Hilfe unmöglich ist." [1]

Fleischbank, Südostwand

Im Sommer 1925 war Wiessner so gut drauf, dass er eine schwere Tour nach der anderen ging. Und er fand gemeinsam mit Roland Rossi am 28. Juli einen neuen Anstieg auf die Fleischbank – die bisher vergebens umworbene Südostwand. Diese Erstbegehung wurde von der kletternden Kaisergemeinde stürmisch bejubelt, kurz darauf aber in der alpinen Presse als fragwürdig und unzeitgemäß hingestellt. Sollte dort jemand etwas missverstanden haben oder war der in der Deutschen Alpenzeitung veröffentlichte Bericht von Roland Rossi nicht eindeutig genug? Rossi, der Innsbrucker Bergführer, der bereits



Die Fleischbank Südostwand vom Ellmauer Tor aus gesehen, links im Schatten der Dülferriss, der vor dem Ersten Weltkrieg als Maßstab schwierigster Felskletterei galt. Fritz Wiessner beging die Südostwand 1925 bis auf eine Stelle absolut frei und benützte die Haken nur zur Sicherung.
Die erste Wiederholung der damals modernsten Kaiserroute gelang am 14. August 1926 Emil Solleder und Hermann Kobl.
Foto: Stefan Herbke

1924 mit Felix Simon aus Leipzig die Monte Pelmo-Nordwand erstbegangen hatte, schrieb: „Wir saßen zu fünft, Wiessner, Solleder, Zallinger, Ernst Schmid und ich, in der Pflaumhütte. Drei Regentage warteten die anderen, dann sagten sie Ernst und mir Lebewohl. Sie fuhren in die Dolomiten. Nach einer Woche kam Fritz wieder aufs Stripsenjoch. So saßen wir wieder in unserem Zimmer auf der ‚Strips'. Langsam glitt das Seil durch unsere prüfenden Hände, Haken und Karabiner lagen wohlgeordnet neben uns. Morgen sollte unser Kampf einer Wand gelten, die als eine der wenigen im Kaiser noch nicht durchklettert war, der Südostwand der Fleischbank, deren glatte Platten und kantige Überhänge zwischen Dülferriß und der bekannten Ostwand zum Gipfel emporziehen. Es hat wenig Zweck zu erzählen von kleingriffigen Platten, deren Begehbarkeit oft abhing vom Vorhandensein eines einzigen Griffes, einer schmalen Ritze, in die man die Fingerspitzen klemmen konnte, von Überhängen, die zäheste Kraft erforderten und von den wenigen leichteren Stellen der Wand, in der sich eine Schwierigkeit an die andere reiht, wie man sie sonst nur in Kletterschulen findet. Wenn wir heute von einer Bergfahrt sagen können, die sei schwerer als eine der bekannten Dülferrouten, darf man das nur so verstehen, dass eben die schweren Stellen viel zahlreicher sind, denn seit der Zeit Dülfers hat die Klettertechnik als solche nicht die geringsten Fortschritte gemacht. In diesem Sinne kann man ruhig behaupten, dass unsere Tour ungleich schwerer war. Zweimal in der ganzen Wand war natürliche Sicherung möglich, sonst war das treue Eisen unser Helfer. Es gab Stellen, die wir viermal angingen, bis sie hinter uns waren. Immer kam der eine um ein, zwei Meter höher als der andere, weil das Sicherungsseil durch den obersten Haken lief und ein leichter Zug viel Kraft sparte. Dicht hintereinander fuhren oft die Stifte in den Fels, nicht weil sie uns Tritte und Griffe ersetzten, sondern weil uns oft das Vertrauen auf ihren festen Halt fehlte." [2]

Erst beim dritten Versuch gelang die komplette

[1] Dietrich Hasse: Wiege des Freikletterns, Herausgegeben vom Deutschen Alpenverein, Bergverlag Rother, München 2000, S. 246

[2] Roland Rossi: Die Südostwand der Fleischbank, in Deutsche Alpenzeitung, 21. Jg., Rother München 1926, S. 24-32



Der Innsbrucker Bergführer Roland Rossi zählte zu jener Garde moderner dynamischer Führer, die sich auch an internationalen Skiwettkämpfen beteiligten und fürs Klettern regelmäßig trainierten.
Im Alter von 21 Jahren durchstieg er mit Felix Simon erstmals die Pelmo-Nordwand.
Foto: Archiv DAV

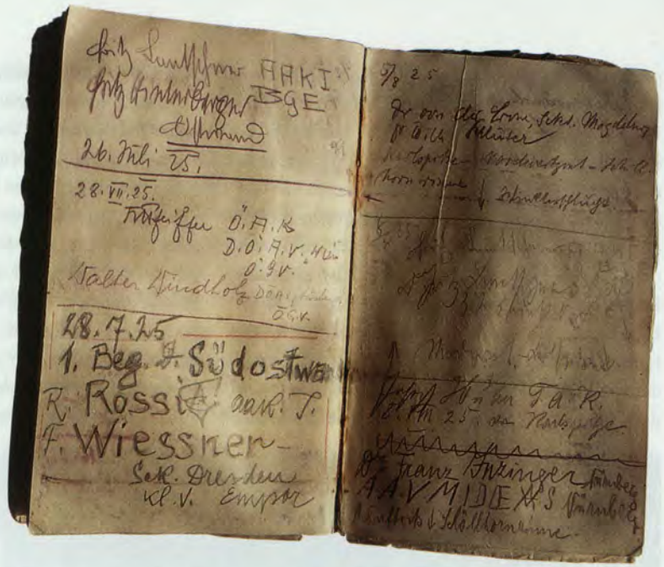


Die Route von Rossi und Wiessner an der Fleischbank-Südostwand gehört zu den beliebtesten klassischen Extremklettereien im Wilden Kaiser. Früher meist „technisch" wiederholt, hat sich im Zeitalter des zehnten Grades unter den guten Kletterern die freie Begehung durchgesetzt.
Foto: Heinz Zak

Durchsteigung der Wand, Schlechtwetter hatte die beiden Enthusiasten zweimal aus der Wand getrieben. Die einführenden redaktionellen Worte zu Rossis Bericht in der DAZ sind kritisch und lassen schon erahnen, dass diese für unmöglich gehaltene Wand noch genügend Diskussionsstoff geben würde: „Herr Rossi gibt mit der Besteigung der Südostwand der Fleischbank eine Schilderung einer Fahrt, wie sie noch vor kurzem für unmöglich gehalten wurde. Der Verfasser gibt gleichzeitig die Darstellung einer Art sportlichen Kletterns, die im Widerspruch zu den Ansichten über das Klettern ohne künstliche Hilfsmittel steht, sich also in entgegengesetzter Richtung eines Paul Preuß, eines Emanuel Strubich und anderen bewegt." [2] Und Jahre später wetterte noch Fritz Schmitt: „Versteht sich, daß auch die Innsbrucker, trotz der reichen Bergauswahl vor den Stadtfenstern, den Kaiser nicht übersahen. Einer der Besten, Roland Rossi, spickte 1925 gemeinsam mit dem Dresdner Fritz Wiessner die Fleischbank-Südostwand in tagelanger verbissener Arbeit mit Eisen." [3] Der Vorwurf, das künstliche Klettern zu forcieren, erscheint nach Rossis Bericht legitim. Leider hat Fritz Wiessner zu dieser Zeit nicht eines seiner vielen Erlebnisse veröffentlicht. Hat ihn diese Kritik geärgert, ihn, der mit Emanuel Strubich in der Sächsischen Schweiz kletterte, der die Ethik des hilfsmittellosen Kletterns von Anbeginn seines Klettererdaseins verinnerlicht hatte und auch seine Touren in den Alpen möglichst „frei" beging? Fritz Wiessner schrieb 1979: „...die später Rossi-Überhang genannte Schlüsselstelle konnte ich beim endgültigen Durchstieg als Seilerster bewältigen, indem ich nur einmal einen Haken als Griff zur Hilfe nahm." [4]

Rossi überging in seinem Bericht über die erfolgreiche Erstbegehung der Wand einfach die Kletterpassagen, die bis zum letzten Umkehrpunkt des vorangegangenen Versuches ja wieder geklettert worden sind. Dies war ein schwerer Unterlassungsfehler, der den Kritikern freies Schussfeld gab. Ist es doch selbst heute, im Zeitalter des „Free Climbing", durchaus üblich, über Tage und Wochen Neutouren in der Wand vorzubereiten und nach vielem Probieren einzelner Stellen erst die „Erstbegehung" durchzuführen. Nur von dieser wird dann auch berichtet. Ist dies sportlicher?

Die Aussage Wiessners steht so betrachtet doch harmonisch in Beziehung zu seiner Auffassung vom Klettern vor und nach dieser Erstbegehung, so dass eigentlich nur ein Urteil erlaubt ist: Es war für die damalige Zeit eine ganz tolle Tour, die nur den Besten



Das erste Gipfelbuch der Fleischbank mit dem Eintrag der Seilschaft Rossi/Wiessner nach erfolgreicher Durchsteigung der Südostwand.
Foto: Archiv Ewald Weiß

gelingen konnte! Gleich ein paar Tage nach dem Erfolg an der Fleischbank-Südostwand durchstieg Wiessner gemeinsam mit Emil Solleder am 1. August erstmals die Furchetta-Nordwand.

Furchetta, Nordwand

Zu Beginn der zwanziger Jahre galt die abschreckende Nordwand der Furchetta als eines der größten Dolomitenprobleme. Vor dem Ersten Weltkrieg war schon der berühmte Führer Angelo Dibona mit Luigi Rizzi und den Brüdern Mayer an der Wand gescheitert; ihre Nachfolger, Hans Dülfer und der noch unbekannte Führeraspirant Luis Trenker, erreichten in etwa dreiviertel Höhe den höchsten Punkt, die seither so genannte „Dülferkanzel". 1924 wurde die Wand nach einem tödlichen Unfall berüchtigt: Die Innsbrucker Seilschaft Buratti/Weigand versuchte erfolglos einen direkten Durchstieg oberhalb der Dülferkanzel, beim Rückzug stürzte Weigand ab, er war das zweite Opfer der Nordwand. Im Frühsommer 1925 standen zwei der besten Kletterer dieser Zeit wieder vor dem ungelösten Problem: der Münchner Bergführer Emil Solleder und der Elbsandsteinkletterer Fritz Wiessner. Beim ersten Versuch müssen die beiden wegen einem Wettersturz umkehren. Nach Wochen unsicheren Wetters treffen sich Solleder und Wiessner wieder unter der Furchetta. Über ihrem früheren Umkehrpunkt versuchen die beiden verschiedene Möglichkeiten einer direkten Route, sie finden einen alten Haken von Dülfer, müssen jedoch wie dieser zurück zur Dülferkanzel. Solleder schrieb später [5]: „Ich errichtete noch einen Steinmann, dann trat Wiessner den ungefähr 10 Meter langen Quergang über rote, brüchige Wulste nach dem versteckten Wandteil an. Ganz langsam läuft das Seil ab. Was sich wohl da drüben zeigen wird? Jeder fühlt, daß davon die Entscheidung abhängt. ‚Ein breiter Riß ist da,' meint Wiessner, ‚doch er verliert sich in einer gelben, überhängenden Wand.' " Fritz Wiessner hatte also die entscheidende Passage für die Durchsteigung gefunden. In wechselnder Führung erklettern sie den schweren und brüchigen Riss, der im rechten Teil der Wand zum Gipfeldach hochzieht. Ein fallender Stein hatte Wiessner noch am Kopf verletzt, doch nach harter Kletterei in ständig schlechter werdendem Wetter erreichen die beiden erfolgreich ihr Ziel. Bis heute ist die am 1. August 1925 von Solleder und Wiessner eröffnete Route an der Furchetta Nordwand eine ernste und hochrespektierte Kletterei geblieben, immer noch im Urzustand und immer noch sechster Grad!

Dieser weitere überragende Erfolg des 1925er Sommers bestärkte Wiessner und Solleder in ihrem Vorhaben, auch die Lösung anderer „Probleme" anzugehen. Die Civetta-Nordwestwand war das nächste Ziel. Jedoch musste Wiessner dringende geschäftliche Dinge in Dresden regeln und plante, danach sofort in die Dolomiten zurückzukehren. Wie das Leben so spielt, er kam zu spät – Solleder hatte inzwischen mit Gustav Lettenbauer am 7. August die Wand durchstiegen, aus Sorge, andere Anwärter könnten ihnen die Tour wegschnappen. Pech, aber für Wiessner kein Grund, seine Freundschaft mit Solleder aufzukündigen.

Wohl diese Tourenliste war es, die Fritz Wiessner 1926 die Aufnahme in den elitären Österreichischen Alpenklub ermöglichte. Dass ihm dann 1966 vom ÖAK die Ehrenmitgliedschaft angetragen wurde, ist die logische Folge der Würdigung seiner Verdienste um das internationale Bergsteigen. Doch davon später mehr.

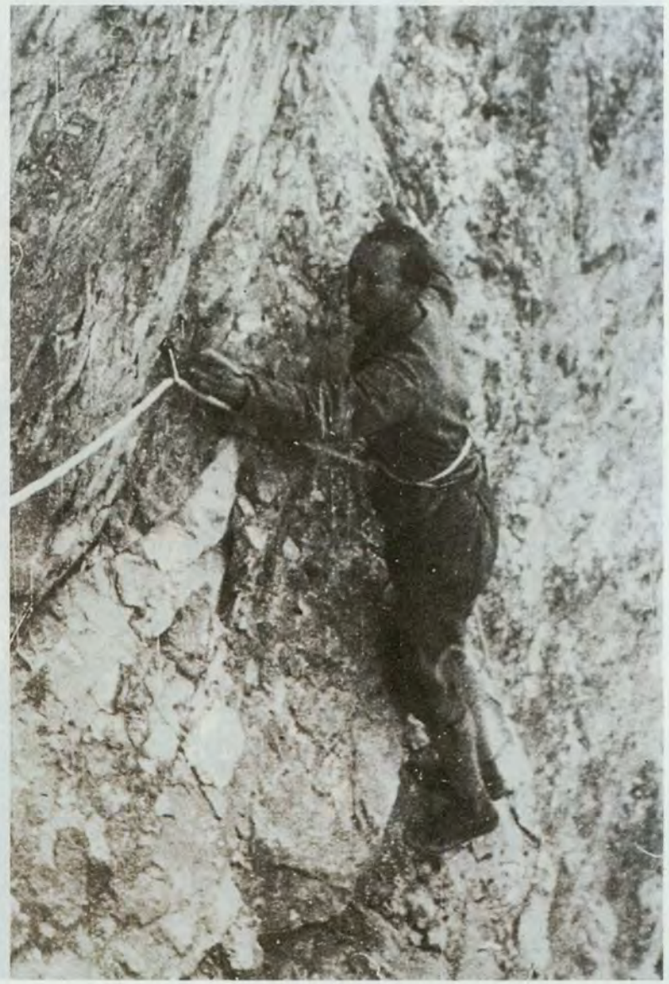
In den westlichen Dolomiten, genauer gesagt in der Palagruppe, hielt sich Fritz Wiessner 1927/1928 besonders gern auf. Das ehemalige Arbeitsgebiet der Sektion Dresden des DÖAV hatte es ihm angetan. Mit dem Ausgang des Ersten Weltkrieges waren auch die beiden 1897 eingeweihten Hütten der Dresdner, die Pravitalehütte (heute Rif. Pradidali) und die Canalihütte (heute Rif. Treviso), in den Besitz des CAI übergegangen. Trotzdem trafen sich hier in den zwanziger Jahren die sächsischen Bergsteiger, um an den herrlichen Felszinnen ringsum zu klettern. Dass Wiessner da nicht fehlen durfte, wo doch noch so viele offene Probleme in dieser Gegend zu lösen waren, ist klar.

Im September 1926 legten die Bayern Solleder und Kummer eine Reihe fulminanter Erstdurchsteigungen in der zentralen Palagruppe vor: am 2. September die tausend Meter hohe Ostwand des Sass Maor, bis heute eine der kühnsten Unternehmungen des Dolomitenkletterns; am 5. September die Westwandrampe der Cima Wilma und am 6. September die Nordwand der Pala di San Martino, eine ernste Route, die nur selten wiederholt wurde. In der Palagruppe gab es noch einige bedeutende undurchstiegene Wände, die von den Lokalmatadoren Gunther Langes, Student aus San Martino di Castrozza, und dem Bergführer Carlo Zagonel aus Fiera di Primiero gemieden wurden.

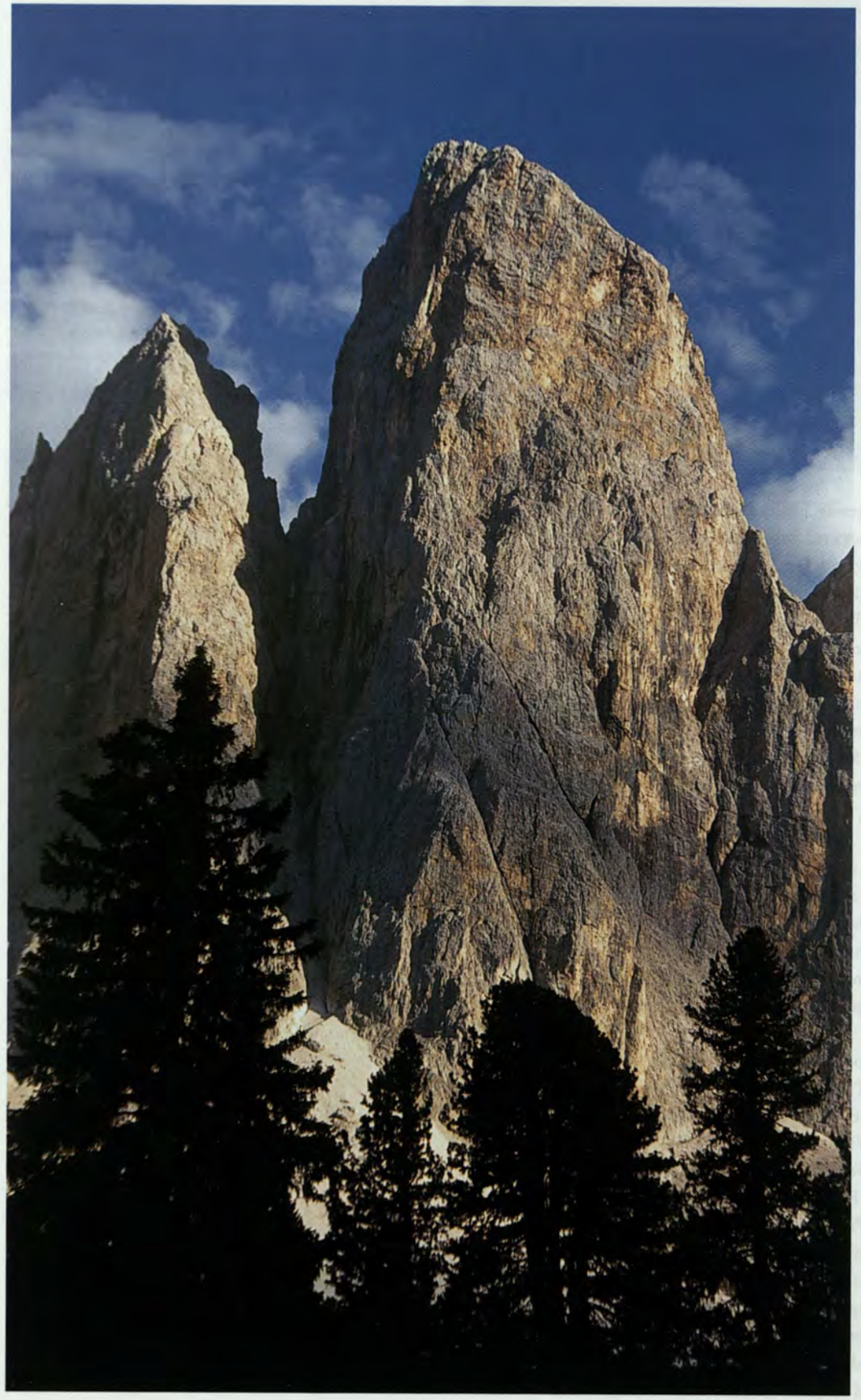
Im Sommer 1927 konterten die Sachsen: Wiessner, Felix Simon und Hermann Kees bewältigten in

Emil Solleder (1899 – 1931)
war der herausragende Initiator des sechsten Grades in den Dolomiten. Seine Erstbegehungen an Furchetta und Civetta (1925) und Sass Maor (1926) setzten den Maßstab für die kommende Entwicklung des extremen Felskletterns in Italien.
Wie Roland Rossi beteiligte er sich auch regelmäßig an internationalen Skiwettkämpfen.

Foto: aus Liberazione, Domenico Rudatis, Verlag Nuovi Sentieri, Belluno



[2] Roland Rossi: Die Südostwand der Fleischbank, in Deutsche Alpenzeitung, 21. Jg., Rother München 1926, S. 24-32
[3] Fritz Schmitt: Das Buch vom Wilden Kaiser, GAB München 1942, S. 156
[4] Dietrich Hasse/Lothar Stutte: Felsenheimat Elbsandsteingebirge, Wolfratshausen 1979
[5] Zitat aus Zeitschrift des D.Ö.A.V. Band 58, 1927, S. 234 ff.



Die berühmt-berüchtigte Nordwand der Furchetta in der Geislergruppe geriet in den zwanziger Jahren ins Blickfeld der extremen Elite der Felskletterer. Rückzüge prominenter Seilschaften und mehrere tödliche Unfälle sowie die Steilheit und Brüchigkeit der Wand steigerten ihrem Mythos und machten sie zur Nagelprobe rücksichtslosen Einsatzes. Die direkte Erkletterung der Wand über der Dülferkanzel glückte erstmals dem Grödner G.B. Vinatzer mit B. Rifesser am 8. August 1932 an der Stelle, an der alle anderen Partien zuvor gescheitert waren. Die Route von Vinatzer erhielt über 50 Jahre hinweg nicht einmal sechs Wiederholungen und zählt immer noch zu den schwierigsten Klettereien aus der klassischen Periode des „sechsten Grades" der Dolomiten. Wiederholer in den neunziger Jahren haben mittlerweile bestätigt, dass die Schwierigkeiten der Schlüsselseillänge aktuell mit dem siebten Grad zu bewerten sind.
Foto: Hans Paul Menara

einer Woche vier schwierige Neutouren – die Westwand der Cima Canali am 28. Juli; die direkte Ostwand der Pala di San Martino am 30. Juli (beide Simon/Wiessner); die Südwestwand der Cima del Coro am 3. August und die direkte Südwand der Cima dei Lastei am 4. August (Simon/Wiessner/Kees).

Cima Canali, Westwand

Die Cima Canali bot das interessanteste jungfräuliche Ziel. Gunther Langes charakterisierte sie treffend als „gotischen Dom". Zwischen elegant aufstrebenden Pfeilern zogen tiefe Risskamine zum Gipfeldach, die potenzielle Aufstiegsmöglichkeiten boten. Der markanteste Riss annähernd in Gipfelfalllinie bildete die Herausforderung – aber er war offensichtlich schwierig und beträchtlichen objektiven Gefahren wie Steinschlag ausgesetzt. Bei einem der häufigen Gewitter konnten die Risse zu einer tödlichen Falle werden. All das belastete die künftigen Aspiranten einer Erstbegehung. Felix Simon schilderte eindrucksvoll die Erlebnisse in seinem Buch „Felstürme und Eiswände": „Zuversichtlich packten wir unseren Gipfelrucksack, schulterten die beiden Seile und stiegen mit frohen Erwartungen über den Karboden hinan. Die Steilschrofen am Fuß der Wand hatten wir bald hinter uns gebracht, und die Genagelten wurden nun mit den geschmeidigen Kletterschuhen vertauscht. Hier am Anfang der Wand galt es zunächst eine Entscheidung zu treffen, die für das Gelingen oder Scheitern unseres Unternehmens von ausschlaggebender Bedeutung war. Entweder mußten wir riskieren, in die steinschlaggefährdete Zone nach rechts herauszuqueren, oder wir mußten einem engen brüchigen Riß aufwärts folgen, der sich unter einem Überhang verlor. Dieses Dach war die Stelle, die den bekannten Pala-Bergführer Zagonel vor einem Versuch abgeschreckt hatte. Wir wählten dennoch die zweite Möglichkeit. Fritz Wiessner übernahm den Vortritt. Während ich mich in etwas gedeckter Stellung gut verspreizte, schob sich der Gefährte langsam und vorsichtig hoch. Meter um Meter lief das Seil durch meine Hand. Plötzlich stand es still. Was war geschehen? Ich konnte den Freund nicht mehr sehen. Bange Minuten vergingen. Nichts regte sich. Dann klang mit einem Male melodisch der Hammerschlag an mein Ohr, und gleichzeitig schallte es von oben herab: 'Ich bin am Überhang, weiß aber nicht, ob es darüber weitergeht.'

Nachdem ich Fritz im Bewußtsein meiner guten Sicherungsstelle ermutigt hatte, packte er das äußerst schwere Hindernis an. Bald kam ein Jauchzer über seine Lippen: der Riß führte über dem Dach weiter, und gleich darauf kam sogar, wie mir der Freund meldete, ein ziemlich guter Stand. Neugierig schaute ich aus meinem Versteck hervor und sah gerade noch die Beine meines Kameraden über dem Überhang verschwinden. Nicht lange dauerte es dann, bis der Ruf zum Nachkommen ertönte. Flott stieg ich nach. Das Dach erforderte allerdings riesige Armkraft. Als ich unter dem Freunde angelangt war, stellte ich angenehm überrascht fest, daß wir die Schlüsselstelle der Wand gefunden und bezwungen hatten...

Wir waren so in unsere Arbeit vertieft, daß wir die Gefahr völlig übersehen hatten, die von Westen mit dunklen Wolken heranzog. Erst als uns Nebelfetzen zu umspielen begannen, die der Wind als Vorboten des kommenden Unwetters über die Grate jagte, bemerkten wir diese neue Schwierigkeit. Zeitweise zogen sich dichte Nebelschleier zusammen und versperrten uns den Blick in die Tiefe. In die Schlucht hätten wir von hier aus durch schräges Abseilen nach links gelangen können. Aber wir ließen uns nicht dazu verlocken, denn es war sehr naß in der Schlucht, so daß es fraglich erschien, ob wir in ihrem unteren Teile sicher weiterkommen würden. Also auf andere Weise weiter – wenn es auch sicherlich nicht leicht fallen würde. Die Wand zog zwar rechts stark ausgesetzt hinauf, aber sie war doch trocken, und der Stein machte auch einen festen Eindruck. Deshalb zogen wir es vor, dort aufwärts zu streben. Schräg nach rechts überkletterten wir die Wand des zweiten Pfeilers und gelangten oberhalb der rotgelben, wulstigen Zone in eine Steilrinne, die parallel zur Schlucht hochzieht. Damit hatten wir es unserer Meinung nach geschafft; größere Schwierigkeiten konnte der Berg nun wohl kaum noch aufweisen.

Unheimliches Rumpeln und Rollen erinnerte uns wieder an die Gefahr, die jetzt unmittelbar heranrückte. Wild daherzuckende grelle Blitze, die knisternd durch die geladene Atmosphäre zischten, mahnten uns, an Deckung zu denken...

Der trommelnde Hagel war inzwischen in gleichmäßig rauschenden Regen übergegangen. Mit gewaltigem Orgelton heulte der Sturm über die Grate, phantastische Blitze züngelten schräg durch den Wasserschleier. Es klang, als würden riesige Seidenbahnen zerrissen, und wir vermeinten, den schwefligen Geruch der elektrischen Entladung zu spüren. Immer neue Blitze zuckten über den Himmel und rissen für Sekundenbruchteile die Dunkelheit um



Fritz Wiessner etwa Mitte der zwanziger Jahre zur Zeit seiner großen alpinen Erfolge.
Foto: Archiv SBB Dresden

Felix Simon
(1886 – 1966)
zählte in den zwanziger Jahren zur ersten Garnitur auch der alpinen Kletterer. Seine Erstbegehung der Pelmo-Nordwand 1924 zusammen mit Roland Rossi bildete den Auftakt des sechsten Grades in den Dolomiten.
Foto: Archiv SBB Dresden





Die Cima Canali in Bildmitte, rechts im Schatten die Pala Canali, links die Cima Wilma mit ihrer Westflanke.
Die Route von Simon/Wiessner verläuft in einem System breiter Risskamine annähernd in Gipfelfalllinie. Seit Hermann Buhl im September 1950 den tiefen Riss unmittelbar rechts der Sachsenroute begangen hatte, wurde die „Simon/Wiessner" nur noch selten wiederholt, zumal der mittlerweile berühmte „Buhlriss" objektiv sicherer ist und die elegantere Kletterei bietet.
Foto: Herbert Blank

uns auseinander. Unter den heftigen Donnerschlägen schienen die Berge zu erzittern, endlos lange stieß sich das Echo zwischen den steilen Wänden hin und her, bis es dumpf im Kar verhallte. Hingerissen starrten wir in das wilde Schauspiel und vergaßen darüber beinahe, wie hilflos wir diesem Toben der Natur preisgegeben waren. Wie lange würde uns das Gewitter noch an diesen Platz fesseln? Würden wir vielleicht gar biwakieren müssen? Das war eine höchst unangenehme Aussicht...

Ein enger Riß leistete noch einmal hartnäckigen Widerstand; durch seine Nässe machte er uns schwer zu schaffen. Er vermochte uns jedoch auf die Dauer nicht zu trotzen. Wir stiegen hinaus auf eine kleine Kanzel, auf die wir uns siegesgewiß hinaufschwangen. Hier richteten wir einen kleinen Steinmann auf als Zeichen unseres gelungenen ersten Aufstiegs durch die Westwand. Wind und Sonne trockneten das Gestein rasch ab. Unter wechselnden Schwierigkeiten durchstiegen wir nun die Gipfelfelsen und erreichten durch einen großen Trichter den Grat einige Meter unterhalb des Gipfels. Laut schallte Wiessners Bergruf vom Gipfel in die Runde. Froh beglückwünschten wir einander zum Sieg. Dann suchten wir in dem großen Gipfelsteinmann die ineinandergeschobenen Glasflaschen und legten unsere Visitenkarte hinein, auf die wir geschrieben hatten: ‚Erste Begehung der Westwand am 28. Juli 1927.' Wohl der schwerste Aufstieg auf die Canali war erzwungen, eine Kletterei, die uns geradezu ideal erschienen war." [6]

Pala di San Martino, Direkte Ostwand

Die Direkte Ostwand an der Pala di San Martino (2997 m) hatte Felix Simon bereits zweimal abblitzen lassen. Der erfolgreiche Durchstieg der Canali-West verleitete ihn dazu, Wiessner dieses Problem zu zeigen und mit ihm gemeinsam anzugehen. Simon schrieb dazu: „Im Sommer 1927 zog ich mit Fritz Wiessner als Seilgefährten zu neuen Taten aus. Manche schöne Bergfahrt hatte ich mit dem Freund in unserem Elbsandsteingebirge schon ausgeführt. Vierzehn Tage lang war bereits alles nach unseren Plänen gelaufen, denn das Wetter blieb freundlich. In bester Stimmung gingen wir am 30. Juli zum Angriff auf die Pala-Ostwand vor. Wir stiegen an der linken Kante der großen Schlucht empor, die Ostwand und Nordostgrat voneinander trennt. Obwohl der Fels schon schwierig wurde und zum Teil auch recht brüchig war, gingen wir, um Zeit zu sparen, ohne Seil hintereinander. Lustig plätscherte ein Rinnsal zu unserer Rechten über steile Felsplatten herab, um bald wieder im Inneren des Berges zu verschwinden. An der linken Begrenzungswand der Schlucht drangen wir auf dem bereits erkundeten Weg aufwärts, um an der Stelle, wo sich die Wand über den gelben, geschlossenen Abbruch leicht zurückneigt, in die große Wandflucht einzusteigen. Hier legten wir die Seile an und gingen nun unternehmungslustig die Riß- und Kaminfolge an, von der die Ostwand durchzogen wird. Die Sonne hatte inzwischen die Tiefe des Karbodens erreicht. Doch bald wurde sie von Wolken verdeckt, die sich in dem hellgrünen Wasser des kleinen Pravitale-Sees widerspiegelten. Zunächst nahm ich den Vortritt. Über eine steile Wandzone gelangten wir zum Einstieg in den Riß. Er erwies sich als keineswegs leicht, und unter wechselnden Schwierigkeiten ging es ziemlich anstrengend aufwärts. Verschiedene verwitterte Abseilschlingen und einige stark verrostete Mauerhaken erzählten von früheren Ersteigungsversuchen und wiesen Weg und Rückzug. Ein ruhiges, sicheres Gefühl erfüllte mich; Zweifel an unserem Unternehmen ließ ich nicht in mir aufkommen. Dagegen spürte ich, wie sich die Spannung meines Freundes von Seillänge zu Seillänge steigerte. Bei jeder neuen Schwierigkeit fieberte er der Lösung entgegen.

Der Riß machte uns jetzt allerhand zu schaffen. Nachdem wir einen äußerst schwierigen Überhang überwunden hatten, der große Armkraft forderte, wurde er immer enger und schloß sich fast auf Handbreite zusammen. Wie einen alten Bekannten begrüßte ich den Mauerhaken, den ich vor zwei Jahren hier eingeschlagen hatte. Der Gefährte drängte darauf, die Stelle zu meistern. Er übernahm also die Führung und schob sich vorsichtig an meinen Haken heran. Dann fuhr der Hammer hoch, und rechts vom Riß drang noch ein Haken in den Fels – nicht etwa als Griff oder Tritt, sondern um mit doppelten Seilen eine Art Scherensicherung herzustellen. Aber auch dieser Sicherung traute Fritz noch nicht. Absolut sichere Haken einzuschlagen, war ihm nicht möglich, dazu hing er zu ausgesetzt in der Wand. Eine verläßliche Sicherung mußte jedoch gerade hier unbedingt geschaffen werden, weil auch mein Stand sehr ungünstig war. Deshalb blieb Wiessner nichts weiter übrig, als drei Meter höher noch einen dritten Haken anzubringen. Fieberhaft suchten die Fingerspitzen des Freundes an den glatten Begrenzungswänden nach Halt. Er mußte harte Rißarbeit leisten, sich mit Händen und Füßen unter Aufbietung aller Kräfte verklemmen. Doch das war etwas für ihn, solche Risse reizten ihn besonders. Schnaufend und pustend schob er sich Stück für Stück höher, bis er die zehn Meter gemeistert hatte. An einer Steilrinne verweilte er, und nun begann meine Arbeit wieder. Der untere Teil des Weges war mir bereits bekannt. Daß wir es hier mit einer besonders schwierigen Kletterstelle zu tun hatten, wußte ich seit der ersten Erkundung vor zwei Jahren. Auch mir trieb der Riß den



Die Ostwand der Pala di San Martino, unmittelbar links die Cima Immink und links außen die Cima Pradidali.
Die Ostwand wurde zwar schon im August 1925 von dem Bergführer Carlo Zagonel mit seinem niederländischen Klienten Hoxel erstmals durchstiegen, die Route hatte allerdings keine ideale Linienführung. Bei der direkten Erkletterung der Ostwand 1927 durch die Seilschaft Simon/Wiessner wurde die Ideallinie über ein System steiler Rissverschneidungen gefunden (V+).
Foto: Herbert Blank

[6] Felix Simon: Felstürme und Eiswände, VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1957, S. 87 ff

Schweiß auf die Stirn, um so mehr, als ich mich dazu noch abmühte, zwei Haken wieder zu entfernen. Das war unbedingt notwendig, denn wir hatten weitere schwierige Touren vor uns und mußten sparsam mit dem Eisen umgehen.

Die Steilrinne und das nächste Kaminstück, durch das Fritz vorstieg, erforderten weiterhin alle Vorsicht des Führenden. In einem kleinen Geröllkessel wechselten wir abermals. Ich versuchte in der rechten Wand vorzudringen. Aber das mißlang; denn das Gestein war so bösartig und schlecht geschichtet, daß es mich in den nassen Kamin zurückdrängte. Wieder versperrte dann ein glitschiger Übergang den Weg. Ich mußte abermals zum Eisen greifen, singend fuhr ein Haken in den Fels. Im weiteren Verlauf wurde der Kamin erfreulicherweise wieder trocken. Luftig ging es einer großen Überdachung entgegen, die die Riß- und Kaminfolge abschließt. Hier war wirklich nicht viel zu machen, dieses Dach blieb unangreifbar, und wir mußten es umgehen. Mein Gefährte nahm eine gute Sicherungsstellung ein, und ich konnte vertrauensvoll einen etwa 15 Meter langen Quergang nach links in Angriff nehmen. An seinem Ende mußte ich feststellen, daß unser Vorrat an Haken zu Ende war. Jetzt konnten wir also nur hoffen, daß uns solche schwere Aufgaben nicht mehr bevorstünden. Fast schien es aber, als ob der Berg sich noch einmal erbittert gegen unseren Ansturm stemmte; denn nun folgte ein überhängendes Rißstück, das mir schwer zu schaffen machte. Doch nach harter Arbeit, die Nerven kostete, weil es keine Hakensicherung dabei gab, gelang die Überwindung dieser Hürde, und ich trat auf ein breites Schuttband heraus.

Der blaue Himmel hatte sich inzwischen eingetrübt. In wildem Tanze fegten dichte Nebelfetzen um uns her. Aber weder das Heulen des Sturmes noch das drohende Unwetter konnten den Erfolg verhindern, der uns jetzt sicher war. Mein Freund Wiessner übernahm noch einmal die Führung. Der 50 bis 60 Meter hohe Schlußkamin war ganz nach seinem Geschmack, er brachte uns noch manche prächtige Kletterstelle. Freudig schlugen unsere Herzen, als die Hände nach dem Gipfelgrate hinaufgriffen. Ein herrliches Gefühl durchströmte uns. Wir waren ganz glücklich, wenn uns auch statt wärmender Sonne kalter Wind begrüßte, der schwere Wolken und dichten Nebel über Berg und Tal wälzte." [7]

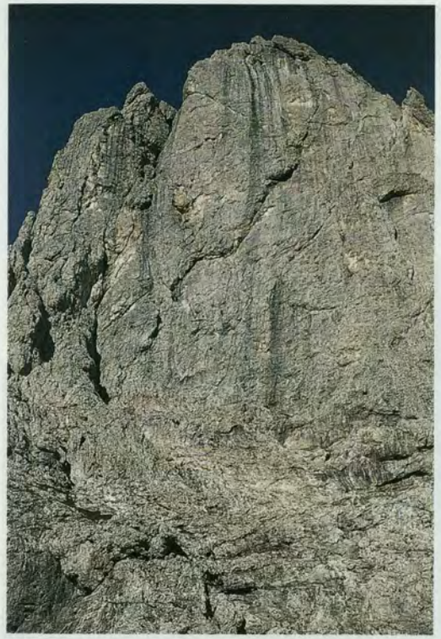
Cima del Coro, Südwestverschneidung

Die Südwestwand der Cima del Coro schließt das Canalital im Osten mit einer imposanten Felsmauer ab, die von einer markanten „Bilderbuchverschneidung" in Wandmitte geteilt wird; diese war das nächste Ziel. Die Cima del Coro hatte schon eine „sächsische" Tradition, denn zu ihren Erstbesteigern 1896 gehörte Dr. Oscar Schuster (mit W. Paulcke und F. Lohmüller). Felix Simon schrieb darüber:



Die Südwestwand der Cima del Coro schließt das Val Canali nach Osten ab und bietet exzellente Kletterrouten in bestem Fels.
Die 1927 von der Seilschaft Wiessner/Simon/Kees erstbegangene Verschneidung in Wandmitte zählt zu den ernsten Touren der Region, deren Schwierigkeiten durchaus mit der berühmten Route Solleders am Sass Maor vergleichbar sind, allerdings werden die Hauptschwierigkeiten der Originalroute von den wenigen Wiederholern meist umgangen.
Foto: Ewald Weiß

[7] Felix Simon: Felstürme und Eiswände, VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1957, S. 80 ff
[8] daselbst, S. 95 ff
[9] daselbst, S. 101



1928 glückte Fritz Wiessner mit Hermann Kees die Erstbegehung der Westkante am Sasso d'Ortiga in der Palagruppe (Val Canali). Diese Route (links im Profil sichtbar) bietet eine der schönsten Dolomitenkletterein im Schwierigkeitsbereich IV – V und ist die meistbegangene von Wiessners Routen in den Alpen.
Foto: Ewald Weiß

"Nachdem ich die Führung an Fritz Wiessner, unseren Experten in Rißangelegenheiten, abgegeben hatte, pirschte er sich an einen glitschigen, schmierigen Riß heran. Da konnte er seine ganze Kunst zeigen. Wie ein Walroß schnaubend, stemmte er sich nach oben... Durch nichts war er zu bewegen, aus diesem schmierigen Kanalrohr herauszukommen. Für ihn stand fest, daß er hier und nirgendwo anders den Weg erzwingen mußte." [8] Simon meinte danach, alle drei hätten wie Kanalreiniger ausgesehen, auch Hermann Kees in seinem neuen Kletteranzug. Weiter oben überwand Felix Simon ein kleingriffiges Dach, die zweite Schlüsselstelle der Verschneidung. Über dreissig Jahre lang blieb die Südwestverschneidung der Cima del Coro die schwierigste Klettertour im Val Canali, die erstmals 1945 von Vittorio Penzo und R. Trevisan wiederholt wurde. Die meisten Wiederholer umgingen jedoch die Originalschlüsselstellen rechts bzw. links an den Außenwänden. Abschließend durchkletterte die eingefuchste Dreierseilschaft noch die 1100 Meter hohe Südwand der Cima dei Lastei auf einer direkten Route, damit war eine der letzten großen Wände der zentralen Palagruppe gefallen. Felix Simon bemerkte dazu: „Alle Erstbegehungen bewältigten wir in sportlich einwandfreier Weise unter Zuhilfenahme von nur technischen Hilfsmitteln, also Seilen und Haken, die lediglich der Sicherung dienten" [9].

Dem eingespielten Team Wiessner/Simon gelang im Sommer 1928 die 13. Begehung des Peuterey-Grates im Montblanc-Gebiet, wobei Wiessner den Amerikaner Robert Underhill kennenlernte, der eine weitere Seilschaft führte. Underhill, zehn Jahre älter als Wiessner, Harvard-Professor und „Kletter-Institution" in den USA, hinterließ bei Wiessner einen tiefen Eindruck.

In der Neuen Welt

So war Underhill ein Anlaufpunkt, als Fritz Wiessner Anfang 1929 nach Amerika übersiedelte. Gemeinsam kletterten und trainierten, boulderten sie an den kleinen Felswänden der Hudson Highlands nördlich von New York.

Durch Underhill lernte Wiessner weitere Kletterer kennen, denen er mit seiner soliden sächsischen Kletterfertigkeit bald zum Vorbild wurde. Mit wechselnden Seilpartnern gelangen ihm in den bekannten Klettergebieten der USA viele Erstbegehungen. Der Kontakt zur Alten Welt wurde loser. Auch wenn Wiessner einmal jährlich seine Familie in Dresden besuchte und dies fast immer mit einem Abstecher in die Alpen verband, lag doch sein Lebensmittelpunkt längst in den USA, dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten".

Die letzte große Tour mit seinen alten Kameraden dürfte wohl die Nanga-Parbat-Expedition 1932 gewesen sein. Gemeinsam mit dem Münchner Dr. Willo Welzenbach sollte dieser Achttausender angegangen werden, die kurzfristige Absage Welzenbachs brachte fast das ganze Vorhaben zum Scheitern. Willy Merkl übernahm die weitere Vorbereitung und Leitung, Wiessner fand die amerikanischen Expeditionsteilnehmer, die einen wesentlichen Beitrag zur Finanzierung des Unternehmens leisteten. Die Expedition, an der einige der besten damaligen deutschen Bergsteiger teilnahmen, erreichte den Gipfel des Nanga Parbat nicht. Gemeinsam mit Willi Bechtold und Willy Merkl drang Fritz Wiessner am 29. Juli nach schwierigem Aufstieg lediglich bis zum Gipfelgrat in etwa 7000 Meter Höhe vor, bevor schlechtes Wetter kein Höherkommen mehr erlaubte. Über diesen Gipfelgrat sollte später Hermann Buhl seinem Gipfelglück entgegengehen...

Im Verlauf der Expedition wurden der Westliche Chongra Peak (6390 m) und der Rakhiot Peak (7070 m) von Peter Aschenbrenner mit Hugo Hamberger bzw. Herbert Kunigk erstmals bestiegen, was später als Erfolg der Expedition gewertet wurde. Mit Merkl und Herron konnte Wiessner wenigstens noch

die zweite Besteigung des Westlichen Chongra Peaks für sich verbuchen, ehe das schlechte Wetter endgültig zur Abreise zwang.

War Wiessner auch am Nanga Parbat kein Erfolg beschieden, so hatte er diesen um so mehr in Amerika. Die Entdeckung des heute überaus beliebten Sportklettergebietes Shawangunks 1935 bleibt wohl der wichtigste Meilenstein für die Entwicklung des Freikletterns im Osten der USA. Wiessner, damals 35-jährig, hatte überhaupt keine Probleme, der Kletterszene im Osten der USA zu zeigen, dass er das Leistungsniveau bestimmte. Und dazu musste er nicht einmal an die Grenze seines Könnens gehen, da es für ihn eigentlich keine Konkurrenten gab. Über 50 Erstbegehungen hat Fritz Wiessner in den Shawangunks realisiert, wunderschöne Routen im mittleren Schwierigkeitsbereich bis zu 5.8. Gemeinsam mit Dr. Hans Kraus (1906-1996), einem 1939 aus Österreich emigrierten Arzt, erschloss er Tour um Tour. Chris Jones, Bergsteiger und Autor des Standardwerkes „Climbing in North America", sieht diese Zeit kritisch: „Unter Führung von Fritz Wiessner ist zwar mit ‚Minnie Belle' 5.8 die damals (1946) schwierigste Route erschlossen worden, aber die Schwierigkeit ist nicht zu vergleichen mit seinen Erstbegehungen in der Sächsischen Schweiz aus den 1920er Jahren. Er war nicht mehr der risikofreudige Jüngling... Der Wettbewerb, der nötig ist, um sich bis an die Grenze des Möglichen einzusetzen, war fast nicht vorhanden. Wo Wiessner und Kraus hinschauten, da war Neuland, meist einfache Wege. Warum sollte man also den Hals riskieren?" [10]

Der ständige Kletterpartner von Fritz Wiessner hatte aber weniger Skrupel bei der Verwendung von Haken für technische Kletterei, worüber ein heftiger Streit zwischen den beiden entbrannte. Wiessner trat für das konsequente hilfsmittellose Klettern, das „free climbing", ein und gewann letztendlich den Streit, da die Mehrzahl der bekannten Szenebergsteiger seinen Argumenten folgte und ebenso auf künstliche Kletterei verzichtete. Bald schon waren die meisten Routen „clean" durchstiegen, wobei die leistungsorientierten Sportkletterer, beginnend in den 1950er Jahren mit Jim McCarthy bis hin zu Lynn Hill in den Neunzigern, diesen Gedanken aufnahmen und in ihre eigene Kletterphilosophie integrierten.

Doch nicht nur im Osten der USA erregte Wiessner mit seiner fortschrittlichen Klettereinstellung und seinem Können Aufmerksamkeit. In der kanadischen Küstenkette in British Columbia trotzte der



William P. House und Fritz Wiessner nach der erfolgreichen Erstbesteigung des Mount Waddington in British Columbia im Jahre 1936. Wegen der oft extremen Wetterverhältnisse ist der Mt. Waddington ein sehr anspruchsvolles Ziel. Wiessners Erfolg festigte seinen Ruf als Spitzenalpinist in den USA.
Foto: Archiv SBB Dresden

Mt. Waddington (4019 m) den besten amerikanischen und kanadischen Bergsteigern, die bis 1936 bereits 16 Expeditionen erfolglos abbrechen mussten. Im Sommer 1936 gelang Wiessner mit William P. House die Ersteigung dieses schwierigen Berges auf Anhieb, wir würden heute sagen: im besten Alpen-Stil. Erst 1942 gelang die zweite Besteigung, nachdem weitere zwölf Expeditionen scheiterten. Der von Robert Underhill erstbegangene Nordgrat am Grand Teton (4196 m) erhielt 1936 von Wiessner die zweite Begehung, wobei Wiessner alle vorher künstlich gekletterten Passagen frei beging und so für sich und seinen Partner Percy T. Olten jr. die erste völlig freie Begehung verbuchen konnte.

Wie ein roter Faden zog sich das Bemühen um freies und sportliches Klettern durch die Erfolgsserie Wiessners. Logische Konsequenz war, dass er nach Mittel und Wegen suchte, den seit 1893 künstlich bestiegenen und seit 1928 mit amtlichem Besteigungsverbot belegten Felsklotz „Devils Tower" in Wyoming fair zu erklimmen. Als imposante Kulisse für mitreißende Indianerfilme, Western oder als Touristenattraktion ist dieser völlig frei stehende Rest eines Vulkanschlotes heute jedem bekannt. Wiessner schaffte es, den Behörden eine Besteigungsgenehmigung für den seit 1906 zum Naturdenkmal der USA erklärten Gipfel abzuringen. Er stieg im Juni 1937 mit Lawrence Coveney und wiederum mit William P. House auf einer Route ohne jegliche künstliche Hilfsmittel zum höchsten Punkt des Devils Tower, eine Tour, die heute noch wegen der anspruchsvollen Risspassagen jedem Wiederholer Respekt einflößt. Die stattliche Liste der Wiessnerschen Touren ließe sich beliebig fortsetzen. Kaum ein Klettergebiet in den USA blieb unbesucht, auch die kanadischen Rocky Mountains in Alberta waren Fritz Wiessner vertraut.

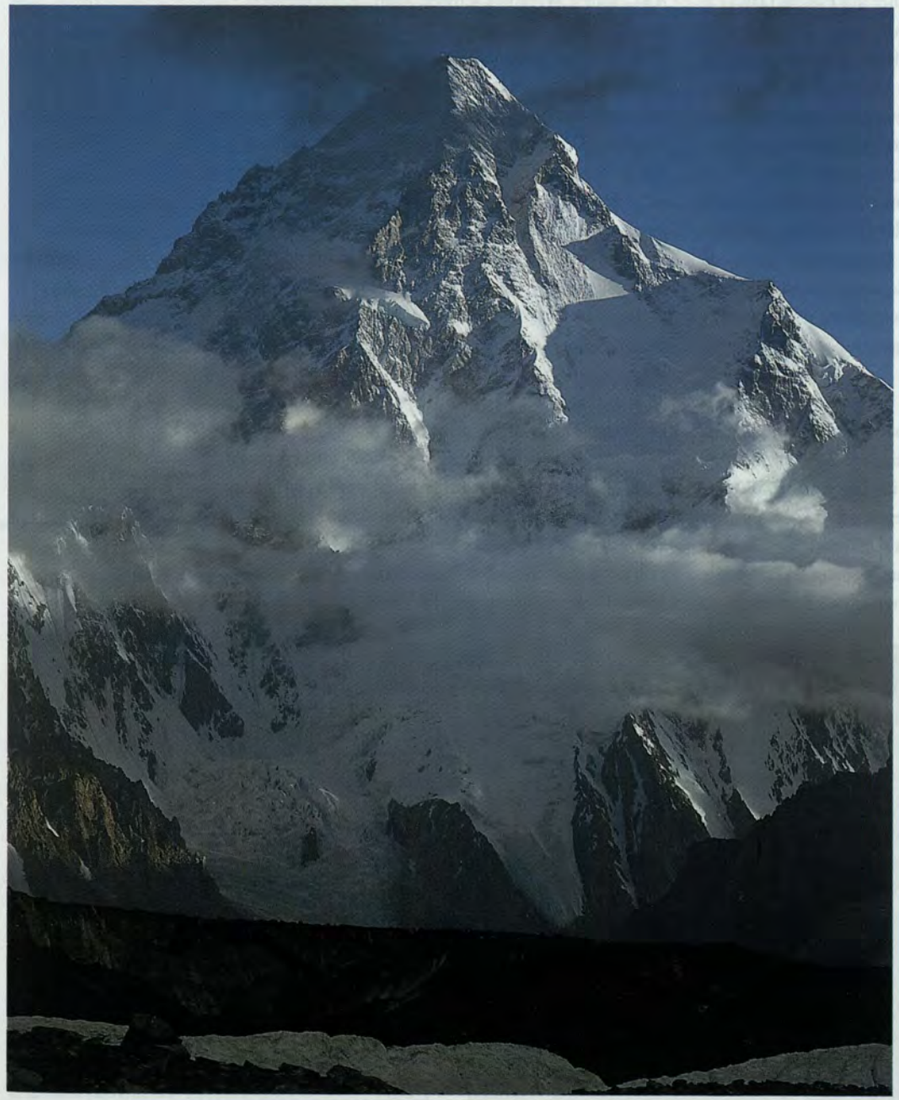
[10] Chris Jones: Climbing in North America, Los Angeles 1979

Im Karakorum

Der kleine, nicht ganz 1,70 Meter große Sachse wollte jedoch noch weiter hinaus. Im Karakorum lockten unbestiegene Achttausender – für den K2 (8611 m) erlangte Fritz Wiessner 1938 eine Expeditionsgenehmigung für den American Alpine Club. Die offizielle „Amerikanische K2-Expedition" erreichte jedoch ohne ihn die beachtliche Höhe von 7900 Meter an der Abruzzi-Rippe. Wiessner war durch geschäftliche Belange verhindert, an diesem Unternehmen teilzunehmen. Er blieb jedoch nicht untätig und bot für 1939 sofort die zweite Expedition zum K2 auf. Eine Besteigungserlaubnis lag vor, die starken Mitglieder der 38er Expedition hatten ihre Mitarbeit erklärt. Alles schien wunderbar. Die Enttäuschung, dass letztlich keiner der fest eingeplanten Kameraden an dem großen Vorhaben teilnehmen konnte, war deshalb um so gewaltiger. Wiessner erwog zuerst einen späteren Expeditionszeitpunkt, konnte aber nicht mehr zurück. Rasch suchte er Ersatzleute, konnte durch die Kürze der Zeit bei der Auswahl nicht anspruchsvoll sein und so begann die Tragödie um die „Zweite amerikanische K2-Expedition". Nach Erreichen des Basislagers wurde eine solide



Wiessners einzige Veröffentlichung in Buchform erschien 1955 im Bergverlag Rudolf Rother in München



Am K2 erreichte Wiessner bei der amerikanischen Expedition von 1939 ohne künstlichen Sauerstoff eine Höhe von 8385 Metern und war dem Gipfel, nachdem die Hauptschwierigkeiten bereits überwunden waren, schon greifbar nahe.
Foto: Rudi Lindner

ausgestattete Lagerkette aufgebaut. Krankheit und Höhenprobleme bei den Clubkameraden vom AAC führten dazu, dass Wiessner kaum Unterstützung durch seine Mitstreiter erfuhr. Die Bedingungen am Berg waren günstig, Wiessner so gut drauf wie noch nie. In seinem Tagebuch notierte er: „Wird der K2 die Krönung meines Bergsteigerlebens bringen? Alles, was ich in langen Jahren am Berg gelernt habe, was er mir so bereitwillig gab an Kraft, Energien, Ausdauer, Instinkt, will ich kühl und überlegend, aber mit warmem Herzen einsetzen." [11]

Im Vertrauen auf die Erledigung der eingeteilten Aufgaben setzte Fritz Wiessner mit Pasang Dawa Lama am 19. Juli zum Gipfelsturm an. Am Spätnachmittag waren etwa 8390 Meter Höhe erreicht, die schwierigsten Kletterstellen überwunden. Hier nun weigerte sich Pasang weiterzusteigen, aus Furcht, die Rache der bösen Berggeister heraufzubeschwören. Den Gipfelsieg greifbar nah, versuchte Wiessner seinen Kameraden umzustimmen. Vergeblich. Schweren Herzens beugte er sich dem Wunsch seines Sherpas, es am nächsten Tag bei Sonnenschein noch einmal zu versuchen. Wie anders erscheinen heute die weniger rücksichtsvollen Bergsteiger im Himalaya, die oft um den Preis des eigenen Gipfelerfolges die Probleme oder Gefahren ihrer Mitstreiter nicht wahrnehmen wollen?

Ein weiterer Gipfelversuch wurde unmöglich, da Pasang im schwierigen Abstieg ein Steigeisen verlor. Dudley Wolfe erwartete sie im Lager 8 auf 7700 Meter Höhe. Gemeinsam stiegen sie weiter ab. Enttäuscht stellten sie fest, dass die Lagerkette ohne ihr Wissen geräumt worden war. Wolfe machte die Höhe zu schaffen, wurde immer schwächer und blieb zurück, während Wiessner mit Pasang hinabeilte, um Hilfe zu holen. Kein Lager war mehr funktionsfähig. Nach zehn Tagen in Höhen über 7500 Meter Höhe erreichten sie völlig erschöpft mit letzter Kraft das Basislager. Ein Teil der Expeditionsmitglieder war bereits abgereist. Schlechtes Wetter setzte ein. Drei Sherpas versuchten, Wolfe herabzuholen. Das Unwetter gestattete auch den ausgezogenen Sherpas keine Rückkehr mehr. Sie blieben wie Wolfe am Berg, sind bis heute nicht gefunden worden. Die Expedition endete tragisch, der Tod von vier Menschen belastete Wiessner sehr. Es half auch nicht, wenn der Himalaya-Chronist Günter O. Dyhrenfurth später schrieb: „Ein glänzender Alpinist mit nur einem Sherpa an der Spitze, dahinter ein großes Vakuum ohne die zuverlässige Zusammenarbeit einer erprobten Bergsteiger-Mannschaft." [12]

Die Anfeindungen, die Wiessner nach seiner Rückkehr in die USA erleben musste, die falschen Darstellungen der Geschehnisse durch die „Gefährten", die kaum über das Basislager hinausgekommen waren, machten ihn sprachlos. Sein konsequenter Verzicht auf künstlichen Sauerstoff und auf Funkgeräte, welcher vorher mit den anderen Expeditionsteilnehmern vereinbart war, wurde ihm nun als Nachlässigkeit ausgelegt. Die deprimierende Erkenntnis, dass sein Sportsgeist als Ursache für die Katastrophe gewertet wurde, und die Nichtanerkennung seiner enormen Leistung am K2 durch den AAC trafen Wiessner schwer. Vom „Kesseltreiben" geschafft, trat Wiessner aus dem American Alpine Club aus und hüllte sich in Schweigen. Erst 1955 erschien in Deutschland ein von ihm geschriebenes schmales Büchlein über die Expedition. Der erst im Winter 2000 zufällig wieder aufgetauchte Schwarz-Weiß-Film von der 1939er Expedition, gedreht mit einer Handkamera, gibt allerdings auch keine Auskunft über das Drama.

Erst nach langem Zureden einiger Freunde trat Fritz Wiessner 1966 wieder dem American Alpine Club bei und wurde kurz darauf zum Ehrenmitglied ernannt. Die Zeiten hatten sich geändert. Die von Wiessner gepredigte Fairness beim Klettern, der Verzicht auf künstliche Hilfsmittel waren inzwischen so in Fleisch und Blut der amerikanischen Kletterer in West und Ost übergegangen, dass Wiessner kaum noch als deren Urheber ausgemacht werden konnte. Die nun wieder intensivierten Besuche in Europa, besonders der Alpen, schlossen den Kreis. Gemeinsam mit neuen und alten Bergfreunden bestieg er bis 1960 alle ihm noch fehlenden Viertausender der Al-

In der UIAA setzte sich Wiessner für eine neue Schwierigkeitsbewertung unter strikter Trennung von freier und künstlicher Kletterei ein, hier bei einer Sitzung 1970, auf der auch Reinhold Messner (Mitte) anwesend war. Wiessner befürwortete die Einführung des siebten Schwierigkeitsgrades.
Foto: Archiv SBB Dresden

Fritz Wiessner unter dem Trapp-Massiv in den Shawangunks im August 1980, links von ihm Dieter Hasse. Für die jungen Amerikaner war Wiessner eine Respektsperson, deren Rat und Urteilskraft gefragt war.
Foto: Heinz Lothar Stutte





pen. Gern kletterte Fritz Wiessner aber auch in den neu erschlossenen Sportklettergebieten in Frankreich und Italien. Als 60-jähriger führte er noch sicher Routen des 5. UIAA-Grades. [13]

Als Ehrengast nahm er an den Feierlichkeiten „100 Jahre Klettern im Elbsandsteingebirge 1864 – 1964" teil. Trotz aller Schikanen, die die DDR ihren Besuchern aus dem westlichen Ausland auferlegte, nutzte Wiessner bis 1987 alljährlich jede Gelegenheit, um seine alte sächsische Kletterheimat, das Elbsandsteingebirge, zu besuchen. Hier kletterte er mit der einheimischen Elite, z.B. mit Bernd Arnold. Er erzählte von den Bergen der Welt und versuchte so, die räumliche Enge des Sozialismus zu überwinden, Kontakt zwischen Ost und West herzustellen. In den siebziger Jahren brachte Wiessner junge amerikanische Spitzenkletterer mit nach Sachsen, wie Steve Wunsch oder Henry Barber. Dass hier frei, d.h. ohne künstliche Hilfsmittel, geklettert wird, verwunderte sie nicht, kannten sie dies doch auch von Amerika, wo Wiessners Gedanken vom freien Klettern allgemein Standard geworden waren und die schwersten Routen „free" begangen werden.

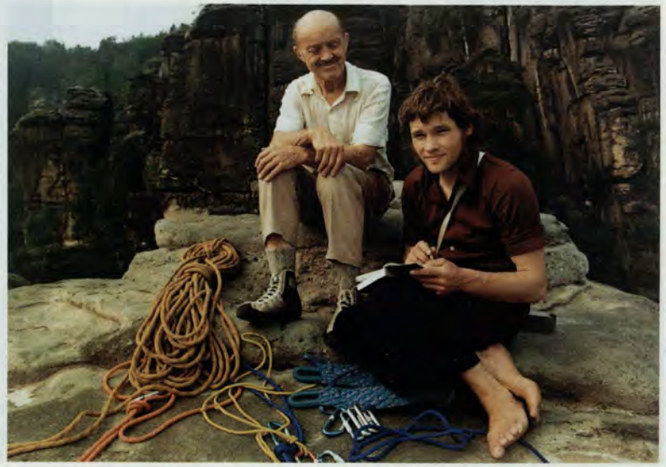
In der UIAA-Kommission

Aber nicht nur als Könner am Fels, sondern auch als kühner Schreibtischstratege zeigte sich Wiessner in der zweiten Hälfte seines Lebens. Ausgestattet mit reichlich Erfahrung aus einem langen Kletterleben arbeitete er in der UIAA (Union Internationale des Associations de Alpinisme = Internationale Vereinigung der Alpinen Verbände) seit den sechziger Jahren aktiv mit. Als Kosmopolit nutzte er seine integrierende Persönlichkeit und setzte sich besonders für die Neufassung der Schwierigkeitsbewertung und Routenbeschreibung ein. Unter seinem Vorsitz beschloß 1973 die UIAA-Kommission die noch heute gültige alpine Schwierigkeitsbewertung, die endlich verbindlich zwischen dem hilfsmittellosen Klettern und dem künstlichen Klettern unterscheidet. Als Experte für derartige Fragen begrüßte Wiessner auch die dringend notwendige Einführung des VII. Grades des UIAA, ausgelöst durch die Erstbegehung der Pumprisse am Fleischbankpfeiler durch Helmut Kiene und Reinhard Karl 1977. Als Amerikaner deutscher Abstammung verband Fritz Wiessner die Alte und die Neue Welt, knüpfte Kontakte und Partnerschaften, die zum besseren Verstehen untereinander beitrugen. Als Anerkennung seines Lebenswerkes und seines Verdienstes um die weltweite Propagierung des Freikletterns wurde er 1987 von der UIAA zur äußerst selten verliehenen Ehrenmitgliedschaft berufen. Der Deutsche Alpenverein als Institution schätzte die Persönlichkeit Fritz Wiessners so sehr, dass er im Mai 1980 zu Ehren des 80. Geburtstages von Wiessner eine Festveranstaltung in München organisierte. Die offizielle Laudatio hielt Dietrich Hasse, Seilgefährte Wiessners bei vielen Touren im Elbsandstein und in den Alpen.

Bis 1987 kletterte Fritz Wiessner aktiv, am liebsten zusammen mit jungen Menschen, die ihn an die eigene Jugend erinnerten. Sein Tod 1988 machte weltweit die Klettergemeinde betroffen. In Nachrufen wurde seine einmalige Persönlichkeit gewürdigt: sein Respekt vor den Bergen, vor den Kameraden am Berg, sein Suchen nach sportlicher Perfektion. Mit ihm ging einer der Bedeutendsten des Alpinismus des 20. Jahrhunderts, einer, der heute längst zur Legende geworden ist.

Fritz Wießner oder Fritz Wiessner? – Er selbst schrieb sich seit seiner Ankunft in Amerika 1929 nur noch mit „ss". Aus Gründen der Übersichtlichkeit wurde diese Schreibweise auch für die Jahre davor übernommen.

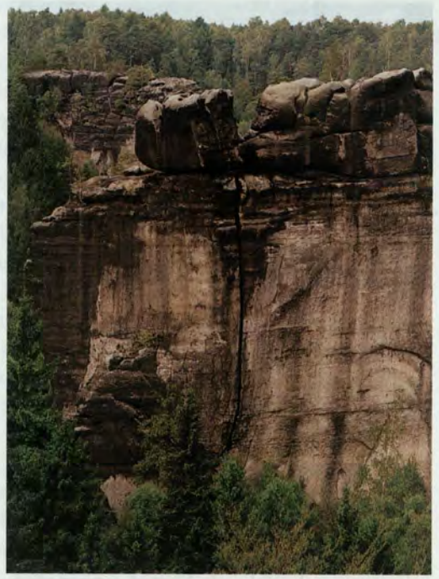
Fritz Wiessner und Bernd Arnold 1978 auf dem Hirschgrundkegel.
Foto: Heinz Lothar Stutte



[11] Fritz Wiessner: K2 - Tragödien und Sieg am zweithöchsten Berg der Erde, Bergverlag Rudolf Rother, München 1955, S. 19
[12] Günter O. Dyhrenfurth: Der Dritte Pol, München 1960, S. 171
[13] Gottfried Andreas/Albrecht Kittler: Fritz Wiessner – Gedenkbuch für einen der bedeutendsten sächsischen Bergsteiger, Herausgegeben vom Sächsischen Bergsteigerbund, Sektion im DAV, Dresden 2000

Teilnahme an Erstbegehungen im Elbsandsteingebirge
31.08.1919 Großer Prebischkegel Südwand VIIa, Emanuel Strubich, Fritz Wiessner, W. Kotz, O. Dietrich, J. Unger
26.09.1920 Ziegenrückenturm Alter Weg V, Erhard Roßberg, Fritz Wiessner
24.10.1920 Heringstein Schluchtweg V, Waldemar Pfeilschmidt, Fritz Wiessner, O. Kunis

Erstbegehungen in der Sächsischen Schweiz
25.07.1920 Chinesischer Turm Nordostkante VIIb, Fritz Wiessner, E. Roßberg, R. Schlecht
10.10.1920 Schwedenturm Neuer Weg VIIa (VIIb), Fritz Wiessner, E. Gerbing, F. Schneider, E. Roßberg
17.10.1920 Goldstein Südostwand VIIa, Fritz Wiessner, K. Rost
25.03.1921 Heringstein Nordwestweg VIIa, Fritz Wiessner, E. Roßberg
06.05.1921 Siegfried Nordwand VIIa, Fritz Wiessner, E. Roßberg, E. Gerbing
29.05.1921 Schusterturm Neuer Nordostweg VIIa, Fritz Wiessner, E. Koch
24.07.1921 Weberschluchtkegel Talweg VIIa, Fritz Wiessner, E. Koch, B. C. Geyer
04.09.1921 Großes Spitzes Horn Nordriss VIIc, Fritz Wiessner, E. Koch
19.03.1922 Kanstein-Vorgipfel Westverschneidung VI, Fritz Wiessner, E. Koch
29.04.1924 Frienstein Wiessnerriss VIIc, Fritz Wiessner, E. Roßberg
22.06.1924 Fluchtwand SW-Kante 3/VI, Fritz Wiessner, K. Rost
26.10.1924 Schwarzes Horn Nordwestweg IV, Fritz Wiessner solo
18.05.1925 Püschnerturm Emporweg VIIa, Fritz Wiessner, A. Hanel
30.05.1925 Rokokoturm Querweg V, Fritz Wiessner, A. Hanel



Der Wiessnerriss am Frienstein (VIIc) wird selbst von sehr guten Kletterern mit Respekt behandelt und dokumentiert das große Können Wiessners im Rissklettern auch für nachfolgende Generationen.
Foto: Heinz Lothar Stutte

Erstbegehungen in Ostböhmen
Adersbach
Für Juli 1928 sind die Erstbesteigungen von Hungerburg, Gespaltener Turm und Wartturm (evtl. heute Koberce) durch Fritz Wiessner und Klubkameraden in einem Gästebuch festgehalten, heute jedoch nicht exakt lokalisierbar.
Wekelsdorf
07.06.1927 Felsenkrone Alter Weg VII, Rudolf Kaden, Fritz Wiessner

Erstbegehungen in den Alpen
Fleischbank Südostwand, Fritz Wiessner und Roland Rossi, 28.7.1925
Furchetta Nordwand, Fritz Wiessner und Emil Solleder, 1.8.1925
Cima Canali Westwand, Fritz Wiesser und Felix Simon, 28.7.1927
Pala di San Martino Ostwand, Fritz Wiessner und Felix Simon, 30.7.1927
Cima del Coro Südwestwand, Fritz Wiessner und Felix Simon, Hermann Kees, 3.8.1927
Cima dei Lastei Südwand, Fritz Wiessner und Felix Simon, Hermann Kees, 5.8.1927
Sasso d'Ortiga Westkante, Fritz Wiessner, Hermann Kees, 1928
Civetta Ostwand, Fritz Wiessner, Hermann Kees, 1928

Erstbegehungen/Erstbesteigungen in Amerika (Auswahl)
White Mountains/New Hampshire,
Wiessners Dike 5.6 am Cannon Cliff,
Wiessner-Route 5.8 an Humphrey's Ledge

In den Shawangunks
mehr als 50 Erstbegehungen,
darunter The Old Route 5.5, Juni 1935,
Gargoyle 5.5, Lakeview 5.4., Rusty Trifle 5.3,
Frogs Head 5.5, Grunebaums Wulst 5.6,
Minnie Belle 5.8, High Exposure 5.6



In den Shawangunks im Staat New York war Fritz Wiessner Entdecker und „Hausmeister" zugleich, hier eröffnete er über 50 Kletterrouten.
Foto: Heinz Lothar Stutte

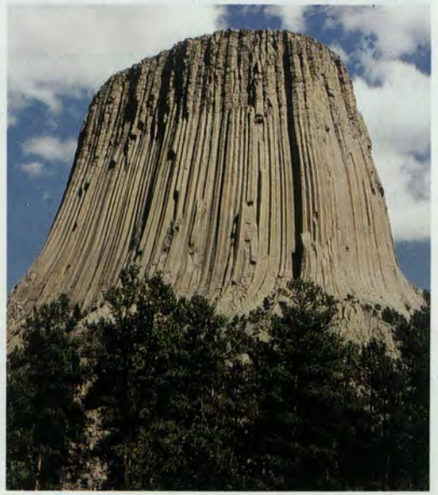
Die Bergfahrten von Fritz Wiessner (Auszug)
1915/16 Klettern im Elbsandsteingebirge und im böhmischen Sandstein, bis 1929 viele schwierige Erstbegehungen
1919 Touren in Allgäuer Alpen, Lechtaler Alpen, Ferwall
1920 Brenta: u. a. Crozzon di Brenta N-Kante und Guglia di Brenta,
Montblanc-Gruppe: Dent du Geant führerlos, Kaisergebirge: Totenkirchl 2. Beg. Westwand
1922 Kaisergebirge: verschiedene Touren
1923 Kaisergebirge: u. a. Fleischbank 5. Beg. Dülferriss, Berchtesgadener Alpen: Watzmann 2. Solobeg. Ostwand
1924 Klettern und Skifahren in der Hohen Tatra, Kaisergebirge: Predigtstuhl 3. Beg. Schüle/Diem, Wetterstein: Gratüberschreitung Alpspitze-Zugspitze, Schüsselkarspitze 12. Beg. Südwand, Bernina: Skitouren und Winterbesteigungen
1925 Kaisergebirge: Fleischbank 1. Beg. Südostwand, Dolomiten: Furchetta 1. Beg. Nordwand
1927 Dolomiten: Erstbegehungen in der Pala, u.a. Cima Canali Westwand, Pala di San Martino Direkte Ostwand; Cima del Coro, Südwestverschneidung; Cima dei Lastei Direkte Südwand; Montblanc-Gruppe: verschiedene Touren
1928 Mont Blanc-Gruppe: Aiguille Blanche 13. führerlose Beg. Peutereygrat Dolomiten: Sasso d'Ortiga/Pala 1. Beg. Westkante
1932 Karakorum: Teilnehmer der „Deutsch-Amerikanischen Himalaja-Expedition" zum Nanga Parbat 8103 m, erreichte Höhe: 7900 m, 2. Besteigung des Westlichen Chongra Peaks 6390 m
1933 New Hampshire/USA: Erstbegehungen in den White Mountains, Wetterstein: Skibesteigungen
1935 Skibergsteigen in der Valluga-Gruppe/Alpen, New York: Entdeckung der Shawangunks, in den Folgejahren viele Erstbegehungen in diesem Klettergebiet
1936 Kanada – British Columbia: 1. Best. des Mt. Waddington, Wyoming: 2. Beg. des Nordgrates auf den Grand Teton New Hampshire: 1. Beg. Wiessnerpfeiler am Cannon Cliff , Colorado: Bergtouren in den Rocky Mountains
1937 Wyoming: 1. sportliche Besteigung des Devils Tower, South Dakota: verschiedene Klettertouren in den Black Hills, Kanada/Alaska: Touren im Kate's Needle-Gebiet
1938 Kanadische Rocky Mountains/Alberta: diverse Gipfelbesteigungen, u. a. Mt. Athabasca 3491 m, Mt. Robson
1939 Karakorum: Leiter der zweiten amerikanischen K2-Expedition,Wiessner erreicht am K2, gemeinsam mit Pasang Dawa Lama, eine Höhe von 8385 m
1940 Bergbesteigungen im Nordosten der USA bis 1945
nach 1946 Berg- und Skitouren in den kanadischen Rocky Mountains (Castle Peak 2766 m, Hayden Peak), in Kalifornien (Mt. Shasta 4317 m) und in den Tetons von Wyoming. In den Alpen besteigt Wiessner alle ihm noch fehlenden Viertausender (bis 1960), Fels-Klettertouren in den USA, Mexiko, England, Frankreich, Italien, Deutschland und Südafrika
ab 1964 Jährlicher Besuch der Sächsischen Schweiz, Wiessner klettert in den achtziger Jahren bis VII (Sächsische Skala)
1967 Kanada: Teilnehmer der Yukon-Centennial-Expedition, Erstbesteigung von zwei Dreitausendern
1968 Mexiko: Besteigung der Vulkane Popocatepetl 5452 m und Orizaba 5700 m
1986 Shawangunks: High Exposure (5.6), Eldorado Canyon: The Wind Ridge (5.5)



Foto: Archiv SBB Dresden

Bekannte Veröffentlichungen von Fritz Wiessner
Fritz Wiessner: Die Yukon-Centennial-Expedition 1967 des Kanadischen Alpenklubs, in: Österreichische Alpenzeitung, Folge 1362
Fritz Wiessner: Die Roßkuppenkante - In memoriam Richard Hoyer, in: Österreichische Alpenzeitung, Folge 1371
Fritz Wiessner: K2 - Tragödie und Sieg am zweithöchsten Berg der Erde, Bergverlag R. Rother, München 1955, mit Beiträgen von Franz Graßler
Fritz Wiessner: Zur neuen Schwierigkeitsskala der UIAA, in: Der Tourist 1/1970
Fritz Wiessner: Die Ausstrahlung des Sächsischen Bergsteigens auf das Bergsteigen in Nordamerika und in der Welt, in: Felsenheimat Elbsandsteingebirge, Wolfratshausen 1979
Fritz Wiessner/Hans Pankotsch: Einheitliche Schwierigkeitsgrade für Klettertouren, in: Der Tourist 2/1970, S. 4f
Fritz Wiessner: Early Rock Climbing in the Shawangunks, in: Appalachia June 1960
Fritz Wiessner: Purcell Range of British Columbia – Snowpatch Spire, in: The American Alpine Journal 3/1939
Fritz Wiessner: The First Ascent of Mt. Waddington be Climbed, in: Canadian Alpine Journal 1935
Fritz Wiessner: The K2 Expedition of 1939, in: Appalachia 1956
Fritz Wiessner: The UIAA Climbing Classification System, in: American Alpine Journal 1969

Literatur über Fritz Wiessner
Gottfried Andreas/Albrecht Kittler: Fritz Wiessner – Gedenkbuch für einen der bedeutendsten sächsischen Bergsteiger, Herausgegeben vom Sächsischen Bergsteigerbund, Sektion im DAV, Dresden 2000



Der von Wind und Wetter herauserodierte Vulkanschlot des Devils Tower in Wyoming/ USA bildet eines der eindrucksvollsten Naturdenkmale Nordamerikas. 1937 gelang Fritz Wiessner die erste Besteigung (V+) „by fair means" mit einer Ausnahmegenehmigung der Naturparkverwaltung.
Foto: Heinz Lothar Stutte

Angst vor dem Berg – Angst um den Berg

200 Jahre alpine Erschließung am Großglockner

Von Dr. CLEMENS M. HUTTER



Konrad Gesner (1516 – 1565)
Der Züricher Arzt und Naturforscher verfasste eine sechsbändige Historia animalium und wurde zum Vorläufer der beschreibenden Zoologie. Er vermutete noch die Existenz von Drachen im Gebirge.
Archiv DAV

„UNTER DEN FÜR DIE PHYSIK der Erde wichtigeren Begebenheiten des zu Ende laufenden 18. Jahrhunderts verdient auch das Unternehmen, die Kuppe des wegen seiner ausnehmenden Höhe und seltenen Form weit umher berühmten Berges Großglockner zu ersteigen, seinen Platz (...) Man hielt seine Besteigung für schlechterdings unmöglich. Das Jahr 1799 löste auch diesen Knoten."

So selbstbewusst beurteilte das offizielle „Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Groß-Glokner im Jahre 1799" den gescheiterten ersten Angriff auf Österreichs höchsten Berg. Obwohl die wissenschaftliche Welt dieser Leistung großen Beifall spendete, genügte dem Kärntner Fürstbischof Salm-Reifferscheid die Ausbeute „an geologischen und physikalischen Beobachtungen" keineswegs. Deshalb ließ er eine zweite Expedition im Sommer 1800 vorbereiten – durch eine „Gesellschaft so zahlreich und ausgesucht, daß jede Abtheilung der Naturgeschichte und Physik ihren Mann dabei findet".

Das unterstreicht, dass die Pionierzeit der Bergsteigerei auf Forschung und nicht auf alpinistische Erschließung des Hochgebirges zielte. Folgerichtig erregten frühe alpine Großtaten nur dann Aufsehen, wenn sie wissenschaftliche Erkenntnisse brachten – in Physik, Geologie, Chemie, Botanik, Trigonometrie, Physiologie oder Insektenkunde.

Das traf beispielhaft auf die Erstbesteigungen des Montblanc (4807 m) in den Jahren 1786/87 und des Großglockners (3798 m) 1799/1800 zu, nicht aber für den Böcksteiner Bauern Patschg, der 1762 den Ankogel (3262 m) im Alleingang bezwang – den ersten vergletscherten Dreitausender der Ostalpen überhaupt. Ebenso unbeachtet blieben die Erstbesteigungen des Wiesbachhorns (3564 m) um 1790 oder des Ortlers (3902 m) im Jahr 1804. Die erste „nichtwissenschaftliche" Alpinsensation fiel schon in eine neue Epoche, nämlich der Absturz von vier der sieben Erstbesteiger des Matterhorns (4477 m) 1865. Den Zeitgeist artikulierte damals die Londoner „Times" treffend: „Wer gab dem Menschen das Recht, die Gabe des Lebens wegzuwerfen, um mit Affen, Katzen und Eichhörnchen in Wettstreit zu treten?"

Seit grauer Vorzeit mieden die Menschen das Gebirge als eine fremde und feindliche Welt, in der Götter, Geister und Hexen Unberechenbares, Unerklärliches und Ungeheuerliches zusammenbrauen: Gewitter, Muren, Lawinen. So beschwor 1575 im Prozess gegen den Bramberger „Wettermacher" Pfarrer Ramsauer ein Hirte, er habe Hexen beobachtet, wie sie aus dem Schmiedinger Kees Eis schnitten, zerhackten und als Hagel auf die erntereifen Felder warfen.

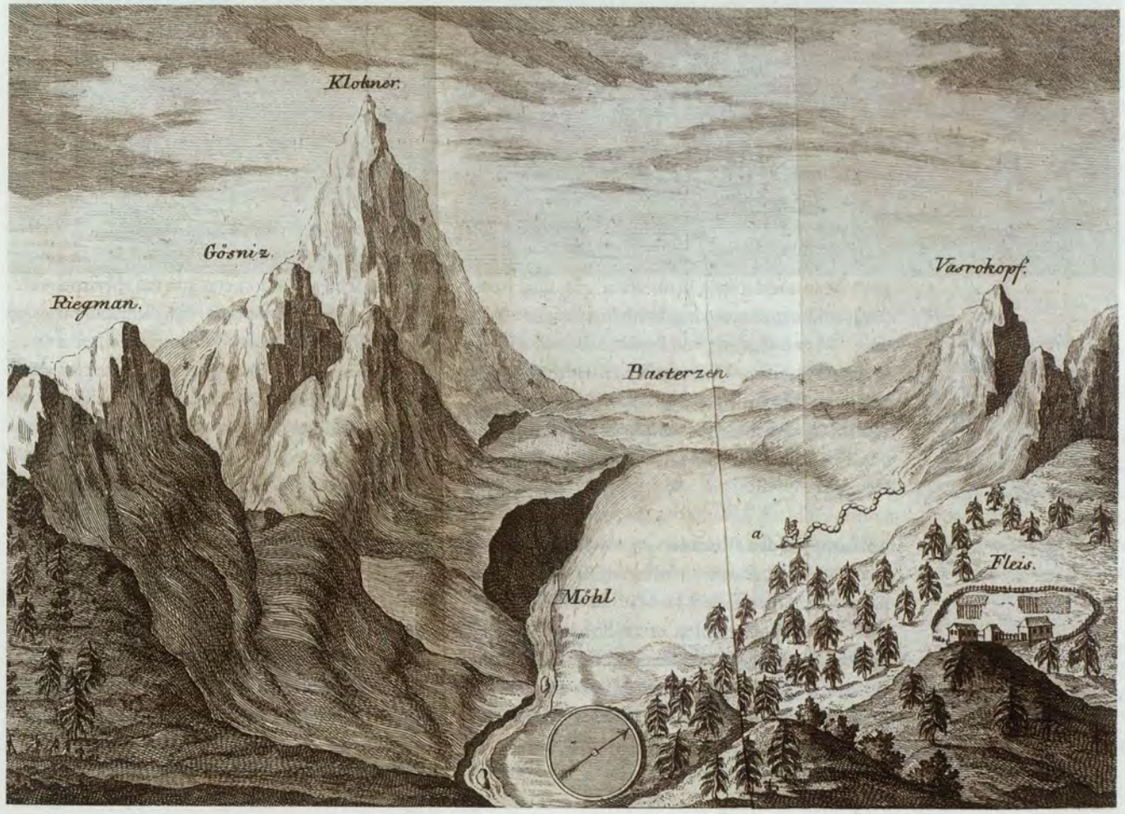
Auch ortete man im Gebirge den Sitz von menschenfressenden Ungeheuern. Zwar nur nach dem Hörensagen, aber trotzdem recht genau beschrieb der hoch geschätzte Züricher Botaniker Johann Jakob Scheuchzer vor zweieinhalb Jahrhunderten in seinen Bilanzen aus sechs Vorstößen in das Hochgebirge ein mehrfach mannsgroßes Ungeheuer mit Katzenkopf und Löwentatzen, das den Menschen auflauert! Der nicht minder berühmte Naturforscher Belsazar Hacquet de la Motte riet 1781 dringen dazu, auf „Bergreisen" doppelläufige Pistolen mitzuführen, weil aggressive Geier danach trachteten, mit ihren mächtigen Schwingen Menschen über Felswände zu stürzen.

Motive der Alpenerschließung

Vergleichbare Ängste hatten schon die Römer befallen, die sich sonst mit jedermann anlegten und nur die Alpen großzügig dem mythischen Alpenbezwinger Herkules überließen. Einzig der pure Imperialismus verlieh ihnen den Mut, über die Alpenpässe nord- und westwärts über anderer Leute Länder herzufallen. Deshalb errichteten sie dem Herkules auf etlichen Alpenpässen kleine Kapellen, vor denen Soldaten und Händler ihre aufgewühlte Psyche beschwichtigten mochten. Reste eines solchen Heiligtums und eine Statuette des Herkules fand man 1934 beim Anstich des Hochtortunnels der Glocknerstraße. Im Umfeld des Hochtors fand man auch keltischen Goldschmuck aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert und ein um tausend Jahre älteres Bronzemesser. Offensichtlich wagten sich robustere Naturen – wie noch viel früher der Ötzi – seit langem bei triftigen Anlässen über die Pässe der Ostalpen.

Was der Imperialismus nicht schaffte, leistete die Begehrlichkeit. Jäger, Wilderer. Schmuggler sowie Gold- und Mineraliensucher überwanden die Angst vor dem Gebirge schon lange vor dem „alpinen Zeitalter". Diese Überwindung in kolonialistischer Absicht bescheinigt der Historiker Polybios (200-120 v. Ch.) auch den Römern. Als nämlich bei den Tauriskiern (Kelten in den Hohen Tauern) derart reichlich Gold gefunden wurde, dass der Goldpreis in Rom um ein Drittel fiel, bemächtigten sich die Römer einfach dieser Goldquellen.

Eineinhalb Jahrtausende später zügelten die Nachfahren der Tauriskier ebenfalls aus Goldgier ihre Angst vor jener Region, die heute Goldberg-



Bei seiner großen Kärntenreise porträtierte der Naturforscher Belsazar Hacquet de la Motte den Glockner noch auf etwas schematisierende Weise. Belsazar Hacquet de la Motte: Riegmann, Gösniz, Klokner, Möhl, Basterzen, Vasrokopf. Kupferstich. In: „Hacquet's mineralogisch-botanische Lustreise ... im Jahr 1779 und 81 ... Zwote veränderte Auflage und vermehrte Auflage", Wien 1784.
Alpines Museum München



Belsazar Hacquet de la Motte (1739 – 1815)
erforschte als Botaniker, Geologe und Mineraloge die Ostalpen. 1771 bereiste er Kärnten und die Obersteiermark, wobei er besonders den Erzbergbau dieser Länder untersuchte und eine Vielzahl wissenschaftlicher Schriften darüber verfasste. Von 1787 bis 1810 nahm er eine Professur an der Universität Lemberg (seit 1805 Krakau) an. Hacquet war Mitglied und Ehrenmitglied in elf gelehrten Körperschaften in der Zeit seines Kärnter Aufenthaltes.

gruppe heißt und bis an die Pasterze und den Kloben heranreichte. Um 1550 trug das dort gehobene Tauerngold annähernd zehn Prozent zur bekannten Welt-Goldproduktion bei. Weder Hexen noch Drachen hemmten somit den Aufstieg des Erzbistums Salzburg in den Kreis der vier reichsten deutschen Fürstentümer. Damals wich allerdings die Angst vor dem Berg auch schon der Neugier, der Triebkraft aller Wissenschaft. Aufklärer wollten die Natur in eine rationale Weltordnung einbauen, Unerklärliches wie Blitz und Hagelschlag enträtseln und den Aberglauben aushebeln. Hauptmotiv des frühen Alpinismus war somit „die Herrschaft der Zahl", das Registrieren naturwissenschaftlicher Fakten.

Im vergletscherten Ödland rings um den Großglockner gab es um 1800 keine Wege, Markierungen, Landkarten, Schutzhütten oder konzessionierte Bergführer. Wer sich in das Hochgebirge vorwagte, ging furchtlos – aber weg- und ahnungslos. Forscher wagten sich über die Almböden hinauf und stießen auf bohrende Fragen: Woher stammten versteinerte Schnecken, war hier ein Meer? Schwammen Gletscher auf einem Meer oder waren sie gleich der Pasterze unterm Glockner eine Strafe Gottes für ausschweifende Älpler?

Die alpinistischen Aufklärer nutzten bereits praktische Erfahrungen der Gämsenjäger, Hirten und Bergbauern. Schon zur Mitte des 16. Jahrhunderts kannte man den Umgang mit Schneereifen, Seilen und Steigeisen. Und der Graubündner Gabriel Walser riet 1740: Wer Schwindel an Abstürzen fühle, solle sich „auf den Bauch zur Erde niederlegen". Man meide fette Kost, denn „die Luft ist zu dünn und der Magen mag es nicht ertragen". (Moderne Wissenschaft rät von Fettkost ab, weil sie zum Verbrennen zu viel Sauerstoff verbraucht.) Längst halfen auch bewährte Rezepte gegen Sonnenbrand: Ruß, in Öl zerriebenes Schießpulver, gefärbte Schleier, grüne oder blaue Brillengläser und breitkrempige Hüte.

Ansturm auf den Glockner

Hier tritt der Laibacher Universalgelehrte Belsazar Hacquet de la Motte (1739 – 1815) ins Blickfeld. Von 1782 bis 1786 unternahm er zu Pferd seine bahnbrechenden Entdeckungsreisen durch die Ostalpen. Er kam auch in Heiligenblut vorbei, schätzte die Höhe des Großglockners auf 3900 Meter, hielt den Umweg durch das Leitertal für den einzig gangbaren Anstieg und wurde nur vom Regen daran gehindert, das praktische Exempel auf die Theorie zu liefern. In seinem alpinen Klassiker „Unterricht für Bergreisen" beschreibt er sogar das Reibungsklettern: Im Fels trage man Sandalen aus fingerdicken ölgetränkten Stricken, die man „mit Darmsaiten zusammennäht und mit Riemen an die Stiefel schnallt".

Unter dem Eindruck der sensationellen Eroberung des Montblanc 1786/87 durch den Genfer Naturwissenschafter Saussure trug Hacquets Bericht über den Glockner schließlich zur Entscheidung des Fürstbischofs Salm Reifferscheid bei, eine Expedition zur Besteigung des höchsten Kärntner Berges auszurüsten. Im ersten Ansturm von 30 Mann fiel 1799 jedoch nur der Vorgipfel, der vom Tal höher als der Hauptgipfel erscheint.

In der siegreichen zweiten Expedition von 1800 fand nun tatsächlich „jede Abtheilung der Naturgeschichte und Physik ihren Mann dabei", wie Salm angekündigt hatte. Die „Honoratioren" unter den 62 Personen belegen den wissenschaftlichen vor dem alpinistischen Zweck. Das waren hervorragende Fachleute wie der Mathematiker Schiegg (Vater der modernen Geodäsie) und sein Assistent Stanig aus Salzburg, die Botaniker Hoppe (aus Regensburg), Hohenwart, Seenus und Wulfen (aus Kärnten), die beiden Salzburger Vierthaler (Pädagogik, Topografie) und Schallhamer (Chemie) sowie der Mölltaler Geologe Dillinger.

Auch die handgefertigte und deshalb sündteure Ausrüstung unterstrich den wissenschaftlichen Zweck – das Modernste an Barometern und Thermometern, dazu Hygrometer, Elektrometer, Theodoliten, Fernrohre, Glaszylinder zum Einfangen von Gipfelluft und Schieggs Aräometer, um das spezifische Gewicht und den Siedepunkt von Schmelzwasser in großer Höhe zu ermitteln. Entsprechend eindrucksvoll fiel die wissenschaftliche Ausbeute aus. Man maß und notierte die Feuchte und Elektrizität der Luft, die Temperatur und den Puls, die Fortpflanzung des Schalls, den Luftdruck, den Siedepunkt des Wassers und die geografische Lage des Gipfels. Die Geologie, die Flora und die Insektenwelt entlang des Anstiegsweges wurden minutiös erhoben. Die Biologen bestaunten Schmetterlinge und Käfer, die in dieser Schneewüste überleben. Schiegg errechnete aus barometrischen und trigonometrischen Daten die Gipfelhöhe mit 3761 Meter – zwar um 37 Meter zu wenig, aber weit besser als die 4216 Meter im Jahr 1799 – und lieferte der Kartografie brauchbare Grunddaten für die ersten annähernd richtigen Landkarten. Schließlich installierte Stanig auf dem Gipfel neben dem Kreuz noch ein „sehr sinnreich



und solid construirtes Barometer", das bis 1852 „dort oben ausdauerte". Gewiss waren solche Versuche und Vermessungen schon Routine. Sensationell neu war die unglaubliche Höhe von 3500 Meter und darüber – weit jenseits der üblichen Höchstgrenze von bestenfalls 2000 Meter.

Zu den physiologischen Erkenntnissen gehörte allerdings auch Erheiterndes: „Gletscherwasser verursacht Abweichen (= Durchfall), das auf dem Weg zum Glockner zur Unzeit kommt. Es ist dann wahrhaft eine bittere Pflicht, im heftigsten Sturmwinde im Freien der Natur ihren Zoll bringen zu müssen." Folglich tranken die Gipfelstürmer Wasser nur mehr vermischt „mit Wein, den wir immer in Menge und nach Durst zu uns nahmen, weshalb wir ungeachtet aller Unbilden der Witterung stets bei guter Gesundheit blieben". Keineswegs erstaunt somit die häufige Klage der Honoratioren über das Ruhebedürfnis „nach jedem achten oder neunten Schritt".

Den aufklärerischen Kampf gegen den Aberglauben des einfachen Volkes erleichterte mit Sicherheit der erdrückend überproportionale Anteil geistlicher Herren am frühen Alpinismus gerade in der Glocknergruppe: Fürstbischof Salm-Reifferscheid, Generalvikar Hohenwart (später Bischof von Linz), Kardinal Schwarzenberg (Salzburg), die Professoren Schiegg und Thurwieser (Salzburg), der gelehrte Wulfen (Klagenfurt), die Pfarrer Horasch und Francisci, Stanig (Domherr in Görz), Pater Steinberger und andere. Da stand nun eine geradezu unheimliche Frage an: Wenn sich diese Herren in das Reich der Geister, Hexen und Ungeheuer vorwagten und heil zurückkehrten, dann mochte das an ihrer Weihe liegen, die sie gegen Teufeleien immun machte; aber vielleicht gab es wirklich keine Berggeister und Ungeheuer...

Franz von Salm-Reifferscheid (1749 – 1822)
Fürstbischof von Kärnten, galt als Förderer der Naturwissenschaften und entwickelte im 18. Jahrhundert Klagenfurt zu einem geistigen Zentrum und Gegenstück zum Genf Saussures. Zu seinem Freundeskreis zählte auch Belsazar Hacquet de la Motte, der entscheidende Impulse zur Eroberung des Großglockners gab. Im Bild von Josef Hermann und Johann Evangelist Scheffer von Leonhardshoff erscheint der Berg noch als sehr idealisierte Form.
Foto: U. P. Schwarz, Landesmuseum Kärnten



Marcus Pernhart (1824 – 1871)
pflegte in seinen großen Glocknerbildern noch die romantisierende Darstellung seiner Zeit. In den Jahren 1857 und 1858 stand er acht Mal auf dem Glocknergipfel, um Skizzen für ein fünfteiliges Panorama anzufertigen. In seinem Glocknerpanorama brachte er eine möglichst naturgetreue Zeichnung der topografischen Gegebenheiten der Region ein, die dem wissenschaftlichen Anspruch entgegenkam.
Foto: Landesgalerie Kärnten, Klagenfurt

Kostspieliger Forscherdrang

Salm errichtete 1799 im Leitertal die erste alpine Schutzhütte überhaupt und ein Jahr später in der Hohenwartscharte und auf der Adlersruhe Unterstände für Bergsteiger, falls sie Schlechtwetter überfiele. Damit kam die touristische Erschließung in Gang, der sogleich der alpine Nepp folgte. In seiner dreibändigen „Reise auf den Großglockner" schimpfte der Wiener Arzt Dr. Josef A. Schultes 1804, dass seine siebenköpfige Gruppe im Dorfwirtshaus von Heiligenblut für fünf Frühstücke, zwei Mittagessen und sieben Abendessen 103 Gulden zahlte, obwohl es nur gesottenes und gebratenes Bockfleisch gab. Und davon bekam man sechs Kilogramm für einen Gulden. 103 Gulden entsprachen dem Taglohn für 26 Bergführer oder für 230 Maurergesellen!

Ein Rätsel der Glockner-Expeditionen muss vorsichtige Berechnungen lösen – die Kosten, die insgesamt viermal andeutungsweise erwähnt werden (abgesehen von den 45 Gulden für das Gipfelkreuz). Alles zusammen ergab mindestens 3000 Gulden. Nach den Preisen von 1799/1800 entsprach das dem Wert einer Herde von 100 Kühen und 100 Kälbern. Trotz aller Vorbehalte – damit käme man 200 Jahre später auf annähernd 290.000 Mark. Der begüterte Fürstbischof bestritt das aus seiner Tasche. Zurecht verwies er später darauf, dass „die gänzliche Ersteigung des Großglockners mein Werk war".

Den größten Brocken bildeten die Reisekosten. Um 1800 rumpelte der Postwagen die 90 Kilometer von Salzburg nach Zell am See in 22 Stunden und das kostete rund 170 Mark (Geldwert 2000). Die 290 Kilometer weite Fahrt von Salzburg nach Wien dauerte viereinhalb Tage und verschlang 750 Mark. Den Komfort so einer Fahrt schilderte Mozart 1780 seinem Vater in einem Brief: „Dieser Wagen stößt einem die Seele heraus. Mein Hintern war ganz schwielig. Aber zur Regel wird es mir sein, lieber zu Fuß zu gehen als in einem Postwagen zu fahren." Hingegen waren Dienstleistungen um 1800 moderat: Nach dem Geldwert von 2000 für ein opulentes



Edward Th. Compton (1849 – 1921)
konnte als reiner Bergmaler schon vom aufkommenden Alpintourismus seiner Zeit gut leben. Er schuf eine Unzahl von Illustrationen für die Publikationen des D.u.Ö.A.V. und zahllose Postkartenmotive der touristischen Anziehungspunkte, u.a. auch von Heiligenblut. Wie kein anderer Maler zuvor förderte er mit seinen Bildern die Popularität der Berge. Als passionierter Bergsteiger stand er selbst mit 70 Jahren noch einmal auf dem Glocknergipfel, den er mehrfach in seiner Kunst verewigt hatte.
Foto: AlpenvereinMuseum Innsbruck

Mittagessen knapp 30 Mark und für ein „sehr bequemes Stadtleben" in einer großen Mietwohnung jährlich etwa 28.000 Mark. Die teure alpinistische Pionierzeit der Wissenschafter und des betuchten Bildungsbürgertums endete erst mit drei Revolutionen.

1846 legte der deutsche Geograf Adolf Schaubach mit seinen fünfbändigen „Deutschen Alpen" das erste alpine Reisehandbuch vor, das Routen sowie die Praxis von Touren und die Unterkünfte beschrieb. Damit machte er das Bergsteigen überhaupt erst berechenbar – zeitlich, materiell und finanziell. Dann drang die Eisenbahn in die Alpen vor: 1860 bis Innsbruck und Salzburg, 1866 über den Brenner, 1871 durch das Pustertal (was die Vorliebe der Prager AV-Sektion für Kals und Osttirol erklärt) und 1875 durch das Salzach- und Ennstal. Die Bahn kostete ein Fünftel der Postkutsche, war zehnmal schneller und machte das Bergsteigen erst erschwinglich.

Schließlich entstanden 1862 der Österreichische und 1869 der Deutsche Alpenverein in der erklärten Absicht, die Berge den Naturfreunden durch Wege und Hütten zu erschließen. Auf diese Art wurde Bergsteigen organisierbar.

Mit einem Schlag gewann die „Sommerfrische" in den Bergen ein breites Publikum. In dieser Phase tauchten Johann Stüdl aus Prag und Karl Hofmann aus München in Kals auf, das nun dem Glocknerdorf Heiligenblut sehr preiswert Konkurrenz machte. Damit freilich wich die Angst vor dem Berg langsam den Bedenken gegen die Nutzung des Berges – auch durch den „sanften" Tourismus. Das zog Bergsteiger an, so dass am 24. August 1872 deren 34 gleichzeitig auf dem Glocknergipfel standen.

Die Klagenfurter AV-Sektion deutete diesen „Ansturm" als Wink, halbwegs zum Glockner an der Pasterze ein „Unterkunftshaus" zu errichten. 1875 stand das „Glocknerhaus" und bot 40 Personen Platz. Einer der ersten Gäste hieß Markgraf Alfred Pallavicini, der mit vier Kalser Führern die nach ihm benannte Eisrinne in die Glocknerscharte hinauf durchstieg.



Johann Stüdl
(1839 – 1925)
Der Prager Kaufmann, Alpinist und Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, entwickelte für die zurückgebliebenen Bergtäler Osttirols eine touristische Infrastruktur, die der verarmten Bevölkerung eine dauerhafte Existenzmöglichkeit sicherte.
1867 tauchte Stüdl mit seinem Freund Hofmann in Kals auf und wurde wie ein Messias empfangen. In der Folge organisierte er für die Kalser einen Bergführerverein mit Satzung und Tarifsystem, versorgte die Bergler mit moderner Ausrüstung und gründete die erste Hütte für Touristen, die später nach ihm benannte Stüdlhütte auf der Südwestseite des Glockners, die zur Urmutter aller Alpenvereinshütten wurde. Um den Kalsern einen eigenen Zugang zum Glocknergipfel zu sichern, ließ Stüdl 1869 den Südwestgrat mit 400 Meter Seil und zahlreichen Eisenstiften ausrüsten, das war der erste für touristische Zwecke errichtete Klettersteig der Alpen.
Bei vielen seiner Projekte trat Stüdl zugleich als Architekt, Baumeister und Finanzier in Erscheinung. Mit seinen Aktivitäten legte Stüdl den Grundstock für den später aufflebenden Bergtourismus.
Foto: Archiv DAV

Erschließung...

Diese Sensation stieß eine neue alpinistische Dimension auf – die „Lösung alpinistischer Probleme" statt der einfachen Besteigung von Gipfeln, der sich die cleveren Klagenfurter verstärkt annahmen. Im Eisenbahnzeitalter wollten sie den Zugang zum Glocknerhaus modernisieren.

Den Denkanstoß dazu gab der Salzburger Ingenieur Heinrich Schröder, der 1889 Aufsehen und Hohn mit einem Plan erntete, „dem Fremdenverkehr im Lande Salzburg große Anziehungskraft" zu verschaffen. Er entwarf eine Zahnradbahn von Bruck durch die Pfandlscharte zur Hofmannshütte, ergänzt durch eine Seilbahn über die Pasterze und eine Stollenbahn auf die Adlersruhe. Schröders Projekt landete auf dem Friedhof der unbezahlbaren Ideen. Doch die Klagenfurter kamen jeder Konkurrenz zuvor und bauten von 1900 bis 1908 die „alte Glocknerstraße" von Heiligenblut hinauf zum Glocknerhaus.

In dieser Zeit erschlossen die Salzburger die Nordseite der Glocknergruppe. Längst hatten die frühen Bergsteiger den Vorteil des Kapruner Tales entdeckt: das weitaus kürzeste der Tauerntäler mit dem höchstgelegenen Talschluss in einem Kranz begehrenswerter Dreitausender. Deshalb wurde dort auch 1864 die erste AV-Hütte überhaupt gebaut, benannt nach dem großzügigen Sponsor Erzherzog Johann. Und dieser Hütte folgten noch vor der Jahrhundertwende Attraktionen für Hoch- oder Reichgeborene: Das „Alpenhaus" neben dem berühmten Kesselfall, die Anlage eines 25 Prozent steilen Karrenweges fast 900 Höhenmeter hinauf zum Mooserboden und der Bau eines Hotels, in dem man um 30 Prozent teurer logierte als im besten Hotel der Stadt Salzburg. Für stolze 330 Mark (Geldwert 200) organisierten die Touristiker sogar heiß begehrte Fahrten mit zweirädrigen Einspännern von Zell am See zum Kaffee im Hotel Mooserboden.

...und Naturschutz

Erschließen und nützen – die Glocknergruppe liefert den im Alpenraum einzigartigen Konflikt zwischen gegensätzlichen Attraktionen: Die Pracht einer leicht erreichbaren hochalpinen Landschaft, deren touristisch enorme Zugkraft, technische Eingriffe für den Tourismus, großtechnische Nutzung.

Mit unglaublicher Weitsicht erkannte der Villacher Holzindustrielle Albrecht Wirth 1914 die Gefährdung der Natur. Für 70.000 Mark (Geldwert 2000) kaufte er 41 Quadratkilometer Ödland rings um die Pasterze und schenkte es dem Alpenverein mit der Auflage, dieses Land „auf ewige Zeiten als Naturschutzgebiet der spekulativen alpinen Fremdenindustrie zu entziehen". Zum ersten Mal bot somit der Naturschutz der technischen Nutzung Einhalt – wenngleich nur im Südabschnitt der Glocknergruppe.

Im Norden beflügelte die in den Ostalpen einmaligen Vorteile des Kapruner Tals auch die Phantasien der Kraftwerker: Zwei riesige Almböden übereinander als Ideal eines Pump- und Speicherkraftwerks sowie größtmögliches Gefälle auf kürzestmögliche Distanz. So entstand 1926 der größenwahnsinnige AEG-Plan, alles Wasser der Tauern auf 2100 Meter Höhe mit einem System von 1250 Kilometer Hangkanälen aufzufangen und durch Stollen zwei Großkraftwerken in Kaprun zuzuleiten. Diese Megading sollte jährlich 6,6 Milliarden Kilowattstunden Strom erzeugen, den dreifachen Bedarf des damaligen Österreich. Das Projekt scheiterte an der Natur und den Kosten. Übrig blieb das zwischen 1939 und 1955 gebaute Tauernkraftwerk in Kaprun, das seinen Wasserbedarf zur Hälfte durch einen 11,6 Kilometer langen Stollen mit Wasser aus der Pasterze deckt.

Das AEG-Projekt gab der Idee des Salzburger Landeshauptmannes Franz Rehrl Auftrieb, dem Tourismus die Attraktion einer Glockner-Hochalpenstraße zu verschaffen. Rehrls Kalkül: Die Kraftwerker brauchen eine Baustraße über das Hochtor, die könnte man ihnen hinterher äußerst preiswert abkaufen und zum touristischen Magneten aufladen. Von 1930 bis 1935 entstand die Straße auch ohne Kraftwerker, weil sie in der weltweiten Depression von den insgesamt bis zu 550.000 Arbeitslosen Österreichs jährlich an die 3500 von der Straße wegholte. Der touristische Erfolg stellte sich schon während der Bauzeit ein und so träumte Rehrl davon, die Straße von der Franz-Josefs-Höhe bis in die Gamsgrube zu verlängern und von dort eine Seilbahn auf den Fuscherkarkopf zu spannen. Wirths Schenkung verhinderte das in einem Prozess, den erst das Höchstgericht entschied. Damit begann allerdings auch ein Prozess um die Natur, der 1971 mit dem Beschluss der Bundesländer Kärnten, Salzburg und Tirol endete, 1800 Quadratkilometer der Hohen Tauern als Nationalpark jeglichem Eingriff zu entziehen.

Mittlerweile wurde die Großglockner Hochalpenstraße zum touristischen Rückgrat der Glockner-Region. Dieses Beispiel wirkte weiter. Denn bereits die k. u. k Armee hatte nach dem Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 den „Sommerskilauf" erfunden – ausgerechnet auf dem Schmiedinger Kees am Kitzsteinhorn. Die Armee beschlagnahmte die Krefelder Hütte und brachte auf dem Gletscher im Spätsommer und Herbst Hunderten Soldaten den alpinen Skilauf bei. Die deutsche Wehrmacht begnügte sich mit Sommerskilauf auf dem Kitzsteinhorn in Form von Wehrtüchtigungslagern. Und amerikanische Soldaten heuerten 1945 zu ihrem privaten Vergnügen hungrige Österreicher mit Logis und Verpflegung als Sommerskilehrer an.

1965 steuerte Kaprun mit der Erschließung von Österreichs erstem Gletscherskigebiet auf dem Kitzsteinhorn dem regionalen Tourismus in der Glocknergruppe ein zweites Standbein bei. Materielle Bilanz: Um 1840 zählte Kaprun zu den ärmsten Nestern der Monarchie, heute rangiert es unter den zwölf reichsten Gemeinden Österreichs. Und Heiligenblut fuhr nicht schlechter.

Die Glocknergruppe wuchs in zwei Jahrhunderten heran zum El Dorado der Freizeitgesellschaft, der zum Glück der Nationalpark Grenzen setzt. Doch auf dem Weg zurück zu Öko und Bio akzeptiert diese Freizeitgesellschaft auch Grenzen des Wachstums auf Kosten der alpinen Natur. Woraus die Werbebranche richtig schloss, dass unberührte Natur erst recht ein Touristenmagnet ist.



Otto Barth
(1876 – 1916)
Der Jugendstilkünstler schildert in seinem Bild „Kalser Bergführer beim Morgengebet am Glocknergipfel" die Naturschwärmerei der Großstadtmenschen mit modernem Colorit und Bildausschnitt. Als Lithograf schuf er auch großformatige Plakate der Bergwelt, die beim bürgerlichen Publikum großen Anklang fanden.
Foto: AlpenvereinMuseum Innsbruck

Die meteorologische Hochstation Zugspitze als glänzender Appendix

100 Jahre meteorologischer Turm auf der Zugspitze

Von Dr. CORNELIA LÜDECKE

DAS WETTER auf der Zugspitze ist mitunter sehr launisch. Innerhalb kürzester Zeit kann es umschlagen und es fällt sogar im Hochsommer Schnee. So war es auch in der zweiten Juliwoche des Jahres 1900, als der Direktor der „Königlich Bayerischen Meteorologischen Centralstation" in München, Friedrich Erk (1857-1909), und sein Assistent Josef Enzensperger (1873-1903) die Zugspitze besteigen wollten.[1] Während der Übernachtung auf der Knorrhütte fiel meterhoher Neuschnee. Der starke Sturm am nächsten Tag vereitelte schließlich den Gratanstieg zum Münchener Haus. Erk und Enzensperger waren unterwegs, um die Wetterwarte auf dem westliche Gipfelplateau in Betrieb zu nehmen und die Vorbereitungen für die Einweihungsfeier zu treffen. Allerdings spielte das Wetter nicht mit und die feierliche Eröffnung der höchsten deutschen Wetterstation musste um eine Woche verschoben werden.

Einweihung des meteorologischen Turmes

Der Festakt am 19. Juli 1900 begann schon um 9 Uhr. Die meisten Teilnehmer waren über das Reintal aufgestiegen und hatten auf der Knorrhütte übernachtet. Nach der Messe fand die „Benediction des Observatoriums" statt.[2] Die Eröffnungsrede hielt der derzeitige Präsident des Zentralausschusses des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (DÖAV), Ministerialrat Wilhelm Burkhard. Am Schluss sprach er den Wunsch aus, „der Turm möge stets seine Aufgabe erfüllen". Dann bat er den Vertreter des bayerischen Kultusministeriums, Dr. Karl von Bumm, das Observatorium[3] anzunehmen. Für Dr. Bumm war es eine große Freude, „die kostbare Gabe in die Hand der Staatsregierung zu übernehmen." Im Namen seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern gab er bekannt, dass die „Meteorologische Hochstation erster Ordnung" an die Münchner Zentralstation angegliedert würde. Im Vertrag zwischen den beiden königlich bayerischen Staatsministerien des Innern für Kirchen und Schulangelegenheiten und dem der Finanzen, vertreten durch Dr. Bumm, sowie der Alpenvereinssektion München, vertreten durch Ministerialrat Burkhard, lautete es unter §1: „Die Alpenvereins-Sektion München überläßt den auf der Zugspitze an der Südseite des Münchener Unterkunftshauses auf forstärarischem[4] Grunde erbauten Turm an den Staat zur unentgeltlichen Benützung für eine meteorologische Hochstation, solange dieselbe besteht."[5]

Weiterhin verpflichtete sich der Staat in § 2, zu den auf 20.000 Mark veranschlagten Baukosten einen einmaligen Zuschuss von 12.000 Mark zu leisten und die auf 6.000 Mark veranschlagten Kosten der ersten Einrichtung der Station, sowie die jährlichen Personal- und Unterhaltskosten der Station einschließlich der baulichen Unterhaltung des Turmes zu übernehmen.

In § 3 wurde eine einjährige Kündigungsfrist von Seiten des Staates festgelegt. Weiterhin hieß es: „Wird die staatliche Hochstation aufgegeben, so fällt der Turm an die Alpenvereins-Sektion München zur freien Verfügung zurück, wobei Entschädigungen für die in der Zwischenzeit gemachten Aufwendungen nicht stattfinden. Die von dem Staate beschaffte Einrichtung verbleibt dem Staate und kann von demselben aus dem Turm entfernt werden."[6]

Nach der Aushändigung des Vertrages übernahm der Vertreter des Kultusministerium die Hochstation und gab sie in die Verwaltung des Direktors der Meteorologischen Centralanstalt. Der Bericht über die Eröffnungsfeierlichkeiten in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 22. Juli 1900 hob insbesondere die kulturelle Bedeutung des DÖAV bei der Er-

Das Gebäudekonglomerat auf dem Zugspitzgipfel, hundert Jahre nach den ersten Bauten.
Foto: Bernd Ritschel

Der erste Bauzustand um 1900 in einer Aufnahme aus „Dreyer, Der Alpinismus".

[1] Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829, Bericht der Augsburger Abendzeitung vom 21.7.1900.
[2] Mitteilungen des DÖAV, 1900 (14), S. 165, Die Eröffnung der meteorologischen Station auf der Zugspitze.
[3] Die Wetterwarte wurde damals „Observatorium" genannt, ohne dass es die heutigen Aufgaben eines Forschungsobservatoriums hatte.
[4] Forstärarisch: zum bayerischen Forstbesitz gehörig.
[5] Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829, „Uebereinkommen über den Turm für die meteorologische Hochstation auf der Zugspitze".
[6] Wie Anm. 5.

richtung des Münchener Hauses und „die meteorologische Hochstation Zugspitze als glänzenden Appendix“ hervor.[7]

Aufschwung des Bergsteigens und Bedeutung des Bergwetters

Der Bau des meteorologischen Turmes geht auf Januar 1893 zurück, als der damalige 1. Schriftführer der Sektion München, der Sekretär des Statistischen Bureaus Nepomuk Zwickh, dem Referenten für das Wettersteingebiet Adolf Wenz die erste Anregung zum Bau einer Schutzhütte auf dem Gipfel der Zugspitze gab, da immer mehr Besucher Deutschlands höchsten Berg bestiegen.[8] Zwickh dachte auch an die Angliederung eines Turmes zur Aufnahme eines meteorologischen Instrumentariums, ähnlich wie beim Zittelhaus auf dem Hohen Sonnblick. Die ganzjährige Verproviantierung des Hauses könnte später vielleicht durch einen Aufzug mit Windmotor ermöglicht werden. „Wenn auch noch Telefon und meteorologische Station eingerichtet werden, so sei Bedeutendes für die Wissenschaft geschaffen.“[9]

Zwischen 1890 und 1900 nahm die Mitgliederzahl im DÖAV auf rund 4650 um mehr als das Doppelte zu.[10] Die Münchener Sektion wuchs in diesem Zeitraum von 1940 Mitglieder auf 3200 Mitglieder und wurde zahlenmäßig die größte Sektion.[11] Gleichzeitig machte die Besteigung der Zugspitze mit Beginn des Besucherbetriebes im Münchener Hauses am 9.9.1897 eine sprunghafte Entwicklung durch.[12]

So gab es damals einen außerordentlichen Aufschwung im Alpentourismus. Dazu hatten insbesondere die neuen Unterkunftshütten beigetragen, die nicht mehr in den niedrigen Matten- oder Almenregionen eingerichtet wurden, sondern auch in höheren Lagen. 1855 war im Wettersteingebirge am Fuß der Zugspitze die Knorrhütte auf 2051 Meter errichtet worden. Entsprechend dem steigenden Übernachtungsbedarf wurde sie 1873 und 1881 erneuert und erweitert.[13] 1880 kam im Reintal die Reintalangerhütte (1368 m) dazu, 1893 folgte die Höllentalangerhütte (1382 m) auf der Nordseite. Das Münchener Haus auf dem Gipfel der Zugspitze in 2956 Meter Höhe wurde schließlich 1897 eröffnet.

Während dieser rasanten Entwicklung hielt der Geograf Prof. Siegmund Günther[14] (1848-1923) an einem der Sektionsabende im Jahr 1894 einen Vortrag über die „wissenschaftlichen Bergbesteigungen in alter Zeit“.[15] Seit Ende des 18. Jahrhunderts rückten die Berggipfel immer mehr in das Interesse der Wissenschaftler, die vor allem Thermometer zur Bestimmung der Lufttemperatur und Barometer zur Messung der Berghöhe[16] auf ihre strapaziösen Touren mitnahmen. So stellte der Schweizer Naturforscher Horace-Bénédict Saussure (1740-1799) im Vergleich mit Messungen in Genf auf dem Mole (1863 m) und am Montblanc (1906 m) fest, dass die Temperatur mit der Höhe nicht überall gleich abnahm, denn am Montblanc war es viel kälter als in gleicher Höhe auf dem Mole.[17]

Der Westgipfel der Zugspitze wurde am 27. August 1820 erstmals von dem bayerischen Leutnant R. Naus bestiegen[18]. Drei Jahre später erfolgte die Erstbesteigung des Ostgipfels durch den Partenkirchener Maurermeister Simon Resch, der elf Jahre später (1834) auch die dritte Besteigung durchführte. Nach weiteren Touren stand im August 1851 die sogenannte „Karawanenexpedition“ von 29 Männern auf dem Gipfel, um ein großes Kreuz auf Deutschlands höchstem Berg zu errichten. Einer der Bergsteiger wagte auf dem Rückweg im Alleingang den Abstieg nach Ehrwald. Damit erschloss er die Zugspitze auch für die österreichische Seite.

Nicht zuletzt die Vereinigung der beiden bis dahin getrennten Alpenvereine zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein im Jahr 1873 gab dem Wettersteingebiet einen touristischen Aufschwung. Die Einrichtung von Übernachtungshütten und der Wegebau durch die Sektion München bedeuteten für die Gipfelbesteigung eine wesentliche Erleichterung. Die sprichwörtliche Krönung sollte nun die



[7] Münchener Neueste Nachrichten vom 22.7.1900, in: Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829
[8] Zwickh, 1894, Das Münchenerhaus auf dem Zugspitzgipfel, Der Alpenfreund, IV, 1. Mai 1894, Nr. 73, 891-894, AVSM 1900, S. 303, 306ff.
[9] AVSM 1900, S. 312.
[10] Bestandsverzeichnis in Mitt. DÖAV 1890 S. 112, 1900, S. 73.
[11] Mitteilungen des DÖAV 1890-1900, Vereinsangelegenheiten.
[12] AV Sektion München Jahresbericht 1894-1897, AVSM 1900, S. 160.
[13] AVSM 1900, S. 147ff.
[14] Siegmund Günther war Professor für Geografie an der Polytechnischen Hochschule München.
[15] Jahresber. Sektion München, 1894 S. 12.
[16] Bekanntlich kann über die Luftdruckabnahme mit der Höhe die Ortshöhe bestimmt werden, wenn der Ausgangspunkt bekannt ist und der Luftdruck sich während des Aufstiegs nicht wesentlich ändert.
[17] Saussure, H.-B, 1878, Reisen durch die Alpen , nebst einem Versuche über die Naturgeschichte der Gegenden um Genf, Bd. 4, S. 369-372, S. 349-352. Die Messungen auf dem Mole fanden im Oktober 1785 statt, die am Montblanc im Juli 1787.
[18] Wolf, G.J., 1930, Die Eroberung der Zugspitze, Das Bayerland, 41 (10), 2. Maiheft, 291-298.
[19] Erk, F., 1899, Die wichtigsten Bergobservatorien, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereines, 32.

Besteigung der Zugspitze laut Führerbüchern (1890-1896) und seit 1897 laut Übernachtungsbuch des Münchener Hauses.

	1890-1894 Jährliches Mittel	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900
Summe	430	512	452	611	369	308	1800	1600	2300

Einrichtung des Münchener Hauses auf dem westlichen Gipfelaufbau der Zugspitze darstellen.

Im selben Zeitraum vollzog sich eine bedeutende Entwicklung in der Meteorologie. Während des 2. Internationalen Meteorologen-Kongresses in Rom (April 1879) wurde u.a. auf Anregung des österreichischen Meteorologieprofessors Julius Ferdinand von Hann (1839-1921) darüber diskutiert, welche Beobachtungen von hohen Bergen vorliegen und wie man sie besser organisieren könnte.[19] Nach reichlicher Erörterung gaben die Anwesenden folgende Empfehlung: „Der Kongress hält es für sehr förderlich, wenn Observatorien auf den Gipfeln der Berge errichtet und deren Beobachtungen in extenso veröffentlicht würden, damit sie allen Meteorologen zur Verfügung ständen und zur Beleuchtung späterhin entstehender wissenschaftlicher Aufgaben verwendet werden könnten.[...] Der Kongress empfiehlt der schweizer naturwissenschaftlichen Gesellschaft, ihr Möglichstes zu thun zur Errichtung eines Observatoriums auf einem hohen Berggipfel der Schweiz. Auch spricht er den Wunsch aus, dass auf ähnlichen



Erst 1903 wurde das Titelbild für den Jahresbericht der Sektion München aktualisiert, so dass nun neben dem Münchener Haus auch der meteorologische Turm gezeigt wurde.

Meteorologische Hochstation auf der Zugspitze, Gemälde von Ernst Platz 1899.



Linke Seite:
Das projektierte Münchener Haus auf dem Zugspitzgipfel, Blick von Westen nach den Plänen von Adolf Wenz, gezeichnet von Emanuel Kaiser. Aus „Der Alpenfreund“ (1894, S. 893).

Oertlichkeiten in Italien und anderen Ländern meteorologische Stationen errichtet werden."[20] Tatsächlich wurde schon bald nach Verabschiedung der Resolution in der Schweiz auf dem Säntis eine meteorologische Hochstation eingerichtet (siehe Tabelle 2).[21]

Als 1883 das Wendelsteinhaus eröffnet wurde, regte Wilhelm von Bezold (1837-1907), erster Direktor der Meteorologischen Centralstation in München dort die Aufstellung einer Wetterhütte an, die von dem Hüttenwirt betreut werden sollte. Allerdings zeigte sich schon bald, dass bei einem stark frequentierten Touristenhaus nicht immer regelmäßige Beobachtungen durchgeführt werden konnten. Ab 1890 wurde die schon längere Zeit bestehende Regenstation auf dem Hirschberg um eine Wetterhütte erweitert, für die ebenfalls der Hüttenwirt zuständig war. Beide Stationen wurden durch Messungen im Tal (Bayerisch Zell bzw. Miesbach und Tegernsee) ergänzt. Dadurch konnte täglich die Temperaturabnahme mit der Höhe abgeleitet werden.

Hofrat Hann, nicht nur Professor, sondern auch Direktor der k.k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, setzte sich sehr für den Bau des Observatoriums auf dem Hohen Sonnblick in den Hohen Tauern ein. Die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie errichtete auf dem Gipfel einen steinernen Anemometerturm für die Windmessung und übernahm die instrumentelle Ausrüstung des Observatoriums samt Einrichtung der Telefonleitung. Das Wohnhaus bestand aus vier Wohn-, Arbeits-, und Vorratsräumen.[22] Erst zwei Jahre später baute der DÖAV an der Westseite des Observatoriums das Zittelhaus als alpine Unterkunftshütte an, das 1894 weiter ausgebaut wurde. Wie schon das Säntis-Observatorium hatte auch das Sonnblick-Observatorium einen eigenen Beobachter. Die österreichische Hochstation wurde nun zum Vorbild für den Plan der Sektion München.

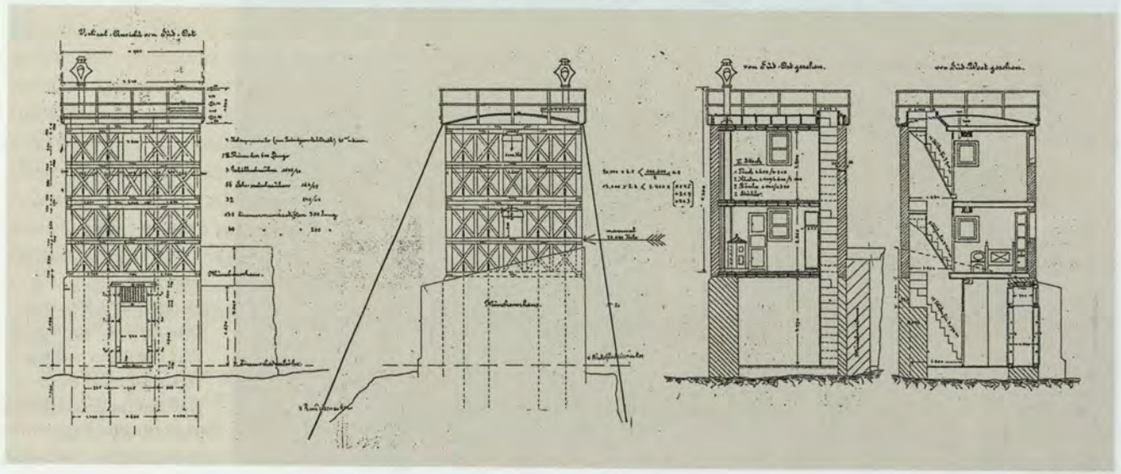
Schon im Vertrag vom 11. Juli 1884 zwischen dem königlichen Forstärar, vertreten durch den Regierungs- und Fiskalrath Burkhard (mp)[23], und der Alpenvereinssektion München, vertreten durch den 1. Vorstand Professor Dr. Eugen Oberhummer[24] (mp), wurde bezüglich der Errichtung des Münchener Hauses auf der Zugspitze in § 1 festgelegt, dass „ein 20 Mtr. langes und 5 x 6 Mtr. breites Unterkunftshaus zu erbauen (ist), mit welchem eine meteorologische Warte verbunden werden soll."[25]

Wissenschaftliche Gutachten

In weiser Voraussicht hatte Adolf Wenz, Erbauer des „Münchener Hauses", Wilhelm von Bezold, inzwischen Direktor des königlich preußischen meteorologischen Institutes in Berlin, um ein Gutachten über das Observatorium auf der Zugspitze gebeten.[26] Nur zu gerne antwortete Bezold am 8. November 1895, „dass die Verwirklichung dieses Planes ebensowohl dem Vaterlande zur Ehre als der Wissenschaft zu hohem Gewinne gereichen wird."[27] Er betonte die außerordentlich geeignete freie Lage des Zugspitzgipfels für ein Observatorium. Darin würde die Zugspitze sogar das Observatorium auf dem Hohen Sonnblick übertreffen. Insbesondere würde dem Zugspitz-Observatorium als Referenzstation für die Münchener Ballonaufstiege zur Untersuchung der oberen Atmosphäre große Bedeutung zukommen.

„Obgleich sich nicht bestreiten lässt, dass man

[20] Dr. Neumayer, 1880, Bericht über die Verhandlungen des Zweiten Internationalen Meteorologen-Kongresses in Rom vom 14. bis 22. April 1879, Hamburg, L. Friedrichsen & Co., 19-20, Frage 30.
[21] Erk, F., 1899, Die wichtigsten Bergobservatorien, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereines, 28-42.
[22] Böhm, R., 1986: Der Sonnblick. Die hundertjährige Geschichte des Observatoriums und seine Forschungstätigkeit., Österreichischer Bundesverlag Wien, S. 23ff
[23] mp: Parlamentsmitglied.
[24] Wilhelm Burkhard war als Nachfolger von Eugen Oberhummer seit 1890 2. Vorstand der DÖAV Sektion München. Im November 1893, einen Monat vor der Generalversammlung, auf der Oberhummer zum 1. Vorstand gewählt wurde, trat Regierungsrat Burkhard zurück. Geschichte der Alpenvereinssection München. Als Denkschrift nach dreißigjährigem Bestehen herausgegeben. 1900, AV Sektion München (Hrsg.), Verlag der Alpenvereinssection München, München, S. 81.
[25] Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829, Vertrag vom 11.7.1894.
[26] Erk, F., 1898a, Ein meteorologisches Observatorium auf der Zugspitze, Mitt. DÖAV, 10, 121-123
[27] Wie Anm. 25: Erk, F., 1898a , S. 121



Erste meteorologische Bergstationen in den Alpen, nach F. Erk (1899).

Name	Ort	Höhe	Stationsart	Gebaut	Beobachter
Säntis	Westalpen, CH	2500 m	Observatorium	1882	Wissenschaftler
Wendelstein	Ostalpen, D	1727 m	Wetterhütte	1883	Hüttenwirt
Hoher Sonnblick	Ostalpen, A	3106 m	Observatorium	1886	Wissenschaftler
Hirschberg	Ostalpen, D	1512 m	Wetterhütte	1890	Hüttenwirt

aus den Aufzeichnungen der Hochstationen noch lange kein richtiges Bild von den Zuständen in der freien Atmosphäre gewinnt, so bietet doch gerade die Vergleichung der auf den Gipfeln ermittelten Zahlen mit den im Luftballon erhaltenen die Möglichkeit, die Fehler derartiger Rückschlüsse auf ein geringes Maass zurückzuführen."[28]

1898 wurde auf Anregung des Zentralausschusses des DÖAV ein zweites Gutachten von Hofrat Hann[29] erbeten. Auch Hann betonte in seinem Gutachten vom 15. März 1898 die außerordentlich günstige Lage der die Umgebung dominierenden Zugspitze.[30] Durch das neue Observatorium würde die Lücke zwischen den Beobachtungen am Säntis und am Hoher Sonnblick geschlossen werden, die rund 250 Kilometer voneinander entfernt sind. Schließlich sagte er der bayerischen Meteorologie einen großen Aufschwung in theoretischer wie auch in praktischer Beziehung voraus. Auch Hann betonte den Nutzen kontinuierlicher Beobachtungen für die Münchener Ballonfahrten.

Der Direktor der Meteorologischen Centralstation München, Erk, schrieb am 9. April 1898 an das Kultusministerium ebenfalls ein Gutachten zu Gunsten des Zugspitzobservatoriums.[31] Er hob besonders die dringende Besetzung der Station mit einem wissenschaftlichen Beobachter hervor. Um zu prüfen, ob auf der Zugspitze dauerhaft nutzbare Beobachtungen erhalten werden könnten, sollte man schon jetzt versuchsweise Instrumente abgeben, mit denen ein Wissenschaftler auf dem Münchener Haus Beobachtungen durchführen könnte. Ein promovierter Geograf und bedeutender Alpinist würde für die erste Überwinterung auf der Zugspitze zur Verfügung stehen. Wenn im Jahresetat 1898/99 3.000 Mark zur Verfügung gestellt würden, könnten sowohl für die besonderen Bedürfnisse modifizierten Instrumente aufgestellt als auch der Beobachter bezahlt werden. Im Vergleich: Preußen hatte für die Einrichtung der zukünftigen Station Schneekoppe (ohne Hausbau) 60.000 Mark bewilligt, wobei eine ähnliche Summe für die Einrichtung der Zugspitzstation nie benötigt werden würde. Erks Motto lautete: „Ein wissenschaftlicher Beobachter für die wissenschaftliche Aufgabe".

Seit dem Sommer 1898 empfing die Sektion München täglich vom Gemeindehaus in Tegernsee und von der Hirschberghütte telefonisch Witterungsberichte, die sie im Schaufenster der Lindauer-'schen Buchhandlung im Zentrum München ausgehängte.[32] Dieser Service bewährte sich sehr für die Tourenplanung. Eine zusätzliche Erweiterung der Informationen erhofften sich die Bergsteiger von der meteorologischen Station auf der Zugspitze.

Bau des meteorologischen Turmes

Im Interesse der Einigkeit im Alpenverein übernahm Verwaltungsgerichtsrath Burkhard für die Periode 1898-1900 die Leitung des Zentralausschusses des DÖAV, während Oberhummer sein Vertreter wurde.[33] Pikanterweise beglaubigte Burkhard nun als oberster Vertreter des DÖAV den Vertrag zwischen DÖAV und dem Forstärar vom 11. Juli 1894 über die Nutzung des Zugspitzgeländes, den er seinerzeit als Vertreter des Forstärars unterzeichnet hatte.[34]

Nachdem nun genügend positive Gutachten vorlagen und auch im Finanzausschuss sowie in der Plenarsitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten wohlwollende Beurteilungen ausgesprochen wurden – u.a. von dem schon erwähnten Landtagsabgeordneten und Geografieprofessor Dr. Günther –, reichte der Zentralausschuss des DÖAV dem Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten ein Gesuch zum Bau des meteorologischen Turmes ein.[35] Kultusminister Dr. von Landmann war von dem Projekt schon während der Planungsphase sehr angetan, so dass er es nun gerne weiter unterstützte. Als schließlich der Entwurf von Adolf Wenz und der Kostenplan von Prof. Erk vorlagen, wurde am 29. Juli 1898 der Bau der Zugspitz-Observatoriums und seine erste Einrichtung genehmigt. In der kommenden Finanzperiode wurden 12.000 Mark für den Bau zugesagt, vorausgesetzt, dass der Turm nach dem vorgelegten Plan durch den DÖAV gebaut würde. Auch sollten 6.000 Mark für den jährlichen Betrieb bereitgestellt werden, wo-

[28] Wie Anm. 25: Erk, F., 1898a , S. 122
[29] Hann war 1890 bis 1895 Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des DÖAV und daher bestens über die geplante Einrichtung des Zugspitzobservatoriums informiert.
[30] Erk, F., 1898a, Ein meteorologisches Observatorium auf der Zugspitze, Mitt. DÖAV, 10, 122.
[31] Akte des Kultusministeriums: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829, vgl. auch Erk 1898a, S. 122f.
[32] AVSM 1900, S. 141.
[33] Anm. Geschichte der Alpenvereinssection München. Als Denkschrift nach dreißigjährigem Bestehen herausgegeben. 1900, AV München (Hrsg.), Verlag der Alpenvereinssection München, München, S. 48, 234. (AVM Geschichte)
[34] Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829 (Vertrag)
[35] Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829.

Linke Seite:
Aufriss des meterorologischen Turmes auf der Südwestseite des Münchener Hauses nach dem Entwurf von Adolf Wenz.

durch die feste Anstellung eines wissenschaftlichen Beobachters gesichert war. Der DÖAV übernahm die restlichen 8.000 Mark. Damit hatte Burkhard einen allgemein anerkannten großen Erfolg für die Sektion München erzielt.[36]

Wie bei der Planung des Münchener Hauses, über die sich die Münchener Sektion zerstritten hatte, so dass die sogenannten Hardliner austraten und die Sektion Bayerland gründeten, gab es auch im Zusammenhang mit der Wetterwarte kritische Stimmen. Im Nürnberger Anzeiger vom 27. November 1898 wurde die Meinung zahlreicher Alpenfreunde veröffentlicht, die das Geld für die Errichtung des Zugspitz-Observatoriums lieber in die Erweiterung der Wegeanlagen investieren würden. Man könnte den Publikationen der meteorologischen Stationen entnehmen, dass „die praktischen Ergebnisse der modernen Meteorologie noch recht problematisch sind und gerade die Errichtung der sog. ‚Hoch'-Stationen für die Wetterprognose betrübend wenig Erfolge aufweist. [...]. Man verwende also das Geld für solche Zwecke, welche der Allgemeinheit mehr zu Gute kommen, als die rein akademischen Publikationen unserer meteorologischen Institute."[37]

Die dem DÖAV wohlgesonnene Augsburger Abendzeitung betonte jedoch am 29. November 1898 die nationale Seite des Projekts „[...] auch vom vaterländischen Standpunkt aus ist es wünschenswert, daß die höchste Spitze Bayerns und des Deutschen Reiches mit dieser Hochstation versehen wird; andernfalls müßte eine solche im österreichischen Alpengebiet errichtet werden."[38]

Im Winter 1898 begann je nach Schneeverhältnissen etappenweise der Materialtransport auf die Zugspitze.[39] Mit dem eigentliche Bau konnte wetterbedingt erst Mitte Juli 1899 begonnen werden. Die Holzkonstruktion des Turmes lieferte Commerzienrath O. Steinbeiss (Brannenburg), die Eisenlieferung stammte von F.S. Kustermann und die Blechwaren von Fr. Schörg & Sohn aus München. Den Transport und die Arbeiten auf der Zugspitze besorgte der Kaufmann Thomas Sailer aus Garmisch. Bevor in der zweiten Septemberwoche eine längere Schlechtwetterperiode einsetzte, konnte noch das Erdgeschoss aufgemauert werden.[40] Bis zum November wurde der Turm montiert und das Dach gedeckt.[41] Am 8. November 1899 meldete der Bauleiter Commerzienrath Wenz dem bayerischen Kulturminister die Vollendung des meteorologischen Turmes[42]. Das erste Foto des Observatoriums stammte von dem Partenkirchener Fotografen B. Johannes, der zum Richtfest aufgestiegen war. Erst drei Monate später, am 2. Februar 1900, veröffentlichte das Neue Münchener Tagblatt eine dreispaltige Abbildung der „meteorologischen Beobachtungsstation auf der Zugspitze" auf der Titelseite, der auf Seite 2 eine kurze Beschreibung der Idee und Ausführung folgte.[43] Im Sommer 1900 wurde die Inneneinrichtung vollendet und im Juli die Instrumentenausrüstung hinaufgebracht.[44] Am 19. Juli konnte schließlich die Eröffnung stattfinden. Die Gesamtkosten für den Turm verteilten sich etwa zu je einem Drittel auf die Materialkosten franco Partenkirchen, den Transport und die Bauarbeiten.

Ausstattung und Aufgaben der Zugspitzstation

Der Turm hat eine Grundfläche von 4 x 4 Quadratmeter Innenmaß und eine Gesamthöhe von neun Metern.[45] Unten im gemauerten Teil ist Platz für 100 Zentner Penzbergkohlen und fünf Ster Holz.[46] Darüber liegen zwei Stockwerke als Wohn- und Arbeitsraum mit einer Höhe von 2,2 Meter. Sie bestehen aus einer Holzkonstruktion, weil unter dem extremen Klima auf der Zugspitze nur durch eine isolierte Doppelwand trockene und leicht beheizbare Räume möglich erschienen. Das kleine Arbeits-wohnschlafzimmer des Beobachters befindet sich in der Mitte.



Der meteorologische Turm auf der Zugspitze, Blick von Nordost. Links sieht man den Übergang zum Münchener Haus.
Foto: Lautner 1924

[36] Geschichte der Alpenvereinssection München. Als Denkschrift nach dreißigjährigem Bestehen herausgegeben. 1900, AV München (Hrsg.), Verlag der Alpenvereinssection München, München, S. 234, 322.
[37] Nürnberger Anzeiger vom 27.11.1898, in: Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829.
[38] Augsburger Abendzeitung vom 29.11.1898, in: Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829
[39] Burkhard, W., 1900, Das Observatorium auf der Zugspitze, Ztschr. des DÖAV, 4
[40] XXX. Jahresbericht (Vereinsjahr 1899) der Alpenvereins-Sektion München, S. 14
[41] Burkhard, W., 1900, Das Observatorium auf der Zugspitze, Ztschr. des DÖAV, 4
[42] Meteorologischer Turm auf der Zugspitze, 1899, Mitt. DÖAV, Nr. 21, S. 264.
[43] Neues Münchener Tagblatt vom 2.2.1900, in: Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829
[44] Burkhard, W., 1900, Das Observatorium auf der Zugspitze, Ztschr. des DÖAV, 3f
[45] Burkhard, W., 1900, Das Observatorium auf der Zugspitze, Zeitschrift des DÖAV, S. 2f
[46] Wetterdienst, 1951, Die Fünfzigjahrfeier des Observatoriums Zugspitze, in: Berichte des Deutschen Wetterdienstes in der US-Zone, Bad Kissingen, Nr. 31, S. 11
[47] Burkhard, W., 1900, Das Observatorium auf der Zugspitze, Zeitschrift des DÖAV, S. 2f
[48] Protokoll, 1899, Protokoll der XXX. Generalversammlung in Passau, Mitt. DÖAV, Nr.18, 220.
[49] Erk, F., 1898a, Ein meteorologisches Observatorium auf der Zugspitze, Mitt. DÖAV, 10, S. 122
[50] Erk, F., 1898b, Ein meteorologisches Observatorium auf der Zugspitze, Mitt. DÖAV, 11, S. 133f



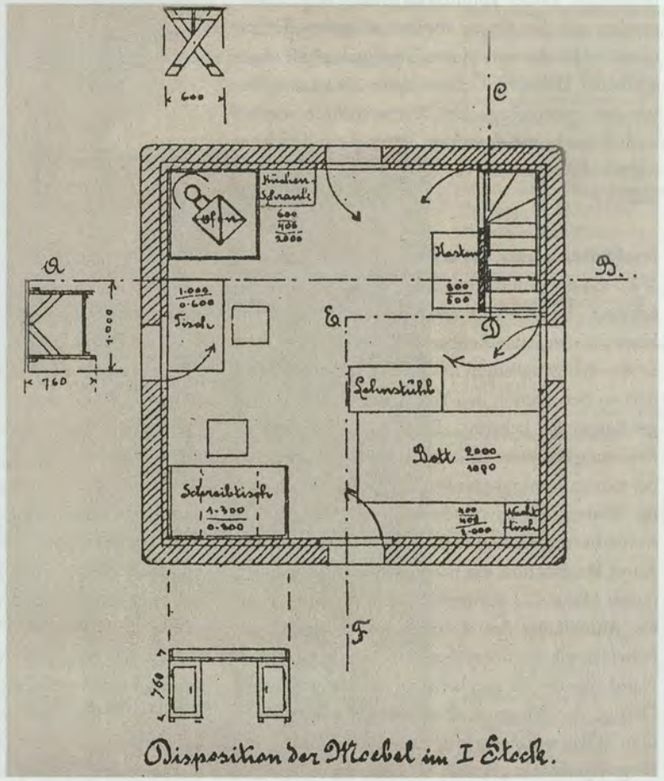
Richtfest des meteorologischen Turmes auf der Zugspitze am 8. November 1899
Foto: B. Johannes

Einrichtung des Wohn- und Arbeitsraumes im Zugspitzobservatorium

Oben folgen der Instrumenten- und Vorratsraum mit 40 Zentner Lebensmitteln der Fa. Dallmayer für ein Jahr. Darüber liegt die freie Beobachtungsplattform mit den verschiedenen Messgeräten. Der Turm wurde mit starken Drahtseilen verspannt, damit er Stürme mit Geschwindigkeiten von 60 Meter pro Sekunde, wie sie 1892 auf dem Hohen Sonnblick gemessen wurden, standhalten könnte.[47] Alle Eisenteile wurden mit dem Blitzkabel verbunden, das über 5,5 Kilometer in das Höllental hinabreichte. Durch ein staatliches Telefon war das Observatorium direkt mit der Meteorologischen Centralstation in München verbunden.[48]

Als Aufgaben der Hochstation auf der Zugspitze hatte Prof. Erk zunächst die üblichen meteorologischen Beobachtungen von Druck, Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Niederschlag, Windrichtung und Geschwindigkeit sowie Bewölkungsgrad, Form und Zug der Wolken festgelegt – zu den fixen Zeiten 7.00, 14.00 und 21.00 Uhr.[49] Darüber hinaus mussten die Instrumente täglich kontrolliert und instand gehalten werden, was besonders im Winter nicht einfach war. Zusätzliche Aufgaben einer Station erster Ordnung, die nur durch einen wissenschaftlichen Beobachter durchgeführt werden können, waren[50]:

- die Korrektur der registrierten Werte mit den geeichten Normalinstrumenten;



❑ die Berechnung der Tages- und Jahresmittel von Druck, Temperatur und Feuchte, d.h. für jeden Parameter mussten 365 x 24 = 8760 Stundenwerte aus den Registrierstreifen abgelesen, per Hand korrigiert und gemittelt werden;
❑ die Berechnung des Dampfdrucks aus Temperatur und Feuchte;
❑ die Bestimmung der Sonnenscheindauer;
❑ die Plausibilitätskontrolle der Messwerte durch den Beobachter von Ort;
❑ die Beobachtung der Föhnerscheinungen und der Zugstraßen kleiner Teildepressionen am Gebirgsfuß im bayerischen Alpenvorland.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben stellte das Kultusministerium ein reich ausgestattetes Instrumentarium von verschiedenartigen Messgeräten zur Verfügung. Dazu gehörte auch „ein wertvoller photographischer Apparat zur Fixierung von Wolkenbildungen und besonderer Naturerscheinungen."

Vor allem auch die Landwirtschaft erhoffte sich durch die Beobachtungen auf der fast unvermittelt aus der bayerischen Hochebene steil emporragenden Zugspitze Wetterinformationen, die dort viel früher beobachtet werden konnten als in der Ebene, insbesondere galt dies für die vorüberziehenden „Teilminima", d.h. die von einem Tiefdruckgebiet abgespaltenen kleineren Gebiete tiefen Druckes.[51] Neben den meteorologischen Beobachtungen wurden auch Versuche mit drahtloser Telegrafie und Lichttelegrafie durchgeführt, die 1901 fortgesetzt werden sollten.[52]



Josef Enzensperger (1873 – 1903)
Meteorologe, Erschließer der nördlichen Kalkalpen und Mitbegründer des Akademischen Alpenvereins München. Besonders in den Allgäuer Alpen gelangen Enzensperger bedeutende bergsteigerische Unternehmungen, wie z.B. eine Winterbesteigung der Trettachspitze und die Erstdurchsteigung der Süd- und Westwand derselben.

Josef Enzensperger, der erste Beobachter

Während des gemütlichen Teils des Festaktes zur Eröffnung des meteorologischen Turmes ging ein Hoch auf den ersten Beobachter Josef Enzensperger. Er war den Mitgliedern des DÖAV schon aus zahlreichen Berichten in den Vereinsschriften als tüchtiger Bergsteiger bekannt. „Seine große alpinistische Erfahrung und seine athletische Abhärtung wird ihm bei seinem entsagungsvollen Dienste, insbesondere im Winter, sehr zu statten kommen."[53] Weiterhin wurde hervorgehoben, dass „... der Observator der neuen Hochstation, ein prächtiger, kraftstrotzender, junger Mann, [...] übrigens diese Opfer (keine Frauen, Anmerkung der Autorin) leicht zu ertragen (scheint), wie sich denn überhaupt eine kerngesunde Natur mit einer idealen Lebensanschauung und dem Drange, der Wissenschaft zu dienen, in ihm vereinigt."[54] Wer war dieser Josef Enzensperger, den seine Bergsteigerspezln „Enzian I" nannten, zur Unterscheidung von seinem jüngeren Bruder Ernst[55] („Enzian II", 1877-1975). Was trieb ihn, sich ein Jahr lang nur in Begleitung seines Hundes Putz auf den höchsten Punkt Deutschlands zurückzuziehen?

Neben dem Studium der Physik mit Spezialisierung auf Meteorologie an der Universität in München unternahm er zahlreiche Erstbegehungen in den Nördlichen Kalkalpen. Zusammen mit seinem Bruder war er Mitglied des 1892 gegründeten Akademischen Alpenvereins, dem auch ihr Freund und Arzt Hans Gazert[56] (1870-1961) angehörte. Von Sommersemester 1896 bis Sommersemester 1897 war cand. rer. nat. J. Enzensperger für eineinhalb Jahre erster Vorstand dieses Vereins.[57]

Mit der Aufnahme als Hilfskraft an der Meteorologischen Centralstation in München begann am 1. Januar 1900 die meteorologische Karriere des Lehramtskandidaten[58]. Schon drei Monate später wurde er zum Assistenten ernannt und unter Fortdauer dieser Dienststellung ab dem 1. Juli 1900 zum Beobachter auf der Zugspitze ernannt. „Sein Tagebuch wird wohl ein schönes Dokument menschlicher Entsagung sein" vermutete man.[59]

Durch seinen Bergkameraden Gazert vom Akademischen Alpenverein hatte Enzensperger von der Ausrüstung der ersten deutschen Südpolarexpedition gehört, die im August 1901 unter der Leitung des Geografen Erich von Drygalski (1865-1949) zu einer zweijährigen Unternehmung in die Antarktis aufbrechen sollte. Gazert war für diese Expedition schon als Arzt in das Expeditionsteam aufgenommen worden, als Enzensperger sich im Februar 1901 vom Observatorium aus für die Teilnahme bewarb.[60] In seinem Schreiben wies er vor allem auf die Erfahrungen während der Überwinterung auf der Zugspitze hin. Zunächst wurde seine Bewerbung abgelehnt, weil schon alle Stellen besetzt waren. Als aber der Meteorologe für die Zweigstation auf den Kerguelen ausfiel, wurde Enzensperger ganz kurzfristig am 28. Juli 1901 aufgenommen. Voller Elan machte er sich an die neue Aufgabe, regelte seine Familienangelegenheiten und brach innerhalb eines Monats nach Süden auf. Dort, auf den Kerguelen, verstarb Enzensperger sechs Tage vor seinem 30. Geburtstag an der Vitaminmangelkrankheit Beriberi. Wahrscheinlich hatte er seinen Vitamin B1-Vorrat durch die Konservennahrung auf der Zugspitze soweit aufgebraucht, dass er sich davon bei weiterer Konservenversorgung während der Expedition nicht mehr erholen konnte. Enzenspergers Reisebriefe und Auszüge seines Kerguelen-Tagebuches wurden posthum veröffentlicht.

Leben und Klima auf der Zugspitze

Am 28. Juli 1900 setzte der reguläre Betrieb des Observatoriums ein.[61] Zwei Monate später gab Prof. Erk im Anschluss an die Generalversammlung des Zweigvereins München der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft einen ersten Bericht:[62] Um die richtige Verpflegung mit Konserven, Speck, Makkaroni, etc. hätte sich Prof. Pott gekümmert. Er hätte auch versucht, frisches Fleisch zu konservieren, so dass der Beobachter Enzensperger auch manchmal Sauerbraten machen könnte. Dank der Methode von Stabsarzt Deichstetter wäre besonders haltbares Schwarzbrot gebacken worden. Als Trinkwasser würde Enzensperger Schneewasser mit Sodorzusatz verwenden. Erk hätte genügend Heizmaterial[63] hinaufschaffen lassen, „weil er immer noch hoffte, daß noch eine zweite Person dauernd auf die Hochstation komme." Zahlreiche Bewerbungen würden dafür vorliegen. „Allein Herr Enzensperger sei namentlich wegen des beschränkten Raumes gegen die Beigabe eines Gehilfen." Zunächst hätte Enzensperger mehrere Tage auf der Plattform an der Aufnah-



Arktische Verhältnisse auf dem winterlichen Zugspitzgipfel mit seinen eisgepanzerten Bauten.
Foto: Bernd Ritschel

[51] Stade, H., 1901, Die meteorologische Hochstation Zugspitze, Das Wetter, Bd. 18, S. 228
[52] XXXI. Jahresbericht (Vereinsjahr 1900) der Alpenvereins-Sektion München, S. 14
[53] Wie Anm. 2.
[54] Wie Anm. 1.
[55] Ernst Enzensperger, Begründer des bayerischen Jugendherbergswesen.
[56] Gazert wurde Arzt der ersten deutschen Südpolarexpedition (1901-03), die bei 90° O Kaiser Wilhelm II entdeckte.
[57] Höfler, H., 1990: Joseph Enzensperger. Meteorologe und Kletterer. – Alpine Klassiker Bd. XIII, J. Berg, München, S. 11.
[58] Meteorologische Beobachtungen in Bayern, 1900, Vol. 22., F. Erk (Hrsg.), erschienen 1907, S. VI.
[59] Münchener Neueste Nachrichten vom 22.7.1900, in: Akte des Kultusministeriums, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829
[60] J. Enzensperger, 1924, Ein Bergsteigerleben. Alpine Aufsätze und Vorträge. Reiseberichte und Kerguelen-Tagebuch, hrsg. vom Akademischen Alpenverein München, Alpen-Verlag AG, München, 2. vermehrte und veränderte Auflage, S. 211-214, Kerguelen-Tagebuch, S. 228-271
[61] Wetterdienst, 1951, Die Fünfzigjahrfeier des Observatoriums Zugspitze, in: Berichte des Deutschen Wetterdienstes in der US-Zone, Bad Kissingen, Nr. 31, S. 11
[62] Augsburger Abendzeitung vom 20.12.1900, in: Akte des Kultusministeriums: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829
[63] Das Heizmaterial wurde vom Magistrat in Partenkirchen kostenlos zu Verfügung gestellt.

me eines Panoramas gearbeitet. Jeden Abend würde die Telefonstation in Garmisch nach Enzenspergers Befinden fragen. Die Beobachtungen auf der Hochstation ergänzten die wissenschaftlichen Ballonfahrten sehr gut. „Die Hochstation leistet schon jetzt ganz vorzügliche Dienste für den Wetterbericht, wir sind dadurch schon mehrmals in der Lage, wo wir uns sonst über die Situation absolut nicht hätten klar werden können, vollständig orientiert worden, besonders wenn der Zug der Depressionen wegen des Nebels von der Ebene aus nicht verfolgt werden konnte, wohl aber von der Zugspitze."[64] (Augsburger Abendzeitung 20. Dezember 1900).

Die freiwilligen Beobachter waren in der Regel Assistenten der Meteorologischen Centralstation mit Lehramts-Examen für Mathematik und Physik[65]. Andere wurden vorher in den Dienst eingewiesen, der üblicherweise am 1. September begann und ohne Unterbrechung ein Jahr dauerte. Die jährliche Entlohnung belief sich auf 1.620 Mark. Als Gesellschaft hatte der Beobachter nur seinen Hund. Während der Bewirtschaftung des Münchener Hauses erhielt er das Essen von dort.

In den Münchener Neuesten Nachrichten vom Februar und April 1901 erschienen erste Tagebuchauszüge, die später mehrfach abgedruckt wurden.[66] Darin beschrieb Enzensperger sein entbehrungsreiches Leben auf Deutschlands höchstem Gipfel. Da er „im Zeitalter der rationellen Konserven" lebte, war seine Vorratskammer mit haltbaren Lebensmitteln wohl gefüllt. Außerdem galt die Devise „Krank werden ist nicht erlaubt", denn es könnte im Winter niemand zur Hilfe kommen. Neben dem Ablesen der Instrumente, den Wolkenbeobachtungen und den fotografischen Arbeiten, für die das Entwicklerwasser erst noch aus Schnee geschmolzen und filtriert werden musste, fehlte die Zeit für Langweile. Im Gegensatz zu dem damals modernen Prinzip der Arbeitsteilung musste Enzensperger eine große Vielseitigkeit besitzen, wie sie zu dieser Zeit nur noch von Polarforschern verlangt wurde. „Koch, Stubenmädchen, Waschfrau, Schlosser, Schmied, Zimmermann, Telephonarbeiter, Telegraphist, Elektrotechniker, Mechaniker, Uhrmacher, Skiläufer, Schneeschaufler, Kaminkehrer, Holzhacker und Gott weiß was noch alles."[67] Die Kollegen in München versorgten ihn mit den wichtigsten Zeitungsmeldungen wie den Streichen des „Kneißlhias". Statt Theater und Konzerten, „Hasten und Drängen und Lärmen" genoss Enzensperger die einsame Ruhe, die mit den „herrlichsten Bilder(n) auf dieser Erde" geschmückt wurden, vor allem wenn die Sonne morgens in „immer neuer, ewig wechselnder Farbenpracht [...] über den Horizont" des Bergpanoramas stieg und abends wieder unterging, oder wenn bei Hochdrucklagen im Herbst unten das Wolkenmeer waberte. So lautete das abschließende Urteil des „Einsiedlers auf der Zugspitze": „Viel Licht und wenig Schatten".

Das Klima auf der Zugspitze verglich Enzensperger mit dem Klima seines Studienortes München, wo die mittlere Jahrestemperatur höher und die Variation zwischen kältestem und wärmsten Monat viel größer waren (siehe Tabelle). Das Jahresmittel der Zugspitze glich eher dem arktischen Klima von Spitzbergen, wo allerdings die Sommertemperaturen etwas höher lagen. Dazu kam noch die Höhenlage der Zugspitze, auf die sich jedoch nach Enzenspergers eigenen Erfahrungen ein gesunder Mensch gut einstellen kann.

Weitere Entwicklung

Neben dem täglichen synoptischen und klimatologischen Beobachtungsdienst widmete sich fast jeder Beobachter auf der Zugspitze auch Spezialaufgaben. In den zwanziger Jahren untersuchten die Meteorologen beispielsweise über mehrere Jahre hinweg die luftelektrischen Verhältnisse[68]. Es folgten strahlungsklimatische Messungen sowie Untersuchungen über den Hochgebirgseinfluss auf die Wärmeregulierung des menschlichen Organismus.

Bis zur Eröffnung der Tiroler Zugspitzbahn von Ehrwald/Obermoos zum Zugspitzkamm 1926 bzw. zur Eröffnung der Bayerischen Zahnradbahn von Grainau zum Schneefernerhaus 1930 spricht man von der „Romantischen Ära" auf der Zugspitze.[69] Bis dahin waren die freiwilligen Beobachter von 1. September bis zur Öffnung des Münchener Hauses an Pfingsten des Folgejahres alleine. Die Zugspitzbahn brachte der Wetterwarte neben einem Telefonkabel, das nicht mehr Lawinen und Blitzbeschädigungen ausgesetzt war, endlich auch den langersehnten Anschluss an den elektrischen Strom.[70] Durch die Bahn wurde die Haushaltsführung wesentlich erleichtert, so dass sich seit der Dienstperiode 1930-31 zwei Beobachter regelmäßig im Dienst ablösten.[71]

Am 6. April 1934 ging das Observatorium in den neu gegründeten Reichswetterdienst über. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es dem Deutschen Wetterdienst in der US-Zone unterstellt. In den Jahren 1945-1948 übernahm Joachim Küttner (geb. 1909) die Wiederinbetriebnahme der Wetterwarte.[72] Seine

Mittelwerte von der Zugspitze, München und Spitzbergen (Isfjord Radio) im Vergleich.

	Temperatur	Feuchte	Wind
Zugspitze, Höhe 2962 m, ¡ 47°25'N, l 10°59'O			
Zeitraum 1900-1901			
Jahresmittel (1901)	-5,7 °C	87 %	–
Winter (Januar 1901)	-10,9 °C	74 %	–
Sommer (Juli 1901)	1,2 °C	89 %	–
Extremwerte (Juli 1900 - Juni 1901)	-29,4°C bis 12,6 °C		
Zeitraum 1900-1949			
Jahresmittel	-4,8 °C	84 %	5,1 m/s
Winter (Januar)	-11,2 °C	79 %	6,5 m/s
Sommer (Juli)	2,1 °C	88 %	4,0 m/s
Extremwerte	-35,6 °C bis 17,4 °C		
Spitzbergen, Höhe 9 m , ¡ 78°04'N, l 13°38'O			
Zeitraum 1946-1965			
Jahresmittel	-4,4 °C	84 %	7,3 m/s
Winter (Januar)	-10,9 °C	83 %	8,8 m/s
Sommer (Juli)	4,5 °C	89 %	5,3 m/s
Extremwerte	-32,2 °C bis 15,6 °C		
München, Höhe 529 m, ¡ 48°09'N, l 11°O			
Zeitraum 1851-1950			
Jahresmittel	8,0 °C	75 %	3,3 m/s
Winter (Januar)	-1,8 °C	83 %	3,0 m/s
Sommer (Juli)	17,6 °C	67 %	3,2 m/s
Extremwerte	-31,6 °C bis 36,2 °C		

[64] Augsburger Abendzeitung vom 20.12.1900, in: Akte des Kultusministeriums: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, MK11829

[65] Das meteorologische Observatorium auf der Zugspitze, 1916, XXVI. Jh. Berichte des Hohen Sonnblick-Vereins, S. 12

[66] Abdruck unter J.J. Enzensperger, 1901, Sieben Monate auf der Zugspitze, Das Wetter, 18, S. 66-71, Neuabdruck in: J. Enzensperger, 1924, Ein Bergsteigerleben. Alpine Aufsätze und Vorträge. Reiseberichte und Kerguelen-Tagebuch, hrsg. vom Akademischen Alpenverein München, Alpen-Verlag AG, München, 2. vermehrte und veränderte Auflage, S. 199-208. Im Buch sind sehr viele Fotos von Enzenspergers Aufenthalt auf der Zugspitze enthalten.

[67] Enzensperger 1901, S. 68; 1924, S. 203

[68] Huber, A. 1930, Das meteorologische Observatorium auf der Zugspitze und die Zugspitzbahnen, Das Bayerland, 41 (10), 303-304

[69] Wetterdienst, 1951, Die Fünfzigjahrfeier des Observatoriums Zugspitze, in: Berichte des Deutschen Wetterdienstes in der US-Zone, Bad Kissingen, Nr. 31, S. 11

[70] Huber, A. 1930, Das meteorologische Observatorium auf der Zugspitze und die Zugspitzbahnen, Das Bayerland, 41 (10), S. 304

[71] Wetterdienst, 1951, Die Fünfzigjahrfeier des Observatoriums Zugspitze, in: Berichte des Deutschen Wetterdienstes in der US-Zone, Bad Kissingen, Nr. 31, S. 3

[72] Kuettner, J. P., 2000: Erinnerungen 1945-48. – In: K. Wege, Die Geschichte der Wetterstation Zugspitze, Geschichte der Meteorologie in Deutschland Bd. 4, Selbstverlag des Deutschen Wetterdienstes, Offenbach am Main, 70-75



Die „herrlichsten Bilder dieser Erde" genoss Enzensperger mit dem Naturschauspiel der Sonnenauf- und untergänge, was die gegenwärtigen Wetterbeobachter immer noch nachvollziehen können. Mit der Einsamkeit ist es heutzutage allerdings nicht mehr weit her.
Foto: Bernd Ritschel



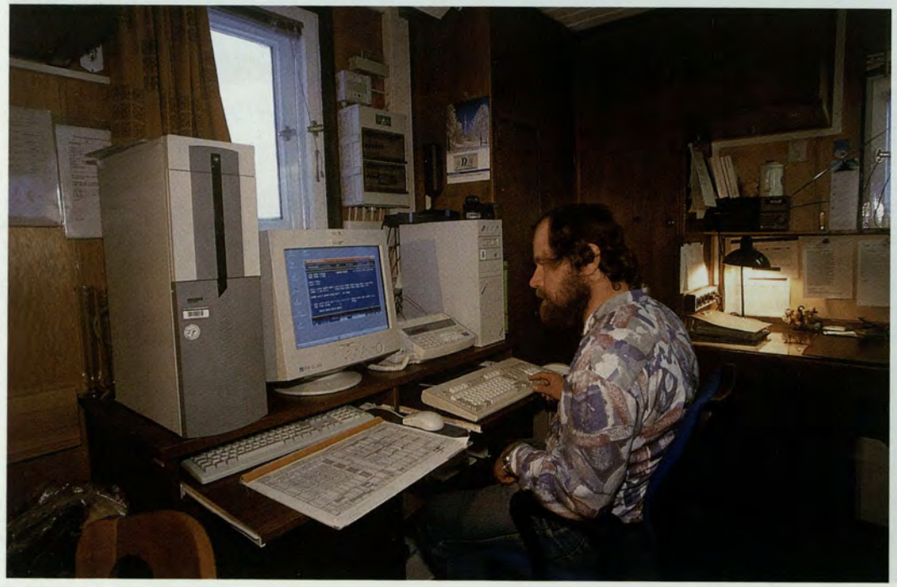
Dicht drängen sich die Messgeräte auf Tisch und Regalen.
Foto: Lautner 1924

meteorologischen Hinweise für Bergsteiger geben noch heute einen lebhaften Einblick in die Erfahrungen von damals.[73] 1952 wurde die Station organisatorisch dem Deutschen Wetterdienst angegliedert. Über den moderneren Betrieb der Zugspitzwarte berichtete Wolfgang Brunner.[74] Die weitere Entwicklung der Wetterstation, die Ergebnisse einiger Forschungsarbeiten und Klimadaten für den Zeitraum 1900 bis 1998 beschrieb K. Wege.[75]

Im Rahmen des „Global Atmospheric Watch" ernannte man schließlich die Wetterstation auf der Zugspitze zusammen mit dem Observatorium auf dem Hohenpeißenberg zu einer von insgesamt 20 Globalstationen, wobei das Messprogramm zusätzlich um luftchemische Untersuchungen erweitert wurde.

Am 19. Juli 2000 feierte die traditionsreiche Hochstation auf der Zugspitze ihr 100-jähriges Jubiläum, das es wohl ohne die Initiative der Alpenvereinssektion München des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gar nicht gegeben hätte.

[73] Küttner, J., 1949: Meteorologische Überraschungen für wettererfahrene Alpinisten. – Der Bergsteiger, Probeband, 105-107
[74] Brunner, W., 1975: 75 Jahre Wetterstation Zugspitze. – Alpenvereins Jahrbuch 1975, München, Innsbruck, 207-214
[75] Wege, K., 2000: Die Geschichte der Wetterstation Zugspitze, Geschichte der Meteorologie in Deutschland Bd. 4, Selbstverlag des Deutschen Wetterdienstes, Offenbach am Main, S. 31ff



Die Arbeitsbedingungen der Meteorologen haben sich gewandelt, ihre Bedeutung ist im digitalen Zeitalter eher noch gestiegen.
Foto: Bernd Ritschel

BERGE DER WELT

Thomas Huber
Stephen Venables
Eberhard Neubronner
Herbert Pardatscher-Bestle
Christine Kopp
Christoph Höbenreich

Foto: Rudi Lindner

Zwischen Schatten und Licht

„Shiva's Line" – der direkte Nordpfeiler des Shivling

Von THOMAS HUBER

ES WAR EIN RENNEN gegen die Zeit gewesen, denn wir hatten den höchsten Punkt des Shivling erst um sechs Uhr abends erreicht. Nach einer kurzen Gipfelrast seilten wir zweimal 60 Meter von ins Eis gebohrten Sanduhren ab, bis zum Standplatz über dem Steilabbruch des Pfeilers. Und dann – schon im letzten Büchsenlicht – die vogelwilde Luftfahrt hinunter über den überhängenden A2-Riss. Nach dreißig Metern war das Seil fixiert und ich schwebte mit einem mulmigen Gefühl in der Magengrube im Dämmerlicht tiefer. Schließlich hing ich drei Meter von der Wand weg und schaute nach unten zum Knoten. Nur mit Mühe folgte der erschöpfte Körper dem geistigen Befehl und leitete die notwendige Pendelbewegung ein. Ganz langsam kam ich in Schwung und konnte mit Müh und Not einen Griff erwischen. An der Kante des brüchigen Risses, gegen den Seilzug piazend, arbeitete ich mich zum Stand hinunter. Endlich ein sicherer Friend.

Als Iwan beim Abseilen die Fixierung ausklinkte, pendelte er weit ins Dunkel hinaus. Auf meiner Höhe angelangt, zog ich ihn herein. Beide beteten wir, dass die Seile sich nicht verklemmen würden. Nach mehreren Fehlversuchen ließ sich das Seil ruckweise abziehen. Gott sei Dank. Wir schrieen unsere Erleichterung hemmungslos in die Nacht hinaus. Eine weitere Seillänge hinab. Wieder fixiert und gependelt. Mit seinem schweren Rucksack schaffte es Iwan kaum, den Haken an der Kante auszuhängen. Er hatte seine Black-Diamond-Trittleiter eingeklinkt, mit letzter Kraft das Seil befreit und weiter abgeseilt. Das kostbare Stück wird wohl noch lange dort oben hängen. Das war knapp gewesen – und wir waren noch nicht in Sicherheit! Als er bei mir ankam, zerrten wir zu zweit mit allen Kräften am Seil. Das freie Ende bewegte sich jedoch keinen Zentimeter nach oben. Ich hängte mich aus der Standplatzsicherung aus und pendelte – nur mit dem Jümar gesichert – hinaus in den dunklen Abend, während Ivan das Seil schlenkerte, stets auf der Hut, mich nicht unversehens abtauchen zu lassen. Immerhin: Durch die nicht gerade lehrbuchmäßige Hochseilnummer hatten wir den vermaledeiten Strick schließlich freigekriegt! In der nächsten Seillänge flogen dann auch noch die Handschuhe in die Tiefe. Um zehn Uhr nachts erreichten wir endlich die Fixseile und eine Stunde später unser Hochlager auf der Schulter des Nordpfeilers in 6050 Metern Höhe, ausgebrannt und total kaputt.

Die Bilder der gestrigen Nacht sind stark und real. Sie haben sich wohl für immer in mein Gedächtnis eingeprägt. Während ich in dem kleinen Zelt zwischen Traum und Wirklichkeit vor mich hindöse und es draußen langsam Tag wird, erfüllt mich eine tiefe Dankbarkeit. Zum einen, weil wir heil aus der Gipfelwand gekommen sind, aber auch, weil wir eine solch großartige Route an einem der eindrucksvollsten Berge im Himalaya begehen durften. Damals, vor drei Jahren in Hallein, bei einem Diavortrag von Hans Kammerlander, war mir die Linie förmlich ins Auge gesprungen. Der Shivling ist mit seinen 6543 Metern zwar nicht extrem hoch, dafür besticht er durch seine grandiose Gestalt. Licht und Schatten teilen die Nordwand in eine Ost- und Westhälfte und zeichnen eine Traumlinie. Zusammen mit Christoph Hainz hatte Hans Kammerlander den unteren Teil dieses Pfeilers in hervorragendem Alpinstil begangen. Unter der überhängenden Gipfelwand waren sie jedoch nach rechts auf die Japanerroute ausgewichen, weil sie die Headwall ohne Bohrhaken für unmöglich hielten. Und Bohrhaken standen in krassem Gegensatz zur Kletterethik der beiden Südtiroler.

Shivas magische Linie

Den Rechtshaken in der „Magic Line" zu begradigen war in den letzten Jahren Ziel vieler Expeditionen; und das nicht ohne Grund, denn der direkte Nordpfeiler gehört sicher zu den großen Herausforderungen im Himalaya. Zwei Jahre nach den Südtirolern hatte der Kurzeder Winni, mein Bergspezl aus Traunstein, den Pfeiler versucht und war ge-



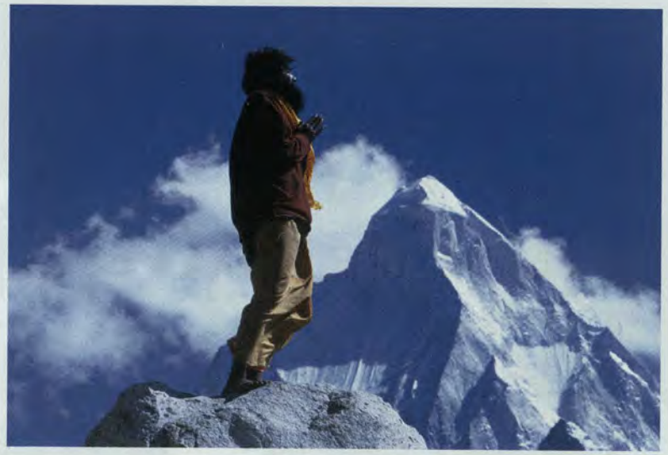
Der Shivling (6543 m) von Osten. Rechts im Profil der Nordpfeiler mit seiner steilen Headwall.
Foto: Rudi Lindner

scheitert. Im Jahr darauf trat eine österreichische Expedition an, wobei ein guter Freund von mir ums Leben kam. Erst da war mir klar geworden, dass der direkte Nordpfeiler des Shivling nicht nur eine faszinierende Linie ist, sondern auch ein äußerst anspruchvolles Projekt an einem sehr gefährlichen Berg. Nicht umsonst heißt er Shivling – Shivas Lingam: das Symbol für die kreative Kraft des hinduistischen Gottes der Schöpfung und Zerstörung. Mir schwante, dass der Weg über den Nordpfeiler nicht nur im optischen Sinne von Licht und Schatten markiert ist. Obwohl ich noch nicht davon überzeugt war, jemals den Mut für diese Route aufzubringen, etablierte sie sich fest auf meiner Wunschliste, ganz oben. Die Entscheidung fiel ganz unversehens, drei Monate vor Expeditionsbeginn. Alexander und ich wollten am Shivling antreten.

Die Realität sollte uns beim Verlassen des klimatisierten Ankunftsterminals in Delhi einholen, ja, sie schlug uns förmlich ins Gesicht: über 40 Grad bei 80 Prozent Luftfeuchtigkeit. Das war Indien. Wir waren dort, weil wir es so wollten. Und wir hatten eine deutliche Vorstellung, was uns in den nächsten Wochen erwartete: Schwere Rucksäcke, kalte Biwaknächte, Schneeschmelzen bis zum Abwinken, um den Flüssigkeitsbedarf zu decken, gefährliche Kletterpassagen und die vielen unsichtbaren Risiken, die an diesem Berg überall lauern. Aber trotz dieser eher ernüchternden Aussichten stieg unsere Motivation. Wir wussten genau, warum wir uns auf all das eingelassen hatten.

Bevor wir die Härte des schönsten Berges von Indien am eigenen Leib erleben durften, lernten wir ein für uns neues Land kennen, das durch und durch geprägt ist vom Hinduismus. Die Reise in das Bergland des Himalaya führte uns entlang am heiligsten Fluss der Hindus, dem Ganges, auch Mutter Ganga genannt, die Pulsader des Landes. Man spricht dem Wasser des Ganges eine ungeheure Reinigungskraft zu: Ein Schluck reicht aus, um den ganzen Körper innerlich von allem Schmutz zu befreien. Wenn man bedenkt, was alles an Unrat, Fäkalien und verbrannten Leichenresten dem Ganges zugeführt wird, kann man sich die reinigenden Folgen eines Schluckes Gangeswasser zumindest auf der körperlichen Ebene lebhaft vorstellen.

Nach zwei Tagen wilder Busfahrt erreichten wir die ersten Ketten des Garhwalhimals, dem Land der heiligen Berge, Flüsse und Seen. Seit Jahrtausenden ist diese Landschaft unauflöslich mit der Religion und Mythologie der Hindus verwoben. Viele der markantesten Berge gelten als symbolische Wohnstätten der Götter, und hier entspringen die Quellflüsse des Ganges, der Ursprung allen Lebens. Ausgangspunkt unseres zweitägigen Treks ins Basislager war der Wallfahrtsort Gangotri auf einer Höhe von 3000 Meter. Der Ort liegt am größten Quellfluss des Ganges, dem Bhagirathi. Tausende Pilger reisen hierher, um im Tempel der heiligen Mutter Ganga zu beten und im eiskalten, reißenden Bhagirathi ein Bad zu nehmen, das sie von Sünden reinigt. 19 Kilometer taleinwärts schießt von Schwebstoffen braun gefärbtes Wasser aus dem Gangotrigletscher. Die Quelle bildet ein riesiges Tor, den Gaumukh, übersetzt das „Kuhmaul". Wenige Tage nach unserem Besuch wurden drei Pilger während ihrer zeremoniellen Waschung von herabstürzenden Eisbrocken erschlagen.



„Heiliger Mann" betet vor dem Shivling

Aber nach Aussagen vieler Hindus hatten die Getöteten Glück, denn sie befanden sich an diesem Ort schon mit einem Bein im Nirwana.

In Einheit mit der Natur und im Angesicht der heiligen Berge lebt hier in den Höhen des Garhwalhimals ein große Zahl von Babas, Sadhus und Swamis – jene heiligen Männer, die den Sommer über in einfachen Behausungen oder in primitiven Höhlen der Meditation und dem Studium der heiligen Schriften nachgehen. Sie versuchen, sich von oberflächlichen, vordergründigen Werten zu lösen und allem Luxus zu entsagen. Ziel ihres asketischen Lebens ist es, über eine neue geistige Dimension die Annäherung an Gott zu finden und den Kreislauf der Wiedergeburt zu durchbrechen. Versteckt hinter einer Moräne, auf 4400 Meter am Fuße des Shivling, lebt der 25-jährige Panda, ein Sadhu und Anhänger der Gottheit Shiva. Nach mehrjährigem Studium bei einem bekannten Guru, bewohnt er Sommer wie Winter diesen heiligen Ort auf 4500 Meter Meereshöhe. Die Reinheit der Gebirgsnatur und der Anblick des Berges, der die Schöpfungskraft der Gottheit Shiva symbolisiert, sind dem Fortschritt in der Meditation zuträglich, und durch spezielle Yogatechniken kann er mit wenig Nahrung und Kleidung den harten und langen Winter überstehen. Eine seiner Hauptübungen war ein fünfjähriges Schweigegelübde, so dass er zur Kommunikation auf Papier zurückgreifen musste. Zwei Jahre hatte er nun schon hinter sich. „Silent Baba" machte einen zufriedenen Eindruck. Er hatte sich entschieden, für und mit Gott zu leben.



Anmarsch zum Basislager

Im Basislager

Eine halbe Stunde weiter auf gleicher Meereshöhe, direkt an den Ausläufern des Shivling, erreichten wir unser Basislager, Tapovan. Das Wetter hätte nicht besser sein können und schon am nächsten Tag schleppten wir zwei schwere Rucksäcke in Richtung Einstieg. Je schneller, desto besser, denn daheim wartete ja die Familie! Aber der anfängliche Optimismus wurde schon einen Tag später von 15 Zentimeter Neuschnee im Basislager abgekühlt. Also wieder mal warten auf bessere Zeiten. Wir kannten dieses entnervende Zeittotschlagen bereits allzu gut von unserer Expedition zum Ogre im Vorjahr. Mit Essen, Lesen, Kartenspielen und nochmals Essen versuchten wir die Stunden zu füllen. Glücklicherweise kam nach dem zweiten Schlechtwettertag eine Schweizer und eine französische Expedition, die ebenfalls den Shivling zum Ziel hatten, und sorgten für etwas Abwechslung. Weitere drei Tage fesselte uns das miserable Wetter an das Basislager, bis endlich die Sonne die letzten dunklen Wolken vertrieb. Die Schweizer Expedition machte sich fertig, den Bhagirathi II zur Akklimatisation zu besteigen, und die Franzosen bereiten ihren ersten Materialtransport zum Shivling-Normalweg vor.

Wir wollten auf etwa 6000 Meter ein Lager am Kammerlander/Hainz-Pfeiler etablieren, um eine günstige Startposition für den Gipfelversuch zu schaffen. Mit schweren Rucksäcken beladen, stiegen wir noch vor Sonnenaufgang durch das Couloir und fanden am rechten Rand der Schneerinne, nur 200 Meter unterhalb unseres Einstieges in den Felspfeiler, einen guten, vor Steinschlag geschützten Platz. Noch ein zweites Mal mussten wir an jenem Tag das Martyrium auf uns nehmen, mit 25 Kilogramm auf dem Rücken 400 Höhenmeter durch das 50 Grad steile Couloir zu steigen, bis alles Material – Zelte, Kocher, Schlafsäcke, Seile und Kletterzeug – an unserem Lagerplatz deponiert war. Das ist der Alltag im Expeditionsbergsteigen. Wenn nicht im Basislager auf gutes Wetter gewartet wird, stapft man mit schweren Rucksäcken umher und quält sich Meter für Meter nach oben. Zehn Schritte in einem Zug. Dann hyperventilierend eine Minute alles verfluchen und sich die Frage aller Fragen stellen: „Warum?". Da einem keine vernünftige Antwort einfällt, versucht man eben noch mal, die zehn Schritte in einem Zug zu schaffen. Und das in unendlich scheinender Wiederholung.

Nachdem wir unser Tagespensum absolviert hatten, verkrochen wir uns in das viel zu kleine Zelt und begannen erst mal mit stundenlangem Schnee-

Tapovan – Basislager auf 4300 Meter





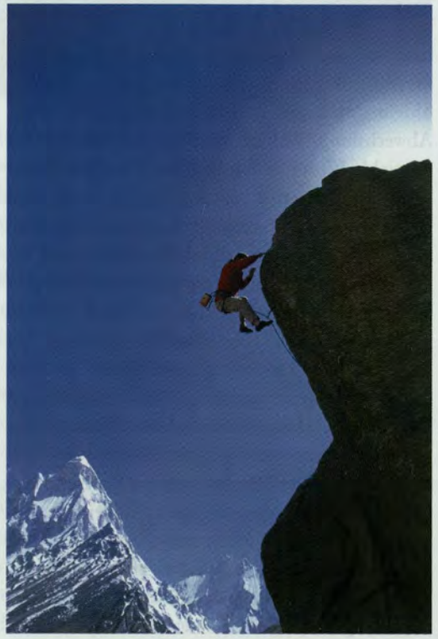
Das Basislager wird auf der großen Wiese von Tapovan aufgeschlagen.

schmelzen. Keiner von uns beiden wollte reden und wir starrten Löcher in die Luft. Nur das ständige Zischen des Gaskochers durchbrach die Stille, ein Geräusch, das mich bis in meine Träume verfolgte. Das von der Zeltwand tropfende Kondenswasser unterstrich diese spezielle Abenteuerromantik. Ohne Appetit rührte ich irgendwann den Kalorien zuliebe das gefriergetrocknete Futter mit heißem Wasser an und würgte das sonst durchaus genießbare Menü hinunter. Dann konnte ich mir endlich die verdiente Ruhe gönnen.

Im ersten Licht erreichten wir am nächsten Morgen den Einstieg des Pfeilers. Durch den Schneefall der letzten Tage wirkte alles recht winterlich, überall auf den Platten und in den Verschneidungen lag noch der frische Neuschnee. Das sah ziemlich kalt, heikel und schwierig aus. Alexander erklärte sich sofort bereit, die Führung der ersten Seillänge zu übernehmen. Vorbei an den Resten alter Fixseile, die unsere Vorgänger hinterlassen hatten, kämpfte sich Alexander über die verschneiten Platten höher. Er verklemmte die Spitzen seiner Eishauen in feinen, glasierten Rissen und durchstieg einen mit Schnee gefüllten Handriss, wobei die Frontalzacken im Granit auf millimeterbreiten Leisten knirschend Halt suchten. Eine Mischung aus modernem Drytooling, Freiklettern und klassischem Kombi-Geschleiche. Am selben Tag gelangen uns noch vier weitere Seillängen, die sich nach Schwierigkeitsgrad und Charakter kaum unterschieden: technisch anspruchsvoll und gefährlich. Von unserem höchsten Punkt bei circa 5700 Meter seilten wir ins Couloir ab und erreichten wenig später das Zelt. Am nächsten Tag wollten wir unseren vorgesehenen Lagerplatz auf einer Höhe zwischen 5900 und 6000 Meter erreichen. Ein hochgestecktes Ziel, aber zu schaffen.

Striche durch die Rechnung

Um sieben Uhr morgens saßen wir wieder im Basislager, bei einem guten Kaffee und Pfannkuchen, während sich gerade die letzten Schneewolken verzogen. An diese Wetterkapriolen mussten wir uns erst noch gewöhnen. Gegen Abend kamen die Schweizer erfolgreich vom Baghirathi II zurück. Zwei von ihnen, Iwan Wolf und Bruno Hasler, fassten nach ihrer problemlosen Akklimatisierung die Wiederholung der Japanerroute in der Nordwand ins Auge. Auch sie wollten durch das Couloir ansteigen, um dann den rechts der Pfeilerwand verlaufenden Originalweg der Japaner zu erreichen. Zwischen 6000 und 6200 Meter waren unsere Routen identisch; knapp unter der überhängenden Abschlusswand würden die Schweizer über ein markantes Rampensystem nach rechts ausweichen und über steile Eisfelder zum Gipfel ansteigen. Wir waren über ihre Entscheidung nicht traurig, denn falls etwas passiert wäre, hätten wir uns gegenseitig helfen können. Aber unsere Pläne sollten vorerst Wunschtraum bleiben. Denn das Wetter war für eine Durchsteigung viel zu unbeständig und auch der Höhenmesser gab keinen Anlass zur Hoffnung. Den schlechten Prognosen zum Trotz wollten wir in einer Tagesaktion bis zu der Felskanzel zwischen 5900 und 6000 Meter klettern und das Lager einrichten. Zu viert stiegen wir durch das Couloir. Iwan und Bruno



Alexander in einer 7c-Route, Tapovan

hatten vor, ihre Rucksäcke bei unserem Lager auf 5400 Meter zu deponieren und wieder ins Basecamp abzusteigen. Der einzige, der an jenem Morgen wieder ins Basislager abstieg, war dann allerdings ich. Meine Maschine wollte einfach nicht anspringen, obwohl ich mich bis zum Erbrechen quälte. Dann lag ich völlig fertig, mit entleertem Magen und fiebrig, auf meiner Isomatte und verfolgte das Geschehen am Pfeiler mit dem Fernglas. Am Nachmittag wurden die drei von einem Gewitter aus der Wand getrieben. Aber nicht bevor Alexander fünf weitere



Vollmond über dem Bhagirathi II

Seillängen geklettert und alles bis auf ungefähr 5900 Meter fixiert hatte. Bei dieser Ausgangssituation sollte es möglich sein, den Gipfel in drei Tagen zu erreichen. Am nächsten Morgen fühlte ich mich etwas besser und das anhaltend instabile Wetter erlaubte es mir gnädigerweise, die Magenverstimmung auszukurieren. Gerade zur rechten Zeit setzte sich der Höhenmesser in Bewegung und fiel um 30 Meter. Für uns das Startsignal. Im Stirnlampenlicht verabschiedeten sich die Schweizer, während wir noch unser vorgeschobenes Basislager in den Rucksäcken verstauten. Wenig später hingen wir schwer beladen in den Fixseilen und kämpften uns Seillänge um Seillänge nach oben. Am Ende der präparierten Strecke folgte noch eine leichtere Passage bis zu dem Absatz, auf dem wir unser Lager aufbauen wollten. An diesem Tag war Alexander an der Reihe, sich schwach zu fühlen. Er kämpfte am absoluten Leistungslimit. Unter diesen Voraussetzungen hatten wir kaum eine Chance auf den Gipfel. Die Entscheidung wurde uns unerwartet leicht gemacht, da von Westen wieder mal dunkle Wolken aufzogen. Wir stopften unsere gesamte Kletter- und Biwakausrüstung hinter einen Felsblock und suchten das Weite. Als charakterfeste Schweizer ließen sich Bruno und Iwan von den paar Schlechtwetterwolken nicht abschrecken. Sie erreichten noch am selben Tag den „Knick", die deutliche Schulter auf halber Höhe des Nordpfeilers, wo die Kammerlander/Hainz- und die Japanerroute zusammenlaufen.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Zelt blickte und den strahlend blauen Himmel sah, war die Enttäuschung groß. Wir schienen unsere letzte Chance verspielt zu haben. Es war aber eh nur eine theoretische Chance gewesen, denn Alexander hätte für einen Gipfelgang niemals die notwendige Kraft gehabt. Mit 38 Grad Fieber und den eitrigen Mandeln, die der französische Expeditionsarzt diagnostiziert hatte, wäre am Shivling nichts zu holen gewesen. Die Aussichten auf Besserung waren gleich Null und damit auch die Erfolgschancen unserer Expedition. Aber auch droben am Shivlingpfeiler schien es Probleme zu geben. Über Funk teilten uns die Schweizer mit, dass sie ein Höhensturm mit über 100 Stundenkilometern ans Lager fesselte. Wir

schauten hinauf und sahen die kilometerlangen Schneefahnen, die vom Shivling und den umliegenden Gipfeln in den blauen Himmel geblasen wurden, froh, mit unserem gestrigen Rückzug die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Ich redete mir fest ein, dass wir am Berg nichts versäumten – und hoffte insgeheim auf ein kleines Wunder.

Iwan und Bruno saßen zwei Tage lang fest. Obwohl kaum Wolken am Himmel zu sehen waren, tobte der Höhensturm mit beißender Kälte. Trotz des stabilen, sonnigen Wetters fegte sie der Wind fast vom Berg. Alexanders Gesundheitszustand hatte sich inzwischen gebessert und er hoffte, die Infektion überstanden zu haben. Jetzt würden wir es packen! Das Wetter war immer noch perfekt und der Höhensturm schien sich beruhigt zu haben. Iwan und Bruno hatten heruntergefunkt, sie wollten zum Gipfel durchstarten. Um sechs Uhr war ich am Beginn der Fixseilstrecke und wartete ungeduldig auf Alexander. Eine Stunde später schleppte er sich auf den Standplatz, kraftlos, ohne Energie. Für ihn war es der Endpunkt, und es war zugleich das Ende unserer Expedition. Alexander hatte alles gegeben, aber die im Körper schwelende Infektion hatte ihm die letzte Kraft geraubt. Er war enttäuscht, traurig und verärgert zugleich, aber wir wussten beide, dass es jetzt nur noch eine Entscheidung gab. Mit gesenktem Kopf stieg Alexander durch das von der Sonne bereits durchweichte Couloir ab, während ich an den Fixseilen aufstieg, um unser Klettermaterial und die Biwakausrüstung zu bergen.

Ein letzter Versuch

Oben angekommen, nahm ich mit den Schweizern Funkkontakt auf: „Thomas an Iwan. Seid ihr schon in der Nähe des Gipfels?" „Iwan an Thomas. Nein, es ist sch...kalt, spüre einen Teil meiner Zehen nicht mehr. Wir sind kurz unter der Headwall und hier oben ist es immer noch sehr windig. Wir haben keine Chance, wir seilen ab. Thomas, wo seid Ihr? Kommen." – „Thomas an Iwan. Alexander ist ins Basislager abgestiegen, er ist krank. Ich bin bei unserem Lager auf 5950 Meter und berge das Material. Wir brechen die Expedition ab. Kommen." – „Iwan an Thomas. Warte noch mit dem Abstieg, wir seilen über euren Pfeiler ab und sind in drei Stunden bei dir. Dann sehen wir weiter. Kommen." – „Thomas an Iwan. OK, ich warte. Ende." Wollten die mir etwa...? Ich wagte diesen Gedanken nicht weiterzuspinnen.

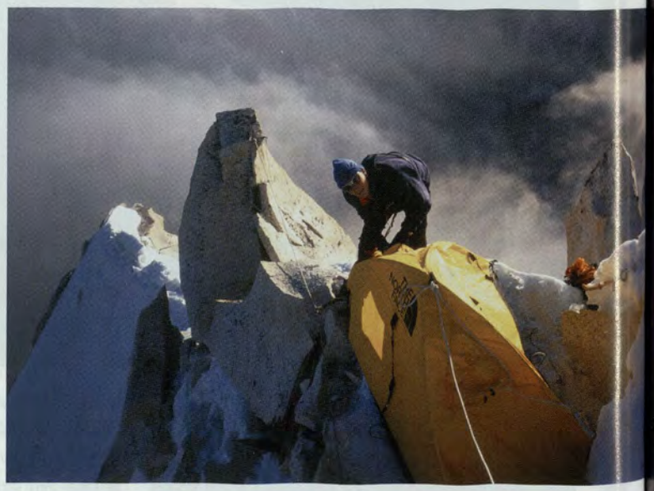
Stunden später erreichten Bruno und Iwan die Felskanzel, ausgezehrt aber glücklich. Ich konnte nicht umhin, sie zu bewundern. Die waren hart wie die Tschechen: Total locker drauf nach vier anstrengenden Tagen am Berg, drei davon im Höhensturm! Die Schweizer sind fest entschlossen, mich im weiteren Verlauf der Expedition zu unterstützen – aber erst nach einigen Tagen Erholung im Basislager. Als Alexander dort von der positiven Wende, die unser Unternehmen genommen hat, erfährt, ist er hocherfreut, bleibt aber trotzdem bei seinem Entschluss, am nächsten Tag heimzureisen.

Am Abend des 28. Mai steht fest, dass Iwan und ich den direkten Nordpfeiler angehen werden, während Bruno und Irma sich den anspruchsvollen Normalweg über den Westgrat zum Ziel gesetzt haben. Wir wollen kurz nach Mitternacht starten und am selben Tag das Lager auf 6050 Meter am „Knick" errichten. Unser Plan sieht vor, am zweiten Tag zunächst auf der Japanerroute weiterzusteigen und mindestens noch eine Seillänge in der Gipfelwand zu fixieren. Am dritten Tag dann der Durchstieg zum Gipfel – wenn alles gut geht, wenn das Wetter hält, wenn unsere Kraftreserven mitspielen. Für uns ist es die letzte Möglichkeit, denn am 4. Juni kommen die Träger. Falls wir in einen Wettersturz geraten, werden wir im Hochlager ausharren und einen Rückzug nur in allerletzter Konsequenz durchführen. Darüber sind wir uns einig.

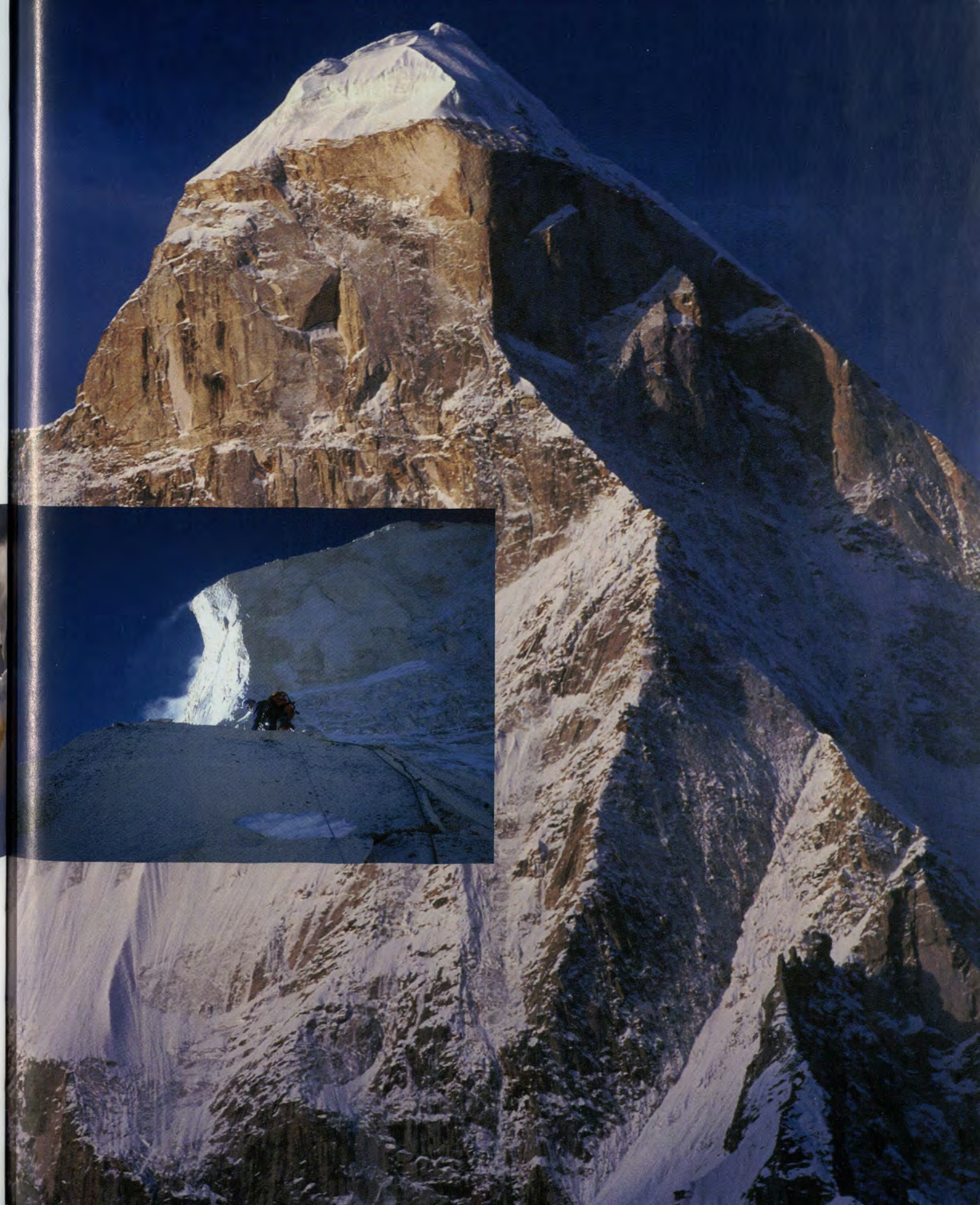
Die Nacht wird kurz. Nach drei Stunden zwischen dösen, schlafen und wirren Träumen, reißt mich unser Koch mit einem heiteren „Good morning!" aus dem Schlafsack. Was heißt da Morgen? Es

Morgenstimmung am Shivling. Deutlich markieren Licht und Schatten den senkrechten Nordpfeiler, mit VII, A4 wohl eine der weltweit schwersten Routen in dieser Höhe.

Iwan Wolf klettert zur Headwall – Höhensturm



Unser Zwischenlager am „Knick".



ist Mitternacht, stockdunkel und kein einziger Stern ist zu sehen. Der Luftdruck ist laut Höhenmesser aber nicht allzu schlecht. Also gehen wir! Noch einen weiteren Tag im Basislager zu warten, würde den Erfolg rein zeitlich in Frage stellen. Zwei Tassen Kaffee, um den Kreislauf in Schwung zu bekommen und dann los. Wir stolpern im Stirnlampenlicht über die Basislagerwiese bis zu den steilen Moränenhängen, die zum Einstiegscouloir hinaufführen. „Das wird schon!" Iwan ist Optimist. Hoffentlich hat er recht. Langsam stellt sich der Organismus auf die gleichmäßige Belastung ein. Einatmen – ein Schritt – ausatmen – ein Schritt –, an diesem Rhythmus wird sich in den nächsten zwei Stunden nichts ändern. Jeder geht für sich, alle Dialoge werden auf das Nötigste zurückgefahren ... „Wie fühlst du dich?" „Gut!"... Jeder hängt seinen Gedanken und Träumen nach. Am besten kann so ein nächtlicher Stirnlampenmarsch als „Schlafen im Gehen" beschrieben werden. Was wäre der schönste Moment? Wohl in Gangotri mit meiner Familie zu telefonieren und zu sagen, dass wir alle gesund zurück sind. Und dann drei Tage später die erste Umarmung am Flughafen. Ein Berg kann dir so ein Gefühl nie geben, diese Wärme und Herzlichkeit. Der Berg ist hart und kalt. Wenn mich jetzt jemand fragen würde – genau in diesem Moment, in dem ich mich mit jedem Schritt einem Abenteuer nähere, das mit dem Tod enden kann – warum ich da hochgehe, dann wüsste ich keine Antwort. Mein Tun zu beschreiben ist da deutlich einfacher. Ich steige automatisch, ohne groß darüber nachzudenken, immer nach oben, solange ich es verantworten kann – möglichst so weit, dass es nirgends mehr hinaufgeht. Das ist der Punkt, auf den mein Handeln ausgerichtet ist: der Gipfel. Den Erfolg nehme ich mit nach unten, mit in die Sicherheit. Ein steiniger und gefährlicher Weg, der zu meinem Glück führen soll. Riskieren werde ich nichts. Wir nähern uns dem Einstiegscouloir. Mit den Steigeisen an den Bergschuhen nehmen wir die Eisrinne in Angriff. Die Flanke steilt sich bis zu 50 Grad vor uns auf und die Träume von besseren Zeiten weichen einer konzentrierten Wachheit. Um fünf Uhr sind wir am Einstieg des Pfeilers, am Anfang unserer Fixseile. Wir liegen gut in der Zeit und auch das Wetter scheint sich positiv zu entwickeln.

„Vielleicht hast du mit deinem ‚wird schon werden!' recht, Iwan." Sein verschmitztes Grinsen sagt mir alles, ich klinke meine Jümars in das Fixseil und wir steigen die ersten 300 Meter des Pfeilers hinauf. Um neun Uhr erreichen wir den kleinen Absatz auf 5950 Meter und sortieren unser Material: ein Zelt, zwei Schlafsäcke, einen Kocher, Gas und Proviant für drei Tage, Friends, Klemmkeile, Hammer, fünf Bohrhaken für alle Fälle und wenn nichts mehr geht, dazu jede Menge Haken und Spezialzeug für die ganz feinen Risse. Das Wetter ist mittlerweile perfekt, über uns blauer Himmel und kein Anzeichen von Höhensturm. Unter diesen Voraussetzungen haben wir gute Chancen, unser Lager 100 Meter höher am „Knick" aufzustellen. Mit wenig Gewicht wollen wir bis zum vorgesehenen Platz hinaufklettern und erst am Nachmittag das gesamte Biwakmaterial nach oben hieven.

Iwan überlässt mir die Führung. Nach einer kurzen Seillänge steilt sich der Pfeiler senkrecht auf. Eine schlecht abzusichernde Plattenstelle fordert mein ganzes Kletterkönnen und ich brauche mehrere Anläufe, bis ich den Schritt nach oben wage. Ein Sturz wäre hier nicht angebracht. Nach vier Metern beruhigt ein solider Friend meine Nerven, weiter droben scheint das Gelände leichter zu werden. Richtig: Der kompakte Granitpfeiler legt sich etwas zurück und wir kommen schnell voran. Um ein Uhr erreichen wir den exponierten Lagerplatz auf dem Pfeilerkopf. Ein verrückter Ort, gerade groß genug für unser Zelt. Vier Stunden später sitzen wir, von der Schlepperei müde und ausgelaugt, im Hochlager. Schnee schmelzen, essen, trinken, alles spielt sich in der gewohnten Routine ab. Und auch das Wetter hält sich an seine eingefahrenen Muster: War es noch vor Stunden sonnig und warm, so bläst jetzt wieder ein eisiger Wind, es schneit und unser Zelt wird von dunklen Wolken verschluckt. Als es dann noch zu donnern beginnt, steigt unser Adrenalinspiegel. Gewitter in den Bergen, in dieser exponierten Lage! Schnell schaffen wir das ganze Eisenzeug hinaus unter einen Stein und hocken dann im Entensitz mit den Plastikstiefeln an der Füßen im Zelt, um der Spannung so wenig wie möglich ausgeliefert zu sein. Eine ganze Stunde lang. Immer wieder kracht es, dann ist das Gewitter Gott sei Dank vorbei und es beginnt zu schneien.

Am nächsten Morgen ist außer einer feinen Neuschneeschicht auf den Felsen keine Spur vom gestrigen Gewitter zu sehen. Wir warten noch, bis die Sonnenstrahlen das Lager erreichen, dann klettert Iwan die erste Seillänge des kombinierten Grates der Japanerführe. Leider hat heute die Sonne nicht dieselbe wärmende Kraft wie gestern und es fegt ein kalter, schneidender Wind um die Kante. In der Gipfelregion oberhalb der Headwall peitscht der Wind

Thomas im Pfeiler, fester, steiler Granit

Klettern im überhängenden Granitozean der Headwall – 3. Seillänge

29. Mai, Thomas jümart mit schwerem Rucksack am Fixseil

wieder Schneefahnen in den blauen Himmel. Iwan verflucht dieses Wetter, er kennt es schon zur Genüge. Wir klettern aber trotzdem weiter und erreichen gegen Mittag den Standplatz unter der überhängenden Gipfelwand. Nach rechts verlaufen die alten, vermoderten Fixseile der Japanerführe. Vor uns das Neuland, die Ungewissheit und das Abenteuer – das Risssystem von Shivas magischer Linie. Ich sortiere das Material an meinem Klettergurt und steige in den vom Stand überhängend hochziehenden Riss ein.

Hilf dir selbst – dann hilft dir ...

Nach zehn Metern erreiche ich ein kleines Sims, darüber eine brüchige Zone – ein fragiles Geflecht aus metergroßen Schuppen, die lose ineinander verkeilt in der Wand stecken. Selbst ein kompakt erscheinender Felsbereich dröhnt beim Schlag mit dem Hammer wie eine Glocke. Die Angst lähmt meinen Verstand. Ich kann keine Entscheidung fällen. Etwas weiter oben zieht ein überhängender Riss in den Nebel. Verdammt, es sind nur 20 Meter, dann hätten wir gewonnen, aber es sind eben 20 Meter, in denen keine Sicherung gut genug wäre, einen Sturz abzufangen. Soll ich es trotzdem wagen, in diesen überhängenden Bruchhaufen einzusteigen? Und wenn mir irgendwann der Fels entgegenrieselt... komme ich dann zurück? Oder fliege ich schon vorher mit einer Riesenschuppe hinunter, die wie ein Fallbeil auf Iwan kracht? Selbst wenn wir das überleben würden, sind wir immer noch in einer Gebirgsregion über 6000 Meter, in der uns keiner helfen könnte. Ich kämpfe mit mir, der Wille, es zu versuchen ist da, aber diese beängstigende Vision des Versagens hindert mich, den entscheidenden Schritt zu wagen.

Mittlerweile hat es zu schneien begonnen, es ist alles zum Kotzen: Dieser Berg, diese Linie, diese unerträgliche Situation. Ich kann nicht mehr. „Iwan, warte noch mal!" Ich kann doch nicht einfach so aufgeben, ohne es versucht zu haben! Es würde immer in mir arbeiten. Ich muss dieser Geschichte einen Schluss geben, selbst wenn ich nach zehn Metern feststelle, dass es für mich unmöglich ist. „Also Iwan, ich versuch's. Pass auf und geh in Deckung, falls etwas runterfällt!" Ab jetzt darf es keinen Zweifel mehr geben! Ich kann es und ich will dieses Abenteuer hier und jetzt leben.

Achtsam klopfe ich jeden Meter mit dem Hammer ab, hinterfrage jede gelegte Sicherung und gewinne langsam an Höhe. Allerdings würde keiner der Fixpunkte einen Sturz halten, weil alle hinter losen Schuppen liegen. An einer zehn Zentimeter von der Wand wegstehenden, zwei Zentimeter dicken Granitplatte quere ich mit Hilfe von Cliffhängern drei Meter nach links und hoffe, an einer feinen Rissspur kompakteren Fels vorzufinden. Meine Bewegungen sind langsam, ich bin sehr vorsichtig mit allem, was ich tue. Ich rede mir selbst Sicherheit ein – eine Sicherheit, die schon lange nicht mehr existiert. Den „point of no return" habe ich überschritten, alles liegt jetzt in meiner Hand. Vertraue nur noch deinem eigenen Handeln und keinem Gefährten, der dir bei einem Sturz das Leben rettet! Die Felsqualität wird nicht besser, links in dem Riss ist der gleiche Schrott wie rechts drüben, es ist zum Verrücktwerden. Ich fummle zwei kleine Steinchen aus dem anfangs fingerbreiten Spalt und verklemme vorsichtig einen Babycamelot. Der sollte halten, besser gesagt, er muss! Langsam verlagere ich das Körpergewicht auf das Klemmgerät und beobachte den Fixpunkt auf die kleinste Bewegung. Immer bereit, auf den Cliffhänger unter mir zurückzusteigen. Er gibt keinen Millimeter nach.

Die Sicherung hält und könnte sogar einen kleinen Sturz abfangen, obwohl der Fels immer noch grauenhaft dumpf dröhnt. Vertraue nur deinem eigenen Handeln! Die Gefahr ist viel zu groß, um sich auf einen vermeintlich guten Camelot zu verlassen. Es sind nur noch zwei Meter, dann könnte die brüchige Felszone hinter mir liegen. Ich setze meine ganze Energie und Konzentration in die letzten Meter, schlage einen langen Messerhaken in den morschen Fels und belaste ihn langsam mit meinem Körpergewicht. Er hält – er hält nicht – der Haken rutscht zwei Zentimeter heraus und verklemmt sich wieder. Fast wäre ich... – mir wird schlecht. „Iwan, pass gut auf, der Haken hält nicht. Ich muss zurück!" Jetzt cool bleiben, ich habe sonst keine Chance. Ich schlage den Haken noch einmal bis zum Anschlag in den Fels und versuche erneut, die Belastung langsam auf das fragwürdige Stück Eisen zu übertragen. Durchatmen, alle ruckartigen Bewegungen vermeiden, einen weiteren Messerhaken einen Meter über mir verklemmen, mit zaghaften Hammerschlägen versenken, noch ein Meter, durchatmen.

Thomas am Gipfel



Iwan am Ausstieg der Headwall



Ein Profilhaken fährt singend in den kompakten Riss, es ist meine Siegeshymne, wir haben es geschafft. Zehn Minuten später erreiche ich den Stand, hinter mir ein 40 Meter langer Psychothriller, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Langsam schwindet die Anspannung und ich registriere wieder meine Umwelt. Ich bin am Shivling, wir sind auf 6250 Meter und klettern auf unserer Linie, es schneit und es ist kalt. Iwan steigt mit den Jümars nach und klettert noch die ersten 25 Meter der nächsten Seillänge. Anschließend seilen wir im Schneesturm ab, zurück zu unserem Zeltlager. Der Wind nimmt Orkanstärke an und wir beginnen zu zweifeln.

Der 31. Mai 2000. Wir sind beide skeptisch, ob dieser Tag den Erfolg bringen wird. Die ganze Nacht hat es gestürmt und eine bleierne Wolkendecke hängt am Himmel, als wir morgens aus dem Zelt schauen. Immer wieder werden wir von dicken Schwaden verschluckt, zwischendurch schneit es und es weht ein ungemütlich kalter Wind. Dennoch sind wir unterwegs, baumeln schon Stunden in der überhängenden Headwall und kämpfen uns Seillänge um Seillänge höher. Es ist vielleicht unsere letzte Möglichkeit, den Gipfel zu erreichen, und die wollen wir auch bei diesen widrigen Wetterbedingungen nutzen. In der Mitte des Steilaufschwunges verliere ich das gesamte Handbohrset; damit ist das Hintertürchen zugeklappt, das wir uns offen gehalten hatten, falls eine Passage kompakten Granits den Weiterweg versperren sollte. Aber heute haben wir Glück. Immer wieder bietet sich im letzten Augenblick die Möglichkeit, einen Messerhaken zu schlagen, einen Birdbeak in feinste Risse zu klemmen oder einen Cliffhänger hinter einer Schuppe zu platzieren.

Es ist vier Uhr nachmittags und wir haben nur noch 15 Meter überhängenden Fels zu überwinden, dann müssten wir am Gipfeleisfeld sein. Wir sind also noch voll im Rennen. Der dachartige Abschluss dieser 200-Meter-Wand, der Übergang in das flache, vereiste Gelände wird noch mal spannend. Ich setze all meine Hoffnung in einen Camelot, dessen Segmente mehr Eis- als Felskontakt haben. Eine von vielen zweifelhaften Platzierungen, bei der das Glück wieder auf meiner Seite ist. „Iwan, wir haben es geschafft!" Ich genieße noch einmal den Blick nach unten und die Ausgesetztheit dieser steilen Gipfelwand. Dann schlage ich zwei Haken am unteren Rand des Eisfeldes und fixiere das Seil für Iwan. Zehn Minuten später steht er neben mir. Ohne Pause übernimmt der Freund das scharfe Seilende im Gipfeleisfeld und klettert am Ende über die 70 Grad steile, vereiste Wächte bis zu der Stelle, wo auf dem eisigen Haupt des Shivling alle Linien und unsere zerschundenen Hände zueinander finden.

Shivling (6543 m) – Nordpfeiler: „Shiva's Line"; VII, A4
Erste Begehung durch Thomas Huber und Iwan Wolf
29.–31.5.2000 (nach Vorarbeit).



Iwan und Thomas zurück im Basislager

Fotos: Thomas Huber

Eine verrückte Idee

Erfolg am Monte Sarmiento in Feuerland

Von STEPHEN VENABLES

OBWOHL ICH SEHR GERN zum Bergsteigen gehe, komme ich heute kaum noch dazu. Deshalb hätte ich mir für meine erste Expedition nach dreijähriger Enthaltsamkeit eigentlich ein angenehm temperiertes und leicht erreichbares Gebirge als Ziel wählen sollen – ein Gebiet, das es erlauben würde, das Kletterpotenzial jedes einzelnen kostbaren Tages voll auszuschöpfen. Stattdessen entschloss ich mich verrückterweise zum Besuch einer abgelegenen, regengepeitschten, sturmumtosten Insel an der Südspitze von Patagonien, wohlwissend, dass ich bei viel Glück in einem ganzen Monat auf zwei oder drei Klettertage hoffen durfte. Warum habe ich mich um Himmelswillen auf so etwas eingelassen?

Die Antwort ist einfach: Expeditionen sind mehr als die Summe der einzelnen Fels- und Eisseillängen am Berg. Denn oft ist der Berg nur die Ausrede, um einen interessanten Ort zu besuchen. Auch zieht es mich nach den vielen Jahren in den Alpen und im Himalaya immer stärker auf die südliche Halbkugel und ganz besonders in die wilden Berge am Rande der Antarktis. 1990 hatte ich drei Monate auf der Insel South Georgia verbracht, wo ich die Verbindung von Berg, Meer und wimmelndem Tierleben genoss und lernte, mit dem fast nie zur Ruhe kommenden Wind zu leben. Feuerland würde ganz ähnlich sein, allerdings mit einem zusätzlichen Reiz: der üppigen Vegetation. Denn trotz seiner weitläufigen Eisfelder und derselben geografischen Breite wie South Georgia ist der große Zeh Südamerikas in etwas laueres Wasser getaucht als die stark vergletscherte Insel im Südatlantik. Die wenigen zusätzlichen Wärmegrade – zusammen mit den unerschöpflichen Niederschlägen des pazifischen Wettersystems – bewirken die verschwenderische Wachstumsfülle des Regenwaldes, der die filigrane Uferlinie des weitläufigsten Wasserstraßen-Systems der Welt einhüllt.

Es war also die Landschaft, die mich reizte. Aber noch viel mehr bedeutete mir das Expeditionsteam, das seine Gründung einem glücklichen Zufall viele tausend Kilometer entfernt am Mount Everest verdankte. 1988 hatte ich die drei glücklichsten Monate meines Lebens damit zugebracht, mit einer amerikanischen Mannschaft eine neue Route in die Kangshung-Flanke des höchsten Berges der Welt zu legen. Fünf Jahre später waren zwei meiner Kumpel aus dem Expeditionsteam wieder am Everest, diesmal auf der Nordseite. Im Nachbarzelt hausten John Roskelley und Jim Wickwire, denen sie die alten Storys von den Kangshung-Tagen erzählten, die sie zusammen mit einem komischen Briten namens Venables verbracht hatten. Wenig später lag ein Brief von Jim Wickwire in meinem Postkasten, in dem er anfragte, ob ich ihn und Roskelley auf einem Trip zum Monte Sarmiento in Feuerland begleiten wollte.

Altstar-Team auf hoher See

Wir Briten sind weltweit bekannt für unseren introvertierten, zurückhaltenden Nationalcharakter. Obwohl es deshalb für uns eine Binsenweisheit ist, dass alle Amis „verletzend offen und auf eine total oberflächliche Art freundlich" sind, hatte ich auf meiner ersten amerikanischen Expedition eine erfrischende menschliche Wärme und eine Großherzigkeit erlebt, an die ich mich gerne erinnerte. Wickwires Brief versprach mehr desgleichen und als ich ihn dann in England traf, wusste ich, dass eine Expedition mit ihm Spaß machen würde. Weniger sicher war ich mir da in Bezug auf John Roskelley aus Spokane im US-Staat Washington, der sich selbst gern als „Redneck" – als konservativen Hinterwäldler – bezeichnete. Ich hatte ihn noch nicht getroffen, ihm ging aber der Ruf voraus, das Leben mit Vorliebe nach einfachen, absoluten Maßstäben zu beurteilen. Regelmäßig hatte dieser Mann das alpine Establishment in Amerika durch seine unverblümte Kritik in helle Aufregung versetzt und er machte nie ein Hehl daraus, dass er für Schwächlinge und Deppen wenig übrig hatte. Wie würde er auf einen überempfindlichen, untrainierten Engländer reagieren, der gerade erst von einer Knieverletzung genesen war, die er sich im



Der Ostgipfel des Monte Sarmiento (2234 m) wurde 1956 von Carlo Mauri und Clemente Maffei erstmals bestiegen.
Auf dem Foto: John Roskelley kurz vor dem Westgipfel des Monte Sarmiento. Hinten der Eispilz des abweisenden Ostgipfels vor der Kulisse der Cordillera Darwin in der Ferne.
Foto: Stephen Venables

Himalaya zugezogen hatte? Wie würde ich dastehen im Vergleich mit einem der härtesten und erfolgreichsten Bergsteiger der Welt?

Ich war neugierig, gespannt und auch ein wenig besorgt, als ich Anfang April abreiste, um den englischen Frühling gegen den Herbst in Patagonien einzutauschen. Als ich zwei Tage später in Punta Arenas ankam, verflog meine Besorgnis im Nu. Roskelley war offen, freundlich und unkompliziert mit einer ruhigen, trockenen Clint-Eastwood-Stimme. Die funkelnden Augen flirteten mit den chilenischen Kellnerinnen – harmlose Neckereien eines fanatisch treuen Ehemannes, der den größten Teil seines Lebens daheim auf seiner Farm zubringt und die Kinder versorgt. Sie sprachen viel von zu Hause – sowohl er als auch Wickwire –, der seit dreißig Jahren einen brillanten Jongleursakt aufrecht erhält und es schafft, die Bedürfnisse seiner vielköpfigen Familie und die erfolgreiche Praxis eines Anwalts, der in Alaska die Landrechte der Indianer und Eskimos verteidigt, mit der Laufbahn eines ehrgeizigen Kletterers unter einen Hut zu bringen.

Der vierte Bergsteiger, der eintraf, war Tim Macartney-Snape, der 1984 die erste australische Besteigung des Mount Everest geleitet hatte. Der geborene Outdoor-Typ ist großgewachsen, sehnig und unabhängig, mit riesigen Lungen und einer unfehlbaren Kompetenz, die unter seinem zurückhaltenden Gebaren schlummert. Tim ist nicht nur ein hervorragender Bergsteiger, sondern kennt sich auch mit Booten aus. Als wir in Ushuaia am Beagle-Kanal ankamen, freundete er sich schnell mit dem fünften Mitglied des Teams an, Charlie Porter, dessen Yacht Gondwana Wickwire für die Expedition gechartert hatte.



Jim Wickwire und Charlie Porter beim Kartenstudium.
Fotos: Stephen Venables

Roskelley, Wickwire und Porter steuern das Basecamp an.



Vor 25 Jahren war Charlie Porter eine große Nummer – eine der ganz großen – im Yosemite Valley gewesen, wo er – häufig allein – zahllose Tage damit zubrachte, sich die schwersten Aidclimbs hinaufzunageln, zu -hooken, zu -bohren und zu -schwindeln. Vor allem zwei seiner Erstbegehungen – The Shield und Zodiac – sind heute anerkannte Klassiker. Sein eigentlicher Schwanengesang war aber die phänomenale Solobegehung einer Neuroute am Mount Asgard in Baffin Island im Jahr 1977. Dann verschwand er aus der Kletterszene und machte sich nach Süden in Richtung Chile davon, wo er – wieder im Alleingang – per Kajak neun Monate lang die patagonischen Wasserstraßen erkundete. Er ist dort unten hängengeblieben, hat sich die Zeit beim Kajaken, Segeln, Botanisieren, Geologisieren und gelegentlich auch beim Klettern vertrieben, total eingetaucht in eines der großartigsten Wildnisgebiete der Erde. In unserem Zeitalter des maßgefertigten Abenteuers ist Charlie Porter eines der wenigen wahren Originale: exzentrisch, rechthaberisch und total abgefahren auf das Land, das er zu seiner Heimat gemacht hat.

Der „Käpt'n" macht klar zum Ankern, Charlie Porter und seine Yacht Gondwana vor der Brecknock-Halbinsel.



Das war also der Führer und Skipper auf unserer „Touri-Tour" durch den Beagel-Kanal – jene wundersame Wasserstraße, die den Atlantik mit dem Pazifik verbindet, mäandernd zwischen der Hauptinsel von Feuerland und einem Irrgarten kleinerer Inseln, die ihr im Süden und Westen vorgelagert sind. Fünf Tage lang kämpften wir mit Motorkraft gegen den Wind an und hissten nur dann und wann das Stagsegel, wenn er die Richtung änderte. In der Erinnerung fließen die Tage zusammen in ein sich langsam bewegendes Bild von schwarzem Wasser, blauem Eis und dem sich rötenden Laub der Südbuche – Nothofagus pumilla –, die nirgends so weit in Richtung Pol vorstößt wie hier und durchmischt ist mit den dunklen Flecken der immergrünen Nothofagus betuloides.

An jedem Abend gingen wir in einer Bucht vor Anker – Landratten, die mit Tauen herumfummelten, während Charlie seine Kommandos brüllte. Tim war der einzige, der wirklich sein Vertrauen genoss; Roskelley und Wickwire trauten sich kaum, einen Tampen zu berühren, sie schlichen herum wie aus der Gnade gefallene Schulbuben und nannten sich Dick und Doof.

Am vierten Tag schlugen wir uns mit dem grauen, unruhigen Wasser der Bahia Desolada herum. Am nächsten Morgen kurvten wir um die Brecknock-Halbinsel und gerieten damit kurzzeitig an die chilenische Pazifikküste, wo wir Wellen zu spüren bekamen, die die Power der gesamten Strecke von Australien nach Amerika im Kreuz hatten, ehe sich unser kleines Schiff wieder ostwärts in den Schutz des Chockburn-Kanals davonstahl, der Zielgeraden zum Monte Sarmiento.

Ein Traumberg am Ende der Welt

Die Hauptgruppe der Berge auf Feuerland ist nach jenem Naturforscher benannt, der auf dem Segelschiff Beagle hier im Jahr 1832 anlandete. Es war die erste Station einer Forschungsreise, deren Ergebnisse in einem Buch veröffentlicht wurden, das die gesamten geistigen Grundlagen der westlichen Zivilisation in Frage stellte. Wenig westlich der Cordillera Darwin, allein für sich auf seiner eigenen kleinen Halbinsel, erhebt sich ein weiterer Berg, der Monte

Sarmiento, vielleicht der eindrucksvollste Gipfel in ganz Feuerland. Der bedeutendste ist er bestimmt und in Darwins Buch „The Voyage of the Beagle" wurde er beschrieben als das „auffallendste und großartigste Landschaftsmerkmal dieser Region. Steil aus dem Meer auf eine Höhe von rund 2100 Metern emporschießend, kulminiert der Monte Sarmiento in zwei spitzigen Gipfeln, die im Himmel zu schweben scheinen, so erhaben präsentiert sich dieser Berg dem ihm zu Füßen stehenden Betrachter."

An diesen Zwillingsgipfeln des Sarmiento sind in den letzten 131 Jahren zahlreiche Expeditionen gescheitert, seitdem Domingo Lovisato als Erster im Jahr 1869 den Zugang von Südwesten her erkundet hatte. Der erste Besteigungsversuch wurde 1898 von Martin Conway geleitet, er drang aber nie in die Gipfelregion des Berges vor – ja, er bekam sie nicht einmal zu sehen. Auf Conway folgte ein Mann, dessen Name von vielen mit Patagonien gleichgesetzt wird – Alberto de Agostini. Agostini diente den größten Teil seines Lebens fern seiner italienischen Heimat in Patagonien als Missionar des Salesianerordens. Der eifrige Fotograf hatte ein Faible dafür, indianische Eingeborene, aufgetakelt mit etwas zu properen Fellkostümen, in gestelzten Gruppenbildern posieren zu lassen. Beim Fotografieren von Bergen verzichtete er dagegen darauf, die Großartigkeit der wilden Landschaft zu zähmen. Mehr als vierzig Jahre lang durchstreifte Agostini ganz Patagonien kreuz und quer; er kartografierte, fotografierte und kletterte. Seine bedeutendste Erstbesteigung ist wahrscheinlich der großartige, zwischen den beiden patagonischen Eisfeldern gelegene Gipfel des San Lorenzo. Drunten in Feuerland leitete er Expeditionen zu mehreren Gipfeln, zwei davon zum Monte Sarmiento. Der erste Sarmiento-Versuch fand 1913 statt, der zweite im Jahr 1956, in Agostinis 73. Lebensjahr. Bei diesem zweiten Versuch erreichten Clemente Maffei und Carlo Mauri den Südgrat und stiegen dann, einer sehr steilen und direkten Linie folgend, über spektakuläre Anraumpilze hinauf zum höheren Ostgipfel – 2235 Meter über dem Meer. Der Westgipfel wies drei nachfolgende italienische Expeditionen ab, erst die vierte war 1986 erfolgreich; Daniele Bosisio, Marco della Santa, Mario Panzeri und Paolo Vitali erreichten den höchsten Punkt über den Nordwestgrat. Ein englischer Versuch am Ostgipfel unter der Führung von Caradoc Jones blieb 1993 ohne Erfolg.



Düstere Nebelbänke und feuchtkalter Nieselregen – Alltag in Feuerland; nur eine Rauchsäule über dem Basislager verrät die Anwesenheit von Menschen.
Fotos: Stephen Venables



Das war also der Spielstand, als wir im April 1995 am Ort des Geschehens eintrafen. In der Kabine der Gondwana hatte Charlie jeden Abend durch das Stereoskop geschielt, um die Luftaufnahmen vom Sarmiento zu analysieren. Schließlich machte er uns klar, dass wir auf dem Originalzustieg von Südwesten durch das Lovisatotal die besten Erfolgschancen haben würden. So gingen wir in einer Bucht nahe der Mündung des Lovisatoflusses vor Anker; Dick und Doof schauten zu, wie Charlie seine kostbare Gondwana mit einem wahren Spinnennetz von Tauen an jedem Baum in Sichtweite festzurrte. Dann lachte er leise und glücklich vor sich hin: „Wenn sie sich jetzt noch bewegt, räumt sie den ganzen Wald ab. Meinst du nicht, Tim?"

Macartney-Snape nickte zustimmend, wir gingen an Land und überließen das Schiff der Aufsicht des französisch-kretischen Koches Minos. Von unserem Berg hatten wir noch überhaupt nichts zu sehen bekommen und auch von keinem anderen hohen Gipfel. Feuchtgrauer Nieselregen war bislang während des gesamten Trips die Regel gewesen und als der Berg sich dann doch zeigte, hatte das den Charakter einer Peepshow. Vom bergsteigerischen Standpunkt aus war das frustrierend. Man konnte nur damit fertig werden, wenn man bereit war – im wahrsten Wortsinn – in die Erfahrung einzutauchen und das weiche Licht, die tropfenden Bäume, das triefende Türkis, den orangefarbenen Sumpf und das Jadeglitzern der Flechten schätzen zu lernen, mit denen der Wald sich so üppig schmückte, in dem wir uns häuslich eingerichtet hatten, gerade ein paar Meter vom Strand entfernt. Charlie machte uns mit dem Pfeffergeschmack der Canelloblätter bekannt – „Die sind randvoll mit Vitamin C, die Indianer konnten nicht genug davon kriegen!" – sowie mit den bittersüßen Blättern des Calafatebaums. Macartney-Snape schwang die Axt, baute unsere Küche sowie eine Brücke über den Lovisatofluss – zwei zusammengeschnürte Nothofagusstämme, die sich abenteuerlich durchbogen und beinahe die Walzen des tobenden Gletscherbaches berührten.

Roskelley war von der Brücke anfänglich gar nicht überzeugt und musste bei ihrem Anblick an den französischen Bergsteiger Poincenot denken, der beim Zustieg zum Fitzroy ertrunken war: „Ich bin dagegen, dass jemand was riskiert. Es lohnt sich nicht zu sterben, nur damit die einen Berg nach dir benennen!" Schließlich stimmte er der Benutzung der Brücke zu – unter der Voraussetzung, dass keiner sie

Schlagartig kann sich die Stimmung ändern; Tiefblick vom Sarmiento auf den Cockburn-Kanal.

jemals alleine überqueren würde. Während der ganzen Zeit blieb Wickwire, unser Expeditionsleiter, immer im Hintergrund. Eines nachts, als wir im Basecamp am Feuer saßen und die nassen Anoraks zusammen mit den Gummistiefeln dampfend an der Leine hingen, fragte ich ihn, warum er nicht das Kommando übernehmen und uns anweisen wollte, was wir zu tun hätten. Er blickte von seinem Gedichtband auf und meinte: „Ich würde nicht im Traum daran denken, Leuten wie euch zu sagen, was sie zu tun haben!" Und er hatte recht, weil eine kleine Gruppe von Gleichrangigen nur nach dem Konsensprinzip funktionieren kann. Im großen und ganzen waren Macartney-Snape und ich eher die Draufgängerischen, unterstützt von Charlie Porter, der fest der Meinung war, dass man in Patagonien nicht herumsitzen und auf gutes Wetter warten kann : „Wenn das gute Wetter wirklich kommt, dann hält es höchstwahrscheinlich nicht länger als einen einzigen Tag – und dann musst du droben am Berg schon in den Startlöchern stehen!" Aber Roskelley erstickte jede unüberlegte Handlung bereits im Keim. Als geborener Jäger, der immer Geschichten von der Pirsch auf Bären und Hirschen daheim im Staat Washington parat hatte, tauschte Roskelley am Berg instinktiv die Rollen – hier wurde er selbst zur Beute; jeder seiner Sinne war voll darauf konzentriert, die lauernde Gefahr zu wittern. Er war jetzt rund fünfundvierzig Jahre alt, sein Leben drehte sich zunehmend um die Familie und um seine Heimatgemeinde – die Arbeit in der Freiwilligen Feuerwehr und seinen missionarischen Einsatz für die Erhaltung der heimischen Umwelt. Er dachte nicht daran, all dies für einen Berg aufs Spiel zu setzen.

Vom Winde verweht

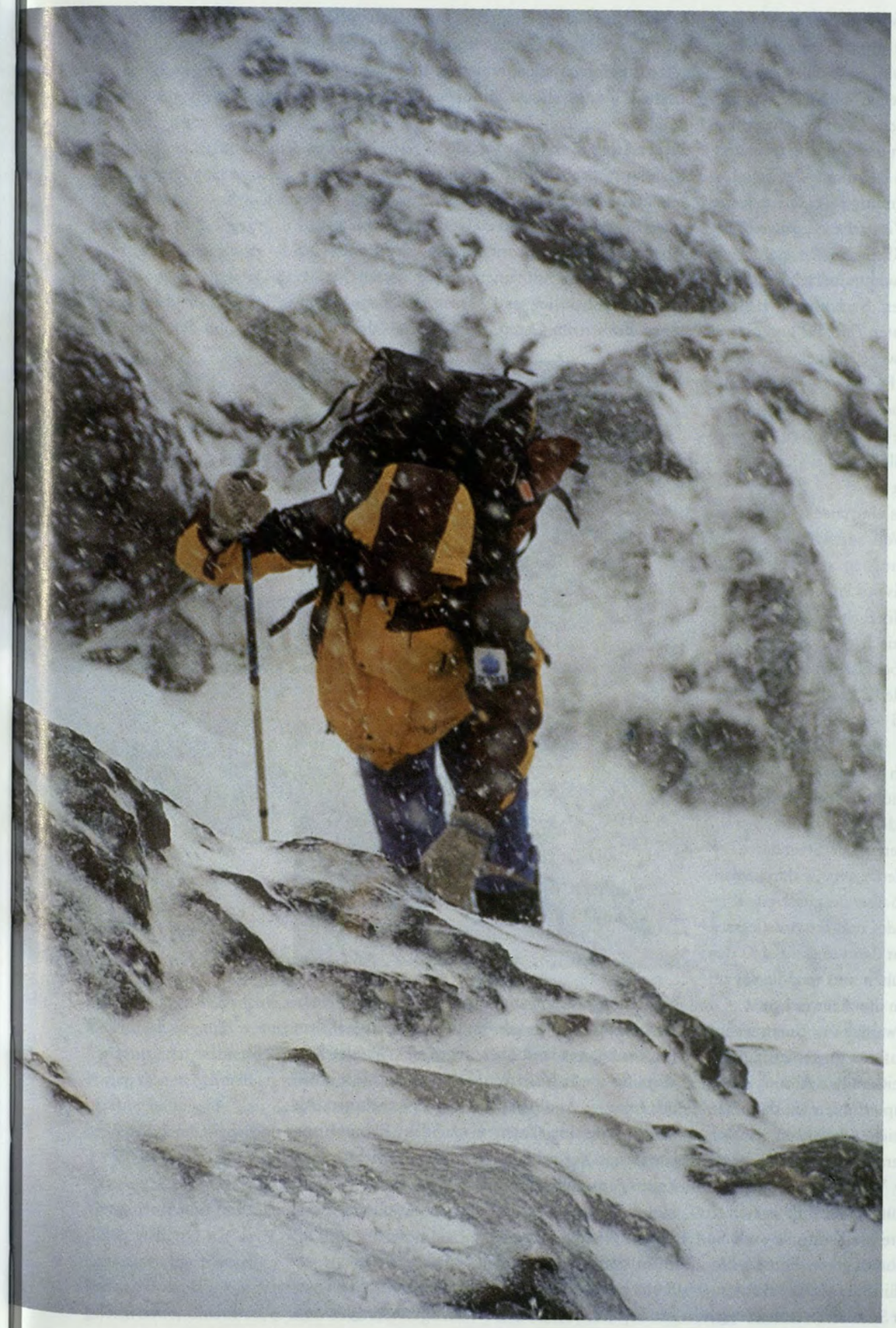
Eher als uns lieb war wurden wir daran erinnert, dass selbst ein vergleichsweise leichter Berg wie der Sarmiento gefährlich sein kann. Nach drei langen Tagen, an denen wir Lasten erst über die Brücke und dann weiter über steile Hänge zur Felsterrasse von Camp 1 hinaufgetragen hatten, kam der Morgen, an dem die Sichtverhältnisse den Zustieg zum Südwestgrat erlaubten. Es war zwar nur einfaches Felsgelände, auf das ein leicht geneigter Gletscherhang folgte. Dennoch hatte der Moment, in dem wir das Eis erreichten und anhielten, um die Steigeisen zu befestigen, für mich symbolische Bedeutung. Mehr als alles andere symbolisierten diese Stahlstachel meine Rückkehr in die Gletscherwelt der hohen Berge. Als ich sie das letzte Mal getragen hatte, drei Jahre zuvor, waren sie funktionslos an meinen Knöcheln gebaumelt. Ein über achtzig Meter tiefer Sturz in der Steilwand des Panch Chuli V – einem abgelegenen Himalayagipfel – hatte sie mir von den Plastikstiefeln gerissen. Es war einem Wunder zu verdanken, dass ich den Flug überlebt hatte, aber der linke Knöchel war gebrochen und das rechte Knie übel zugerichtet. Der Weg zurück in die Berge war ein langer Kampf gewesen. Jetzt, drei Jahre später, stach mir, während ich mich vorwärts beugte, um den linken Fuß in das Steigeisen zu drücken, inmitten der rostigen Eisenkanten das unpassende Glitzern eines scharfen, neuen Metallteils ins Auge. „Ach



Eine zweifelhafte Konstruktion: Macartney-Snape testet seine „Brücke" aus Nothofagusstämmen.
Foto: Stephen Venables

ja", dachte ich, „die Reparaturstelle!" Während des Sturzes war damals einer der gehärteten Stahlzacken im 90-Grad-Winkel abgeknickt, als mein Fuß gegen den Granit gekracht war. Dieser deutliche Hinweis hätte mir vielleicht Angst einjagen können, aber es kam keine Angst auf – stattdessen die bange Frage, wie ich mich bewähren würde neben meinen Kameraden. Würde ich Spaß an der Tour haben oder würde sie am Ende nicht mehr sein als das triste Nachwort zu einer abgeschlossenen Laufbahn als Bergsteiger?

Der Hang war zwar nicht steil, aber dort, wo der Schnee abgeschmolzen war, zeigte sich hartes Blank-



Stephen Venables kämpft sich unter typischen Feuerlandbedingungen zum Camp 1 empor.
Foto: John Roskelley

eis. Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, jagten Windstöße über den Grat und drohten uns aus dem Gleichgewicht zu werfen; wir mussten uns sehr vorsichtig bewegen, immer bereit, einen Ausrutscher mit dem Pickel abzufangen. Meine kurzzeitige Furchtsamkeit verlor sich in der Konzentration und ich fing an, mich über den Rhythmus des Steigens zu freuen sowie über das ermutigende Geräusch des ins Eis beißenden Stahls. Wie nach einer langen Pause beim Skifahren oder Klavierspielen spürte ich selbstzufrieden, dass die schlummernden Reflexe wieder zum Leben erwachten. Nach rund zwei Stunden erreichten wir einen guten Platz für unser oberstes Camp – eine Schneewehe im Lee eines Felswändchens, das vor dem fast nie zur Ruhe kommenden Westwind Schutz bot. Wir planten, den Proviant sowie die überflüssige Ausrüstung zu deponieren; am nächsten Tag wollten wir wiederkommen und hier unser größtes Zelt aufstellen. Zuerst mussten wir jedoch aus dem Eis eine ausreichend große Plattform heraushacken. Voll auf das Notwendige konzentriert war die gesamte Mannschaft eine halbe Stunde später dabei, das Eis mit Pickeln und Schaufeln zu bearbeiten, als urplötzlich einer von uns einen Schrei ausstieß und nach oben deutete. Alle blickten hinauf zu den wirbelnden Wolken, die endlich den Blick auf die beiden Kristallgipfel des Sarmiento freigaben, tausend Meter über uns in der Sonne leuchtend.

Dafür war ich eigentlich hierher gekommen – für diese filmwürdige Verwandlungsszene, für diesen überirdischen Augenblick der Offenbarung, den wir uns durch eine geduldig ertragene Schinderei verdient hatten. Plötzlich redeten wir alle durcheinander, gaben Kommentare ab über die günstigste Route, die Steilheit des Geländes und die Aufstiegszeiten. Aber alle stimmten wir darin überein, dass dieser Wunderberg all die Mühen wert war, die wir auf uns genommen hatten, um ihn zu erreichen.

Charlie, Tim und ich warteten noch ein wenig, um den selten schönen Ausblick zu genießen, während sich die anderen bereits an den Abstieg machten. Erst drunten im Camp erfuhren wir dann von dem Unfall. Beim seilfreien Abstieg im leichten Gelände hatte Wickwire gerade zu einem Schritt angesetzt, als ein gewaltiger Windstoß ihn aus dem Stand riss und durch die Luft wirbelte. Er war auf eine Eisplatte gekracht, hatte die Kontrolle verloren und war mit den Füßen voraus gegen ein paar Blöcke geschleudert worden. Eine üble Knöchelverstauchung war die Folge. Unter Schmerzen hatte er es geschafft, zum Camp hinunter zu humpeln, aber jetzt, als wir zu fünft im Gemeinschaftszelt beim Abendessen zusammensaßen, musste er sich eingestehen, dass die Tour für ihn zu Ende war.

Zwei zu null für den Sarmiento

Als wir uns am Morgen von Wickwire verabschiedeten, dürfte er kaum erwartet haben, uns in den nächsten zwei oder drei Tagen zu Gesicht zu bekommen. Aber am Abend waren wir schon wieder drunten im Camp, diesmal mit einem ernsthafteren Verletzungsfall. Roskelley und Macartney-Snape waren schon droben im Camp 2 gewesen, als der Unfall



Pech für Charlie: Macartney-Snape und Roskelley verarzten seine ausgerenkte Schulter.
Fotos: Stephen Venables

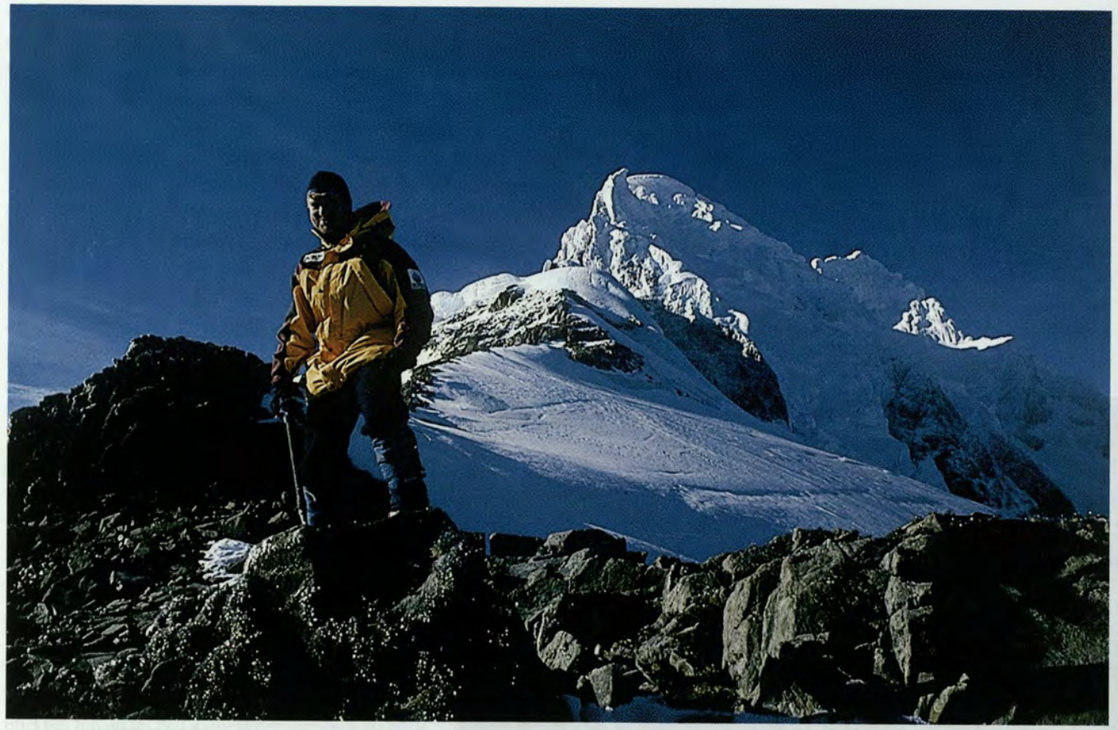
passierte. Fast schon am Camp, hörte ich Charlie unter mir schreien. Ich sah ihn bewegungslos auf dem Eis kauern, verstand aber wegen des Windes kein Wort. So stieg ich ein wenig ab und konnte schließlich so etwas Ähnliches wie „Arm" vernehmen. Als ich ihn erreichte, kniete er auf dem Eis und umklammerte mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen linken Arm. „Ich habe mir die Schulter ausgekugelt. Hol die anderen und sag ihnen, sie sollen ein Seil mitbringen."

Als wir die Unfallstelle wieder erreichten, war Porter bereits im Schockzustand und zitterte am ganzen Leib. Während wir Charlie hinunter begleiteten, war er aber gesprächig wie immer. Er hatte eine Stinkwut, dass ihn der Wind ausgetrickst hatte und entschuldigte sich bei uns für den durch ihn verursachten Ärger. Auf halber Strecke zum Camp, im sicheren, eisfreien Gelände, machten wir eine Pause, um den Schaden zu begutachten. Roskelley, als ausgebildeter Krankenpfleger, wollte versuchen, den Arm sobald wie möglich wieder einzurenken, ehe er total anschwoll. Eigentlich hätten wir es dort oben erledigen sollen, da wir aber einen ebenen, trockenen, windgeschützten Ort brauchten, musste Porters Schulter eben bis zum Camp 1 warten. Es war wie im Kreißsaal und ich wollte mit dem ganzen Schmerz eigentlich nichts zu tun haben. So schaute ich einfach weg und versuchte mich aufs Kochen zu konzentrieren, während Wickwire seinen Bergfreund Porter, dessen Schmerzen wir mit Kodein ein wenig betäubt hatten, auf den Zeltboden presste und die beiden anderen wiederholt versuchten, den Arm wieder in die Kapsel zu manövrieren. Nach rund fünfzehn qualvollen Fehlschlägen bat Porter um eine Verschnaufpause und alle gönnten sich ein wenig Ruhe, während ich das Abendbrot servierte. Nach dem Essen bot Macartney-Snape, der in einer abgelegenen Buschklinik in Australien das Armeinrenken gelernt hatte, Charlie an, es noch einmal anzugehen. Dieses Mal musste ich den Assistenten in der Folterkammer spielen, dessen Aufgabe es war, als lebendes Gewicht das Opfer zu immobilisieren. Ich drückte Porters Kopf und Schultern mit aller Macht auf den Boden. Er biss auf ein Stück Trockenfleisch und grub seine Fingernägel in das linke Bein Wickwires, der auf seinen Hüften saß. Roskelley und Macartney-Snape standen über ihm und zogen immer wieder mit aller Kraft an dem Arm. Sie schwitzten und keuchten vor Anstrengung. Nach einer Weile wurde es empfindlich kalt. „Wartet mal kurz, ich steh' schnell auf und zieh' den Reißverschluss zu", meinte Roskelley.



Rückzug – mühsam muss Charlie Porter wieder zum Camp 1 hinunter gesichert werden.

Wir schauten uns an und lachten wie auf Kommando los bei der Vorstellung, dass ein Unbeteiligter ins Zelt lugen könnte. Er hätte ein groteskes Schauspiel zu sehen bekommen: Vier erwachsene Männer rangen im Halbdunkel mit einem am Boden liegenden Menschen, der durch die zusammengepressten Zähne verhalten jaulte, während er sich in die breiigen, rosafarbenen Überreste eines Trockenfleischbrockens verbiss. Das Lachen gab uns die Kraft, es noch ein paar Mal zu versuchen, aber schließlich, nach mehr als einer Stunde, gab sich Macartney-Snape geschlagen: „Ich schaff' es nicht. Du kannst dich jetzt ausruhen, Charlie." Seit dem



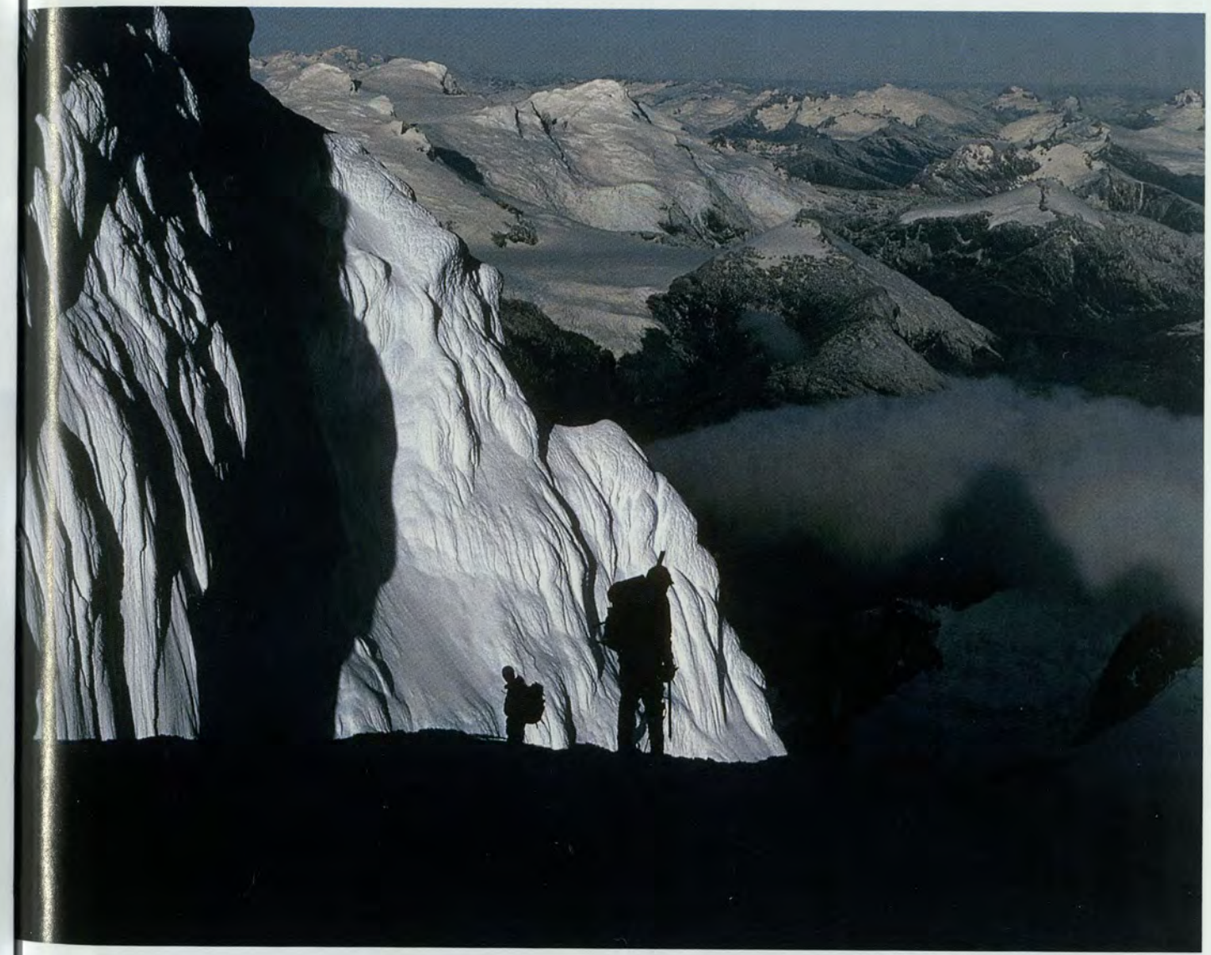
Charlie Porter beim Camp 2, über ihm der Westgipfel des Sarmiento. Die Aufstiegsroute verläuft direkt in der schattigen Eiswand rechts unter dem Gipfel.
Fotos: Stephen Venables

Unfall waren bereits mehrere Stunden verstrichen und die Schultermuskulatur war schon total angeschwollen. Es half alles nichts, Charlie würde sich im nächsten Krankenhaus verarzten lassen müssen, 90 Seemeilen entfernt in Punta Arenas.

Meine Reaktion auf den zweiten Unfall war unverblümt egoistisch: Ich war bitter enttäuscht, dass unsere Chancen auf einen Gipfelerfolg wegen des Unglücks fast auf den Nullpunkt gesunken waren. Wickwire war großherziger. Zum ersten bestand er darauf, trotz seines verstauchten Knöchels einen vollen Rucksack schmerzhaft humpelnd ins Basecamp zu schleppen; zum zweiten setzte er sich dafür ein, dass – wenn schon er selbst seine Chance verspielt hatte – jemand anderes den Berg besteigen sollte, um der Expedition, die er mit soviel Einsatz organisiert hatte, den Stempel des Erfolgs aufzudrücken. Während drunten im Boot Minos dann schnell eine Mahlzeit zusammenkochte, versuchte Jim Wickwire unseren Käpt'n Charlie davon zu überzeugen, dass er trotz seines kaputten Haxens zusammen mit Minos eine ausreichend starke Crew abgeben würde, um mit dem einarmigen Skipper noch während der Nacht die Magellanstraße zu überqueren und am nächsten Tag das Krankenhaus zu erreichen. Der alte Seebär stampfte mit einer alten Jacke in der Kabine herum, hielt sich den bandagierten, unförmigen Arm und murmelte etwas in seinen Bart von wegen einer größeren Crew: „Ohne Tim hab' ich keine Chance!" Dick und Doof sagten nichts. Ich sagte nichts. Auch Tim schien passiv, gab aber später zu, Charlie kurz und hart in die Augen geblickt zu haben.

Die allerletzte Chance

Offensichtlich tat das seine Wirkung, da sich der Skipper einverstanden erklärte, mit einer Zweiercrew ins Meer zu stechen. Macartney-Snape, Roskelley und mir blieb gerade genug Zeit für einen einzigen Gipfelversuch. Wickwire versprach, uns in fünf Tagen mit irgendeinem Boot abzuholen. Roskelley war nicht hundertprozentig glücklich über diesen Plan. Während wir drei an Land paddelten, murmelte er düster vor sich hin: „Wir sitzen hier fest, wir sind total abgeschnitten. Mir geht jeder Ort auf den Geist, an dem ich keinen Verbrennungsmotor hören kann." Auch ich fand unsere Lage recht beeindruckend: Die Gondwana tuckerte nach Norden davon – ihre Positionslichter waren im Dämmerlicht gerade noch zu sehen –, während wir uns geräuschlos dem Ufer näherten und hinaufstarrten zum Sarmiento, der sich zum ersten Mal in seiner ganzen Größe zeigte, orangefarben in einem violetten Himmel.



Roskelley unter dem Westgipfel des Sarmiento, eine Wetterlücke erlaubt den Blick auf die Cordillera Darwin dahinter.
Fotos: Stephen Venables

Natürlich regnete es am nächsten Morgen wieder und Roskelley, der listige alte Fuchs, plädierte für einen „Verzicht aus Gründen der Vernunft". Wir trieben ihn jedoch gnadenlos hinauf ins Camp 1 und kämpften uns am Tag darauf im böigen Sturmwind zum Hochlager durch. Hier zurrten wir das Kuppelzelt an der Plattform fest, die wir vier Tage zuvor herausgepickelt hatten. Wir verbrachten einen zufrieden-gemütlichen Abend im Zelt. Macartney-Snape kümmerte sich um das Essen, während Roskelley uns eine feurige Ansprache über das Grundrecht des amerikanischen Bürgers auf den Besitz von Feuerwaffen hielt. Dann schliefen wir weg, gehüllt in unsere Daunenkokons, und versuchten, die am Zelt zerrenden Windstöße zu ignorieren.

Der Sturm erreichte am frühen Mittwochmorgen einen heulenden Höhepunkt und flaute gegen Morgengrauen ab. Als wir aufbrachen, ließ das rötliche Morgenlicht die durchsichtigen Wolken erglühen, die sich bald darauf unter uns auflösten. Ich wagte zu hoffen, dass wir Glück haben würden. Und als der Morgen dann tatsächlich strahlend und windstill tagte, begann ich zu begreifen, dass ein wunderschönes Geschenk auf uns wartete. Allerdings hatte es zwei unübersehbare Mängel: Erstens fehlten Charley und Jim und zweitens mussten wir die Hoffnung begraben, den etwas höheren Ostgipfel zu besteigen, der seit 1956 nicht mehr betreten worden war. Um von dieser Seite aus Carlo Mauris Route zu erreichen, hätten wir eine mit Lawinenresten bedeck-

te Zone queren müssen und als Roskelley dort mit seinem betont analytischen Gesichtsausdruck stehen blieb, wusste ich sofort, dass ich mir die Luft sparen konnte. Es war zwar meine – und ich glaube auch Tims – Überzeugung, dass man dann und wann an üblen Stellen vorbeihuschen muss, aber Roskelley ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass er nicht bereit war, unnötige Risiken einzugehen. Der Mann, der damals im Jahr 1978 mit Jim den K2 bestiegen hatte – und diesem Triumph eine Serie glänzender Erfolge im Himalaya folgen ließ – dachte nicht daran, am Sarmiento etwas aufs Spiel zu setzen. So entschieden wir uns eben für die kürzere und sicherere Routen durch die Südwestwand zum Westgipfel.

Welch ein Genuss, mit zwei Spitzenbergsteigern unterwegs zu sein! Völlig achtsam und konzentriert folgten beide immer der sichersten Aufstiegsroute, die über eine Reihe vereinzelter Eisflecken durch die höchst lawinenverdächtigen, windverblasenen Schneehänge führte. In der schattseitigen Südflanke, wo sich kein Eis bilden konnte, mussten wir uns zwischen Pulverschneehängen und mit Anraum bedecktem Eis entscheiden. Wo immer möglich, hielten wir uns an letzteres und genossen das Vergnügen, Steigeisen und Eispickel ohne Anstrengung in das eigens zu diesem Zweck geschaffene „Styropor" zu bohren.

Es war herrlich, nach drei Jahren endlich wieder im Eis unterwegs zu sein. Nachdem sich meine anfängliche Nervosität gelegt hatte, drängte es mich, auch einmal zu führen. Aus lauter Ehrfurcht vor der Erfahrung meiner Kameraden hatte ich es ihnen überlassen, abwechselnd die Führung zu übernehmen. Aber nun, hoch droben in der Südwand und mit dem Gipfel vor Augen, wuchs mein Selbstvertrauen: „Macht es euch was aus, wenn ich ein wenig vorausgehe?" Über uns war ein steiles Eiscouloir, wahrscheinlich der interessanteste Teil des Anstiegs. Um die Rinne zu erreichen, mussten wir allerdings noch ein langes, langweiliges Schneefeld hinaufwaten. Macartney-Snape, Gentleman wie immer, wollte nicht darauf eingehen: „Warum soll ich nicht noch ein wenig spuren? Dann kannst du die interessante Passage dort droben führen!" Das Wort „interessant" kann getrost mit „steil, technisch anspruchsvoll, faszinierend" übersetzt werden. Ich blieb jedoch stur: „Nein danke, ich gehe jetzt vor. Es ist an der Zeit, dass ich die Spurarbeit übernehme. Es geht nicht an, dass ihr Typen aus den Kolonien die ganze Arbeit tut!"

Das Selbstbewusstsein forderte seine Streicheleinheiten ein, so dass es mir gut tat, von Roskelley



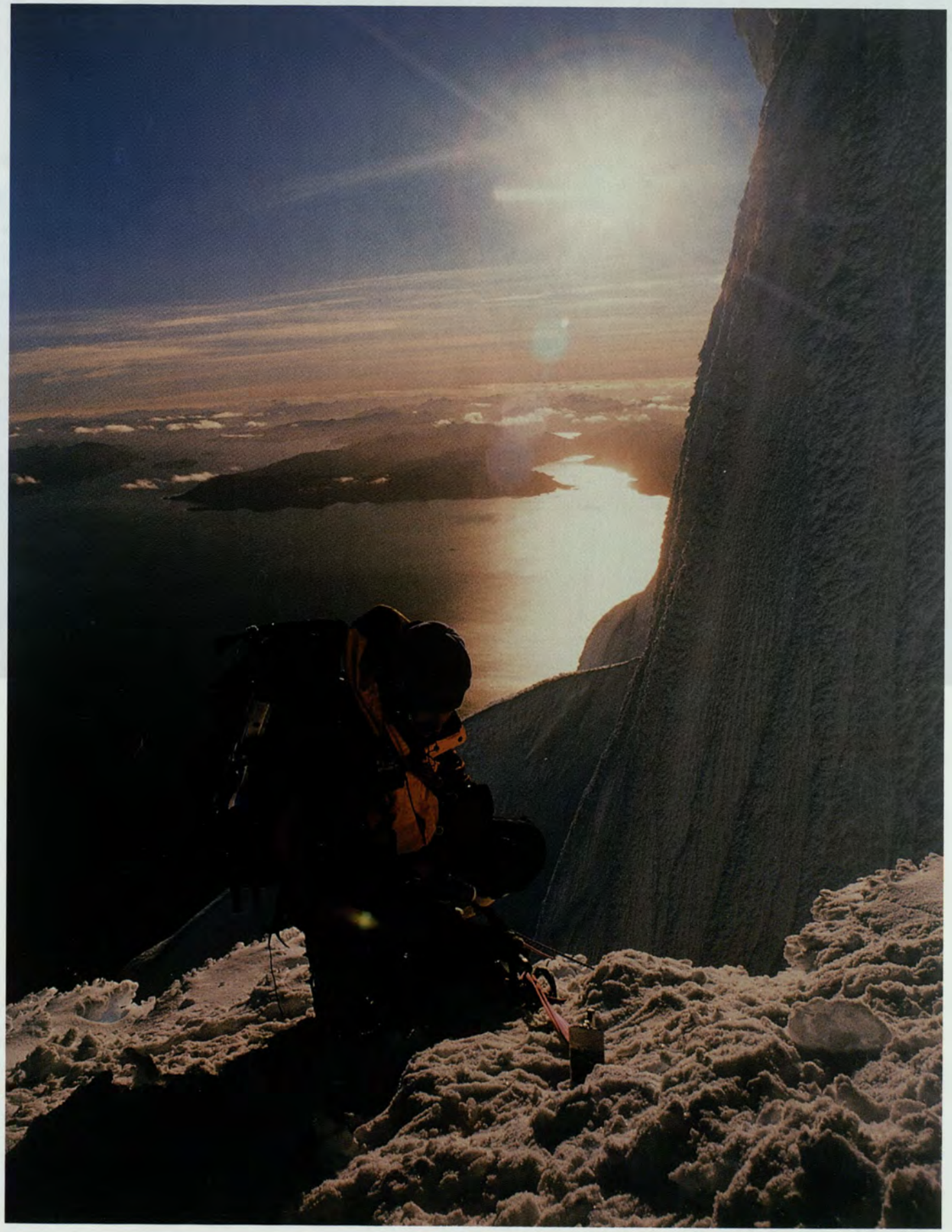
Venables, Macartney-Snape und Roskelley (v.l.n.r.) auf dem Westgipfel des Sarmiento.
Fotos: Stephen Venables

das Seilende zu übernehmen und mich auf die Schwerarbeit des Spurens im tiefen Pulverschnee zu stürzen. Ich schnaufte fürchterlich und vollführte jedes Mal, wenn ich mein noch immer steifes Knie anhob, einen kleinen Hüpfer.

Der Lohn für die Schinderei war die Serie von Eisaufschwüngen im Ausstiegscouloir: Echtes Klettern, bei dem ich auf den Frontalzacken meiner Steigeisen über das fast senkrechte Eis hinauf balancierte, unter mir die 900 Meter tief abbrechende Südwand. Weit drunten stürzte der zerrissene Gletscher hinab auf den rotgrün gemusterten Teppich des Regenwaldes. Über mir lief die Rinne in einer Steilrampe unter einem riesigen Überhang aus. Diese Rampe war das letzte Fragezeichen und wir hofften von ganzem Herzen, dass sie zu einer Scharte führen würde, die wir im Gipfelwulst erspäht hatten.

Macartney-Snape übernahm die Führung und stieg in die Rampe ein. Roskelley folgte ihm, dann straffte sich das Seil und ich war an der Reihe. Direkt über mir ragte jetzt der Gipfelüberhang – ein riesiger, 60 Meter hoher Pilz – zehn Meter in die Luft hinaus, überkrustet mit verwirbelten kristallenen Anraumfeldern. Aber die Rampe leitete, wie wir es erhofft hatten, unter dem Naturwunder hindurch schräg nach oben in eine Scharte, wo sich die beiden anderen als Silhouetten gegen den Himmel abhoben.

Von der Scharte war es nur noch ein einfacher Spaziergang auf den höchsten Punkt des Eispilzes, den wir um ein Uhr mittags erreichten. Die Sonne schien und es war wunderbar windstill. Die Lage erinnerte mich an einen schönen Wintertag in Schottland. Auch hier bildeten Land und Meer ein komplexes, glitzerndes Muster, nur in viel großartigeren



Bei Sonnenuntergang macht sich Roskelley an den Abstieg, im gleißenden Licht des Abends glänzt der Cockburn-Kanal.



Macartney-Snape bei der grimmigen Abseilerei vom Sarmiento-Westgipfel..
Foto: Stephen Venables

Dimensionen mit riesigen Gletschern und Eisfeldern und dazu die wundervoll surrealen anraumverzierten Bastionen unseres eigenen Berges, des Monte Sarmiento, die uns daran erinnerten, dass es uns nach Feuerland verschlagen hatte, dass wir „am äußersten Ende der Welt“ zwischen Atlantik und Pazifik schwebten, mehr als 2000 Meter über dem Meer.

Doch nicht ganz zum Nulltarif

Die 40 Minuten Gipfelrast, die wir uns zugestanden hatten, waren gar zu schnell vorüber. Roskelley trieb uns vorwärts, ihm war es wichtig, so weit wie möglich nach unten zu kommen, ehe es dunkel wurde. Dass seine Eile gerechtfertigt war, bestätigte sich kurz nach Einbruch der Nacht, als ganz plötzlich, ohne irgendwelche Vorwarnung, der Wind wieder zu toben anfing. Im Nu verwandelte er unsere gutmütige Sarmiento-Wand in einen grauenhaften Mahlstrom von Griesschnee, der sich ohne Unterlass über unsere Köpfe ergoss und vom Wind brennend gegen die Augäpfel gepeitscht wurde. Jedes einzelne der Milliarden winzigen Schneekörnchen am Berg schien uns zielsicher und boshaft direkt auf die Köpfe gelenkt zu werden, unter die Kapuzen unserer Anoraks und selbst in unsere Handschuhe, jedes Mal wenn wir sie auszogen, um am Abseilachter herumzufummeln. Unnachsichtig wurden wir doch noch zur Bezahlung unseres Gipfelgeschenks gezwungen, und falls wir es nicht schaffen sollten, den Weg vom Berg zu finden, würden wir eben die ganze Nacht in diesem erstickenden, eisigen Sturzbach verbringen müssen. Ich war nicht traurig, dass Roskelley, nicht behindert durch eine ausgeprägte Sehschwäche wie ich, den Fluchtweg aus dieser Hölle Seillänge um Seillänge erkundete.

Es gab Augenblicke während dieses Abstiegs, in denen ich mich, im wirbelnden Dunkel am Seil hängend, an einen anderen Nachtabstieg erinnerte, drei Jahre zuvor am Panch Chuli, als ich einen Abseilhaken ausgerissen hatte. Das Gelände hier war zwar ganz anders – es fehlte der scharfkantige Fels –, weshalb ich ganz kurz dem Irrtum verfiel, ich könnte einen Sturz bis zum Wandfuß überleben. Dann erinnerte ich mich aber an die Eiswülste, über die wir am Morgen hinaufgestiegen waren und stellte mir sehr konkret jeden einzelnen Aufschlag vor, der mir das Leben aus dem Leib hämmerte. Beim Beginn jeder Abseilfahrt konnte ich deshalb der Versuchung nicht widerstehen, die Verankerungen auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. In Wirklichkeit waren sie alle bombensicher und meine Angst erwies sich, wie fast alle Ängste, als vollkommen irrational. Die meiste Zeit war ich allerdings viel zu beschäftigt, um Angst zu haben. Wie immer in solchen Situationen empfinden wir eine grimmige Zufriedenheit darüber, dass wir die Lage im Griff haben, uns hundertprozentig konzentrieren können und es schaffen, die Unannehmlichkeiten im erträglichen Bereich zu halten. Es war zwar ziemlich übel, aber die ungute Episode dauerte insgesamt nicht länger als zwei Stunden. Um neun Uhr waren wir schon wieder im Zelt und gratulierten uns gegenseitig zu unserem unglaublichen Glück, während der MSR-Kocher sich bemühte, dem Toben des Sturms Paroli zu bieten.

Als wir das Zelt zusammenpackten, baten Macartney-Snape und ich Roskelley, ins Innere zu kriechen, damit es nicht davonflog, wenn wir die Verankerungen lösten. Einen Augenblick später schoss Roskelleys Hand aus dem Eingang heraus und klammerte sich an einem Eishaken fest, als der Wind ihn und das Zelt in die Luft hob und drohte, beide über die Abbruchkante zu schleudern. Er fixierte uns misstrauisch: „Ich möchte mich nicht wie ein verkalkter Tattergreis oder so was aufführen, aber ich bin echt der Meinung, wir sollten uns für den Abstieg zum Camp 1 anseilen!“. So banden wir uns eben für die kaum 30 Grad steilen Hänge ans Seil und stocherten auf Händen und Füßen zu Tal. Das mag zwar ziemlich blödsinnig ausgesehen haben, aber ich war froh um die Sicherheit. Die zwei Unfälle mögen Pech gewesen sein, ein dritter hätte verdammt nach Leichtsinn geschmeckt.

Zwei Tage später trugen Macartney-Snape und ich den letzten Teil unserer Ausrüstung vom Camp 1 zur Küste hinunter, während Roskelley das Basecamp abbaute. Die Rucksäcke waren schwer und mein schlechtes Knie zwickte recht unangenehm, während ich, von Erdklumpen zu Erdklumpen springend, zum letzten Mal durch den Sumpf watete und mich bemühte, Tims mühelosem Schritt zu folgen. Es war ein weiterer typisch bedeckter Nachmittag, aber der Sumpf schien mehr denn je zu glühen – orange, gelb, purpur und grün, mit leuchtend weißen Flechten wie einem Korallenbesatz auf den Skeletten der mächtigen, toten Bäume. Natürlich ließ uns der Erfolg die Schönheit noch stärker empfinden. Ich hatte es zutiefst genossen, in dieser verzauberten Landschaft zu leben, aber wie immer brauchte ich die simple Genugtuung, eine Arbeit abgeschlossen und das Ziel erreicht zu haben. Diese Befriedigung wurde noch stärker, als wir im Basecamp ankamen und feststellten, dass Roskelley auch die letzte Spur unseres Aufenthalts beseitigt hatte. Er saß am Ufer und lauschte verzückt dem Dröhnen eines Dieselmotors. 100 Meter vom Ufer entfernt lag ein chilenisches Fischerboot in der Dünung. Und als wir zu dem Kahn hinausgerudert wurden, war Jim Wickwires lachendem Gesicht deutlich anzusehen, wie sehr er sich – trotz seines eigenen Pechs – über unseren Erfolg am Sarmiento freute.

Übersetzt von Nicholas Mailänder



Cascade Mountains – Wo Lava unter dem Stiefel kocht

Zu fünf Feuerbergen der USA – Superstar Mount St. Helens

Von EBERHARD NEUBRONNER

DER 18. MAI 1980 WAR MILD *und wolkenfrei. David Johnston (31) saß gegen 8.30 Uhr neben seinem Campmobil auf dem Beobachtungshügel Coldwater II. Tags zuvor hatte der bärtige Geologe sich zum Gipfel des nur neun Kilometer entfernten Mount St. Helens fliegen lassen, wo er Gas entnahm. Seit zwei Monaten wurden hier leichte Erdbeben registriert. Was bedeutete das? Brach dieser Vulkan, dessen letzte Eruption 123 Jahre zurücklag, bald wieder aus? Johnstons Helfer Harry Glicken war gestern abgelöst worden. David sah noch den jungen Studenten winken und hörte ihn rufen: „Bis dann!" Zeltplatz Bear Meadows, 18 Kilometer nordöstlich vom Berg. Der Fotograf Gary Rosenquist schraubte die Kamera fest und suchte sorgfältig Schwachstellen. Stativ steht sicher? Film läuft? Verschluss schnappt weich? Alles klar. Zwölf Kilometer westlich des Gipfels setzten vier Arbeiter ihre Motorsägen an schwarzes Brandholz, unter ihnen ein Mann namens James Scymansky. Entsprechend befragt, hätte Scymansky wahrscheinlich gegrinst: Weiß schon, ist Sonntag, muss aber sein. Ich bin nicht der Boss. Zur selben Zeit stand Harry Truman (83) am Spirit Lake vor seinem Gästehaus Mount St. Helens Lodge. Er hatte Reportern und Sheriffs wochenlang knurrend versichert: „Mich holt niemand weg. Wer hier ganze 54 Jahre gelebt hat, kennt den Vulkan in- und auswendig. Der Helens macht keinen Quatsch." Drei Kilometer nördlich von Coldwater II rechnete Gerald Martin, pensionierter Marinefunker, mit einem stillen Morgen. Anders als Truman war er legal im Land – knapp hinter der seit Ende April 1980 aus Sicherheitsgründen evakuierten ‚Roten Zone'. Martin spähte für das Washington Department of Emergency Services. Die Vulkanexperten Dorothy und Keith Stoffel wiederum hatten eine kleine rotweiße Cessna gechartert und ließen sich von Yakima, Süd-Washington, zum St. Helens fliegen. Ihr Pilot Bruce Judson würde schon abdrehen, dachten sie, falls etwas schief gehen sollte. Und es geschah. Um 8.32 Uhr flog der Berg in die Luft. Sein Eisdach wurde weggesprengt, statt des perfekten Kegels gähnte ein Maul. Kochender Schlamm schoss zu Tal, Fichten knickten millionenfach, ihre Nadeln verglühten. Wo der Spirit Lake den weißen ‚Fujiyama of America' gespiegelt und Old Harry (dank Schenley's Bourbon and Coke) sein Schicksal als Witwer ertragen hatte, war nun jedes Leben zerstört.*

„Wirklich?" frage ich. Marie, die neben mir auf ihrem Rucksack hockt, antwortet zögernd: „Den Truman und Johnston auf Coldwater Zwei hat man jedenfalls nie gefunden. Ist ja auch logisch bei diesen Massen von ausgeworfenem Zeug. Meterdick! Wie eine Versiegelung! Die genaue Zahl aller Toten steht bis heute nicht fest, Statistiker sprechen von siebzig. Hab ich dir übrigens schon mal gesagt, dass 1,6 Milliarden Tiere umgekommen sein sollen?" „Nein, ist mir neu."

6. August. Wir stehen am Fuß des 3187 Meter hohen Lassen Peak in Kalifornien. Unser Plan, ein paar Berge der sogenannten Cascades zu besteigen und nordamerikanischen Vulkanismus kennenzulernen, ist noch jung. Marie hat für die USA plädiert, weil das Erdinnere sie lockt und wir beide zusammen nur Südeuropa kennen: den manchmal Feuer spuckenden Ätna, den seit der Antike aktiven Stromboli und den unberechenbaren Vesuv. Marie liest viel. Ihr Appetit auf rumorende Kräfte ist groß und würde mich langweilen, wenn ich nicht selbst vom *Virus infernalis* gesteuert wäre. Ja, ich habe mich an der Begeisterung meiner Frau infiziert. Als sie vor Jahren aus Island zurückgekehrt war, wurde tagelang fast ohne Pause berichtet. Marie schilderte Springquellen, bunte Liparitberge und Adern aus Obsidian, die Lavaschlucht Eldgjá und blaue Schlammtöpfe; sie nannte den Gletscherbach Jökulsá á Fjöllum im sel-





Der explodierte Krater vom Mount St. Helens (2549 m) aus nordöstlicher Richtung. Das Foto wurde 1996 belichtet, langsam erobern sich die Pflanzen ihr Terrain zurück.
Fotos: Bernard Mai

Devastated Areas: Die Spuren der Zerstörung werden noch lange sichtbar sein.

ben Atemzug mit dem erloschenen Vulkan Herdubreid, die unter Wasser geborene Insel Surtsey und was weiß ich noch. Da sprang der Erreger von ihr zu mir. Es war, glaube ich, 1977. Oder erst gestern?

Der pazifische Feuerring

Während wir uns nun am sanften Südgrat des Lassen Peak warmlaufen, sagt Marie: „Genau wie dort. Bimsstein und Asche, bloß nicht so spektakulär." „Redest du von Sizilien?" frage ich, weil unsere damals verbotene Traversierung des Ätna genauso gemeint sein könnte wie das Zwei-Nächte-Biwak am Stromboli. „Nein", antwortet Marie. Sie stoppt, dreht sich um und schaut wie die Zauberfee: „Ich meine Mexiko. Tolles Ziel! Stell dir mal vor ... Popocatepetl, Ixtaccihuatl, Cotopaxi – allein schon die Namen!" Der Cotopaxi liegt doch in Ecuador, denke ich wie ein Erbsenzähler und sage dann laut: „Mexiko? Interessant. Aber jetzt sind wir hier."

Den Lassen Peak lernen wir am Beginn unserer Fahrt durch die Cascade Range kennen. Dieser Bergrücken reicht von Kalifornien über Oregon nach Washington State und ist Teil eines gewaltigen *Ring of Fire*, der das Pazifische Becken rahmt. Süd- und Mittelamerika (deren Vulkane Sangay, Nevado del Ruiz und Fuego sind besonders aktiv), Nordwest-USA (Mount St. Helens) mit Alaska (Katmai), die aleutischen Inseln (Akutan), Kamtschatka (Kljutschewskaja Sopka), Japan (Fuji), Sumatra (Krakatau), Java (Merapi) und Neuseeland (Ruapehu) – so schließt sich der Kreis.

Wir klinken uns da ein, wo man momentan eher nicht mit dem *Big Bang* rechnen muss. Lassen ist 1914 eruptiert: Dunkler Rauch quoll am Gipfel und stieg ein Jahr später acht Kilometer hoch, glühende Lava leckte die Flanken. Bis 1921 kotzte der 11 000 Jahre alte Vulkan, ein Kind des archaischen Mount Tehama, knapp dreihundert Mal sein Inneres aus und verwüstete die Region im Nordosten. Sie heißt noch heute *Devastated Area*, obwohl dort längst wieder Bäume wachsen, vorwiegend Kiefern und Fichten. Um ehrlich zu sein, war der Lassen Peak keine alpinistische Prüfung. Wir haben ihn als Mittel zum Zweck benutzt, sind den schmalen Trampelsteig auf- und abwärts gerannt und wissen jetzt, dass unsere Kondition für jenen fernen Viertausender reicht, der heute zu sehen war. Mount Shasta, *The Mountain of Menace and Mystery*, entzog sich nach kurzer Zeit allen Blicken. „Cleverer Gag", lobt Marie. „Menace and Mystery, Gefahr und Geheimnis! Das weckt sogar Siebenschläfer."

Auch im 1916 gegründeten Lassen Volcanic National Park kann man den Duft der Hölle schnuppern. Die Erbschaft des Altvulkans Mount Tehama riecht scharf nach faulen Eiern, sie sprudelt und spritzt: *Bumpass Hell, Sulphur Works, Little Hot Springs* oder *Devils Kitchen* demonstrieren, wie das Gas Schwefelwasserstoff in Verbindung mit Flüssigkeit schweflige Säure bildet. Messungen während der letzten Jahre bestätigen, dass die Dampfquellen heißer werden, was den Schluss erlaubt, dass es im Umfeld von Lassen und Shasta wieder zum Knall kommen wird. Hoffentlich nicht schon morgen ...

Shasta City, ein Ferienort unweit der Grenze zum Bundesstaat Oregon. Neben dem Haus des United States Forest Service (USFS) runzelt Marie die Stirn. Sie hat zwei Beutel aus einem Container gezogen und studiert den Aufdruck. „All climbers", liest sie, „are required to pack out their human body waste", um dann schnörkellos zu übersetzen: „Du sollst deine Scheiße vom Berg des Mysteriums fernhalten." „Amis sind eben cool", sage ich. „Wenn man dran denkt, dass der Mist in Eis und Schnee nie verrottet?"

Als wir uns, lässig die leeren Tüten schwenkend, beim USFS-Ranger vorstellen, lacht der spontan: „Ich weiß, wo ihr hinwollt. Kostet 15 Dollar pro Person. Germany?" „Richtig." „Man merkt's. Wann geht es los?" „Demnächst." „Welche Route?" „Avalanche Gulch, weil wir kein Seil haben." „Aber Pickel und Steigeisen? Helm?" „Erstere ja." „Dann füllt bitte unser Permit aus. Die Erlaubnis gilt drei Tage lang; falls das Wetter nicht mitspielt, sind wir großzügig. Noch Fragen?" „Nein." „Macht's also gut und passt auf. Mit dem Steinschlag ist nie zu spaßen."

Ich schreibe: *Mt. Shasta* (Besuchsziel), *Bunny Flat* (Startplatz), *zu Fuß* (Art der Fortbewegung), *zwei* (wieviele Teilnehmer je Gruppe) und *Camp am Helen Lake, Aufstieg durch Avalanche Gulch* (Reiseplan). „Diese Bürokratie ..." murmelt Marie. Meinem Argument, auch Naturschutz brauche Regeln, weil Vernunft rar sei, stimmt sie zu.

Los, der Vulkan wartet!

Früh sind wir anderntags wach. Bunny Flat, eine halb leere Parkbucht am Everitt Memorial Highway, ist rund 2300 Höhenmeter vom Gipfel des Shasta entfernt – weit genug, um irgendwann auf den Meniskus zu schimpfen oder einzugestehen, dass der innere Sauhund sich regt. Marie und ich schultern die Rucksäcke. Unser Weg durch lichten Wald kurvt

Chipmunks, die possierlichen Streifenhörnchen, trifft man vor allem in den Bergen Kaliforniens.
Foto: Bernard Mai





Lassen Peak (3187 m) – seit 1916 Teil eines vulkanischen Nationalparks, in dem es noch immer brodelt und qualmt.
Foto: Eberhard Neubronner

am Horse Camp vorbei, der offenen Sierra-Club-Hütte, wo man noch vor Jahrzehnten das bepackte Ross mit den eigenen Beinen vertauscht und gerufen hat: *Let's go, the volcano is waiting!* Quellwasser plätschert. Wer hier nicht zum letzten Mal alle Flaschen bis zum Rand füllt, wird bald Schnee schmelzen dürfen.

Nach zwei schweißtreibenden Stunden, stets die Lawinenschlucht Avalanche Gulch im Visier, werfen wir unsere Lasten auf der Moräne am Helen Lake ab. Von einem See keine Spur. Außer Eis, Geröll, Schutt und fünf Nylonkuppeln ist nicht viel zu sehen, denn Nebel wölkt. Wir kriechen ins Zelt und sind geborgen. Der Gaskocher zischt, nebenan lacht jemand pausenlos, die Stimme entpuppt sich als weiblich. Gegen Abend fängt es zu wehen an. Verglimmendes Licht entflammt für Minuten die *Red Banks*, ein rotes Band zwischen Helen Lake und der Gipfelregion, dessen Steinregen schreckt. Traue nie einem Vulkan! Dieser schläft zwar seit 1786, doch es genügt schon, durch kalte Lava erschlagen zu werden.

Wieder kreist unser Denken um den Mount St. Helens. Ich frage: „Warum wollte Harry Truman seine Lodge am Spirit Lake nicht aufgeben?" „Na ja", antwortet Marie, „der hat 37 Jahre lang mit seiner Frau Edie gewirtschaftet. Aber dann starb sie, Harry sah keinen Sinn mehr und griff zum Whisky. Hätte man ihm auch noch sein Haus samt 16 Katzen und dem automatischen Klavier von 1883 genommen, wär er verrückt geworden."

Am 18. Mai 1980, 8.32 Uhr, hastete David Johnston zum Funkgerät. Erdstoß! Alarm! Während er lief, sah der Geologe seinen Berg auseinanderbrechen. Die Nordflanke blähte sich, ein Rauchpilz wuchs. David hielt das Mikrofon vor den Mund und dachte: Vancouver wird staunen. Ob die Zentrale bei Portland mir glaubt? Mann, dieses Ding ist unfassbar. Er schrie. Das Zentrum des Erdbebens lag 1600 Meter tief unter dem Mount St. Helens und wurde als Magnitude 5,1 auf der Richterskala notiert. Sekundenschnell rasten drei Kubikkilometer Fels bergab. Eine 300 Grad heiße, horizontale Druckwelle fegte im 300-Kilometer-Tempo nordwärts, zugleich stiegen Eruptionswolken 25 000 Meter empor, wobei 600 Tonnen Lapilli (ebenso kleine wie leichte Substanzen) die Atmosphäre trübten. Der bisher 2858 Meter hohe Berg war zerschlagen, nein: buch-

stäblich geköpft worden. 309 Meter fehlten jetzt. Das Fragment bestand im Kern aus einem großen, nach Norden hin offenen Schlund.
Die explosive Kraft des St. Helens verglich man zuerst mit jener der Hiroshimabombe Anfang August 1945. Peanuts, erklärten Fachleute und ignorierten 200 000 tote Japaner. Was jetzt geschehen war, sagten sie, sei zwanzigtausend Mal intensiver gewesen, der blast von Washington habe historische Dimensionen. Welche Materialschlacht, Ladies and Gentlemen!
Aber David Johnston? Gary Rosenquist? Scymansky, Truman und Martin? Keith und Dorothy Stoffel in ihrer Cessna? Sieben Menschen gegen die Anonymität der sechs Ziffern.
„Vancouver!" rief Johnston. Rosenquist fotografierte, James Scymansky wandte sich um. „Edie", flüsterte Harry Truman vor seiner Lodge. Gerald Martins letzte drahtlose Botschaft fing mit dem Satz an: „Diesen Professor südlich von mir erwischt es ..." (er meinte David auf Coldwater II). Dorothy Stoffel schließlich hörte den Piloten Bruce Judson schimpfen, während ihr Partner Keith wie gebannt ein Bild nach dem anderen schoss.

Drei Uhr nachts, Neumond. Ich bin vom Piepsen des Weckers aus meinem Schlaf geholt worden. Wollten wir nicht schon längst unterwegs sein? Rasch haben Marie und ich Tee geschlürft, die Steigeisen an den Stiefeln befestigt, das Zelt verschlossen und unsere Stirnlampen eingeschaltet. Trotz biblischer Finsternis sind wir heiter, denn der sternklare Himmel spricht für einen guten Morgen. Wo bleiben die Nachbarn? Jeder sucht seinen Leithammel wie bei schlechtem Wetter auf sehr schlechten Straßen. Ohne den fährst du los, und hinter dir kriecht ein Wurm. So funktioniert es auch heute am *Mountain of Menace and Mystery*: Wir starten, zwei Lichtfinger weisen den Weg und helfen der Herde. Gefahr und Geheimnis? Erstere lauert im Gletscher, letzteres schwimmt irgendwo. Weil Mount Shasta oft flache Wolken freisetzt, wird er als Flugplatz außerirdischer Wesen gehandelt. Ihr hiesiges Personal erwartet den *D-Day* in Zirkeln, deren Namen verpflichtend sind: ‚Ich bin', ‚AG Verständigung' oder ‚Leuchtende Sucher und Diener'. Kröten werden davon nichts begreifen. Marie und ich haben viel zu viel Bodenhaftung. Wir müssen, alles in allem, von 3170 auf 4316 Meter Seehöhe kraxeln, umgehen das knapp 40 Grad steile Schuttfeld *The Heart* und finden den Schlupf durch die Red Banks, deren rote Lava jetzt fahl wirkt – ein hässlicher Riegel, dem Gipfelgang vorgeschoben. Dort wartet Blankeis. Wir keuchen im Kamin, unser Duett gleicht der sprach-, aber nicht stimmlosen Konversation zweier Asthmatiker, nur unterbrochen vom hellen Hacken des Pickels.

Verdammt dünne Luft. Marie stöhnt. „Pausieren?" frage ich, doch sie schüttelt energisch den Kopf: es kann nicht mehr weit sein. Hinter dem Geröllbuckel *Misery Hill* liegt das Ziel. Wir wissen, dass manche Leute kurz vorher umgedreht sind, weil der hier typische starke Westwind sie fast vom Berg gefetzt hat. Egal! Obwohl es auch heute stürmisch ist, stapfen Marie und ich im Rhythmus 1/1 (ein Schritt, ein Atemzug) über knirschenden Büßerschnee zum Gipfelbau des Mount Shasta. Unter uns haben Riesen braune Monokulturen und dunkle Wälder zusammengeflickt, der Interstate-Highway 5 schneidet das Patchwork in ungleiche Teile.

Seit 9400 Jahren aktiv

Ich bleibe stehen und deute nach Norden. „Shastina!" Ein rötlicher Konus taucht aus dem Dunst: die jüngere und 550 Meter niedrigere Schwester des Shasta. Ihr Schlot ist verstopft, was keinen Frieden sichert. Denn gerade dann, wenn ein Vulkan lange schweigt – Shastina tut es laut Radiokarbontest am Krater seit 9400 Jahren – und seine Umgebung nichts Schlimmes erwartet, wächst die Spannung im Inneren und wird mit fataler Wirkung entweichen.

„Siehe Sankt Helens", sagt Marie, als wir ein Brodeln hören. Wo unsere Trittspur den letzten Hang quert, lässt der *Big Brother* giftige Gase ab. Sie ventilieren stinkend aus einer gelb geränderten Kluft. Wir entdecken hier oben keine interstellare Flugpiste, weder Lemuren noch Götter sind da; die mythischen

Aufstieg zum Gipfel des Mount Shasta, Nordkalifornien: Kein Spaziergang, sondern eine kräfteraubende Hochtour.
Fotos: Eberhard Neubronner





Auf dem Gipfel des Mount Shasta (4316 m) vermuten Esoteriker hartnäckig einen Landeplatz außerirdischer Wesen. Mitten im Bild verläuft die Anstiegsroute.

Stadtstaaten *Yaktayvia* und *Iletheleme*, von denen ein Tapezierer namens Guy Ballard um 1930 berichtet hat (sein Werk heißt ‚Unverschleierte Rätsel'), bleiben das, was sie immer gewesen sind: Obsession.

Real aber ist der Vermessungspunkt nahe den höchsten Felsen des Shasta. Dazu eine Kassette samt Gipfelbuch, jagende Wolken und keinerlei Sicht. „Kalt", sage ich. „Minus zehn Grad?" Maries Lippen sind weiß, sie reagiert wie betrunken: „Vielleicht ... hast du ... recht." Jedes Wort scheint zuviel, ihr Gekritzel auf feuchtem Papier bringt außer zwei Namen, dem Datum und *Germany* nichts zustande. Bevor alles einfriert, denke ich, sollten wir flüchten. „Sonst werden wir tiefgefrostet", sagt die Gefährtin. Liest sie in meinen Gedanken?

Ich nehme den Rucksack. Die Schlaufe des Pickels ist steif, mein Gang ähnelt dem einer Marionettenfigur, bei jedem Schritt knackt etwas im rechten Knie. Vorsichtig klettern wir ab. Erfahrung zählt nun und muss ein Netz knüpfen, das weder Löcher noch zu große Maschen zulässt. Schneeflocken wirbeln, Marie führt. Die Distanz zwischen ihr und mir darf sich nicht dehnen; sechs Meter sind kein Problem, acht könnten sie schon verschlucken. Dann blieben nur wechselnde Schreie: „Wo bist du?" „Hiiier!" Mit einem Mal reißt der Nebel auf.

Die Zähne des Drachens

Nichts war falsch, alles hat seine Ordnung. Hinter uns beide Zähne des schlummernden Drachens, vor den Stiefeln körniges Eis und Maries Sohlenprofil, unverkennbar. Dazu drei gebückte Touristen. Der erste bleibt stehen, stutzt und steigt schneller, sein Abstand zum Rest vergrößert sich. Als wir ihn mit einem knappen „see you" passiert haben, schließen die anderen auf. Unter dem dritten Helm ringeln blonde Zöpfe hervor. Ich frage: „Bist du das Girl vom Helen Lake?" Wortloses Ja, kein Kichern. „Ihr habt's bald geschafft. Schönen Tag noch!" „Thanks a lot."

Vom Misery Hill aus zeigt sich der Rückweg in voller Länge. Sind wir tatsächlich dort unten um 3.30 Uhr gestartet, vor sechseinhalb Stunden, bei Nacht und allein? Zwei weitere Freaks kommen uns jetzt entgegen, ihr Gehstil lässt Schlimmes vermuten. „Wie in Trance", meint Marie, blickt auf die Uhr und rechnet zusammen: „Punkt zehn. Um zwölf am Gipfel, eine Stunde drauf wieder hier, dann 30 Minuten bis zu den Banks, im Kamin werden sie 45 Minuten brauchen, macht einschließlich Pausen fünf Stunden. Bleibt noch die Strecke Red Banks-Helen Lake. Ohne Sturz ist das Duo etwa um 16 Uhr am See." „Frühestens", sage ich, „vom Steinschlag mal abgesehn." Wir lutschen Schokolade und war-

ten. Endlich treffen die Herrschaften ein – kräftige Typen mittleren Alters, deren Gesichter im Kontrast zu grellroten Rucksäcken, lila Hosen und blauem Fleece noch blasser als ohnehin wirken. Sie stützen sich auf ihre Stöcke, würgen Wortfetzen hervor und husten. Ich signalisiere: Herz oder Kreislauf? Der erste Mann senkt den Kopf. „Verfluchter Berg", krächzt sein Partner, „Bestie!" „Go home", sage ich. „Bitte dreht um." Das ist die Situation am Mount Shasta.

Allein auf der Moräne

Mittags streifen wir selbst allen Klimbim ab, öffnen das Zelt und kneten die Muskeln, sammeln Schmelzwasser und erhitzen es über dem Kocher. Wir kauen *Jerky* (mageres Dörrfleisch), liegen im Schlafsack und trinken Kaffee. Regen sprüht. Auf der Moräne sind, außer unserem Tunnel, nur noch zwei Farbflecke zwischen halbhoch geschichteten Steinen zu sehen. „Hoffentlich stößt denen nichts zu", sagt Marie. „Sie waren fertig, Himmel nochmal!" Ich drehe am Fernglas, schwenke und blinzle: zu dicht ist das Grau. Östlich des breiten Schuttflecks The Heart verläuft eine Schneerinne. Falls jemand dort rutscht oder fällt, müsste die Bewegung mit bloßen Augen erkennbar sein.

Noch haben Marie und ich keine Eile. Abends wollen wir Bunny Flat via Horse Camp erreichen, bis dahin sind es noch ein paar Stunden, Zeit genug für das Sortieren der Dinge, für Fragen wie „wo ist ...?" und „hast du ...?" Nicht zuletzt: Man muss sich vom Berg verabschieden, der uns immerhin, ohne seine *Yaktayvians* oder *Iethelemians* zu schicken, eine Audienz gestattet hat.

Während wir packen, geht das Tröpfeln in einen Guss über. Wir flüchten ins Zelt und lauschen dem Unwetter: Es donnert und grollt, Blitze flackern, die Erde vibriert. Wer jetzt absteigt und sich verfranzt, wird seinen späten Aufbruch beklagen oder als Ziffer verbucht werden, ein negatives Plus unter tragischen Fällen. Da nutzt dann kein neuestes Outfit mehr und keine Notration. Man sitzt im Nebel, fühlt seine Glieder erlahmen ...

„Aber da kommen sie ja!" fährt Marie hoch. Wir hören Stimmen und atmen leichter. Uns bietet sich ein beklemmendes Bild: Die Männer vom Misery Hill taumeln vorbei, ihre Gesichter sind eisüberzogen und zu Grimassen verzerrt. Beide erinnern mich an meine Kindheit.

Als Schüler las ich mit roten Ohren vom Mut der Himalaya-Pioniere, meist sonntags im Bett. Mein Lieblingsbuch ‚Annapurna' schilderte Dramen, an denen ich wieder und wieder teilhaben konnte. Was war unsere Trümmerstadt gegen das Glitzern der Berggöttin in Fernost? Zwei französische Sahibs, Herzog und Lachenal, hatten *den ersten Achttausender bezwungen*, wobei Maurice Herzog schwer verletzt wurde. Zehen und Fingerglieder mussten ihm amputiert werden, Louis Lachenal kam kaum besser davon. Ich lernte ein unscharfes Foto auswendig: Herzog auf dem höchsten Felsblock der Annapurna, den erhobenen Pickel schwenkend – er wirkte wie ein Wesen vom anderen Stern. Seitlich von ihm, am 3. Juni 1950 um 14 Uhr, *die Kontur der Gipfelkuppe*. „He", stößt Marie mich an. „Träumst du?" „Ja. Ich war woanders."

Damals im Frühsommer am Mount St. Helens ...
Der Geologe David Johnston hielt sein Funktelefon so fest, dass die Knöchel des Handrückens weiß hervortraten. Er hatte „Vancouver" gerufen und wiederholte: „This is it!" Vom Vulkan löste sich etwas.
Harry Truman ging langsam ins Haus, dessen Fenster knackten und ächzten. Der Fotograf Gary Rosenquist auf dem Zeltplatz Bear Meadows sah St. Helens wanken. Fontänen aus Staub und Asche wurden wie von einem riesigen Blasebalg hochgepumpt. Rosenquist riss das Stativ an sich, hechtete in seinen Wagen und rief drei Campern zu: „Glotzt nicht! Haut ab!"
Der Holzfäller James Scymansky fiel, als sei er am Solarplexus getroffen.
Der pensionierte Marinemann Gerald Martin beendete seinen letzten Report. „Muss mich verbessern", sagte er, „diesen Kerl vor mir auf Coldwater Zwo hat's schon erwischt, gleich bin auch ich dran."
Die Stoffels schwitzten im Flugzeug vor Spannung. „Los!" schrie Bruce Judson und steuerte seine rüttelnde Cessna aus dem Inferno hinaus.
Aber da war noch jemand: Der Journalist Reid Blackburn (27) fotografierte für das Magazin ‚National Geographic' am Posten Coldwater I, etwa 13 Kilometer nordwestlich vom Berg. Vier Phasen der Rauchwolke waren belichtet, nun wurde es Zeit. Blackburn lief zu seinem grünen Volvo. Er stieg ein und suchte den Zündschlüssel.

South Sister in Oregon, nahe jener freundlichen Provinzstadt Bend, deren Ausläufer (Villen, Tankstellen, Supermärkte und Drive-Ins von *Taco Bell* über *Kentucky Fried Chicken* bis *Burger King*) wir zunächst nur gestreift haben nach dem Motto: Feuer hat Vorrang. Noch ein Vulkan! Die südlichste der ‚Drei Schwestern' ist 3157 Meter hoch und stumpf, aber sie birgt ein Juwel – Oregons höchstgelegenen See in der Mitte des Kraters. Sein Wasser blinkt, ein Luftzug wellt den türkisfarbenen Spiegel. Wir schauen nach Norden. Aus der Ebene spitzen Mount Hood, Mount Jefferson, Mount Washington und Three Fingered Jack, weiter vorn wölben sich Middle und North Sister als Trabanten unseres Berges. „Du", sagt Marie, „die Cascade Range ist wirklich ein einziger Knallkörper. Wenn es hier wieder losgeht ..." „... dann speit der Mount Hood bei Portland zuerst, und *die Metropole am Columbia River wird ausgelöscht*", zitiere ich. „Weiß nicht mehr, wer das geschrieben hat. Andere Autoren sehen Glacier Peak und Mount Baker in Front oder sogar den fast 4500 Meter hohen Mount Rainier. Jedenfalls hat der Bundesstaat Washington viele Trümpfe zur Hand. Fragt sich bloß, wo sein Joker steckt."

„Joker?" fragt Marie. „Du bist dran", fordert sie meine Kenntnisse ein. „Alles Theorie", wiegle ich ab und verrate, dass Vulkane nie Kopf an Kopf brennen wie Zündhölzer in einer Schachtel: „Als der Lassen Peak sich erleichtert hat, war Mount Shasta friedlich. Würde die South Sister spucken, hätte der Newberry Volcano im Südosten von uns kein Problem damit." „Ventilfunktion!" „Stimmt."



Unter den sieben nordamerikanischen Murmeltierarten ist das Waldmurmeltier am weitesten verbreitet.
Foto: Bernard Mai

Juan de Fuca unter Land

Jetzt läuft Marie zur Glanzform auf und skizziert das Bild mobiler Erdschollen im Areal des Stillen Ozeans. Indo-australisch, pazifisch, eurasisch und amerikanisch werden diese vier jeweils 100 Kilometer dicken Platten genannt; sie driften ständig, allerdings pro Jahr nur zirka zehn Zentimeter. Da ozeanischer Basalt schwerer ist als der kontinentale Granit, wird eine gewisse Juan-de-Fuca-Scholle zwischen Vancouver Island und San Francisco unter die Landkruste geschoben, wobei sie zu schmelzen beginnt. Das Magma steigt dann in den Schwachzonen (Risse, Klüfte) auf und formt Vulkane. „Die Cascade Mountains", sage ich. „Treffer."

Zwei Wochen *volcanoeing* stehen noch aus. Marie und ich haben Glück gehabt: Shasta wie Lassen Peak kommen trotz eines bisher bescheidenen Sommers als das weg, was Amerikaner *success* nennen – wer Erfolg hat, ist fit und vorzeigbar. Auch wir sind oben gewesen, *on the top*, noch vorgestern freilich zog uns der azurblaue Crater Lake zwischen Mount Shasta und Bend an. Er wurde 1853 von dem Goldsucher John Wesley Hillman ‚entdeckt' und damit zum Schaden örtlicher Klamath-Indianer profaniert, deren Heiligtum nun geschändet war. Wacht ein Großer Geist, Manitu, weiterhin über der früheren



Am Südgrat der South Sister (3157 m) im US-Bundesstaat Oregon. Im Hintergrund der schlafende Vulkan Mount Bachelor.
Foto: Eberhard Neubronner

Herzkammer des Vulkans Mazama? 650.000 Touristen je Jahr sprechen dagegen. Marie und ich zählen zu ihnen. „Wenigstens sind wir sauber und nutzen die Pfade", sagt sie. Ich füge hinzu: „Kein wildes Getrampel, weder leere Dosen noch anderer Schrott, kein Diebstahl an der Natur ..."

Ähnlich wurde gestern argumentiert, als wir uns in den *Lava River Caves* vorwärts tasteten, einem 1585 Meter langen Höhlensystem 19 Kilometer südlich von Bend, das durch schnelles Erkalten extrem flüssigen Magmas entstanden ist. Unter dem Highway 97 fauchte Propan, Kinder riefen „hihiii" oder „hello-oo", der Tubus verengte sich und war zuletzt feucht. Am Eingang, wieder zurück, lasen wir das Credo des Sanften: *Leave nothing but footprints / take nothing but pictures / kill nothing but time* (hinterlasse nur Fußspuren, nimm bloß Bilder mit, schlage nichts als die Zeit tot).

Unser Abstieg vom Dach der South Sister nervt. Bimsstein, Asche und Lavabrocken lassen das Zickzack zum Härtetest werden. Ausgelaugt, zwei Marathonläufer nach der olympischen Schlussrunde, sitzen wir vor einer verkrüppelten Kiefer; bis zur Baumgrenze ist es noch weit. Beide Trinkflaschen sind leer, der Proviant ist gegessen, Marie stellt die Sinnfrage: „Warum sind wir eigentlich in Amerika? Völliger Krampf, so weit zu fliegen. Neun Zeitzonen! Zehntausend Kilometer!" Ich weiß darauf keine Antwort. Vielleicht, denke ich, kriegen wir hier ja den Kick mit. Schüttelt sich jetzt die schlafende Schwester? Sprengt sie den Eisschild und lässt uns heute abend, aus sicherer Entfernung, ein *revival* erleben?
Nein. Zwei Jahrtausende Frieden bleiben erhalten. Und wenn sie uns noch so clever zu täuschen versucht: Das weiße Wölkchen am Gipfel dringt nicht aus ihrem Bauch.

David Johnstons „This is it!" kam nie in Vancouver an. Ein Amateurfunker hörte den Schrei zufällig und hielt ihn auf Band fest. Er bemerkte, dass Johnston noch eine weitere Nachricht abgesetzt hatte, die aber wegen atmosphärischer Störungen nicht zu entwirren war.
Man rief Gerald Martin: „Gerry, was siehst du?"
Keine Antwort.
Tonnen von Stein und Schlamm walzten die Mount St. Helens Lodge platt – Harry Truman spürte nichts davon.
James Scymansky lag betäubt zwischen Wurzelwerk.



Je weiter man nach Nordwesten kommt, desto eher lässt er sich beobachten: Nordamerikas Herrscher der Lüfte und US-Wappenvogel: Bald Eagle, der Weißkopfseeadler.
Foto: Bernard Mai



Crater Lake (Oregon), Rest des Riesenvulkans Mount Mazama und einst Heiligtum der Klamath-Indianer. Die Kraterinsel Wizard Island stammt aus einer späteren aktiven Periode.
Foto: Eberhard Neubronner

Dann, nahezu blind, raffte er sich auf und torkelte mit seinen drei Kollegen westwärts. Sie stoppten bei ihrem Lastwagen, doch den hatten fallende Bäume zerknautscht, er bot keinen Schutz mehr. Also weiter!
Gary Rosenquist fuhr im Feuerhagel um sein Leben. Seine Hände am Lenkrad flatterten.
Keith und Dorothy Stoffel waren in Sicherheit. Bruce Judson, der Cessna-Pilot, konnte schon wieder lächeln: „Kurs Portland/Oregon statt Yakima. Allright?"
Reid Blackburn überschlug seine fotografische Ausbeute. Ein toller Tag für mich und das ‚National Geographic', dachte er. Ob Rob den besseren Winkel erwischt hat, Robert Landsburg, der im Tal des South Fork Toutle River noch näher dran ist? Vier Meilen nur bis zum Mittelpunkt ...
Da sprang ihn die heiße Luft an.

Hood River in Oregon, ein fruchtbares Obstgebiet mit Plantagen, Wiesen und Holzhäusern. Neben der Straße werden Äpfel verkauft, dazu Kirschen und Pfirsiche, Aprikosen, Zimt- oder Ingwerkuchen, Käse und Brot. Alles sei *home made*, aus eigener Produktion stammend, schwört die weißhaarige Landlady und sagt: „Du bist Deutschmann? Meine Grandvatter kommt vom Dusseldorf, yes." Ob man einst im Mai den St. Helens habe sterben sehen, fragen wir, und Marty Swyers nickt. Sie schaut nach Norden zum Berg. Weil nur sein Fuß zu erkennen und der Gipfel mit Watte umhüllt ist, wirkt er himmelhoch.

Angst? Nein, das ist es nicht, was mein Herz hämmern lässt. Eher Respekt vor dem Elefanten. „Zweitausendfünfhundertfünfzig Meter", murmelt Marie, „da hat sich jemand beim Messen geirrt."

Das große Tier kündigt sich an im Namen einer kleinen Ortschaft: Cougar (Puma) heißt der Sammelplatz aller heutigen Helens-Touren, denn außer von Süden her darf niemand die Vulkanruine betreten. Je Tag bleiben 100 Zu- und Abgänge das Maximum, eine rechtzeitige Reservierung für den Eintrag ins *climbing register* ist ratsam und kann telefonisch erledigt werden. „Manche Guys", spottet der Barkeeper in Jack's Restaurant & Store kurz vor Cougar, wo man sich melden muss, „sind geil auf 'nen neuen Crash. So 'ne Art Weltende wollen sie haben, aber ohne persönliches Risiko." „Geht alles glatt, Kinder?" mischt sich die dicke Pächterin ein. „Ja", sagt Marie. Unsere Daten werden via Computer gefunden, 30 Dollar kostet das Unternehmen St. Helens, Softdrinks krönen den Deal. Hätten nicht Freunde aus Seattle unseren Weg gebahnt, würden wir ohne Erlaubnis umkehren oder probieren, zwei nicht eingelöste Permits zu bekommen, wie es Bummler Abend für Abend nach 18 Uhr tun: *Happy Hour* bei Jack. Bingo!

Auf dem Ptarmigan Trail

Am nächsten Morgen stehen zwei verschlafene Gestalten kurz vor Sonnenaufgang neben einem Pfosten, der den Ptarmigan Trail kennzeichnet. Moskitos schwirren, *ptarmigans* (Schneehühner) sehen wir nicht. Es ist warm. Von hier bis zum fernsten erreichbaren Punkt des Vulkans sind es gut 1300 Höhenmeter oder, angeblich, maximal zwölf Stunden hin und her. Uns lassen solche Fantasiewerte kühl. Wo Kläger, wenn etwas klemmt, mit Hilfe teurer Juristen astronomische Geldsummen fordern, sichert sich jeder nach seiner Fasson.



Indian Summer am Mount Baker (3285 m), nördlichster US-Vulkan im Staat Washington, unweit der kanadischen Grenze.
Foto: Bernard Mai

Zwischen der Rodung *Climber's Bivouac* (1200 m) und dem letzten Wald (1600 m) hat Eis den Boden gepanzert. Wir balancieren und stolpern, fliehen die Blutsauger und hoffen auf Wind. Schon jetzt warnt uns das gestern verlachte „98 Grad, Freunde, morgen wird's schwül" am Tresen von Jacks Restaurant – 98 Grad Fahrenheit entsprechen plus 37 Grad Celsius. Jenseits der Vegetation nimmt die Hangneigung zu. Poröser Plunder raschelt wie Koks, er macht den Anstieg auf der mit Tuff bedeckten, zerfurchten Monitor Ridge zur Plackerei. Alle 100, 200 Meter haben Leute des *Gifford Pinchot National Forest Service* die Rippe markiert: Hohe Holzstangen sind bei Nebel und Schnee, dem sogenannten White Out, unverzichtbar. Oder vielleicht keine Hilfe mehr?



In Washington liegt die südliche Verbreitungsgrenze der Schneeziegen, den nordamerikanischen Verwandten unserer Gämse.
Foto: Bernard Mai

Wir mutieren allmählich zu Ameisen. Sie krabbeln und können nicht anders, ein spezielles Gen treibt ihre sechs Beine, um sich mit Lasten zu quälen. Warum? Marie und ich schnaufen, unsere Skistöcke klappern, die Sonne sticht. Der Hang ist aus Gummi und dehnt sich, je länger man ihn bearbeitet. Eins-zwei-vier / fünf-sieben-neun Meter, sagt das Gehirn, doch in Wahrheit stehen wir auf dem Schlauch. Aber dann ... War Marie nicht eben noch hier? Sie hebt sich vor hellem Blau ab, filigran, rührend klein. Marie hält beide Arme in V-Form nach oben und ruft: „Jaaaaa!" Nun bin auch ich angekommen. Ein heftiger, sehr kalter Wind wirft mich fast um. Das ist unglaublich.

Durch die Eruption des 18. Mai 1980 war ein 3,2 mal 1,6 Kilometer großer und 700 Meter tiefer Krater entstanden. Glut brach daraus hervor „wie überkochende Milch", schrieb der Vulkanologe Maurice Krafft in seinem Buch ‚Les Feux de la Terre'. Aschenpartikel wurden bis zum Bundesstaat Oklahoma geweht, 2500 Kilometer weit.
Teile der polternden Fels- und Eismassen stauten den Spirit Lake um 60 Meter, zäher Schlamm füllte das Tal des North Fork Toutle River. Innerhalb eines 170-Grad-Sektors wurde nördlich vom Mount St. Helens auf 30 Kilometer alles verheert.
David Johnston, Harry Truman, Gerald Martin, Reid Blackburn und Robert Landsburg waren tot. Blackburn fand man, mit einer Decke umwickelt, in seinem halb begrabenen grünen Volvo, die Scheiben des Wagens kaputt und sämtliche Filme geschmolzen.
Drei Holzfäller (logger) wurden durch einen Hubschrauberpiloten gerettet, unter ihnen James Scymansky, dessen Haut zu 53 Prozent verbrannt war. Er überlebte als einziger seiner Crew, fortan streng gläubig, „weil dies Gottes Strafe dafür gewesen ist, dass wir am Sonntag gearbeitet haben".
Der vierte Logger hing in einem verkohlten Baum. Ein Suchtrupp barg ihn nach Wochen.
Fakten können nicht schildern, was wirklich passierte. Dennoch sind sie beeindruckend: 3,06 Milliarden Kubikmeter vulkanischer Substanz warf der Mount St. Helens aus (1000 Personen waren zuvor evakuiert worden); 300 Häuser, zwölf Brücken, 26 Seen und Millionen Hektar Wald wurden zerstört; die sandige Fahrrinne des Columbia River war statt bisher elfeinhalb nur noch vier Meter tief.
Wer freilich redete in Washington vom Krakatau, dem indonesischen Sprengsatz, der 1883 explodiert ist und durch eine 30 Meter hohe Flut, einen Tsunami, auf Java und Sumatra 36 000 Menschen ertränkt hat?

Wir hocken am Kraterrand, zwei Zwerge im Zentrum des Ausbruchs von 1980. Marie beugt sich vor. Unter uns hat sich zwischen damals und heute ein Lavadom gebildet, aus dem Gase entweichen. Er ist 250 Meter hoch und 950 Meter breit, und die Prognostiker sagen: Wenn St. Helens wie bisher wächst, wird es in 150 bis 200 Jahren wieder den *Fujiyama of America* geben.



Aussicht vom Kraterrand am Mount St. Helens nach Osten zum Vulkankegel des Mount Adams (3751 m).
Fotos: Bernard Mai



Ich warne Marie, deren Neugier mich ärgert: „Ein falscher Tritt und du fehlst!" Unser Rundblick vom höchsten Punkt wischt alles weg, was wir seit Lassen Peak, Shasta und South Sister gesehen oder herbeigewünscht haben. Mount Hood (3424 m), Mount Adams (3751 m), Mount Rainier (4392 m), Glacier Peak (3221 m) und Mount Baker (3285 m) buckeln weiß aus dem Land, das sich wellt wie ein Meer. Im Spirit Lake treiben Millionen toter Bäume. Am Westufer liegt Harry Truman mit 16 Katzen und dem legendären Klavier, seine Ruhe wird nie gestört werden. Auch David Johnston auf Coldwater II bleibt unangetastet. Wo er starb, wurde vor Jahren ein flacher Bunker erbaut, den wir ohne Fernglas als *Johnston Ridge Visitor Center & Observatory* identifizieren. „Genug Märchenwelt?" fragt Marie, und ich antworte: „Nein." „Aber wollen wir nicht ...?" Sie hat Recht. Glacier Peak lockt, unser fünfter Cascade-Vulkan. Beim Abstieg fährt mir der jetzt noch viel steiler wirkende Weg in die Knie. Wie um jeden Stich zu lindern, zieht mein Kopf eine Bilanz dieser letzten drei Wochen. Ich unterhalte mich selbst mit Betrachtungen über den *Homo montanus americanensis*, jenes vor oder hinter uns seit Anfang August wandernde Zweibein, dessen Exemplare mir trotz sympathischer Züge ein Rätsel geblieben sind. Sie schleppen eifrig jedes Gramm Müll vom Berg, doch ihr total motorisierter Alltag weckt keine Nachdenklichkeit. Sie loben *outdoor* als ultimatives Zurück-zur-Natur und zapfen daheim Elektrizität aus dem Vollen. Handeln wir konsequenter? frage ich mich und klopfe an die eigene Brust.

Am Gipfel vom Mount St. Helens (2549 m), die Aussicht nach Norden zum Mount Rainier, über den Spirit Lake hinweg.
Im Vordergrund der zerstörte Krater in einer Aufnahme vom Oktober 1996.

Nach ein paar Tagen in Seattle, dem quirligen Software-Mekka am Puget Sound, das den besten Espresso der Vereinigten Staaten für sich reklamiert und europäischen Gästen mediterranes Flair schenkt, sind wir wieder scharf auf die Wildnis. Unsere Freunde Silja und Eric surfen freitags im Internet. Sie drucken aus: *Northern Cascades - Samstag Nachmittag zunehmend heiter, Sonntag meist trocken, steigende Temperaturen, Frostgrenze 11 500 Fuß.* Eric schmunzelt. Dann meint er ebenso laut wie gedehnt: „You guys, ey ... let's have a beer."

„Wenn nicht morgen, wann dann?" fragt Marie und meint etwas anderes. „Der Glacier Peak ist exakt 10 541 Fuß hoch und oft wolkenverhangen. Schneefall im Sommer soll dort nicht selten sein. Wir müssen raus!" Unser Anfahrtsweg nutzt den Highway 5 Nord von Seattle bis zum Städtchen Arlington und



Der Nordwesten der USA – auch ein Paradies für die Holzindustrie? Nur in den Nationalparks sind die Baumriesen vor Raubbau geschützt.
Foto: Bernard Mai

dann die Landstraße 530. Sie wechselt nach Darrington, folgt unter bleigrauem Himmel dem Mountain Loop Highway zur geschotterten White Chuck River Road und endet am Zeltplatz Owl Creek, wo Autos im Pulk parken. Kein Mensch weit und breit. Es regnet. Stechmücken fallen über uns her. Erst als wir in die Wälder der *Glacier Peak Wilderness Area* tauchen und langsam Höhe gewinnen, lassen sie ab.

Groß wie bei Gulliver

Mein Rucksack wiegt 25 Kilo, Marie kommt auf 20. Wie diese Fliege nur soviel schleppen kann? Wir fühlen uns in Gullivers Reisen versetzt, alles ist sagenhaft groß: Tannen und Zedern, 30 oder 40 Meter hohe Mountain Hemlocks, Douglasien, spitz zulaufende Western White Pines und immergrün wuchernder Farn. Von manchem Baum hängen gelbe Flechten, die Heidelbeerbüsche reichen mir bis zum Hals. Rechts neben uns tobt der White Chuck River. Kurz vor Kennedy Hot Springs, wo heißes Schwefelwasser aus dem Grund quillt und daran erinnert, dass die Erdrinde auch im Staat Washington dünn ist, beginnt unser Anstieg zur Basis des Glacier Peak. Dieser stark vergletscherte Vulkan hat bereits in der Jüngeren Altsteinzeit eruptiert. Damals streiften schon Jäger rund um den Berg, Feuer und Rauch werden sie geschockt haben (man male sich aus: die Erde spricht mit rotem Mund). Gegen 1850 meldeten Indianer, dass ihr allmächtiger Urahn von neuem trommle. Seither war er still. Wenn es hier wieder kracht, denke ich, schmelzen 22 Quadratkilometer Eis ...



Blick vom Mount Forgotten nach Westen auf den Glacier Peak (3221 m).
Foto: Bernard Mai

Sechs Stunden gelten als Schnitt vom Owl Creek zum Boulder Basin, einer Wanne am Westfuß unseres Ziels. Wir wollen morgen den Gipfel via Sitkum-Gletscher anpeilen und sind für heute bedient, denn der schroffe, fast weglose Kamm vor dem Waldsaum hat Kraft gekostet. Uns versöhnt nun ein Oval zwischen Blumen und Heidekraut, gerade so groß, dass wir nebeneinander Platz finden. Mit Mühe gelingt es, die Heringe in den harten Boden zu schlagen. Der nahe Bach gluckst. Weder Vögel noch tanzende Falter sind zu sehen, kein Wind zerrt am Zelt, vom White Chuck River Valley zieht Nebel hoch, bald wird er Boulder Basin erreichen. Sind wir allein am Glacier Peak? Nein, drei bunt kostümierte Yankees haben kurz nach Sonnenuntergang neben uns Wasser gefiltert (die Furcht vor Durchfall ist infektiös) und einen seltsamen Slang produziert. Wir verstanden nur „yeeeah". Ich liege lauschend. Das Bächlein erzählt Geschichten, deren Inhalt mich schwerelos in die Nacht hinein schwemmt.

Als David Johnstons junger Assistent Harry Glicken vom Tod des Kollegen erfuhr, war er sprachlos. Wie lebt man weiter? Warum hat es Dave getroffen und nicht mich? 24 Stunden Verzögerung und Harry wäre nie mehr zurückgekehrt.
Sein eigenes Schicksal: 1991 starb er zusammen mit den französischen Geologen Maurice und Katia Krafft am Vulkan Unzen auf der japanischen Insel Kyushu. Eine Glutwolke schmolz sie zu Teer.

Hallo, Gegenwart! Marie schlüpft aus warmen Daunen und tummelt sich: Tee kochen, Haferbrei anrühren, rein in die Hose und den Partner per Rippenstoß wecken. „Schon zehn nach sechs", drängt Marie, „willst du nicht wach werden?" Meine Zähne rasseln zum Tagesbeginn. Kalt, denke ich, prima Klima, wieder mal Glück gehabt trotz eines miesen Sommers.

Über die Flanken des unteren Sitkum-Gletschers geht es im Gleichschritt bergauf. Maries Rhythmus ist vom Zelt weg konstant, ihr flottes Tempo enorm. So wird sie die beiden erwähnten Vulkane Popocatepetl und Ixtaccihuatl fressen oder, irgendwann, nach dem mexikanischen Hors d'Oeuvre auch noch das Hauptgericht schlucken: den Chimborazo in Ecuador, knapp 6300 Meter hoch.

Das bisschen Rest ...

Nichts kann uns bremsen. Der charakteristische Sitkum Spire, ein Gendarm, wacht am Beginn des



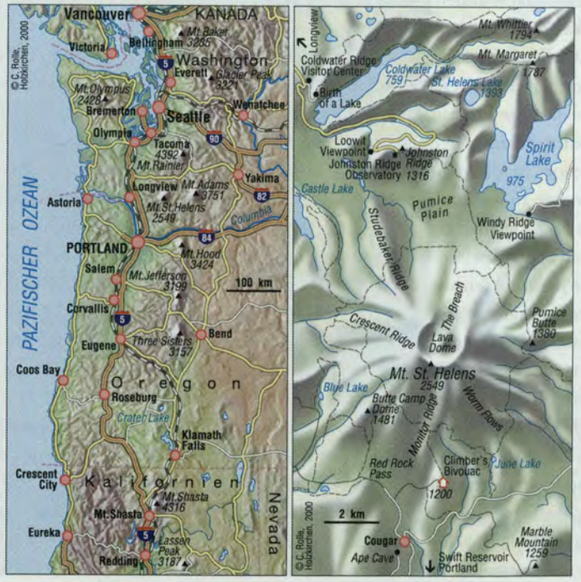
Am Gipfel des Glacier Peak öffnet sich eine überwältigende Rundsicht auf die North Cascades, im Südwesten der mächtige Kegel des Mount Rainier (4392 m), dem höchsten Berg im Nordwesten der USA.
Foto: Bernard Mai

Schlussgrats als wolle er mögliche Zweifel zerstreuen: Bitte sehr, hier. Blendend hell scheint die Sonne während wir daran gehen, das bisschen Rest niederzuringen. Leider fehlen noch 300 Meter, was der Moral einen Schlag versetzt, aber dann ruft Marie lebhaft: „Guck mal dort unten!" Drei Flöhe – die Wasserholer von gestern. Nun steigen wir mit neuem Elan und gratulieren einander Punkt zehn Uhr auf dem Glacier Peak. Nach dreieinhalb Stunden. Etwas wie Wehmut befällt uns, das erwartete Hochgefühl weicht schon im Ansatz verhaltener Trauer. „Höher geht's vorerst nicht mehr", sage ich.

Abschied von den Cascade Mountains ...

Wir haben monatelang vom einsamsten nordwestamerikanischen Vulkan geredet, haben Konzepte entworfen und Taktiken diskutiert. Wir waren sicher, ihn nur bei Regen oder gar Schnee zu erreichen. Man hat uns in Seattle empfohlen, das lange Eisstück mit *flagpoles* abzustecken und die bewimpelten Bambusstäbe hinterher wieder einzusammeln. Schon mancher fremde Gast, hieß es, sei im Nebel den Spalten zum Opfer gefallen. Und jetzt? Windstilles Wetter, glasklare Sicht. Der lavendelfarbene Himmel wölbt sich über uns, die fernen Verwandten des Glacier Peak schimmern: Mount Rainier, Mount Adams, Mount Baker. Wir hocken stumm, bis das Trio auftritt und dessen weibliches Drittel ein Handy aus dem Anorak fischt. „Hi? Wir sind oben!"

Ich kneife die Lider zusammen und versuche St. Helens zu orten, doch er hält sich bedeckt. Plötzlich fliegt meine Erinnerung zu jenem Mann, der am 18. Mai 1980 sein Radio einschaltete und den knisternden Funkspruch empfing. Marie und ich hörten das letzte Lebenszeichen, laut eingespielt, im Foyer des Johnston Ridge Visitor Center & Observatory. Wir spürten, dass der tote Geologe tief unter uns seiner eigenen Stimme nicht mehr entkam:
„Vancouver! Vancouver! This is it!"



Literatur
Boly, William: Fire Mountain – The Eruptions of Mount St. Helens. Portland 1980.
Foxworthy, Bruce L. and Hill, Mary: Volcanic Eruptions of 1980 at Mount St. Helens – The First 100 Days. Washington D.C. 1982.
Harris, Stephen L.: Fire Mountains of the West – The Cascade and Mono Lake Volcanoes. Missoula 1998.
Koenig, Martin A.: Geologische Katastrophen und ihre Auswirkungen auf die Umwelt. Thun 1984.
Krafft, Maurice: Les Feux de la Terre - Histoires de Volcans. Paris 1991 (deutsch: Vulkane, Feuer der Erde. Ravensburg 1993).
Kruse-Etzbach, Dirk: USA Nordwesten. Dormagen 1998.

Schneesturm am „Weißen Berg“

Abenteuer im Altai

Von HERBERT PARDATSCHER-BESTLE

„ßpaßiba“ Konstantin für die gemeinsamen Bergtage im Süden Sibiriens. Ein Handschlag nach zwei Wochen gemeinsamen Unterwegsseins drückt nur unzulänglich unsere Dankbarkeit für die herrlichen Bergerlebnisse in einem der schönsten Gebirge der Welt aus. Da ist es wenig bedeutsam, dass wir unser Ziel – den höchsten Gipfel des Altai-Gebirges – nicht erreichten. Die Möglichkeit des Scheiterns hatten wir von vornherein einkalkuliert. Nicht extreme Höhe und technische Schwierigkeiten bilden die Herausforderungen an diesen im Vergleich zum Pamir oder Himalaya niedrigen Bergen. Hier sind es die großen Entfernungen und die stets unsicheren Wetterverhältnisse, die jedes Unternehmen zu einem Abenteuer machen. Mit sensationsträchtigen Superlativen für die Chronikseiten der Alpinzeitschriften werden die Gipfel im Herzen Asiens niemals aufwarten; hier entfaltet sich eine ganz andere Dimension des Bergsteigens.

DAS ALTAI-GEBIRGE erstreckt sich im Süden Sibiriens entlang der Grenze Russlands zu Kasachstan, China und der Mongolei. Es gilt als eines der landschaftlich reizvollsten und am wenigsten erschlossenen Berggebiete Russlands. In den riesigen Wäldern zu Füßen der Berge herrscht noch die Natur. Niemand hat hier Hand an die jahrhundertealten Lärchen gelegt und wenn die Bäume aufgrund von Altersschwäche umfallen, werden sie von dichtem Moos überwuchert. Eine undurchdringliche Vegetation überzieht den Waldboden und in höheren Lagen verkümmern die anderswo mächtigen Birken zu 20 bis 30 Zentimeter hohen Bäumchen, die weitläufige Hochflächen bedecken. Nach den strengen Wintern erblüht auf den Wiesen eine Vielfalt an Pflanzen mit derartiger Intensität, dass die Pracht der Blumen jeden Besucher in ihren Bann zieht. Die gesamte Region ist dünn besiedelt, der Tourismus spielt hier eine zu vernachlässigende Rolle. Das Altai liegt in der geografischen Mitte Asiens. Seine vergletscherten Hänge speisen die Quellflüsse der Ströme Ob, Irtysch und Jenissei. Dutzende teils extrem zerklüftete Bergkämme streichen von der zentralen Katun-Kette ab, zwischen denen tief eingeschnittene Täler mit ausgedehnten Wäldern und alpinen Grasflächen eingebettet sind. Der stark vergletscherte Hauptkamm des Altai sinkt auf einer Länge von mehreren Kilometern nicht unter die Viertausendermarke und kulminiert im 4506 Meter hohen Belukha, dem „Weißen Berg“. Mit dem Delone Peak und der „Krone des Altai“ wartet der wilde Hochgebirgsgrat noch mit zwei weiteren namhaften Gipfeln auf, die von besonders leistungsfähigen Alpinisten bisweilen in einem Zug bestiegen werden.

Ab nach Sibirien!

Wer Zeit, viel Zeit hat, sollte sich dem Altai-Gebirge mit der Transsibirischen Eisenbahn nähern, um eine unverfälschte Vorstellung von der Weite des Landes zu bekommen. Drei ganze Tage und Nächte lang fährt man mit der Eisenbahn von Moskau nach Bijsk, von wo dann nochmals rund 600 Kilometer auf teilweise schlaglochübersäten Schotterstraßen zurückzulegen sind, bevor man endlich erste Blicke auf das eisige Herz des Altai werfen kann. Wer nicht über so ein üppiges Zeitbudget verfügt, fliegt am besten von Moskau nach Barnaul, einer 1739 gegründeten und heute 600 000 Einwohner zählenden Stadt 230 Kilometer südlich von Nowosibirsk.

Es ist Abend in Moskau, als wir am Flughafen Vucovno, einem der zahlreichen Airports der russischen Hauptstadt, in die alte, aber zuverlässige Tupolev steigen. Kurz vor dem Abheben heulen die Turbinen lauter auf als wir das kennen, doch dann ist alles wieder wie gewohnt. In einer Schleife zieht die Maschine über das an goldenen Kuppeln reiche Moskau und dreht nach Osten ab. Rund 4000 Kilometer liegen zwischen uns und dem Ziel in der Mitte Sibiriens. Stundenlang dröhnt das Flugzeug über die Weiten des russischen Ostens. Unter uns riesige Wälder, Stromläufe und Seeflächen, bis alles von der Dunkelheit verschluckt wird. Boris neben mir erzählt in gebrochenem Englisch, dass er von Moskau, wo er für ein Flugzeugbauunternehmen ar-





Am Akkem-See bietet sich erstmals ein Blick auf den vergletscherten Talgrund. Der Belukha und andere hohe Viertausender verstecken sich in einem dicken Wolkenschleier, einem Dauerphänomen an diesen Bergen.

Beim Abstieg zum Basiscamp kamen wir an der Meteorologischen Station am Akkem-See vorbei und vereinbarten mit den diensthabenden Meteorologen, uns am nächsten Tag mit einem Boot über den Akkem-See zum Eingang des Yarlu-Tales zu rudern.

beitet, nach Hause zu seiner Familie fliegt. Boris liebt Sibirien und dessen Weite, deshalb ist er auch nicht nach Moskau umgezogen. Später sollte ich besser verstehen, was er meinte. Die meisten Sibirier leben in engem Kontakt mit der Natur und wer einmal in diesen rauen Weiten heimisch geworden ist, entwickelt eine besondere Zuneigung zu diesem Land.

Tiefrot geht die Sonne auf, als die Tupolev im Sinkflug auf Barnaul zusteuert. Die Passagiere spenden dem Piloten, der die Maschine sicher auf der Landepiste aufsetzt, minutenlangen Applaus. Im Freien empfängt ein scharfer sibirischer Wind uns mit T-Shirts bekleidete, wärmeverwöhnte Alpenbewohner. Vor dem Flughafengebäude warten lachende und scherzende Russen mit einem Schild: „Tjungur". Ein hagerer, groß gewachsener Mann, aus dessen Gesicht unübersehbar eine Reihe goldblitzender Zähne leuchtet, stellt sich als „Arkadi" vor. Er begleitet uns zu einem alten, grauen Kleinbus am Flughafenparkplatz. In großen Lettern prangt „LenalpTours" auf der Fahrzeugfront. Hier verkehren Fahrzeuge, auf die man keine drei Pfennig für eine Strecke von fünf Kilometer verwetten würde, und dennoch: Rund 14 Stunden lang wird Arkadi diesen Dinosaurier von Bus sicher über die 700 Kilometer lange Strecke zwischen Barnaul und Tjungur lenken, zuerst noch über einigermaßen komfortabel zu nennende Asphaltstraßen, dann über eine staubige Schotterpiste, die jedes westeuropäische Auto bereits nach wenigen Kilometern in ein Wrack verwandeln würde.

Aus der sibirischen Ebene tauchen am Horizont die ersten Hügel auf. Links und rechts der Straße breiten sich nach wie vor endlose Felder aus, mannshohes Gras mit unzähligen Blumen wiegt sich im sanften Wind. Die Farbenfülle ist überwältigend und wird vom Grün der ersten Hügel verstärkt. Die Straße führt vorbei an verstreuten Dörfern. Die Holzhäuschen in liebevoll gepflegten Gärten zeugen vom einfachen Leben der hier siedelnden Menschen. Kleine Kuhherden weiden in den üppigen Wiesen, bei einem Bach grasen ein paar Pferde. Hier scheint die Uhr stehen geblieben zu sein: Das Szenario erinnert an Bilder aus dem zaristischen Russland. Dennoch erleichtern heute einige alte, verrostende Traktoren und Pflüge manche der anstrengenden Feldarbeiten. Die Bauern sind Meister im Improvisieren und so sind Maschinen hier noch immer im Einsatz, die bei uns schon lange auf dem Schrottplatz gelandet wären.

Stunde um Stunde vergeht und Arkadi hat den Bus bereits über den zweiten Pass gesteuert. Links und rechts breitet sich eine Bilderbuchlandschaft aus, wie wir sie uns in unseren Träumen nicht schöner, nicht grüner, nicht freundlicher vorstellen könnten. Wir wünschen, stundenlang über die Höhenzüge zu wandern, von einem Tal ins nächste, eines so menschenleer wie das andere. Als wir uns wieder einem der kleinen Dörfer nähern, queren zwei Reiter die Straße, jagen auf dem Rücken ihrer Pferde einer Schafherde nach, die sich im Grün der Felder zu verlieren scheint. Die Straße führt schließlich an einem breiten Fluss entlang und windet sich dann einen steilen Hang hinauf, so dass wir die gesamte Landschaft überblicken können: In der Ferne kommen „richtige" Berge ins Bild, dazwischen dehnen sich unendlich weite Wälder aus. Grün ist die alles dominierende Farbe.

Eine lange Gerade führt von der Anhöhe hinunter zu einem großen Fluss. In der hereinbrechenden Dämmerung nehmen wir die zahlreichen Holzhäuser im typisch sibirischen Stil erst wahr, als wir ihnen schon ganz nahe sind. „Tjungur", klärt Arkadi uns auf. Langsam fährt er um eine Kurve und lenkt den Bus auf eine große Hängebrücke zu, den einzigen Übergang über den Katun-River auf einer Strecke von vielen hundert Kilometern. Gleich hinter der Brücke biegt Arkadi nach links ab. Ein auffallender, kühn aufstrebender Holzbau steht am Eingang unseres Reiseziels, dem Ausgangspunkt für alpine Unternehmungen in die Katun-Kette des zentralen Altai-Gebirges.



Die Brücke über den Katun River verbindet Tjungur mit dem Dorf Kutscherla und ist die einzige Brücke über den Katun auf einer Strecke von mehreren hundert Kilometern.

Die harte Dimension des sanften Tourismus

Rund zwei Hektar ist das Grundstück groß, auf dem sich Anatoly Minichkin aus St.Petersburg seinen Lebenstraum erfüllte. Anatoly und seine Frau Galina haben im Einvernehmen mit der örtlichen Dorfverwaltung hier eine Einrichtung geschaffen, die einem sanften Tourismus wichtige Impulse geben soll. Eigentlich hatten beide mit Fremdenverkehr gar nichts zu tun. Anatoly ist Ingenieur für Zivilluftfahrt, seine Frau Ingenieurin für Flugnavigationssysteme. Im Rußland des Umbruchs ist jedoch Flexibilität gefordert. Daran fehlt es den Minichkins genau so wenig wie an Ideen. Die seit Jahren steigende Zahl der Teilnehmer an Anatolys Abenteuer-Reiseagentur „LenalpTours" belegt, dass das Ehepaar richtig liegt. Auf Anatolys Grundstück in Tjungur stehen heute zwischen jahrhundertealten Lärchen und zahlreichen Birken mehrere rustikale Holzgebäude: das

Gästehaus mit seinen einfachen Lagern, der Küchen- und Wirtschaftstrakt mit Veranda, das Saunahaus und mehrere kleine Hütten für die Mitarbeiter. Zelte für Besuchergruppen und eine Campingwiese für Individualreisende finden ebenso Platz wie ein Sportgelände und andere Grünflächen.

Seit rund einer Stunde bläst Sergej nun schon mit einem Staubsauger Luft in die Kammern des großen Schlauchbootes, mit dem er uns zur Einmündung des Akkem- in den Katun-River bringen will. Sergej stammt aus Bijsk und ist für diesen Sommer der von Anatoly engagierte Bootsführer. Sein strenger, finsterer Blick unter dem dicken schwarzen Filzhut ist nur Schein. Dahinter verbirgt sich ein überaus herzlicher und freundlicher Charakter. Schmunzelnd zieht er ein Foto von seiner Schwester hervor, und wir bedauern spontan ihre Abwesenheit hier im Camp. Auch wenn wir Sergej ob seines muskulösen Körpers und seiner Bärenkräfte bewundern, geben wir der Schwester doch eindeutig den Vorzug: ein bildhübsches Mädchen mit langen, blonden Haaren. Millimeterweise entfernen sich Sergejs Mundwinkel voneinander – bis er sein Lachen nicht mehr unterdrücken kann. Er zieht seine Augenbrauen hoch, hebt drohend den Zeigefinger und brummt mit seiner tiefen Stimme etwas vor sich hin. Wir haben diese Russen in unser Herz geschlossen. Wie viel doch an ehrlicher Herzlichkeit in ihnen ist! Konstantin, unserer Begleiter auf dem Weg zum Belukha, ist mit letzten Vorbereitungsarbeiten beschäftigt. Zu sechst schultern wir das Boot und tragen es die rund 150 Meter über die Wiese zum Fluss. Dann werden die Rucksäcke – jeder zwischen 25 und 30 Kilogramm schwer – wassergeschützt verstaut. Nach rund 20 Kilometern landet Sergej an einer Sandbank östlich des Akkem-River an. Das Gepäck und die Schuhe werden den Seesäcken entnommen, dann kann der lange Anmarsch zum Belukha beginnen.

Zunächst folgen wir einem schmalen Steig, der am Fluss entlang durch den Wald führt. Nach einer Stunde treten wir hinaus auf eine weite Wiesenfläche mit einer unvorstellbar bunten Blumenpracht. Gar mancher aus unserer Gruppe hätte liebend gerne gleich hier den Rucksack abgesetzt und das Zelt mitten in diesem Blütenmeer aufgestellt. Doch Konstantin drängt weiter, wir müssen vor Einbruch der Dunkelheit den Zeltplatz bei den „drei Birken" erreichen. Als wir zwei Stunden später dort anlangen, hat sich der Himmel bedrohlich verfinstert. Tiefschwarze Wolken ballen sich zusammen. Rasch sind die Zelte aufgestellt, während Konstantin innerhalb von Minuten ein flackerndes Feuer entfacht hat, über dem jetzt schon die Kochtöpfe hängen. Piotr aus St.Petersburg, Vitali aus Murmansk und Julia aus Moskau sind alle mit der Speisezubereitung beschäftigt. Essen, das ist für unsere Begleiter kein Beiwerk sondern eine Glaubensfrage. „Wer solch große Fahrten unternimmt, muss bei Kräften bleiben!", rechtfertigt Konstantin sein eifriges Werken. Für Wetterfragen verantwortliche Himmelsgrößen scheinen dies ähnlich zu sehen. Denn erst als wir unsere Nachspeise verzehrt haben und gerade die letzten Kochutensilien verstauen, klatschen die Tropfen unüberhörbar auf die Zelte.

Der Regen prasselt dann die ganze Nacht ohne Unterlass auf unser kleines Camp. Eine halbe Stunde vor dem geplanten Abmarsch am nächsten Morgen lichten sich die Wolken und geben der Sonne freie Bahn für erste zaghafte Strahlen. Der Weitermarsch durch die mit klatschnassem, mannshohem Gras bestandenen Wiesen ist zunächst mehr erfrischend als angenehm. T-Shirt, Hose und Schuhe sind innerhalb kurzer Zeit durchnässt und werden bis zum Basecamp nicht mehr trocken. Auch als der

Üppige Wiesen und endlose Wälder bestimmen das Landschaftsbild im Süden der Region Altai.



Jenseits des Katun-River, Tjungur direkt gegenüber gelegen, hat Anatoly Minichkin aus St. Petersburg mit Hilfe der lokalen Dorfverwaltung eine Einrichtung geschaffen, die Besuchern der zentralen Altai-Berge als Basislager und Ausgangspunkt für zahlreiche Unternehmungen in der Region dient.



schmale Steig endlich in den Wald führt, ändert sich wenig. Nun ist es die dichte Unterholzvegetation, die ihr Nass auf uns ablädt. Der Steig ist auf weiten Strecken eine schlammige Rutschbahn, auf der sich mit den schweren Rucksäcken das Gleichgewicht kaum halten lässt. Eine der unzähligen glitschigen Wurzeln wird dem vor mir marschierenden Piotr zum Verhängnis. Nachdem er sich mühsam wieder vom Boden aufrappelt hat, gleicht er eher einem Grubenarbeiter als einem Abenteuertouristen in Trekkingkleidung. Nach etlichen Stunden erreichen wir eine Felskanzel hoch über dem schäumenden Akkem-River und erblicken das erste Mal die vergletscherten Berge im Talschluss, für uns alle ein beeindruckender Anblick. Einem alten Brauch folgend haben russische Wanderer und Bergsteiger an einem Baum Stoffbänder zur Erinnerung befestigt. Von hier führt der Steig weiter talein, oft unangenehm nahe an dem reißenden Fluss. Wer da hineinfällt, wird fortgeschwemmt wie ein Zündhölzchen! Etliche Gehstunden später sind zwei Sturzbäche auf glitschigen Baumstämmen zu überqueren. Auch hier ist sicheres Balancieren gefordert, will man nicht ein unfreiwilliges Bad in eiskaltem Wasser nehmen. Nach rund zehn Stunden Gehzeit erreichen wir das Basecamp, welches rund eine halbe Gehstunde unterhalb des Akkem-Sees auf einer Waldlichtung errichtet wurde. Mehrere Zelte stehen zwischen den Sträuchern und nahe am Berghang ist ein rundes Dutzend Männer damit beschäftigt, zwei Blockhütten aufzuziehen. Wir sind zum Abendessen bei den einheimischen Arbeitern geladen, kraftstrotzenden Männern aus den Dörfern am Fuß der Berge, die hier fernab der Zivilisation Arbeiten in traditioneller Handwerksmanier verrichten. Als wir zu den Zelten zurückschlendern, weht ein kalter Wind aus dem Talgrund. Wir sind gespannt auf den kommenden Tag, der uns den Anmarsch unter die gewaltige Fels- und Eismauer des Belukha bringen soll.

Die Morgentoilette in einem Gletscherbach statt unter dem gewohnten warmen Wasserstrahl kostet den zivilisationsverwöhnten Mitteleuropäer einiges an Überwindung. Aber vielleicht bringt gerade dies die nötige Konzentration, um über die unzähligen Felsblöcke einer schier endlos erscheinenden Gletschermoräne zu balancieren, nach wie vor einen 30 Kilogramm schweren Rucksack auf den Schultern. Nach einem kräftigen Frühstück haben wir, Augusto, Konstantin und ich – jetzt nur mehr zu dritt – schnell den Akkem-See erreicht, über dessen nördlichem Seeufer auf einer kleinen Anhöhe eine Station des russischen Wetterdienstes steht. In den zum Teil verwahrlosten Holzgebäuden der Wetterwarte sind im Sommer mehrere Meteorologen untergebracht, die ihre Aufzeichnungen in die Provinzhauptstadt Gorno-Altajsk übermitteln. Weiter talein am See steht eine Reihe großer Stahltonnen an einem prächtig blühenden Wiesenhang. Vor den hellblau gestrichenen Tonnen begrüßt uns ein Grüppchen von Männern und Frauen freudig mit einem „self-made beer", das ungefähr so nach Bier schmeckt wie Fusel nach Champagner. Wir haben die Rettungsstation am Akkem-See erreicht. Die hauptamtlichen Bergretter sind beauftragt, in der Katun-Range in Not geratenen Bergsteigern Hilfe zu leisten. Wie sie das ob der großen Distanzen und mit ihrer rudimentären Ausrüstung leisten sollen, bleibt uns ein Rätsel. So tun wir uns schwer, in der Station viel mehr zu sehen als eine psychologische Rückendeckung.



Ein über den Akkem-River gespanntes Drahtseil hilft beim Durchwaten der reißenden Furt.

Wer durch das lange Akkem- oder Kutscherla Tal zur vergletscherten Katun-Range anmarschiert, kann im Basislager mit einheimischen Pferdehaltern einen Gepäcktransport vereinbaren – oder eine Reittour entlang des Katun-River.

Die hauptamtlichen Bergretter der russischen Bergrettungsstation am Akkem-See versorgten uns mit selbstgebrautem Bier und wertvollen Hinweisen.





Kein Berg für nasse Füße!

Ich dränge zum Aufbruch. Der Weiterweg führt am sumpfigen Rand des Akkem-Sees entlang zu dessen südlichem Ende. Hier erwartet uns eine kühle Überraschung: Der mächtige Gletscherfluss muss in Ermangelung einer Brücke durchwatet werden. Ein über den Bach gespanntes Drahtseil leistet dabei wertvolle Hilfe. Also raus aus den Schuhen und der langen Hose und rein in einige alte vergammelte Latschen, die hier am Ufer liegen! Kälteverachtend steigt Konstantin ins Wasser und setzt alles daran, die eiskalten Fluten so schnell wie möglich zu durchqueren. Wir folgen ihm nach, kämpfen mit der starken Strömung. Gut, dass das Drahtseil da ist! Als wir drüben sind, setzt Regen ein. Der Anstieg zum Tomski-Biwak unter der Belukha-Nordwand wird alles andere als eine gemütliche Wanderung. In einem Auf und Ab über riesige Felsblöcke geht es zunächst noch an dem von Gesteinsmehl grau gefärbten Gletscherfluss entlang, bevor der schmale Steig über den Moränenhang empor führt. Nach einer halben Stunde ist ein stark angeschwollener Bach zu überqueren. Konstantin und Augusto haben bereits das andere Ufer erreicht. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihnen folgen oder es weiter oben versuchen soll. Die Steine liegen alle weit auseinander und dazwischen rauscht reißendes Wasser zu Tal. Nein, ich versuche es dort, wo Konstantin hinüberbalanciert ist! An einer heiklen Stelle passiert es dann. Mit dem rechten Schuh rutsche ich auf einem dieser glitschigen Granitsteine aus, kann mich zwar mit beiden Händen an einem der überspülten Blöcke festhalten, aber der Fuß wird vom Sog des tosenden Wassers erfasst. Sekundenschnell schießt mir das kalte Nass fast bis zur Hüfte. Ich fluche aus allen Rohren. Der Zorn über dieses Missgeschick verleiht mir aber die Kraft, mich auf den nächsten Stein zu schwingen und das rettende Ufer zu erreichen. „Das kann dich den Gipfel kosten! Mit durchnässten Schuhen bist du ein Risiko am Berg!" kommentiert Konstantin das Geschehen. Zur Aufregung über den Unglücksschuh kommt das Gewicht des Rucksacks, der heute besonders schwer auf den Schultern lastet. Augusto hat mir das Zelt abgetreten, und so drücken vier weitere Kilo auf meinen geplagten Rücken. Der heftiger werdende Regen, die schlüpfrigen Moränenblöcke und stundenlanger Aufstieg zehren an den Kräften. Endlich erreichen wir den Gletscher. Über den aperen Eiskörper ziehen wir jetzt unsere Spur höher, zwischen tonnenschweren Gletschertischen und klaren Wasserläufen, die oft gurgelnd in grundlosen schwarzen Klüften verschwinden. Einen sperrenden Seracgürtel beschließen wir links zu umgehen. Hier steilt sich der Gletscher auf und bildet gähnende Spalten, in die hineinzuschauen wir tunlichst vermeiden, um uns nicht der peinlichen Frage auszusetzen, was wir in dieser Wildnis überhaupt verloren haben. Hier herrscht das totale Chaos. Da sind riesige Blöcke übereinander getürmt, die bei jedem Hauch zu Tal donnern können. Nur nicht stehen bleiben! Rund zehn Stunden sind seit unserem Aufbruch vom Basislager vergangen, als wir endlich das Tomski-Biwak unterhalb der Belukha-Nordwand erreichen.

Ich bin völlig durchnässt, aber als ich den Rucksack von den Schultern hebe, spielt das keine Rolle mehr. Jetzt wird zunächst einmal gejubelt, ja ich will losschreien vor lauter Freude, dann vor lauter Wut, zufrieden und zornig zugleich. Minutenlang stehe ich betroffen im Schatten des „Weißen Berges". Nein, nein, das hier ist kein Platz zum Jubeln, vielmehr einer zum Innehalten, zum Erschaudern, angesichts der Größe und Macht der Bergwelt, die uns hier entgegentritt! Wie klein sind wir doch unter der Belukha-Nordwand. Und dennoch, als wir ins schützende Innere des Tomski-Biwaks treten, fühlen wir uns geborgen und groß. Welch ein Widerspruch! Wer jedoch ein Biwak alpiner Prägung erwartet, wird enttäuscht. Gleich an mehreren Stellen tropft es unaufhörlich ins Innere. Die Hütte ist eine einfache Holzkonstruktion, mehr schlecht als recht mit Blech verkleidet. Schon bald duftet es in dem feuchten Raum nach Gemüsesuppe und bis zum Einbruch der Dunkelheit hat Konstantin noch so manch weitere Überraschung in seinen Kochtopf gezaubert.



Riesige Moränenablagerungen und der talaus mäandernde Akkem-River prägen das Landschaftsbild im Akkem-Talschluss.

Verhaltene Proteste kommen auf, als ich meine völlig durchnässten Strümpfe auf der Lawinenschaufel über dem Gaskocher trockne. Das nächste Mal sollte ich mir doch gleich parfümierte Strümpfe zulegen, ist noch einer der harmloseren Kommentare zu meinem Versuch alpiner Schadensbegrenzung. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott wahrlich nicht zu sorgen! Heute sind mir trockene Socken aber wichtiger als die Meinung meiner beiden Bergkameraden.

Dem Ziel zum Greifen nahe

Die kleinen Fenster sind beschlagen, als ich mich am nächsten Morgen aus dem Schlafsack schäle. Neugier treibt mich ins Freie und was mir heute an Aussicht geboten wird, gehört zum Beeindruckendsten, was ich jemals erlebt habe. Die aufgehende Sonne bestreicht die Gipfel des Belukha, des Delone Peak und der Krone des Altai, während die mächtigen, eisgepanzerten Wände noch im Schatten liegen. Ein mehrere Kilometer langer Grat verbindet die drei Bergriesen. Als ich zum Fotografieren auf einem hausgroßen Felsblock vor dem Biwak in geeigneter Aus-

sichts- und Aufnahmeposition stehe, werde ich mir meiner Winzigkeit angesichts dieser Fels- und Eisburgen erst so richtig bewusst. Ich muss den Kopf schon weit in den Nacken drücken, um die Belukha-Nordwand von ihrem Fuß bis zum Gipfel zu überblicken.

Ein schmackhaftes Frühstück soll uns mit einem Teil jener Energie versorgen, die wir beim Anstieg zum Delone-Pass benötigen werden. Ich achte darauf, viel Flüssigkeit aufzunehmen, dann zerre ich meinen Rucksack ins Freie. Obwohl wir die Klettergurte angelegt haben und einiges Eisenzeug an ihnen hängt, scheint der Rucksack heute auch nicht leichter zu sein als am Vortag. Augusto, der sich schon gestern nicht ganz wohlfühlte, hat beschlossen, im Tomski-Biwak zu bleiben und unsere Rückkehr abzuwarten. Zum Glück beginnt der Anstieg über den Akkem-Gletscher sehr gemütlich und so ist zumindest in der ersten Gehstunde bis unter den Steilhang des Delone-Passes kein besonderer Kraftaufwand notwendig. Dann allerdings geht es zur Sache in der rund 300 Meter hohen Flanke. Eine dünne Schneeauflage verdeckt blaugraues Eis. Die Frontalzacken dringen gerade millimetertief in die Glasur. Genug, um rasches Höherkommen zu ermöglichen. Wir sichern an einigen Felsblöcken am Rand der Flanke. Nach einer Stunde erreichen wir den Delone-Pass. Die Aussicht von diesem hochalpinen Übergang auf die riesigen Gletscher und eisüberwallten Berge im Süden und Südwesten ist überwältigend. Der Bergschrund knapp unterhalb des Passes ist im Abstieg an seiner schmalsten Stelle leicht zu passieren.

Rund 150 Höhenmeter steigen wir auf dem nur mäßig steilen Gletscher hinunter. Eine ausgedehnte Spaltenzone und turmhohe Seracs umgehen wir rechts und erreichen über einen Steilhang das große Plateau, wo mehrere Gletscher zusammenfließen. Wir sind bereits seit einigen Stunden unterwegs und befinden uns jetzt auf der Südseite des Belukha-Massivs.

Auf den Gletschern liegt noch viel Schnee, den die Sonne stark aufgeweicht hat. Das Weiterkommen ist so mit anstrengender Spurarbeit verbunden. Vom Plateau zieht ein langer, mittelsteiler Hang zum großen Berelski-Sattel, einer breiten, von mächtigen Eismassen übergossenen Scharte. Knapp unterhalb des Passes wollten wir eigentlich unser Hochlager errichten, doch wir liegen gut in der Zeit, und so spuren wir höher über weite Gletscherhänge. Vom Berelski-Sattel zieht ein wilder Bergkamm nach Kasachstan hinein. Nordwärts bricht er mit beeindruckenden



Auf dem Weg zum Tomski-Biwak beeindruckt der Belukha mit seiner eisigen Nordwand, durch die einige sehr schwierige Anstiege führen.
Foto: A. Golin

Eisflanken ab, während er nach Süden mit dunklen Felswänden ein völlig anderes Gesicht zeigt. Weit schweift der Blick über zahllose Berge. In der Ferne, weit unterhalb der Eisströme, erblicken wir das Grün abgelegener Täler. Über die mächtigen Kegel von Lawinen, die sich vermutlich in den vergangenen Tagen aus den Flanken über uns gelöst haben, queren wir steil in den großartigen Gletscherkessel unterhalb des Belukha-Gipfels. Es ist Abend geworden und wir richten in der Nähe einer gigantischen Spalte unser Hochlager ein. Der Höhenmesser zeigt rund 4100 Meter. Wir untersuchen den Lagerplatz akribisch nach verdeckten Spalten. Während wir so schnell wie möglich unser Zelt aufstellen, zieht von Süden eine bedrohliche Wolkenmauer gegen das Bergmassiv und beginnt, den Belukha und seine Nachbarn in weiße Wattebäusche zu hüllen. Wortlos beeilen wir uns, das Zelt mit Steigeisen, Skistöcken und Eispickeln sicher zu verankern. Rasch haben wir uns im Innern häuslich eingerichtet. Konstantin beginnt zu kochen, während ich mich nochmals ins Freie begebe, um das Überzelt besser zu fixieren. Im immer heftiger werdenden Sturm schaufle ich einen Graben um unsere Behausung und den Schnee gegen das Überzelt, um dem Wind keine Angriffsmöglichkeit zu geben. Als ich in unser Quartier zurückkehre, ist es völlig dunkel, dafür hat Konstantin Suppe und Tee bereitet, im Zelt riecht es nach russischer Küche.

Die weiße Hölle am Belukha

In der Nacht werde ich durch heftiges Stoffgeknatter aus dem Schlaf gerissen. Sturmböen zerren am Zelt.

Ich bin um seine Standhaftigkeit besorgt und will mich vergewissern, dass auch alle Verankerungen und Spannschnüre noch ihren Dienst versehen. Erstes unangenehmes Unterfangen ist das Überstreifen der nassen und kalten Schuhe, dann empfängt mich vor dem Eingang eine weiße Flut. Es hat zu schneien begonnen und der Sturm treibt den Schnee fast horizontal über den Gletscher. Nach einem Rundgang kann ich befriedigt feststellen, dass alle Verankerungen dem Sturm standgehalten haben. Stunden später wache ich wieder auf, es ist jetzt viel ruhiger. Dafür hängt aber die Zeltdecke knapp vor meiner Nase. Wieder schäle ich mich aus dem Schlafsack, um draußen nach dem Rechten zu sehen und unsere Behausung von ihrer Last zu befreien. Durch ein Wolkenloch lugt der Mond, so als ob er einen günstigen Tag ankündigen wollte. Zwei Stunden Schlaf trennen uns noch von der letzten Etappe auf dem weiten Weg zum Belukha.

Als Konstantin den Reißverschluss der Zeltapsis aufzieht, bläst ihm der Sturm eine weiße flockige Pracht ins Gesicht. Was wir in Sekunden gesehen haben, begräbt die Aussicht auf einen schnellen Aufbruch zum Gipfel. Vor dem Zelt liegen rund 30 Zentimeter Neuschnee, die Sicht ist gleich null. Also zurück in die Schlafsäcke und abwarten. Um sieben Uhr sieht die Welt draußen nicht anders aus, trotzdem beginnt Konstantin das Frühstück vorzubereiten. Irgendwo, 400 Meter über unserem Zelt, ist der Gipfel des Belukha, für uns ist er jedoch so weit entfernt und unerreichbar wie ein Stern im Weltraum. Warten ist angesagt. Stunde um Stunde verstreicht. Es schneit ununterbrochen, nur für kurze Zeit lichten sich die Nebel. Mittags bereitet Konstantin eine ausgiebige Mahlzeit. Sollte es so weiterschneien, säßen wir hier in einer lebensgefährlichen Falle! Es gibt keinen direkten und einfachen Abstieg in ein Tal, der einzige Rückweg führt über riesige Gletscher, auf denen die Orientierung bei diesen Verhältnissen völlig ausgeschlossen ist. Der Nachmittag vergeht mit Planspielen und mehrmaligem Schneeschaufeln. Wenn das Wetter günstig ist, wollen wir morgen einen Gipfelgang wagen. Die Nacht ist so unruhig wie die vorhergehende. Zuerst rüttelt unablässig Sturm



Im Anstieg über den Akkem-Gletscher zum Delone-Pass präsentiert sich der Belukha mit seiner breiten, eisgepanzerten Nordwand.
Foto: A. Golin

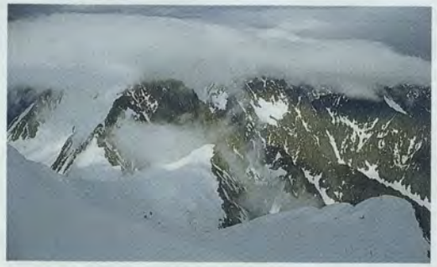


Ein kilometerlanger Grat verbindet den Belukha mit der „Krone des Altai", einem weiteren prächtigen Viertausender.

am eisüberzogenen Zelt, dann lastet wieder eine dezimeterdicke Schneeschicht auf ihm. Dreimal verlasse ich den wärmenden Schlafsack, um den weißen Dreck zu entfernen. Bis in die Morgenstunden haben sich rund 50 Zentimeter Neuschnee angesammelt. Zuviel, um einen Gipfelgang überhaupt in Erwägung zu ziehen. Bei diesen Bedingungen werden wir alle unsere Kräfte aufbieten müssen, um überhaupt wieder ins Tal zu gelangen!

Die steilen Hänge zum Großen Berelski-Sattel sind nicht gefahrlos zu queren. Manchmal kann ich Konstantin, der vorausgeht und eine tiefe Spur hinterlässt, gar nicht mehr sehen. Nur das uns verbindende Seil weist darauf hin, ob er gerade in Bewegung ist oder innehält und seine eingeschlagene Richtung überprüft. Ich staune immer wieder, wie sicher Konstantin die Spur abwärts legt, ohne auch nur die geringsten Anhaltspunkte im dichten Schneetreiben zu haben. Nur ab und zu sind die Konturen großer Spaltenränder zu erkennen und ich hoffe, dass Konstantin immer den notwendigen Abstand zu ihnen hält. Stunde um Stunde wanken wir durch den teils knietiefen Schnee nun schon abwärts, und eine Wetterbesserung ist nicht in Sicht. Erst am großen Gletscherplateau unterhalb des Großen Berelski-Sattels lichten sich die dichten Wolken etwas und wir können den sanft ansteigenden Mensu-Gletscherarm erkennen, der zum Delone-Pass hinaufzieht. Der Neuschnee hat die darunter liegende Schicht total durchweicht, so dass wir öfter bis zu den Hüften einbrechen. Wieder verstreichen Stunden bis wir vor dem kurzen Schlusshang unter dem Pass stehen. Bleibt noch die Randkluft zu überwinden. Als ich glaube, bereits sicheren Boden erreicht zu haben, bricht die Schneedecke unter mir in den schaurig tiefen Schrund. Die Skistöcke in den Schnee rammend, kann ich mich gerade noch am oberen Spaltenrand festhalten. Stunden scheint es zu dauern, bis ich der saugenden Tiefe entronnen bin. Als ich dann mit wenigen Schritten den Sattel erreiche, fühle ich mich am Ende meiner Kräfte. Auf der Nordseite des Delone-Passes hat der Neuschnee gute Verhältnisse für den Abstieg geschaffen. Die einzige Gefahr droht von einem Schneebrett, das sich aus der steilen Flanke lösen könnte. Wir beschließen, so rasch wie möglich seilfrei abzusteigen. Nach einer halben Stunde stehen wir am Gletscher und spuren über diesen talaus zum Tomski-Biwak.

Augusto hat die Hütte rund eine Stunde vor uns verlassen. Konstantin bereitet ein kräftiges Mittagessen zu, während ich unsere Ausrüstung in den



Ein Wetterfenster nützend stiegen wir über den Großen-Berelski-Sattel ab.

Rucksäcken verstaue. Übriggebliebenen unverderblichen Proviant lassen wir zurück. Neun Stunden reine Gehzeit haben wir von unserem Hochlager bis hierher gebraucht und weitere fünf bis sechs Stunden sind es noch mindestens bis ins Basecamp. Als wir vom Tomski-Biwak über die mächtigen Moränenblöcke abwärts steigen, ziehen dunkle Wolken durch das Akkem-Tal. Etwas unterhalb der Hütte wechseln wir von der Randmoräne auf den Gletscher, der zunächst mit einem Spaltengewirr aufwartet, das es wieder vorsichtig zu durchqueren gilt. Weiter unten können wir dann schnelleren Schrittes über den aperen, flachen Gletscher talaus marschieren. Inzwischen hat leichter Regen eingesetzt. Der Bach, der mir fast zum Verhängnis geworden wäre, führt heute weniger Wasser und bietet keinerlei Probleme. Ein unangenehmes Intermezzo erwartet uns aber, als wir wieder den Akkem-River traversieren wollen: Die vergammelten Schuhe liegen am anderen Ufer. So steigen wir eben barfuss ins eiskalte Nass und stolpern, uns am Drahtseil festklammernd, durch die reißende Strömung. Zwei weitere Bäche, die auf glitschigen Baumstämmen überlistet werden und eine kraftraubende Moraststrecke, dann ist es nicht mehr weit bis zur Rettungsstation am Akkem-See. Noch eine Stunde und wir können endgültig unsere Rucksäcke absetzen. Olga, Konstantins Freundin und Lagerköchin in einem, empfängt uns mit „lokalen Spezialitäten". Obwohl kein großer Freund von Reis und Kartoffeln, wähne ich mich in dem großen alten Armeezelt im Basecamp nach den vergangenen Tagen am Belukha in einem Vier-Sterne-Restaurant.

Schnee, Wasser, Schlamm und Wodka

Bereits am Abend hatte sich eine weitere Wetterverschlechterung angekündigt. Als ich morgens aufwache, dringt nur gedämpftes Licht durch das Zeltdach. Ein Blick hinaus bestätigt die Vermutung: Ich wähne mich in einer Winterlandschaft, alles ist von einer rund fünf bis zehn Zentimeter hohen Schneeschicht zugedeckt. Zwischen den Zelten der Arbeiter steigt

Der Große-Berelski-Sattel ist eine breite, vergletscherte Einschartung, auf der in der Regel das letzte Nachtlager vor dem Gipfelanstieg aufgeschlagen wird.
Fotos: Herbert Pardatscher

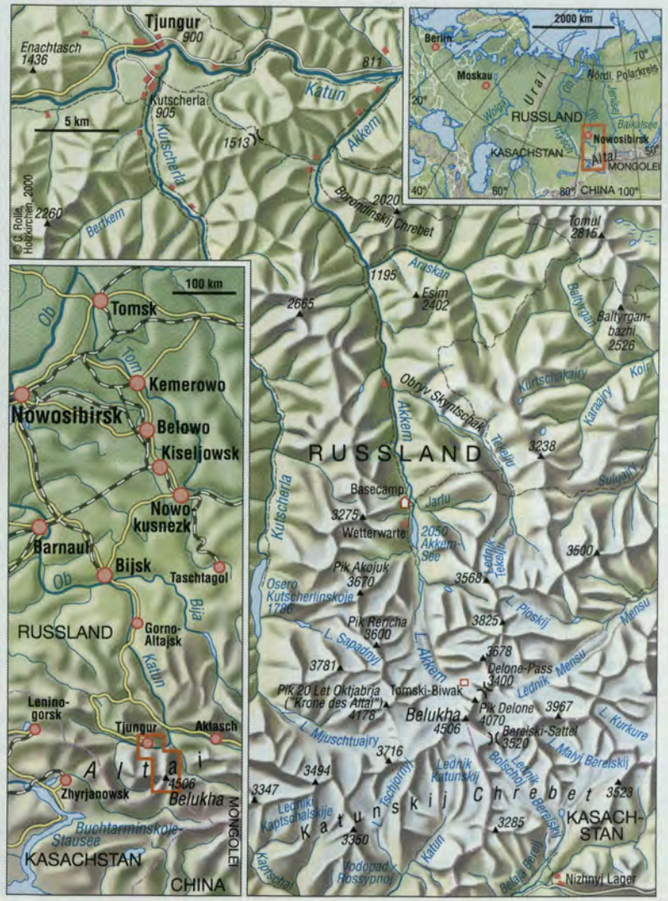


Rauch auf, ein Zeichen, dass Olga bereits beim Teekochen ist. In Minutenschnelle ist die Entscheidung gefällt. Eine Stunde nach dem Frühstück beginnen wir den Abstieg durch das Akkem-Tal zurück nach Tjungur. Stunde um Stunde waten wir zuerst durch Schnee, dann durch oft knöcheltiefes Wasser und schuhhohen Schlamm. Die Trekkingstiefel sind längst randvoll mit einer braunen Brühe, die bei jedem Schritt zwischen den Zehen hervorquillt. Die Schuhe auszuleeren ist völlig überflüssig. Mehr als acht Stunden sind vergangen, als wir beim Lagerplatz eintreffen, den wir vor Tagen bezogen hatten. Auf den weiten Wiesen am Unterlauf des Akkem-River schwenken wir nach links in ein kleines Seitental, das auf einen Sattel leitet. Nach weiteren drei Stunden stehen wir auf der Passhöhe. Weit im Norden und tief im Tal machen wir Tjungur aus.

Es dämmert bereits, als wir über ein schier endloses Feld einem Wald entgegenwandern, hinter dem sich das Dorf Kutscherla verbirgt. In der Dunkelheit stolpern wir durch den Ort; die Straße hat sich in einen Schlammweg verwandelt, in dem wir mit unseren Trekkingschuhen manchmal bis über die Knöchel versinken. Nach einem gut 60 Kilometer langen Gewaltmarsch schleppen wir uns kurz nach Mitternacht durch den Eingang des Lagers und werden vor der Küche herzlich von Galina und Sergej begrüßt. Irgendwie haben sie von unserer Rückkehr erfahren und die Sauna sowie ein üppiges Nachtmahl vorbereitet. Unsere Begeisterung kennt keine Grenzen über soviel freundlichen Empfang und großartige Bewirtung. Nach einem wohltuendem Saunabesuch haben Konstantin und ich am Küchentisch auf viele Fragen zu antworten. Sergej kann sich ein Lachen nicht verkneifen wie wir ihm von der heutigen Wasser- und Schlammschlacht während des Abstiegs erzählen. Als Belohnung für die bestandenen Abenteuer zieht Sergej seine Wodkaflasche hervor. Sie abzulehnen wäre eine schwere Kränkung. So trinken wir denn den Specialny-Wodka auf die Altai-Berge und auf den Belukha. Vor allem aber auf die so liebenswerten Menschen hier in Tjungur. „ßpaßiba Galina, ßpaßiba Anatoly, ßpaßiba Sergej" und ein herzliches Dankeschön an alle anderen, die uns Einblick schenkten in die russische Seele! Bergsteigen, das ist nicht nur Erfolg und Niederlage, nein, für mich hat Bergsteigen in Sibirien wieder eine zutiefst menschliche Dimension gewonnen. Wir haben wunderbare Tage am großen Berg erlebt, aber vollständig wurde das Abenteuer erst durch alle unseren neuen russischen Freunde... „ßbaßiba und daßwidanja in Russland!"



Von den Vorbergen über Tjungur geht der Blick zurück auf die vergletscherte Katun-Kette an der Grenze Russlands zu Kasachstan.
Foto: A. Golin


Tjungur
900
Enachtasch
1436
811
Kutscherla
905
Katun
5 km
1513
Kutscherla
Akkem
2260
Berikem
2020
Bordinskij Chrebet
Tomsk
Kemerowo
Nowosibirsk
Belowo
Kiseljowsk
Nowo-
kusnezk
Barnaul
Bijsk
Taschtagol
Ob
Tom
Bija
RUSSLAND
Gorno-
Altajsk
Katun
Lenino-
gorsk
Tjungur
Aktasch
Zhyrjanowsk
Belukha
4506
KASACHSTAN
MONGOLEI
CHINA
Buchtarminskoje-
Stausee
100 km
2000 km
Berlin
Moskau
Ural
Nördl. Polarkreis
RUSSLAND
Wolga
Baikalsee
Newosibirsk
KASACHSTAN
Altai
MONGOLEI
CHINA
Tomsk
Tomsk
Ob
Kemerowo
Nowosibirsk
Belowo
Kiseljowsk
Nowo-
kusnezk
Barnaul
Bijsk
Taschtagol
Bija
RUSSLAND
Gorno-
Altajsk
Katun
Lenino-
gorsk
Tjungur
Aktasch
Zhyrjanowsk
Belukha
4506
MONGOLEI
Buchtarminskoje-
Stausee
KASACHSTAN
CHINA
Tomsk
Tom
Kemerowo
Nowosibirsk
Belowo
Kiseljowsk
Nowo-
kusnezk
Barnaul
Bijsk
Taschtagol
Ob
Bija
RUSSLAND
Gorno-
Altajsk
Katun
Lenino-
gorsk
Tjungur
Aktasch
Zhyrjanowsk
Belukha
4506
MONGOLEI
Buchtarminskoje-
Stausee
KASACHSTAN
CHINA
Tomsk
Kemerowo
Nowosibirsk
Belowo
Kiseljowsk
Nowo-
kusnezk
Barnaul
Bijsk
Taschtagol
Ob
Tom

Unterwegs: Fragmente einer Reise

Von CHRISTINE KOPP

Von gigantischen Himalaya-Riesen aus Fels und Eis schwärmen sie. Von Ausblicken über terrassierte Ackerlandschaften hinauf zu den Schneebergen. Von engen Schluchten mit wilden Flüssen, kargen Hochebenen, flechtenverhangenen Wäldern und malerischen Dörfern: Alle, die von einer Nepalwanderung zurückkommen, erzählen begeistert von der fantastischen Natur des kleinen Landes.

ES IST NICHT ALLEIN die großartige Landschaft, die einen mit dem Nepal-Virus ansteckt: Die Begegnungen unterwegs sind, neben dem Naturschauspiel, die wahren Höhepunkte. Die kleinen Begebenheiten, die das Wandern mit Inhalt füllen, es zum großartigen menschlichen Erlebnis machen und einen wiederkehren lassen – so wie wir zum Manaslu zurückkamen. Das Trekking um den vielleicht elegantesten Achttausender folgt dem Tal des Flusses Buri Gandaki beinahe bis zur Quelle. Über den rund 5000 Meter hohen Larkya-La-Pass gelangt man ins nächste Tal und weiter auf die bekannte Annapurna-Rundtour. Beide Runden waren wir schon einmal gegangen – die Landschaft war immer noch dieselbe. Und doch war alles anders...



„4. Tag: Labubensi. Rakshi-Kauf."
Heute sind wir einer schwerbeladenen Frau begegnet. Sie eilte im Laufschritt an uns vorbei, sang und strickte gleichzeitig, strickte während des Gehens! Vier Tage sind wir nun unterwegs; Zeit für die erste Party für unsere Träger, die Küchenmannschaft und unsere Führer. Ich erstehe in meiner Funktion als Leiterin zusammen mit dem Chef des nepalesischen Begleitteams, Sirdar Kami Passang Sherpa, die unabdingbare Zutat fürs Fest: den gewöhnungsbedürftigen Schnaps der Einheimischen, den Rakshi. Das heißt, eigentlich erstehen wir keine Getränke, sondern leere Flaschen: Das Maß aller Dinge ist an diesem Abend eine leere Bierflasche, die wir siebenundzwanzigmal mit Rakshi füllen lassen. Eine Füllung kostet 15 Rupien, das ergibt 555 Rupien für rund 15 Liter Schnaps – zwei Kanister Alkohol für eine Handvoll Dollar!

„6. Tag: Ekklu Bhati. Kamis Gesundheitslektionen."
Träger-Sprechstunde für jene, die sich heute schwer getan haben. Sirdar und Leiterin sind gefragt: Wir schauen Füße an, reinigen Wunden, verbinden schmerzende Gelenke, kleben Blasen ab. Einer der Träger braucht offensichtlich eher Zuwendung als tatsächliche Pflege. „Duk chhaa?", schmerzt es, ist die Frage des Abends, die ich von Kami gelernt habe. Dann ist die Reihe an Kami, der andere Register zieht. Vor allem mit den scheuen Trägerinnen aus der Umgebung der Stadt Gurkha redet er ein ernstes Wort: Die jungen Frauen – sie können weder lesen noch schreiben – kennen den Begriff Hygiene kaum.



Manaslu (8156 m), der eleganteste Achttausender, im faszinierenden Licht des Morgens.



Wilde Bergschluchten und malerische Kulturlandschaften – die Trekkingroute entlang des Buri Gandaki bezaubert immer wieder den Betrachter.

Ihre Füße sind ungepflegt, sie nehmen keine Rücksicht auf ihren Körper, auf alte Verletzungen. Und sie wissen kaum etwas von den „health posts", den Gesundheitsposten in abgelegenen Dörfern, die eine minimale medizinische Versorgung der Landbevölkerung Nepals garantieren. Kami gerät in Fahrt: Er erklärt den Sinn von „tato paani", von warmem Wasser, von einer minimalen täglichen Hygiene, vom Besuch des „health post", wenn eine Verletzung oder Krankheit nicht heilt. Mein Sirdar, ein gepflegter Sherpa mit edlen Gesichtszügen, hält die Lektion nicht zum letzten Mal: Bereits am nächsten Tag treffen wir in Deng, einem der ärmsten Dörfer der Manaslu-Rundtour, auf ein struppiges, zerlumptes Grüppchen von Kindern. Während sie scheu mit den von uns erhaltenen Holzkreiseln zu spielen beginnen, versucht Kami, auch hier eine Lektion über Sauberkeit und Pflege anzubringen: Die Haut des ältesten, etwa vierzehn Jahre alten Mädchens ist über und über mit dreckigen, schorfigen Schwären bedeckt. Teilnahmslos hört das zerlumpte Kind Kamis Aufforderung zu, die Wunden mit warmem Wasser zu reinigen...



Kami, unser aufmerksamer Sirdar und der Hund, der uns treu begleitete.



Unterwegs treffen wir auf zerlumpte Kinder...

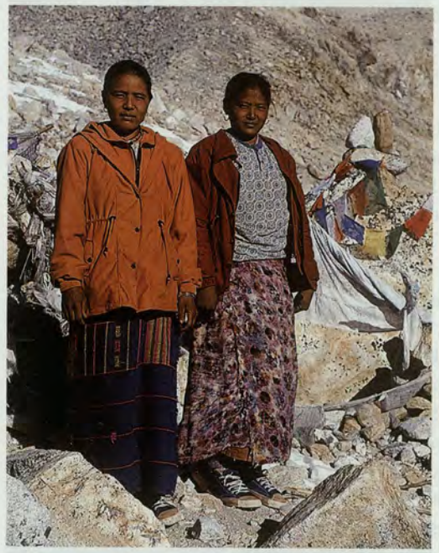
„9. Tag: Sho. Einkehr ins Kloster."
Gestern abend hat Kami vom Yeti erzählt. Seinen blumigen Ausführungen zufolge gibt es zwei Sorten Yetis. Der eine ist zweibeinig („Yeti like man"), der andere vierbeinig („Yeti like animal"). Natürlich wurden beide im Sherpaland schon mehrmals gesehen, und eine Hirtin wurde gar von einem „Yeti like man" für eine Weile entführt – Monate später starb sie!

Die Dörfer, an denen wir heute vorbeikommen, haben drollige Namen – Pu, Bi, Li, Sho, U, Dong und Lho. Keine Yetis in Sicht, dafür mehrere Klöster, denn wir befinden uns jetzt, auf knapp dreitausend Meter, in buddhistischen Landen. In Sho besuchen wir die „Gompa", das kleine Kloster, wo die Mönche gerade hingebungsvoll eine Totenzeremonie vorbereiten. Sie formen aus Gerstenmehl und Butter kleine Opferstatuen. Dazu plaudern sie fröhlich und trinken Unmengen von Rakshi! Liebevoll färben sie die Figürchen rot ein. Wir bleiben lange bei ihnen, schauen zu, bestaunen die Malereien, lachen mit den Mönchen, gehen in die trotz Gelächter und Schnaps andächtige Stimmung ein. Beim Gehen hinterlassen wir eine großzügige Spende, so wie es sich gehört. Der feiste Obermönch, der angesichts unseres westlichen Outfits und der generösen Gabe mehr wittert, reagiert sofort: Mit einem schlitzohrigen Schmunzeln beginnt er von der noch zu vergoldenden Kuppel des Klösterchens zu erzählen. Kami wehrt sich höflich und gleichermaßen schlitzohrig gegen einen weiteren Griff in den Geldbeutel: Wir seien eine kleine Gruppe und könnten nicht mehr geben. Wenn er das nächste Mal mit einer großen Gruppe komme, vielleicht in einem Jahr, werde es sicherlich mehr absetzen... Nach gegenseitigen Ehrerbietungen verabschieden wir uns schließlich mit einem herzlichen „Shua", dem tibetischen Gruss.

„10. Tag: Sama. Kerosinkauf und Kartoffelessen."
Wir sind an einem wunderschönen Plätzchen angelangt: Sama, auf 3500 Meter gelegen, mit überwältigendem Blick auf den Manaslu. Von Samdo, dem fünf Stunden entfernten Nachbardorf, kommen höchst originelle alte Tibeter vorbei. Kami verkauft ihnen nach längerem Feilschen, großem Hin und Her und Gelächter aller Beteiligten und Zuschauer einen Kanister Kerosin, der ihn 500 Rupien (für das Kerosin) plus 1700 Rupien für die Transportkosten bis hierhin (zehn Träger-Tageslöhne) gekostet hat.



Ein paar alte Tibeter kaufen Kerosin, Kami macht ein schlechtes Geschäft...



Kami verkauft ihn aber wider besseres Wissen für 1500 Rupien! Die ganze Mannschaft wohnt der langen Verhandlung gespannt bei und kichert vor Freude über den ungewohnten „Verlust-Verkauf", den Kami eingeht.

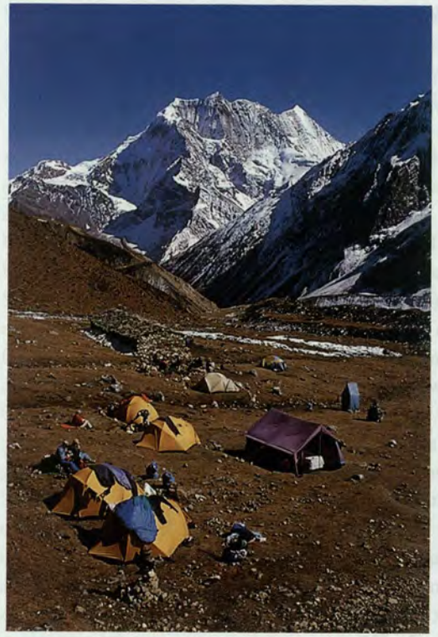
Am Nachmittag folgt das Entspannungsprogramm. Es besteht aus einem Kartoffelessen mit Kami, den zwei starken Trägerinnen Mayly und Lalguri und einem weiteren Träger bei einer achtzig Jahre alten Frau. Wir sitzen an der offenen, dunklen Herdstelle. Das Feuer ist von einfachen Gerätschaften umgeben. Ich genieße die Stimmung und die Kartoffeln, die mit zerstoßenem Pfeffer gegessen werden. Allerdings beherrsche ich das Kartoffelpeeling nicht so gut wie meine nepalesischen Freunde: Kami schält einen „Alu", das Hauptnahrungsmittel der Sherpa, in drei Handgriffen – ich zerdrücke die Kartoffeln bei meinen angestrengten Nachahmungsversuchen in der Hand. Wieder mal ein Grund für alle Anwesenden, sich vor Lachen zu kringeln...

„13. Tag: Ruhetag in Bimthang. Friedliche Szene."
Lhagyelo! Die Götter haben gesiegt – und sie haben uns geholfen am Pass Larkya La, den wir bei strahlendem Wetter überschritten haben. Heute ist Ruhetag – ein glücklicher Tag, ein Augenblick, in dem man die Zeit anhalten möchte und versteht, warum es einen immer wieder auf weite, befreiende Wanderungen zieht.

Unser Zeltdörfchen am Fuß des Manaslu liegt im Sonnenschein unter der Moräne, zu der ich hochgestiegen bin. Die Schneegipfel gleißen in der Sonne, die schöne Ebene mit dem kleinen Bach unter mir ist lichtüberflutet. Ich erkenne aus der Ferne meine Gefährten: Zwei lesen, zwei schlafen, die fünfte schreibt, einer denkt nach. Die Begleitmannschaft vergnügt sich auf ihre Weise – lachend spielen die Nepalesen Karten, sie kichern, schwatzen und quietschen vor Wonne. Im Hintergrund tuckert der Kerosinkocher im Küchenzelt vor sich hin. Das sauber gewaschene Blechgeschirr liegt zum Trocknen in der Sonne. Der Hund, der uns nun schon seit Tagen treu begleitet, liegt ausgestreckt im kurzen Gras und sonnt seinen verfilzten Pelz. Die Träger tragen totes Holz zusammen für das Feuer und Fest, das wir für heute abend angekündigt haben. Und wo ist Sirdar Kami? Etwas weiter weg mache ich ihn mit dem Feldstecher aus. Er lässt sich wieder einmal die paar weißen Haare in seinem schwarzen Schopf von einer hübschen Einheimischen ausreißen... „Sie jucken", wird er später sagen und verlegen lächelnd beifügen, er fühle sich einfach viel jünger nach dieser wöchentlichen Zeremonie. Die Wäsche ist gemacht, ein paar Stück hängen noch an den improvisierten Leinen zwischen den Zelten, der größte Teil ist wind- und sonnengetrocknet, zusammengelegt und verstaut. Gemütliche Alltagsbeschäftigung an einem nicht alltäglichen Tag ohne Alltagssorgen.

Mayly und Lalguri, die schüchternen Trägerinnen am Larkya-La-Pass.

Kleine Karawanen kommen vom Pass herunter und ziehen weiter auf ihrem Weg ins Winterquartier: Die Tiere, Yaks und Pferde, bleiben im Tal, die Menschen werden bis nach Katmandu gehen. Von meinem Hochsitz aus betrachtet haben die Karawanen etwas Biblisches an sich. „Friede", denke ich, diese Szene ist die vollkommene Umschreibung des Wortes. Doch einen Wermutstropfen gibt es immer: Plötzlich taucht eine lange Kolonne von Tibetern auf, die an unseren Zelten vorbeigeht. Ihr Lachen, ihr melancholischer Singsang dringen zur Moräne hinauf... Es sind Flüchtlinge, die ihre Heimat für immer verlassen haben und mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken in eine ungewisse Zukunft ziehen.



Unser Lagerplatz am Larkya-La-Pass.

Wie gut wir es haben: Wir brechen für eine begrenzte Zeit zum Trekking in die Fremde auf und gehen mit neuen Erfahrungen gestärkt in ein vergleichsweise sicheres Leben zurück. Nachdenklich steige ich von der Moräne in unser vorübergehendes Zeltlager herunter...



„16. Tag: Latamarang.
Einladung zur Brennnesselsuppe."

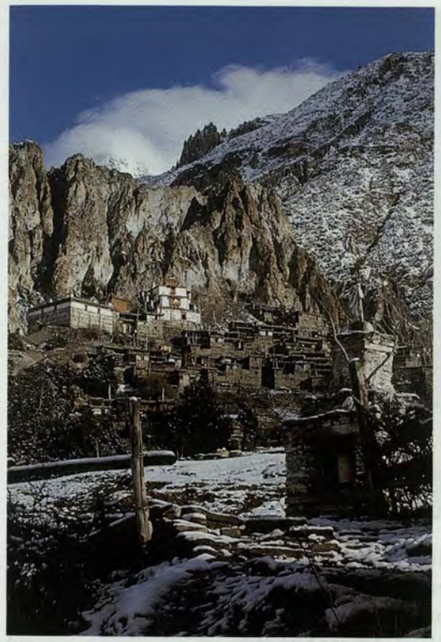
Ein Rendezvous steht heute an, auf das ich mich besonders freue: Die Träger haben mich zu einer herrlichen Suppe aus „Shishnu", schlicht und einfach Brennnesseln, eingeladen. Sie dämpfen dazu die fein geschnittenen, jungen Blätter und kochen sie anschließend mit Wasser, etwas Weizen- oder Maismehl und Salz. Wunderbar! Dank Dolmetscher Kami kann ich ihnen von daheim erzählen, von Polenta, von Mutters Kräuter- und Nesselsuppe, von ähnlichen Gerichten und Bräuchen. Das Gespräch geht weiter: Ich erzähle von meinem Beruf, von meiner Familie; die zwei Trägerinnen bewundern mit Augen und Händen meine Ohrstecker mit den klaren Steinen, ich frage sie über ihren schönen Goldschmuck aus. Obwohl wir nicht in der gleichen Sprache miteinander sprechen können, entwickelt sich ein Gefühl von Vertrautheit.

„18. Tag: Humde.
Unser Hochzeitspaar findet sich."

Und noch eine Geschichte, die sich über die letzten Tage allmählich entwickelt hat und die wir gespannt mitverfolgen: Unser Sherpa-Führer Takshi Pu hat um die Hand von Bhim Maya angehalten. Bhim Maya, eine unserer jüngsten Trägerinnen, wagte in den ersten Tagen kaum, uns anzuschauen, geschweige denn mit uns zu sprechen. Kami instruiert die Vermittlerin Mayly, die erfahrenste und stärkste Trägerin, wie sie vorgehen soll, dann folgt die Verhandlung im geschlossenen Zelt. Nach einer Stunde öffnet sich das Zelt, Kami und der Trägerchef eilen herbei, nur, um das ernüchternde Resultat zu vernehmen: Bhim Maya lehnt ab! Ihr Vater ist allein daheim, sie will nach ihm schauen und deshalb keinen Auswärtigen heiraten.

Zwei Tage später. Was die Annäherung am Lagerfeuer und ein guter Sirdar nicht alles zu bewirken vermögen: Kami hat mit Takshi Pu und Bhim Maya bis weit in die Nacht diskutiert. Am Morgen gibt die verschüchtert wirkende Trägerin Takshi Pu ihr Jawort unter der Bedingung, dass er für ihren Vater sorgen muss. Das wird für den Vater, der noch nie in einer größeren Stadt war, bedeuten, dass er – ob er will oder nicht – nach Katmandu umziehen muss, wo Takshi Pu lebt. Kami räumt unverzüglich sein Zelt und überlässt es dem Hochzeitspaar, das von nun an von allen Seiten neckische Bemerkungen ertragen muss. Kami meint, er hoffe sehr, der um einiges ältere Takshi Pu werde der blutjungen Analphabetin

Bunte Gebetsfahnen zieren den Übergang am Larkya-La-Pass.





Bhim Maya „nie Sorgen bereiten". Am nächsten Tag marschiert Bhim Maya ohne Trägerlast mit; von nun an ist sie „nur" noch Braut. Von Takshi Pu erhält sie unterwegs nagelneue, viel zu große Turnschuhe, die ihr beim Gehen sichtlich Mühe bereiten: Ihre rissigen Füße sind an keine Schuhe gewöhnt, ihr Gang gleicht jenem einer watschelnden Ente! Sichtlich verlegen reagiert sie auf all die anzüglichen Sprüche, die sie von den anderen Trägern zu ertragen hat.

„20. Tag: Verschneiter Abend und Pferdestall."

Wieder ein langer Halt in einem Kloster, diesmal bei Karma Tsering Gurung, dem Wärter der Gompa von Braga. Er führt uns durch alle Räume im verschachtelten Gebäude, erklärt und erzählt. Wir spenden Geld, worauf er im wunderbaren Hauptraum mit den großen Gebetsbüchern und den unzähligen Statuen ein Butterlämpchen anzündet und uns gutes Wetter verspricht. Dessen ungeachtet fängt es wenige Minuten später zu schneien an... An riesigen Gebetssteinmauern und der großen Siedlung Manang vorbei gelangen wir ins Dörfchen Tengi, wo es innerhalb von wenigen Stunden regelrecht einwintert. Der Schnee fällt in riesigen, feuchten Flocken und wächst zusehends. Wir gehen nicht mehr weiter. Die Träger beginnen gleich mit dem Kartenspiel, das sie bis zum Umfallen fortsetzen. Wir versammeln uns um die Feuerstelle der Familie, in deren Haus wir untergebracht sind. Es wird ein lustiger Abend, trotz des schlechten Wetters: Die Wodkaflaschen zirkulieren, die Einheimischen beteiligen sich am Fest. Als ich schließlich etwas wacklig in mein Zimmerchen abmarschiere, liegen nicht weniger als fünf mit einer dicken Neuschneeschicht bedeckte und damit äußerst rutschige Treppen aus einfachen Holzstämmen mit Kerben vor mir. Die Häuser sind aneinandergebaut und die Treppen führen über diverse Flachdächer hinauf und hinunter. Akute Schleudergefahr! Ich nächtige direkt über dem Pferdestall, und die Tiere verstehen die Welt nicht mehr, als ich in der Nacht eine ganze Weile kauernd bei ihnen ausharre, da mir speiübel ist...



Karma Tsering Gurung, Wärter der Gompa von Braga, führt uns durchs Kloster

Das Kloster Braga, wir spenden Geld, und Karma zündet im Hauptraum vor den Gebetsbüchern ein Butterlämpchen an.

„21. Tag: Manang. Schnee und Dawa Dolma."

Das war es dann also. Nach drei Wochen müssen wir umkehren, können wegen der riesigen Neuschneemengen nicht über den zweiten Pass steigen, den wir als zweiten Höhepunkt ins Auge gefasst hatten. Als wir von Tengi zurückmarschieren, werden wir beinahe von den Schneeladungen erschlagen, die die Einheimischen abrupt von ihren Flachdächern beför-

Neuschnee in Tengi, ohne Rücksicht auf Passanten schaufeln die Einheimischen den Schnee von den Dächern.



dern – ungeachtet, ob jemand durch die engen Gassen geht oder nicht!

Unterwegs lerne ich Dawa Dolma kennen: Wir gehen nebeneinander her und beginnen plötzlich zusammen zu plaudern – ihr Lachen nimmt mir die letzte Hemmung, sie anzusprechen. Die gebürtige Tibeterin erzählt mir in gebrochenem Englisch von ihrem Leben. Sie hat vier Kinder im Alter von acht, zehn, zwölf und 14 Jahren, die alle in die Internatsschule im ein paar Tagmärsche entfernten Besisahar gehen. Die Schule kostet viel Geld und so bleibt Dawa Dolma zu wenig für ein anständiges Leben, zu wenig auch, um ihre starken Unterleibsschmerzen einmal richtig abzuklären. Und doch: Bei allem, was sie sagt, ob traurig oder lustig, lacht sie ihr breites, ungemein lebensfrohes und ansteckendes Lachen, das ihren Goldzahn zum Funkeln bringt.



Das Schuften der Kraftwerksträger beeindruckt mich tief – sie schleppen 90-Kilo-Lasten.

„22. Tag: Thonje.
Kraftwerk als Trägerlasten. Adler, Hund."

Heute treffen wir Träger, die ein Kraftwerk vom Ende der Straße in Besisahar sechs Tage lang in die Berge schleppen. Ja, ein Kraftwerk: Kunststoffrohre, Eisenrohre, Armierungseisen! Ihre Lasten sind unglaublich schwer, unproportioniert und so breit, dass sie auf dem Weg immer wieder seitlich irgendwo anstoßen. Wer kreuzen will, muss an den Wegrand ausweichen; das funktioniert allerdings bei den hier zahlreichen Maultierkarawanen nicht: Da müssen die Träger sofort zur Seite, so wie sie auch auf schmalen Passagen des Weges über lange Stücke seitwärts gehen müssen. Und dann erst das Gewicht der Lasten! Wir erkundigen uns: Sie sind von 60 bis über 90 Kilo schwer und zweieinhalb Meter breit! Das Schleppen dieser unbequemen Bürde, die auf ein hartes Holzgestell und dann direkt auf den Rücken aufgelegt wird, bringt den Trägern 60 Rupien pro zweieinhalb Kilos ein: für 90 Kilos sind das insgesamt 2160 Rupien, was einen Tageslohn von 360 Rupien oder etwas mehr als vier Dollars ergibt. Das ist gut doppelt soviel, wie unsere „Trekkingträger" verdienen, die mit vergleichsweise leichten und bequemen Lasten von 25 bis 35 Kilo unterwegs sind. Das brutale Schuften der Kraftwerk-Träger beeindruckt mich tief. Sogar das Rasten an den zahlreichen an Nepals Wegen üblichen Chautaara, den Steinmauern, die zum Abstellen der Lasten dienen, ist kompliziert – meist muss der Träger um Hilfe beim Ablegen seiner unmöglichen Last bitten.

Kurz vor unserem Tagesziel erleben wir ein heftiges Gewitter, das von einem eigenartigen Spektakel begleitet wird: Die Adler fliegen vor der Schlechtwetterfront davon und über uns hinaus ins Blaue – zeitweise kreisen über zwanzig Adler über uns. Und plötzlich kommt uns der Hund, der uns fünf Tage begleitet hatte, bevor er sich vor dem Weitergehen sträubte, entgegen. Er empfängt Kami und mich stürmisch. Sein Pelz ist noch verfilzter als zuvor. Offenbar ist er aus Angst vor anderen Tieren und Trägern oft vom Weg abgewichen und durch die klettenbehangenen Stauden gezottelt. Er wälzt sich vor Freude und kommt mit uns weiter. Allerdings müssen wir den ängstlichen Gesellen an anderen Hunden, Maultierkarawanen und Kühen vorbeilotsen. Und am nächsten Morgen, als wir zur vorletzten Etappe aufbrechen, kommt er nicht mehr mit. Er wedelt verlegen, lässt sich nochmals streicheln, aber er will nicht weiter mit ins Tal... So müssen wir ihn hier warten lassen auf seine Leute, die für den Winter ins Tal gezogen sind und ihm irgendwann im Frühling hier oben begegnen werden.

„24. Tag: Nadi Khola. Wolken und Beethoven."

Eigentlich ist unsere lange Wanderung zu Ende; ein paar Stunden noch, dann werden wir an der Straße und beim Bus angelangt sein, der uns zurück nach Katmandu bringt. Heute geraten wir in eine riesige Herde mit ca. 500 Schafen und Ziegen. Stundenlang sind wir im Gewimmel der Tiere einfach gefangen. Wir lassen uns treiben, umgeben von blökenden, meckernden, felligen, warmen Körpern – auch diese Szene hat etwas Biblisches an sich. Einige Lämmer sind noch so klein und schwach, dass sie von den Hirten getragen werden müssen. Ich liege auf dem Rücken in der heißen Sonne und lasse die Reise Revue passieren.

Die Wolken ziehen schnell vorbei, im Walkman läuft Beethovens 5. Symphonie. Die wundervolle Musik wird für mich von nun an unverrückbar mit dieser Wanderung verbunden sein, da ich sie mir am Abend nach dem Überschreiten des Passes lange anhörte. Eindrücke aus der Natur sind damit verbunden – der wunderbare Sonnenaufgang am Larkya La; die im Wind flatternden Gebetsfähnchen auf dem Pass; der Blick hinüber zum markanten Berg Himlung. Natürlich, diese großartige Landschaft ist ein Grund, warum ich mich immer wieder nach dem Himalaya sehne. Aber letztlich, denke ich, während sich die weißen, bauschigen Wolken über mir auftürmen, lebt jede große Reise von den kleinen Begegnungen unterwegs. Das war auch diesmal nicht anders: Von den Erlebnissen nämlich, die Nähe zu Menschen und nicht zuletzt auch zu Tieren herstellen. Eindrücke, die Sehnsüchte wachsen lassen. Irgendwann werden sie so stark, dass man wieder aufbrechen möchte. Auf die nächste Reise, zu neuen kleinen Episoden, flüchtigen Begebenheiten und Erfahrungen, bleibende Lichter für den Alltag, Klänge wie aus einer anderen Welt, die für immer nachhallen.



Alle Fotos: Christine Kopp



Im Gewimmel der Schafe und Ziegen lassen wir uns mit den Tieren treiben.

Ein Hauch von Frühling in Tausendundeiner Nacht

Berg- und Skitouren im Iran – 20 Jahre nach der Revolution

Von CHRISTOPH HÖBENREICH

„SEID IHR VERRÜCKT? Im Iran Skitouren gehen?" Die Ankündigung unseres Tourenzieles ruft im Freundeskreis Reaktionen hervor, die von Erstaunen über gemischte Gefühle bis hin zur endgültigen Verrückterklärung reichen. Verständlich, denn die fantastischen skialpinistischen Möglichkeiten, die dieses orientalische Land bietet, sind schließlich in Europa kaum bekannt. Zu sehr prägen noch die TV-Bilder der vergangenen Medienkriege die Vorstellungen der meisten: Das 444 Tage dauernde Geiseldrama in der Teheraner US-Botschaft, die brennenden Sternenbanner, die antiwestlichen Massendemonstrationen fanatischer Schiiten, die in schwarzem Tschador verhüllten Frauen, der grausame Krieg gegen den Irak von 1980 bis 1988, der „Blutsbrunnen" auf dem Friedhof von Teheran, der als martialisches Symbol rotes Wasser spie, oder die Selbstmordkommandos von Kindersoldaten, die den Märtyrertod als das höchste Gut ansahen und sich granatenbehängt den irakischen Panzern entgegenwarfen. Wer kennt in Europa schon etwas anderes als die immer noch konsequent stereotyp gehaltenen Presseberichte und -bilder aus dem Iran, die nur die Angst vor der "islamischen Gefahr" schüren? Wem kommen andererseits beim geschichtsträchtigen Namen „Persien" nicht auch die Märchen und Geschichten aus Tausendundeiner Nacht in den Sinn: Prunkvolle Paläste mit monarchischem Glanz, farbenprächtige Kuppeln, bizarre Minarette, reich verzierte Moscheen, duftende Gewürzmärkte, einsame Kamelkarawanen, anmutig melancholische Musik, fliegende Teppiche oder berauschende Wasserpfeifen? Wie das Leben im Iran wirklich aussieht, erfährt jedoch nur, wer den Mut aufbringt, das Land und seine Menschen höchstpersönlich zu besuchen. Um selbst einen Eindruck von der Wirklichkeit im Iran zu machen und vor allem in persischem Firn zu wedeln, reisen Robert Mühlthaler, Michael Losch und ich im Mai 1999 mit einem Nonstopflug der *Austrian Airlines* von Wien nach Teheran, der Hauptstadt des Iran.

Vom mit der Seilbahn erreichbaren 3933 Meter hohen Totschal, dem Hausberg Teherans, ist in der Ferne im Dunst die wolkenumhangene Pyramide des Demawend zu erspähen – fast wie eine Fata Morgana. Als Einzelberg überragt der 5671 Meter hohe Gipfel die ihn umgebenden Erhebungen um gut eineinhalb Kilometer. Unter uns, am Fuß der südlichen Elbursausläufer, breitet sich zwischen 1100 und 1700 Meter Seehöhe die weitläufige Stadt Teheran aus. Ihren ältesten Teil bildet die Altstadt mit dem quirligen Basar, der durch eine dichte, niedergeschossige und ungeregelte Lehmziegelbebauung geprägt ist. Die Stadtstruktur wird durch Satellitensiedlungen und Vororte bestimmt, welche die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Stadt sowie die großen klimaökologischen und sozioökonomischen Kontraste widerspiegeln: Schmutzige Barackensiedlungen und staubige Industriezonen im trockenen Süden stehen im Gegensatz zu den grünen Geschäfts- und Wohnvierteln der wohlhabenden baumbestandenen Oase Schemiran im Norden. Die europäisch orientierte, identitätslose und heute großteils desolate Architektur der überfüllten Großstadt ist noch auf die Herrschaft der Pahlevi-Dynastie zurückzuführen. Unübersehbar das weiße, 45 Meter hohe Azadi-Monument, das von Schah Mohammed Resa Pahlevi errichtet und 1971 anlässlich der 2500-Jahrfeier des persischen Kaiserreiches trotz der im Land herrschenden Armut unvorstellbar pompös eröffnet wurde. Es hat die Revolution überstanden und ist heute noch das Wahrzeichen des modernen Iran. Überdimensionale Porträts der Ayatollahs oder todesmutiger Kriegshelden und Märtyrer zieren so manche Hausmauer und rufen uns die jüngste Geschichte des Landes in Erinnerung.



Stürme lassen die Neuschneefahnen am Gipfel des Demawend wie Geister tanzen, die uns kleine Kreaturen zu verhöhnen scheinen.



Der heilige Schrein des 1989 verstorbenen Imam Ayatollah Khomeini im Süden Teherans ist ein bedeutendes Pilgerziel für Gläubige.

Die Islamische Revolution

Die weitaus überwiegende Mehrheit der Iraner bekennt sich zur islamisch-schiitischen Glaubensrichtung, die in Opposition zum sunnitischen Islam wie beispielsweise in Saudi-Arabien steht. Grundsätzlich sieht der Islam die materielle und die spirituelle Welt nicht als Gegenpol. Strenggläubige iranische Moslems trennen nicht zwischen sakral und profan, göttlich und weltlich, Religion und Staat. Um im 20. Jahrhundert die Vormachtstellung des Klerus in der Gesellschaft zu zerschlagen, brach Schah Mohammed Resa Pahlevi mit den aus religiösem Hintergrund erwachsenen Traditionen und forderte eine Anpassung der Gesellschaft an westliche Normen. Auch außenpolitisch orientierte sich der Schah in Richtung Westen, der den Iran primär aus wirtschaftlichen Gründen wegen seiner üppigen Ölfelder am Persischen Golf unterstützte. Trotz der Verbannung des Imam Ayatollah Khomeini, der als Nachfahre des Propheten Mohammed stets mit schwarzem Turban gekleidet war, gelang es Resa Pahlevi nicht, den Einfluss der eng mit dem gläubigen Volk verbundenen Geistlichkeit zu verringern.

Im Gegenteil. 1979 wurde der autoritäre Schah gestürzt und vertrieben. Die blutig geführte islamisch-fundamentalistische Revolution veränderte das Land grundlegend und führte es schließlich in die internationale Isolation. Der aus seinem europäischen Exil in Frankreich als Volksheld zurückgekehrte Ayatollah Khomeini gründete die „Islamische Republik Iran", einen auf den Grundsätzen des Korans basierenden „Gottesstaat". An den Prinzipien des islamischen Regimes orientiert sich bis heute die gesamte Gesellschaftsordnung, das öffentliche und private Leben, was sich uns beispielsweise in der von konservativen Sittenwächtern durchgesetzten strikten Geschlechtertrennung in Bussen oder den immer noch strengen Bekleidungsvorschriften zeigt.

Auch wir passen uns diesen Spielregeln an und tragen selbst bei großer Hitze lange Hosen. Während in den siebziger Jahren die Iranerinnen mit superkurzen Miniröcken die Blicke der Männer auf sich zogen, war unter Ayatollah Khomeini der Tschador, jener dunkle Umhang, der den Körper von Kopf bis Fuß sowie das Gesicht verschleiert, das einzige Kleidungsstück, mit dem sich Frauen in der Öffentlichkeit zeigen durften. Nach dem Tod Khomeinis 1989 lockerten sich jedoch die Sitten und die Frauen können seither zumindest wieder mit Mänteln und Kopftüchern auf die Straße gehen. Die früher als „konterrevolutionär" empfundenen westlichen Statussymbole wie Jeans, bunte Hemden oder Sportschuhe halten heute Einzug ins Straßenbild. Wir konnten sogar beobachten, wie manche Frauen ihre Tschadors sehr luftig tragen und den Blick auf geschminkte Gesichter und das Haar freigeben. Winzige Revolutiönchen gegen die Revolution?

Ein Hauch von Wandel

Die geistige Macht im Iran liegt in den Händen der konservativen Mullahs, deren weltlicher Arm die gefürchteten Religionsfanatiker der militanten Hisbollah sind. Diese ultraorthodoxen Islamisten sehen im Koran die Legitimation für die Fortschreibung unverrückbarer Werte und Normen, was praktisch wirtschaftlichen Stillstand und gesellschaftlichen Rückschritt bedeutet. Die ungebrochene Macht des obersten religiösen Führers Ayatollah Ali Chamenei, der höchsten Instanz in allen wichtigen Fragen von Justiz, Armee, Revolutionsgarde, Fernsehen und Rundfunk, garantiert die Einhaltung der Prinzipien der islamischen Revolution. Seine Anhänger beschwören nach wie vor in primitivem Antiamerikanismus die satanische Fratze des US-„Imperialismus", was besonders bei der häufig analphabetischen und somit leicht manipulierbaren Landbevölkerung Anklang findet. Unsere US-Dollars scheinen hingegen bei den Straßenhändlern keinen Anstoß zu erregen – im Gegenteil. Selbst die vergilbtesten Bilder von George Washington oder vom nordamerikanischen Weißkopfseeadler auf der Ein-Dollar-Note entlocken freudiges Lächeln.



Bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts erklärt Schah Ismail I. das Schiitentum zur Staatsreligion, was es de facto geblieben ist. Die weitaus überwiegende Mehrheit der Iraner bekennt sich zur schiitischen Glaubensrichtung.

1997 wird der als liberal geltende Mohammed Chatami zum Staatspräsident gewählt. Er betreibt eine vorsichtige Wiederannäherung an den Westen und spricht vor allem die Verlierer der islamischen Revolution von 1979 an: Weltoffene Intellektuelle, selbstbewusste Frauen und Jugendliche, die sich durch die politischen und sozialen Einschränkungen seitens des erzkonservativen Klerus nicht mehr entmündigen und entrechten lassen wollen. Da die Hälfte der Staatsbevölkerung unter 20 Jahre alt ist und die Ära Khomeini nicht mehr bewusst miterlebt hat, kann sie sich mit den Idealen der islamischen Revolution nicht oder kaum identifizieren. Chatamis Reformpolitik basiert zwar auf dem islamischen Revolutionsgedanken, steht aber für Öffnung, Liberalisierung, Menschenrechte, Demokratie, Dialog und Freiheit. Wenige Wochen nach unserer Rückkehr zeigte sich, dass es im Iran tatsächlich brodelt. Die Schließung der liberalen Zeitung „Saalam" war der Auslöser für die größten Protestkundgebungen gegen die eigene Staatsführung seit der Revolution 1979. Die Demonstrationen Tausender aufgebrachter Studenten anfangs Juli 1999 eskalierten in Teheran zu offenen Straßenschlachten. Sie wurden von der Polizei blutig niedergeschlagen. Einige der Festgenommenen wurden zum Tode verurteilt. Auch in den anderen großen Städten des Iran kam es zu Protestmärschen und Sitzstreiks. Die Vorkommnisse im Sommer 1999 waren erste aufbrechende Symptome der wachsenden Unzufriedenheit eines großen Teiles der Bevölkerung mit den Diktaten des Regimes. Neben politischen Motiven und dem Wunsch nach demokratischen Reformen des Systems sind es vor allem die Träume von neuen Jobs, individueller Selbstverwirklichung, Liebe und Freiheit, die die Jugend sprichwörtlich auf die Barrikaden treiben. Die historische Parlamentswahl im Februar 2000 ist dann ein klares Signal für mehr soziale und politische Freiheiten, denn die Reformer um Präsident Chatami erringen bei einer sehr hohen Wahlbeteiligung klar die absolute Mehrheit. 21 Jahre nach der islamischen Revolution scheint damit die Dominanz des konservativen Klerus im Parlament zu Ende zu gehen. Noch hat er jedoch die wahre Macht, nicht der Geist der Veränderung. Aber es weht ein Hauch von Frühling im Iran ...



Grundsätzlich sieht der Islam die materielle und die spirituelle Welt nicht als Gegenpol. Deshalb ziehen die iranischen Moslems keine Trennung zwischen sakral und profan, göttlich und weltlich, Religion und Staat.

Zum Demawend

Es ist früher Morgen in Teheran. Dunst liegt über der trostlosen, hupenden und dröhnenden Millionenstadt, in deren Straßen wir um unsere Sicherheit bangen. Die Sonne führt bereits ihren farbenprächtigen Kampf mit der Nacht und der Sichel des Mondes. Für uns ein fantastisches orientalisches Schauspiel. „Allaaahu Akbar!" – „Gott ist mächtig" – schallt der Ruf aus den Lautsprechern der Minarette zum Morgengebet. Er liegt uns noch in den Ohren, als wir den Moloch Teheran Richtung Norden fast fluchtartig verlassen. Am Steuer unseres gemieteten Jeep aus der Zeit des Schah sitzt Madschid, ein einheimischer Bergsteiger mit Demawend-Erfahrung.

Im sonst so strikt reglementierten Iran gibt es weder Genehmigungen noch Besteigungsgebühren. Das einfach zu erhaltende Touristenvisum erlaubt es, sich im Lande frei zu bewegen. Und das ist auch ohne Schwierigkeiten möglich, denn das innerstaatliche Flugsystem ist bestens ausgebaut und äußerst preiswert. Individuell im Iran zu reisen ist überhaupt kein Problem! Ich kann alle Bedenken zerstreuen, die von einem Besuch abhalten. Wie die Vereinigung iranischer Bergsteigerinnen zeigt, ist es auch für Frauen möglich, sich alpinistisch zu betätigen. Wer sich auf eine Individualreise einlässt, wird mit unerwartet freundlichen, ja geradezu warmherzigen Kontakten und immer neuen Überraschungen durch die überwältigende Gastfreundschaft und ein wirkliches Interesse am Gast belohnt. Auch wir stürzen uns einfach hinein ins Abenteuer, ohne genau zu wissen, was am nächsten Tag auf uns zukommen wird. Wie überall auf der Welt, lösen sich auch im Iran kleine Probleme meist von selbst, wenn man den anfänglichen Kulturschock überwindet, ein höflich-zurückhaltendes Auftreten pflegt, die Sitten der lokalen Bevölkerung achtet und sich den Spielregeln des Landes anpasst. Vorbei an Naherholungsgebieten und Wintersportorten für die vermögenden Bewohner

Teherans gelangen wir in den Elburs, den großen Gebirgszug nördlich der Hauptstadt, der eine Klima- und Landschaftsgrenze zwischen dem trocken-heißen Hochland und dem feucht-warmen Tiefland am Kaspischen Meer darstellt. In den alten Karawansereien auf dem Weg nach Ab Ali fanden einst Reisende und Händler auf Lehmsockeln Platz zum Schlafen und konnten sich mit Tee, Reis und Brot stärken. Die Karawanen zogen mit ihrer Fracht vom Kaspischen Meer nach Teheran. Heute donnert der Schwerverkehr auf einer modernen Straße durch den Elburs entlang der Herazschlucht am Demawend vorbei bis ans Kaspische Meer. Im Osten des Demawend liegen die Ketten des Kuh Ask und Kuh Lar, in deren Steilrinnen noch Firnreste liegen, die sich für einige schöne Akklimatisations-Skitouren eignen. Wir genießen den Anblick des riesenhaften schneeweißen Kegels und haben uns bald auf eine schöne Aufstiegsroute geeinigt, da die Besteigung des Vulkans keine besonderen alpintechnischen Fertigkeiten erfordert. Trotzdem ist der Demawend ein faszinierender Berg. Nicht nur wegen seiner ebenmäßigen Form und isolierten Lage, sondern vor allem wegen seiner geradezu sprichwörtlich überirdischen Erhabenheit über das Hochland.

Man kann den Demawend auf insgesamt acht verschiedenen Routen besteigen: Über den Dobisel- und den Sioleh-Gletscher auf der steileren Nord- und Nordostseite, über den Yakhschar-Gletscher in der Ostflanke oder von Süden und Westen, was im Sommer ratsam ist. Auch wir entscheiden uns für die Südseite des Berges, da in den Rinnen noch sehr viel Schnee liegt und wir hier auf Firn für die Abfahrt hoffen. Der Demawend ist ständig mit Schnee und Firnfeldern bedeckt. Für Skibesteigungen eignen sich wohl die Monate April und Mai am besten, da man dann bereits mit stabilerem Wetter rechnen kann, gleichzeitig aber noch genügend Firnfelder für genussreiche Aufstiege und schwungvolle Abfahrten vorfindet. Madschid zeigt uns seine bei einer Winterbesteigung erfrorenen Zehen und versucht, uns die Gefahren des Gebirges wie Kälte, Lawinen oder Stürme, die aus allen Richtungen kommen, bewusst zu machen und die Unmöglichkeit einer Rettung sowie die Notwendigkeit der Einnahme von Knoblauch zu erklären. Seine Schilderung heldenhafter Rettungsversuche und tragischer Unglücke soll uns deutlich machen, dass Bergsteigen ein leichtfertiges Spiel mit dem Leben sei. Ein Einheimischer scheint anderen zu erzählen, dass wir den Demawend gar mit Ski besteigen wollen, selbstverständlich mit dem wichtigen Zusatz „Inschallah" – so Gott es will. Streng gläubigen Moslems gilt es nahezu als Frevel, sich im *futurum* ohne diese Bemerkung auszudrücken, denn damit würde man der Vorsehung Gottes vorgreifen.



Wer sich auf eine Individualreise durch den Iran einlässt, wird mit einer unerwartet freundlichen, ja geradezu warmherzigen Gastfreundschaft und einem wirklichen Interesse am Fremden belohnt. Ein Hirte bietet Robert Tee an.

Zunächst fahren wir mit dem alten Jeep bis nach Gosfandsara, einer Alm in etwa 2950 Meter Höhe. Hier wurde ein öffentlich zugängliches großzügiges Bergsteigerbiwak und eine kleine Moschee errichtet. Ein Hirte bittet uns in sein Haus zu Schafskäse, Fladenbrot und Tee. Trotz der oft schlechten wirtschaftlichen Situation der Gastgeber werden im Iran zu Ehren des Besuchers häufig Einladungen ausgesprochen. Dreieinhalbtausend Meter über uns lassen schwere Stürme die Neuschneefahnen am Gipfel des Demawend wie Geister tanzen, die uns kleine Kreaturen zu verhöhnen scheinen. Die Wolken jagen wirbelnd hinaus in den dunkelblauen Himmel. In der Nacht pfeift der Sturm auch um die Hütte und auf das Blechdach prasseln Regenschauer. Große einzelstehende Berge wie der Demawend zeichnen sich aufgrund ihrer Exponiertheit eben durch ein wechselhaftes und daher schwer einschätzbares lokales Wettergeschehen aus. Wir fiebern aber bei dem Gedanken, schon bald auf dem Haupt dieses Riesen zu stehen – „Inschallah!"

Am „Berg der Winde"

Anfangs ist es eine wunderbare Hochgebirgswanderung auf einem Pfad durch Gräser und Stachelpolsterpflanzen, die sich dem rauen Klima ideal angepasst und zugleich vor Tierfraß geschützt haben. Ab 3400 Meter können wir auf Firnfeldern und Wechtenresten mit den Tourenski steil aufsteigen. Wir sehen vereinzelte „Steinmandln", denen wir aber nicht folgen, da wir mit den Ski eine andere Spur wählen. Entlang der Lavaströme und durch eine Schlucht finden wir eine schöne Aufstiegslinie, die uns von Südwesten direkt zur 1967 erbauten Biwakhütte auf etwa 4200 Meter führt. Sie steht offen und



Eine im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubende Szenerie: Bestialisch stinkender Schwefeldampf knapp unter dem Gipfel des Demawend erschwert das Atmen.

ist unbewartet. Die Hütte ist mit persischen Graffities bunt bemalt. Ein iranischer Bergsteiger betet und verbeugt sich ehrfürchtig in Richtung Mekka – nach Südwesten. Trinkwasser nehmen wir aus einer östlich der Hütte tröpfelnden Quelle. Wir genießen das Trinken und Ausruhen, den Blick in das Hochland, die leuchtenden Firnfelder am Gipfel, den Sonnenuntergang und dann eine von tausendundeinen sternenklaren Nächten ...

Um kurz vor drei Uhr brechen wir auf. Die Steigeisen knirschen im hart gefrorenen Firn. Im Schein des Mondes, der Sterne und unserer Stirnlampen ist jeder Schritt ein Genuss – vorerst noch. Wir wollen uns nicht verausgaben und zwingen uns zu sehr bedächtigem Gehen. Weiter oben wird uns dann ohnehin die sauerstoffarme Luft das Tempo vorgeben. Noch können wir aber das Funkeln der Sterne genießen. Der Demawend ist technisch leicht und fordert lediglich das Durchhaltevermögen. Den Namen „Demawend" interpretiert Sven Hedin „Heimat der Geister", was unseren Empfindungen nahe kommt, aber auch als „Berg der Winde". Auch die Bedeutung „Rauchberg" kann aus Wortstämmen abgeleitet werden, was auf seine Vulkantätigkeit schließen lässt, die sich uns in heißen Quellen und Fumarolen zeigt. Wir können alle drei Bezeichnungen leibhaftig nachvollziehen, denn uns macht beim Aufstieg auch der immer noch sehr starke Wind ordentlich zu schaffen, wodurch wir an Fingern und Zehen frieren, die wir oft durch starkes Schwingen und Kneten aufwärmen müssen. Ich spure im Bruchharsch über die bis zu 35 Grad steilen Schneefelder zwischen den aperen Graten und andesitischen Lavakämmen, die – typisch für einen Vulkan – radial vom Gipfel nach unten führen. Bei Sonnenaufgang lege ich eine Rast ein und warte auf die beiden Freunde. Die mangelnde Akklimatisation macht sich besonders bei Michael bemerkbar, der sich quält und bereits alle paar Schritte kurz stehen bleiben muss. Aber er will sich durchbeißen und weitergehen.

Der anstrengendste Teil des Anstiegs liegt knapp 300 Meter unter dem Gipfel. An den abgeblasenen Rücken kommen stellenweise Lava, gelbe Asche und



Der Kraterrand des Demawend wirkt wie die gezackte Krone eines Königs, Persien liegt zu Füßen. Der Gipfel ist ein Kranz mehrerer kleiner Felsen aus gelblich-braunem vulkanischen Tuffgestein um einen eingesenkten Krater, der sich tief verschneit präsentiert.

Sand zum Vorschein. Bei 5350 Meter qualmen aus einem rauchenden Schutthang bestialisch stinkende Schwaden aus dem Erdinneren. Der faulig beißende Gestank von Schwefeldampf erinnert uns an den lebendigen Untergrund des Vulkans, der noch nicht erloschen ist. Hier heißt es: Nase zuhalten, Zähne zusammenbeißen und trotzdem nach Luft hecheln. Es ist eine – im wahrsten Sinne des Wortes – atemberaubende Szenerie. Wir umgehen den infernalischen Ort im Luv über steile Firnflanken und eine Schutthalde aus gelben Schwefelsteinen und rotbraunen Lavabrocken. Um die wenige Zentimeter großen fauchenden Erdlöcher wachsen leuchtend gelbe Schwefelblüten, an deren Spitzen der heiße Wasserdampf aus dem Erdinneren in kleinen Tröpfchen kondensiert. Die Felsen daneben sind durch die stürmische, feuchtkalte Luft mit bizarrem Anraum bedeckt. Wahrhaft eine Wanderung zwischen Feuer und Eis.

Die Morgensonne wirft den dreieckigen Schatten des ebenmäßigen Vulkankegels weit in die Ebenen hinaus. Nach einem mühsamen Aufstieg mit etwa 1450 Meter Höhendifferenz erreichen wir erst spät den Gipfel, eigentlich ein Kranz aus mehreren kleinen Felsen gelblich-braunen vulkanischen Tuffgesteins. Vereinzelt sind Gedenktafeln angebracht. Der knapp zehn Meter eingesenkte Krater ist tief verschneit. Sein Rand wirkt wie die gezackte Krone eines Königs. Persien liegt uns zu Füßen. Über den steilen Nordabsturz blicken wir in die gähnende Tiefe. Undurchdringlicher Dunst liegt über dem Kaspischen Meer und aus der Küstentiefebene ziehen Wolken in den Elburs herein und fegen zeitweise auch zu uns herauf. Im Süden und Südosten stechen die fahlen Gipfel des Elburs in den dunstig-staubigen Wüstenhimmel. Obwohl viele dieser Berge Viertausender sind, liegen sie weit unter uns. Die Strukturen der Landschaft erscheinen uns wie ein abstraktes Gemälde in warmen Erdfarben. Am Horizont sind die Weiten der Wüste Dascht-i-Kewir zu erahnen. Ich empfinde ein stärkeres Hochgefühl als auf viel höheren Bergen im Himalaya. Die Besteigung eines hohen und steilen Stratovulkans ist wohl deshalb so eindrucksvoll, weil sich diese Bergtypen meist alleinstehend aus einer Ebene oder tieferliegenden Gebirgen erheben und das Gefühl steigern, „über den Dingen zu stehen", was man in dieser Höhe zudem noch mit klaren Sinnen genießen kann.

Im Gipfelbereich ist der Schnee von den Stürmen hart gepresst oder verblasen. Um die vulkanischen Steine haben sich kleine scharfkantige Windkolke gebildet. Das Skifahren macht daher trotz vorsichtiger „Jaga-Schwünge" noch wenig Spaß. Doch schon wenige hundert Meter tiefer will uns der weich gewordene Firn so manche Juchzer entlocken, die durch die rasche Atmung und die trockenen Kehlen aber eher kläglich klingen. Die scheinbar nicht enden wollenden bis ungefähr dreißig Grad steilen Schneefelder bieten dann fantastisches Skigelände. Über 2000 Höhenmeter Abfahrt warten auf uns. Und je tiefer wir kommen, desto mehr wird die Abfahrt zum Genuss. Durch den aufgeweichten Schnee surfe ich in weiten Schwüngen über die Flanken des Vulkans bis zur Hütte, wo ich etwas Heißes zum Trinken bereite. Den letzten Schwung ziehen wir dann auf 3400 Meter.

Obwohl wir mit Madschid keine Zeit vereinbart haben, steht er mit seinem Jeep am kommenden Morgen plötzlich vor der Hütte in Gosfandsara, um uns abzuholen. Wieder ist ein Problem wie von selbst gelöst und wir fahren erleichtert los. Auf einem alten Karawanenweg, heute eine asphaltierte Straße, gelangen wir in das etwa 2200 Meter hoch gelegene Dorf Reineh an der Südostflanke des Vulkans. Eine heiße Schwefelquelle unweit des Dorfes Abi Garm Laridschan dient seit über hundert Jahren als Thermalbad. Hier tummelten sich, lange vor den islamisch-fundamentalistischen Sittenwächtern, Perser und Perserinnen auf den Wiesen im Schatten der Bäume. Und zwar, wie ein Zeitzeuge berichtete, „ohne im mindesten Anstoß zu erregen, da die Gewohnheit hier zur Sitte geworden ist". Wie sich die Zeiten ändern! Das heiße Vulkanwasser des Hamam, vor allem aber ein Frühstück mit frischem Brot, Schafskäse, Honig, Eiern und natürlich viel Tee, bringen wieder Schwung in unsere müden Knochen.

Wichtiger Hinweis auf ... ? vor dem Gipfel des Siah Kaman (4.472 m) und dem Alamdschal-Gletscher im Alam Kuh Massiv.





Auf dem Joch östlich des mit kleinen Felstürmchen gezierten Siah Sang (4.609 m) im Alam Kuh Massiv.

Auf dem „Thron des Salomon"

Da Michael nach Hause muss, fahren Robert und ich nach einer kurzen Ruhepause in Teheran mit Madschid wieder los, um weitere Gipfel über dem Kaspischen Meer zu besteigen. Durch staubtrockene Halbwüsten, vorbei am tiefblauen Karadsch-Stausee gelangen wir zum Südportal des Kandavan-Straßentunnels, der den Hauptkamm des Elburs durchstößt, derzeit aber wegen Erweiterungsarbeiten für längere Zeit gesperrt ist. Daher fahren wir über die aussichtsreiche Passstraße auf die feuchtere und grüne Nordseite des Elburs, wo intensive Landwirtschaft betrieben und beispielsweise Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Getreide und Obst angebaut werden kann. In den üppigen Wäldern leben heute angeblich noch Steinböcke, Wildschweine, Braunbären und vereinzelt sogar Leoparden. In Marzanabad zweigen wir nach Kedarascht ab, wo wir unseren Proviant aufstocken. Es geht weiter durch ein tief eingeschnittenes Tal nach Rudbarak, jener Ortschaft auf 1250 Meter, die der Ausgangspunkt für unsere Touren im Takht-i-Soleiman/Alam Kuh-Gebiet ist. Auch hier gibt es eine schöne, ruhige Bergsteigerunterkunft, in der auch eine Gruppe aufgeschlossener und kontaktfreudiger Teheraner Studentinnen untergebracht ist. Doch die Sittenwächterin unterbindet bald die uns zugeworfenen Blicke. Abends betet Madschid für unsere Sicherheit – am Berg!

Bis zu einem Felssturz hinter Vanderbon auf 2300 Meter können wir mit einem klapprigen Pick-up-Truck fahren. Ab hier sind wir allein. Ein Traum? Nein, denn noch sind die Berge des Elburs-Gebirges nicht von Bergsteigern überlaufen. Über saftige Hochalmen erreichen wir auf einem schönen Steig die Biwakhütte Sardschal im Talschluss unter dem Takht-i-Soleiman, dem 4659 Meter hohen „Thron des Salomon". Der noch mit sehr viel Schnee bedeckte Sardschal-Gletscher und die unzähligen gleißenden Firnhänge und steilen Rinnen versprechen eine herrliche Tour. Noch liegen wir aber bei der Hütte und lassen die Seele baumeln.

Die Berggruppe ist ein wilder Felskamm, der reizvolle Anstiege auf über zwanzig Viertausender und auch schwere Kletterfahrten in den Nord- bzw. Nordostwänden bietet. Der Alam Kuh gilt mit seiner Höhe von 4850 Metern als zweithöchster Berg im Iran. Als einer der wohl schönsten Kletterberge in Westasien überhaupt, wurde er 1936 von einer deutsch-österreichischen Expedition erstbestiegen. Er ist wie die meisten der Berge im Herzen des Mas-

sivs aus Granit aufgebaut, der jedoch nicht so bombenfest ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Seine Grate sind mit bizarren Felsnadeln gespickt, die in der Abendsonne wie bengalische Feuer glühen. Die über 800 Meter hohe, teilweise senkrechte Nordwand ist eine der eindrucksvollsten Granitmauern Asiens außerhalb des Himalaya, des Karakorum und des Tien Schan. Der Alam Kuh kann leichter von Süden, vom Hesardschal-Gletscher aus, erstiegen werden. Bereits am nächsten Morgen steigen wir über die geröllbedeckten Sardschal- und Alamdschal-Gletscher auf. Ein warmer Südwind trocknet unsere Augen aus. Bestens akklimatisiert erreichen wir über eine knapp 40 Grad steile Nordflanke ein Joch östlich des igelartig mit kleinen Felstürmchen gezierten Siah Sang, einem 4609 Meter hohen Gipfel östlich des Alam Kuh. Wir überschreiten dann auch seinen Grat nach Westen in schöner, teilweise kombinierter Kletterei bis zur schneeverwehten Siah Sang Biwakschachtel auf 4550 Meter, wo wir die Rucksäcke deponieren. Über ein steiles Gipfelfirnfeld und einen Blockgrat erreichen wir auch die luftige Spitze des 4750 Meter hohen Schakake, dessen Nordwand mehrere hundert Meter senkrecht abfällt. Der Blick über die gesamte Gebirgsgruppe ist überwältigend: Im Norden erheben sich die Vorberge des Elburs wie Inseln aus dem kaspischen Nebelmeer. Im Süden überragt der majestätische Demawend seine Umgebung. Die uns direkt gegenüberliegende steile Südflanke des Takht-i-Soleiman ist relativ einfach zu bewältigen und bietet sogar lohnende Möglichkeiten für gute Skitourengeher.



Der Autor am Gipfelgrat des Schakake (4750 m) im Alam Kuh Massiv.

Wir steigen über steile und ausgedehnte Firnhänge nach Süden in Richtung Hesardschal ab und bereuen bald, dass wir hier weder Tourenski noch Firngleiter mitgenommen haben. Auf Lawinenresten gelangen wir durch eine Schlucht zu einem rötlichen Felstor, das uns den Weg in das Khoramdascht Tal öffnet. Bei etwa 2000 Meter tauchen wir in die Nebelsuppe ein. Die kühlfeuchte Luft benetzt unsere



Die wilde Felsarena der mehrere hundert Meter hohen, großteils senkrechten Nord- bzw. Nordostwände von Schakake (l., 4750 m) und Alam Kuh (r., 4850 m) zählt zu den eindrucksvollsten Granitmauern Asiens außerhalb des Himalaya und Karakorum.



Während sich vom Kaspischen Meer dichte Nebel in die Täler des Elburs-Gebirges schieben, sticht die bizarre Gipfelnadel des Alam Kuh (4.850 m) in den tiefblauen Himmel.

Haut und entspannt unsere trockenen Lippen. Noch nie habe ich in so kurzer Zeit so unterschiedlich riechende Luft geatmet: Smog in Teheran, Wüstenstaub im südlichen Elburs und feuchte Seebrisen im Norden, Schwefeldämpfe am Demawend, klare Hochgebirgsluft in der Alam Kuh Gruppe – und nicht zu vergessen die vielfältigen Gewürz- sowie die süßlichen Wasserpfeifendüfte in den Basaren. Aus den zahlreichen Quellbächen können wir endlich auch unseren Durst stillen. Weiter talauswärts nimmt uns auf dem Almweg eine freundliche Familie in ihren Bus auf. Während der rüttelnden Fahrt bietet man uns Brot und Tee an, der über offenem Feuer mitten im Bus gekocht wird!

Auch während der nachfolgenden Tage, in denen wir die großartigen Oasen Isfahan und Schiraz sowie die antike Kulturstätte Persepolis besuchen, wird uns die überschwängliche, ja geradezu beschämende Gastfreundlichkeit der Iraner zu Teil. Und das selbst, als wir die wunderschönen Moscheen, den erschreckenden Märtyrerfriedhof und die Gedenkstätte mit dem Grab Ayatollah Khomeinis besuchen und dokumentieren. Ob zwei fremde Moslems, die in Mitteleuropa in einem Dom, auf einem Friedhof oder an einem Heldendenkmal herumsteigen und fotografieren auch so herzlich willkommen geheißen und zu Tee und Süßigkeiten eingeladen würden?

Der Iran verfügt über prächtige Kulturschätze und ein vielfältiges Naturerbe. Er ist leicht zu bereisen, noch ohne massentouristische Infrastruktur, und öffnet sich allmählich wieder dem Ausland. Selbst die bedeutendsten Bauwerke kann man in Ruhe, ohne Stress und ohne das Gefühl, ein lästiger Fremder zu sein, besuchen. Und nicht einmal in den quirligen Basaren von Teheran oder Isfahan sind die Händler „tourismusverseucht". Die Vielfalt an landschaftlichen Schönheiten und alpinistischen Möglichkeiten, das gute Wetter, der Reichtum an historischen Schätzen und vor allem die Gastfreundschaft der Bevölkerung machen den Iran zu einem überaus lohnenden Reiseziel für kulturinteressierte Bergsteiger. Sollte sich die derzeitige politische und gesellschaftliche Entwicklung fortsetzen, könnte der Iran wieder die alpintouristische Bedeutung der sechziger und siebziger Jahre erlangen. Es ist an der Wende zum dritten Jahrtausend an der Zeit, das Bild des Iran im Westen zu revidieren und sich durch eine nicht alltägliche Bergreise in ein orientalisches Land inspirieren zu lassen ...

Literatur für eine Bergreise in den Iran:

Berger, H.: Iran. Reisehandbuch. 1997

Chahkanoui, R.: Mount Damavand. How to Reach the Summit.
In: Kouh Magazine, 1996

Ehlers, E.: Iran. Grundzüge einer geographischen Landeskunde. 1980

Gellner, C.: Der Islam als Gesellschaftsordnung. 1992

Gorter, W.: Deutsche Bergsteiger in Afghanistan und Iran.
In: Der Bergsteiger, Nr. 3, Dez. 1938

Greenway, P.: Iran. Lonely Planet. 1998

Heim, A.: Auf die drei höchsten Vulkane von Iran.
In: Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen (Hrsg.): Berge der Welt, 1952

Huxter, G.: Iran. In: On the Edge, Nr. 83, Dez./Jän. 1998/99

Iran Kuhro Co.: The Guide map of Takht-e-Soleiman & Alamkuh Region.

Kasrian, Gh.: Mountains of Iran. 1998

Kasrian, N.: Damavand. 1992

Kabosch, S.: Ein Hauch von Wandel im Iran.
In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 22, 28.01.1999

Kurz, M.: Versuch einer Chronologie zur Erstbesteigung des Demawend.
In: Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen (Hrsg.): Berge der Welt. 1946

Konzelmann, G.: Der Golf. 1993

Mäder, H.: Der Damavand - Irans höchster Berg.
In: Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen (Hrsg.):
Berge der Welt. 1969

Montaigne, F.: Iran. Testing the Waters of Reform.
In: National Geographic, Juli 1999

Pollock, C.: Kulturschock Islam. 1992

Pope, L.: Damavand. Mountaineering in Iran.
In: High Mountain Sport, Nr. 187, Juni 1998

Rashad, M.: Iran. Geschichte, Kultur und lebendige Traditionen.
Antike Stätten und islamische Kunst in Persien. 1998

Reuter, C.: Iran. Ein Volk tanzt aus der Reihe. In: GEO, Nr. 2, 1999

Schmid, G.: 5000er Trekking und Bergsteigen weltweit. 1993

Schmitt, Y.: Reiseland Iran. 1997

Schmuck, M.: Berge im Iran. In: Alpenvereinsjahrbuch, 1970

Scholl-Latour, P.: Der Haß heiligt die Mittel. In: GEO, Nr. 11, 1985

Schuster, K.: Weiße Berge, Schwarze Zelte. Eine Persienfahrt. 1932

Schwarz, T.: Über Fels und Firn. Die Bezwingung der mächtigsten Hochgipfel der Erde durch den Menschen. 1888

Steinauer, L.: Im Hochgebirge von Iran (Elbursgebirge).
In: Alpenvereinsjahrbuch 1937

Stodte, C.: Iran Reiseführer. 1999

Taheri, A.: Aufstand gegen die Mullahs. In: Profil, 19. Juli 1999

Tibi, B.: Der Schatten Allahs. In: Profil, 7. Juni 1993

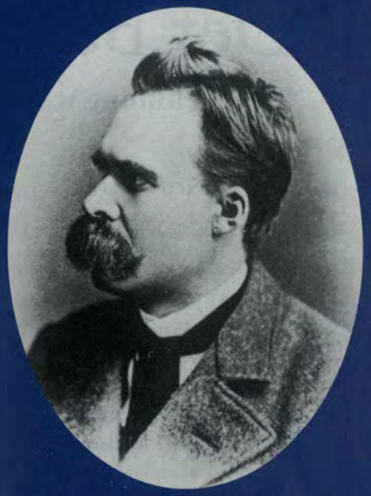
Tichy, H.: Auf fernen Gipfeln. 1976

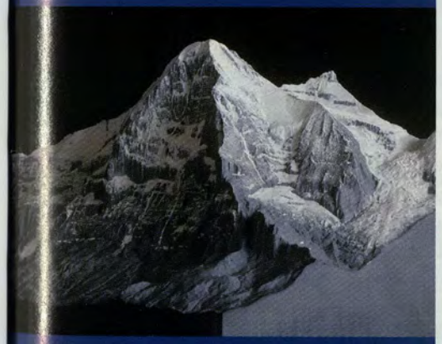
Wagner, G.: Verschollen im Persischen Eis. In: Alpin, Nr. 7, Juli 1995

Winkler, K.: Kulturschock Iran. 1995









WISSENSCHAFT UND KULTUR

Reinhard Falter
Dr. Albert Vinzens
Eberhard Neubronner
Cordula Seger
Dr. Birgit Jooss
Dr. Günter Hell
Mika Semann







Der Berg als Gott

Wahrnehmung und Darstellung von Bergen in der Antike

Von REINHARD FALTER

BERGSTEIGEN und Bergbegeisterung sind keine neuzeitliche Erscheinung[1]. Dieser Hinweis ist wichtig, weil er der common-sense-Auffassung entgegentritt, Sensibilität für die Erhabenheit der Natur sei eine neuzeitliche Errungenschaft. Wenn Naturgefühl ein Attribut der Moderne ist, dann kann es verschwinden, wie es erschienen ist und dürfte dem Zug der Zeit bedenkenlos geopfert werden[2].

Aber auch wenn Bergsteigen und Bergbegeisterung etwas Allgemeinmenschliches sind, so hat sich doch die Haltung zum Berg weitgehend mit der Kultur gewandelt, so dass heutige Kategorien wie religiöse, politische, wirtschaftliche Interessen oder gar der Begriff Freizeitaktivitäten kaum angemessen zu beschreiben vermögen, was den antiken Menschen antrieb. Der Blick auf den Religionsbegriff ist allzu sehr durch unsere christliche oder auch nachchristliche Prägung verstellt. Wir können uns dem Bergbegriff der Menschen in der Antike nur nähern, wenn wir verstehen, was für ihn ein Gott war, was für ihn ein Berg war, denn der Berg war für ihn Gott und Wohnort von Göttern zugleich.

1. Was ist ein Gott?

Um zu verstehen, was Götter in der Antike sind, müssen wir uns von christlicher oder islamischer Tradition lösen. Berggötter sind im Unterschied zum Gott der Offenbarungsreligion keine Sache des Glaubens. Die Frage „glaubst du an Berggötter?" ist falsch gestellt, es muss heißen, „bist du bereit, was du am Berg siehst, als Ausdruck eines Göttlichen anzuerkennen?" Statt: „hast du schon einmal einen Berggott gesehen?" muss es heißen: „hast du ein Erlebnis gehabt, das dich vom Sinn solcher Anerkennung überzeugt hat?" und statt: „gibt es Berggötter wirklich?" muss es heißen: „gibt es Erlebnisse, die sich als Epiphanie eines Berggottes sinnvoll begreifen lassen?"

Die großen Götter der Erfahrungsreligion sind die Grundqualitäten oder Universalcharaktere der Welt, die in der Psyche ebenso wie in der Natur erscheinen und sich noch am treffendsten als Atmosphären bezeichnen lassen. Apoll und Dionysos, Athene und Hermes sind solche ergreifenden Atmosphären. Mythische Rede ist gekennzeichnet durch Anerkennung der Atmosphären als Wesenheiten und zwar als der „Unsterblichen", d.h. der in Natur- und Menschenwelt alle biologischen Lebewesen durchziehenden und prägenden Grundcharaktere[3].

So ist der Flussgott die Gestalt gewordene Atmosphäre des Flusses, Zeus die Atmosphäre des Herrschaftlichen, wie sie im hohen Himmel zum Ausdruck kommt, aber auch in einem die Landschaft beherrschenden Berg, Dionysos die Atmosphäre des rauschhaften Sichverlierens, Aphrodite der neue Glanz der Welt in den Augen des Verliebten und Athene das Bestechende der klaren Kontur. Gestalt gewordene Atmosphären sind Numina. Der Mensch ist von ihnen betroffen und reagiert mit dem, was wir Kultus nennen. Kultus ist Kultivierung des Betroffenseins von Atmosphären. Ein besonders schönes Beispiel ist die einfachste Form des Hermeskults in der Errichtung von Steinhaufen (im griechischen Herme genannt). Hermes ist der Gott der Wege; alles was Wegcharakter hat, hat ein Stück weit Hermesqualität. Hermen (Steinhaufen) sind nicht nur Hinweise auf Hermes, sie verkörpern ein Stück von ihm selbst, weil sie als Wegweiser dienen und damit in der Realität ein Stück seiner Funktion übernehmen. Wer einem Steinmann einen Stein hinzufügt, leistet gewissermaßen einen elementaren Dienst an Hermes, eine fundamentale Form des Gottesdienstes in den Bergen.

Das Schauen des Berges

Inwiefern ist aber nun der Berg ein Gott? In der Antike wurde der Berg nicht nur als etwas empfunden, von dem man herabschauen kann, wenn man ihn bestiegen hat, sondern als einer, der selber blickt. Damit ein Naturwesen als Gott aufgefasst werden kann, muss zweierlei zusammenkommen: Die Erfahrung

[1] Dazu Peter Danner in Berg 2000, 75 ff.
[2] R. Falter: Natur als Landschaft und als Gott, in: Sieferle/Breuninger (Hg.): Naturbilder – Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte, Frankfurt 1999, 138 f.
[3] Ausführlicher: R. Falter: Die Götter der Erfahrungsreligion neu verstehen, in: Der blaue Reiter 10 /Jan. 2000.



Chinesisches Weihrauchgefäß in Form eines Berges.

der Kraft, des Einflusses, der von ihm ausgeht, aber auch das Du-hafte Gegenüberstehen, ein Sich-Wiederfinden. Fluss- und Bergnamen werden in der Antike auch als Eigennamen von Menschen verwendet[4]. Dass auch uns heute noch der Fluss als Bild des Lebenslaufes, der Biographie erscheinen kann, ist ein letzter Nachklang davon.

Berge sind ebenso wie Flüsse und Bäume Grundelemente der Landschaft und Grundsymbole des Lebens. In je unterschiedlichen Aspekten stellen sie das Leben als Ganzes dar, der Baum mehr in seiner Individualität, der Fluss in seinem biografischen Charakter und der Berg in seinem Gestaltzusammenhang. Die Berge sind Ort der Begegnung der Ureltern alles Seins, nämlich des Himmels und der Erde. Lichterscheinungen und das wechselvolle Spiel der Wolken bezeugen das innige Verhältnis der Berge zum Himmel[5]. So sind die Berge auch Vermittler des himmlischen Segens und Wetterküchen[6].

Von der Rolle des Berges als Verbindung zum Himmel her wird die besondere Bedeutung vom Himmel gefallener Steine (Meteoriten oder Aerolithe, die ‚Lithoi empsychoi', also beseelte Steine genannt wurden) verständlicher[7], die oft als heilige Steine verehrt wurden.

Berggötter wie Flussgötter waren auch in der Spätantike noch kultfähige Gottheiten, keine bloß dekorativen Darstellungen. „So wird einmal zu Smyrna der Dank für Herstellung von einer Epidemie nicht an die Heilgötter, sondern an den Flussgott Meles gerichtet"[8]. Ähnlich danken die Einwohner einer Stadt in Mauretanien dem Gott des Bergs, „der die Gewalt der Stürme von unserer Vaterstadt fernhält". Überhaupt sind die Lokalgötter durchaus praktisch wirksam. Heiligkeit und rechte Benutzung schließen sich nicht aus. Bei der Ableitung eines Flusses für die Wasserversorgung einer Stadt hat man dem Wassergott Acheloos einen Altar errichtet[9]. Ebenso weiht der Besitzer von Marmorbrüchen bei Martignac in den Pyrenäen dem Berggott zum Dank für seine Gaben eine Votivtafel [10].

Der Übergang von landschaftlicher zu personaler Wahrnehmung ist für den antiken Menschen fließender als für uns. Der antike Mensch nimmt durchaus landschaftlich wahr, nur nicht in unserem Sinne, weil er den Raum als selbstständige Größe nicht kennt, geschweige denn, dass er ihm zum Paradigma der Wirklichkeit geworden wäre. Dies ist vielmehr, wie schon Oswald Spengler erkannt hat, der Körper, und deshalb gestaltet sich ihm die landschaftliche Einheit viel leichter zur menschen- oder tiergestaltigen „Personifikation". Größere Landschaftsbilder der Antike sind uns nur sehr spärlich erhalten. Zu den beeindruckendsten gehören die Odysseelandschaften des Vatikans. Auf dem ersten erhaltenen Bild des Zyklus, der Begegnung der Kundschafter mit der Wasser holenden Tochter des Laistrigonenkönigs ist unten eine Quellnymphe mit langem Schilf und oben ein ruhender Berggott zu sehen. Auch auf pompejischen Bildern erscheinen manchmal Berggötter. Dargestellt ist hier ein ländliches Heiligtum mit einem Hirten mit phrygischer Mütze davor. Im Zentrum der Komposition steht der von einem Bogen überwölbte Baum, davor eine Götterstatue, wohl die Göttin Hekate mit zwei Fackeln darstellend. Im Hintergrund lagert ein Wesen, dessen Interpretation der Erhaltungszustand schwierig macht: Es könnte als Pan, als Berggott, aber auch als Gottheit eines Berggewässers angesprochen werden. Ob es auf einem Quellgefäß ruht oder eine Doppelflöte spielt, ist nicht mehr sicher zu erkennen.

Von der künstlerischen Komposition her ist deutlich, dass in der rechten Bildhälfte drei tendenziell nach oben führenden weißen Akzenten (Schaf mit Blick nach rechts, Hirte, Fels) drei nach unten weisende braune (Pan oder Berggott, Kuh und Kalb, alle zum Betrachter bzw. nach links blickend) entsprechen, die den Blick des Betrachters in eine auf und ab strömende Bewegung bringen.

Pan

Pan ist der Lokalgott des arkadischen Berglandes. Silbermünzen von Megalopolis in Arkadien zeigen ihn mit einem Adler auf Felsen sitzend. Darstellungen von Pella in Makedonien zeigen Pan mit seinem gebogenen Hirtenstab, dem Pedum, und der Geste des über den Kopf gelegten Armes. Diese Geste kann Trunkenheit, aber auch Sicherheit – ein verbindendes Wort wäre Sorglosigkeit (lat. Securitas) – bezeichnen. Dionysos, der Gott der Ekstase, und Securitas, die Göttin der Geborgenheit, werden so dargestellt. In einer Darstellung aus Hadrianopolis (Edirne) steht Pan mit dem Hirtenstab, zu seinen Füßen liegt die Panflöte, vor ihm sitzt auf einem Felsen ein Adler, den er begrüßt. Durchaus möglich, dass hier ein Panheiligtum ähnlich dem Zeusheiligtum gegenüberlag, wie es für das Lykaiongebirge in Arkadien belegt ist[11]. Immer ist Pan bocksfüßig und gehörnt. Diese Darstellungsweise wird im Christentum zu der des Teufels. Dass gerade die Gestalt Pans für den christlichen Teufel herhalten musste, beruht darauf, dass er der Gott der wilden unkultivierten Natur, der ungezügelten Triebe insbesondere der sexuellen Lust ist, also eben das, was das Christentum am meisten verdammte. Die halb-tierische, halbmenschliche Form haben im griechischen auch andere Naturgottheiten, so wird Acheloos, der Gott der Flüsse, als menschenköpfiger Stier dargestellt.

[4] Peter Weiss: Argaios – Heiliger Berg Kappadokiens, in Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte 35 (1985) 21-48.
[5] Ferdinand von Andrian: Höhencultus asiatischer und europäischer Völker, Wien 1891, XVI.
[6] Rudolf Beer: Heilige Höhen der alten Griechen und Römer, Wien 1891, 7 und 28.
[7] Dazu: Uta Kron: Heilige Steine, in „Kotinos", Festschrift für Erika Simon, Mainz 1992, S 59; Eben wegen ihrer Herkunft aus dem Himmel galten sie auch zum Teil als prophetisch. In Indien gibt es z.B. den Vithobal (Andrian 44).
[8] Ludwig Friedländer: Sittengeschichte Roms, Wien 1934. 908; Falter 1999 a.a.O. , 151.
[9] Hans Peter Isler: Acheloos, Bern 1970, 110.
[10] Friedländer 1934, 908 ff..
[11] Beer 58.
[12] Beer 12. Ähnliches gab es im Kult des Melkart in Tyros und auch die beiden Säulen Jachin und Boas, die Salomon im Tempel aufstellen ließ, stehen in dieser Tradition (Uta Kron 1992, 59).
[13] A. B. Cook: Zeus, a Study in ancient Religion, 3. Vol. Cambridge 1914-1940. Vol II, 167.
[14] Andrian 52, Joseph Campbell: Mythologie des Ostens, München 1996, 200 f. stellt eine Verbindung zur Schlangenkraft (vgl. unten) her. Anzuführen wären hier auch die Steine, von denen zu rutschen Kindersegen bringen soll. In Deutschland heißen sie „Brautsteine", in der Schweiz „Kindlisteine" (dazu: H. Haid: Mythos und Kult in den Alpen, Kultstätten und Bergheiligtümer im Alpenraum, Rosenheim 1990, 38).
[15] Andrian 21 berichtet, dass verschiedene buddhistische Gruppen die Form des Weltenbergs verschieden angeben, in Ceylon als Säule, in Nepal als Trommel (ob das Tympanon der Kybele auch daher kommt?), andernorts in der Form eines Lotuskeims. Andrian 25 referiert einen Ritus, wonach ein Seiltänzer, auf einem Seil vom Berg zu Tal rutschend, die Fruchtbarkeit mit sich bringt.
[16] Auch spätantike Autoren, wie Lampridius, sind sich nicht sicher, ob der Gott von Emesa als Sonnengott oder als Jupiter anzusprechen war (Cook II 901 ff.). Der Adler kann aber auch für die aufgehende Sonne stehen und man könnte die Szene von Hadrianopolis auch als Pan, den neuen Tag begrüßend, auslegen, wie er auf einem Vasenbild mit Helios erscheint (Beer 59 unter Berufung auf Preller Griech Myth I, 613).
[17] In Hesiods Genealogie gelten die großen Berge als vaterlose Söhne der Erdgöttin Gaia.
[18] Bei Vergil (Aeneis 4, 246-25) ist er ein Berg.Vgl. J.H.W. Moorwood: Aeneas and Mount Atlas, in: The Journal of roman Studies Vol. 75 (1985) 51-59. Spätere Sagenversionen (z.B. Ovid) drehen die Verhältnisse um und lassen das Atlasgebirge aus der Versteinerung des Riesen Atlas hervorgehen.

Säule des Himmels

Der Berg wird vielfach als Säule des Himmels angesehen. Für das Heiligtum des Zeus Lykaios sind zwei mit Adlern besetzte Säulen bezeugt[12]. Eine solche Säule ist auch der Omphalos[13]. Er bezeichnet zunächst einen gesetzten Mittelpunkt, was sich schön in der Sage von den zwei Adlern, die Delphi als Erdmittelpunkt bestimmen, ausdrückt, und Berge bilden eben physisch wie energetisch Pole der Landschaft aus. Damit ist eine befruchtende Vorstellung konnotiert, wie sie am deutlichsten im indischen Lingam zum Ausdruck kommt[14]. Der Berg als Wolkensammler sticht quasi den Himmel an. Das stilisierte Kultbild eines Steines oder Berges hat meist phallische Form[15].

Wir haben eine solche Darstellung des Adlers auf Felsen schon beim Pan von Hadrianopolis und auch der heilige Stein von Emesa wird so dargestellt[16]. In der lykischen Stadt Patara erscheint sie vor Apoll, der hier Inhaber des Orakels ist. Beim Argaios (Erciyes Dag, 3917 m) werden sowohl der Berggott als auch der Berg zwischen zwei konischen Säulen gezeigt. Säulen oder Steinhaufen wurden auch zu Ehren von Berggöttern errichtet. Die Säule bedeutet einerseits die Aufrechterhaltung der Weltordnung, andererseits aber auch die Trennung von Gaia und Uranos. Die Weltordnung ist auf einen Frevel gegründet, aber nur so konnte das anfängliche Chaos überwunden werden[17]. Das ist die Ambivalenz der Trennung.

Zunächst gelten Kronos und später Zeus als diese Himmelsträger. Wenn Kronos den Himmelsgott Uranos entmannt, dann vollzieht er die endgültige Trennung von Himmel und Erde. Doch später wurde diese Funktion statisch dargestellt an den Atlas (wohl ursprünglich der Name des arkadischen Himmels- und Berggottes und als solcher Partner der Maia) abgegeben. Er trägt das Himmelsgewölbe oder die Himmelskugel. Spätere Versionen sehen darin eine Strafe für titanische Empörung. Von Arkadien wurde sein Standort immer weiter nach Westen verlagert, bis er schließlich dem atlantischen Ozean und Atlantis seinen Namen gegeben hat[18].

Der Garten der Hesperiden, der mit Atlas verbunden ist, und wo die Äpfel des Lebens zu finden



Pan auf Felsen, Silbermünze aus Megalopolis in Arkadien.



Pan nach links schauend, Krummstab nach hinten weisend, vor ihm ein Felsen, darauf Adler, Münze aus Hadrianopolis (heute Edirne, europäischer Teil der Türkei.



Pan bocksfüßig und gehörnt, stehend mit Panflöte und Pedum, kaiserzeitliche Münze aus Kremna.



Kentaur mit Felsbrocken und Ruder, römische Münze 3. Jhd. n. Chr.



Acheloos als Mannstier, Silbermünze aus Sizilien.



Adler auf Omphalos, Münze von Emesa in Syrien, die darauf deutet, dass im 1. Jhd. der Gott von Emesa noch eher mit Zeus als mit dem Sonnengott identifiziert wurde.



Argaios im Tempel, kaiserzeitliche Münze aus Kaisarea.

sind, ist ursprünglich eine Art „Rosengarten" auf der Höhe der himmelragenden Säule des arkadischen Bergmassivs. Auch auf anderen Bergen werden paradiesische Gärten verortet, die auf den sie besuchenden Menschen eine heilende und kräftigende Wirkung haben. Diese Vorstellung gibt es auch in China[19]. Sie hat mit der Vorstellung vom Berg als Ort der Totenseelen zu tun und wirkt bis in die Neuzeit hinein. So berichteten die ersten Besteiger des Mont Aiguille bei Grenoble im Jahr 1492 von Wiesen mit sperlingsartigen Vögeln und lilienartigen Blumen auf dem Gipfel, während spätere Besteiger nach 1834 nur kahle Felsen vorfanden[20].

Fluss und Berg

Da, wo Berggötter in der Antike menschengestaltig dargestellt werden, ist ihre Darstellungsweise als gelagerte Männer den Darstellungen der Flussgötter erstaunlich verwandt. In der Haltung drückt sich bei beiden die Erdverbundenheit aus. In manchen Fällen ist kaum auszumachen, ob es sich um einen Fluss- oder einen Berggott handelt. Auch die Aufrichtung und die Kopfdrehung sind kein Indiz für einen Berggott, denn Berggötter können auch sehr flach lagernd dargestellt werden, und Flussgötter können fast rechtwinklig sitzen. Bei dem fraglichen Gott von Nikopolis gibt es nun noch dazu Stempelvarianten, die ihn mit und auch ohne Wasser zeigen.

Die Geografie neigte noch in der Neuzeit, solange sie dem Analogiedenken verpflichtet war, dazu, „den großen Strömen die großen Gebirge als Ernährer zu bestimmen", d.h. Berg und Fluss aufeinander zu beziehen[21]. Das vielleicht älteste Landschaftsbild der Welt auf einem Silbergefäß aus Südrussland, ca. 2000 v.Chr., zeigt zwei Flüsse, die im Gebirge entspringen und einen See oder ein Meer bilden. Haas deutet das Bild als Euphrat und Tigris und das armenische Bergland, Kühn meint eher eine Darstellung des Weltberges und der vier Erdgegenden vor sich zu haben[22]. Ob nun konkret oder allgemein, zeigt das Bildnis die Aufeinanderbezogenheit von Berg und Wasser[23]. Dasselbe stellt Kiyokito Munakata auch für das China der Han-Zeit fest[24]. Plutarch erwähnt als dichterische Benennung von Flüssen „Orempoter", d.h. Berg-Trinker. Auf Münzdarstellungen von Ephesos erscheint umgekehrt der Berg Pion als ‚Trinker des Regens', den Zeus sendet; Zeus ist dabei aber selbst auf einem noch höheren Berg sitzend dargestellt. Die beiden Berge heißen heute Bülbül Dag und Panayir Dag[25].

Im Volksglauben hielt sich die auch metereologisch zutreffende Vorstellung vom Berg als Regenspender in Syrien und Anatolien z.T. bis heute[26]. Dem widerspricht nicht die Vorstellung, dass die großen Berggipfel über der Region von Regen und Wind stehen[27]. Sie ragen gleichsam in eine Sphäre göttlicher Beständigkeit hinauf. Das kommt auch im Mythos vom Lykaiongebirge zum Ausdruck, wo es im Heiligtum des Zeus keinen Schattenwurf geben soll[28]. In der Nähe des Heiligtums befand sich ein Quellsee, Hagno genannt, nach einer der drei Nymphen, die das Zeuskind genährt haben soll. Pausanias erzählt: „Wenn die Dürre lange Zeit dauert und ihnen die Saat in der Erde und die Bäume zu vertrocknen anfangen, dann betet Lykaios, der Priester des Zeus, zu dem Wasser, opfert die vorgeschriebenen Opfer und taucht einen Eichenzweig[29] in die Quelle, nur oberflächlich und nicht tief; wenn das Wasser bewegt worden ist, steigt ein Dunst wie Nebel auf, nach einiger Zeit wird aus dem Dunst eine Wolke, die andere Wolken an sich zieht und es in Arkadien regnen lässt". Dies dürfte auch die Ursprungsversion der Sagen vom Mümmelsee und anderen vorzugsweise auf Bergen gelegenen Seen sein, von denen es heißt, dass es Unwetter gebe[30], wenn man einen Stein in sie werfe. So gewendet er-

[19] Beer; 8; Andrian XX und 180. Zu China allgemein: M.A. Mullikin /a.M. Hotchlkins: The nine sacred mountains of China, Hong Kong 1973.

[20] Ob die „Erstbesteiger" überhaupt den Gipfel erreichten, sei dahingestellt.

[21] Friedrich Ratzel: Die Erde und das Leben, Bd II, Leipzig und Wien 1902. 104.

[22] Volkert Haas: Hethitische Berggötter und hurritische Steindämonen, Mainz 1982, 207 und Herbert Kühn, Vorgeschichte der Menschheit 3 Bde, Köln 1963.Bd 2, 108, S. 80.

[23] Das chinesische Wort für Landschaft „shan-shui" heißt wörtlich Berg und Wasser. Dort hat dies noch eine philosophische Bedeutung, denn das Wasser ist das ungegenständlich bildende Prinzip (yang) und der Fels das gegenständlich mächtige aber gebildete Prinzip (yin), in der Terminologie der abendländischen Naturphilosophie natura naturans und natura naturata.

[24] Kiyokito Munakata: Sacred mountains in Chinese Art, +Illinois 1990, 31. Einer der Hanzeitlichen Weihrauchgefäß-Berge wird von einer Figur getragen, die als Unterweltsfluss gedeutet wird. Auch in der babylonischen Tradition sind die großen Berge im klaren Urwasser Apsu gegründet (Andrian 263). Die Unterwelt heißt „Wasserhaus". Vgl zum mesopotamischen und chinesischen Naturbild auch die jeweiligen Beiträge in: Sieferle/Breuninger (Hg.): Naturbilder - Wahrnehmungen von



Der Berg Argaios mit einer Figur und deutlichem Herz des Berges, kaiserzeitliche Münze aus Kaisarea.



Berggott Haimos, kaiserzeitliche Münze aus Nikopolis (Bulgarien)

scheint das Motiv in den Texten der Renaissance. Dorthin ist es aus dem Volksglauben des Mittelalters gelangt. Es handelt sich um die Dämonisierung und negative Besetzung eines in der vorchristlichen Zeit verbreiteten Regenzaubers. Ein ähnlicher Brauch hat sich in Franken bis in unser Jahrhundert hinein erhalten. Um Regen bittend mussten dort junge Mädchen je drei Stöckchen in den dem heiligen Moritz geweihten Brunnen werfen. Zusätzlich hatte dies auch noch eine Orakelbedeutung nach dem Ja-Nein-Schema. Versank ein Stöckchen, so bedeutete dies für die Werferin Unglück oder sogar Tod im gleichem Jahr[31]. Der Orakelbrunnen bei St. Moritz gibt sogar nur diese Bedeutung an. Es findet sich hier auch eine Geschichte von der Schlangenkönigin mit goldener Krone.

Die Verbindung von See und Berg scheint für Kultplätze besonders typisch zu sein, ob am Monte Bego oder an der Königsangerspitze in Brixen. Denn wie der Quellsee Verbindung zur Unterwelt, so schafft der Berg Verbindung zum Himmel. Wo beides zusammenkommt, ist die Verbindung in beide Richtungen gegeben[32].

2. Einzelne Berggötter

Haimos und Rhodope

Mythologisch wurden der Haimos und die Rhodope, also die zwei großen Gebirgszüge des Balkan, als Eltern des großen Stroms der Region, des Hebros (heute Maritza) angesprochen.

Die bereits erwähnte, durch Beischrift gesicherte Darstellung des Berggottes Haimos ist eine der schönsten Berggottdarstellungen der Antike. Der Berggott erscheint als jugendlicher Jäger, er hat den Kopf umgewendet, was seinen um sich blickenden Charakter akzentuiert. In Zusammenhang mit dem über den Kopf gelegten Arm, den wir schon vom Pan von Pella her kennen, bezeichnet dies wohl eher Sicherheit durch Überblick, aber auch ein dionysischer Charakter wäre möglich. An seinen Felsen tummeln sich Hirsch und Bär (die Tiere der Artemis), unten entspringt Wasser aus dem Felsen. Der Haimos wird mit Ruhe- oder Securitas-Geste dargestellt, was entweder einen dionysischen Aspekt andeuten könnte, oder aber, dass der Berg der Stadt Sicherheit verleiht. Es handelt sich wohl um die Wiedergabe einer Statue hellenistischen Stils[33].

Sehr ähnlich, mit Hand über den rückwärts gewandten Kopf sitzend wie der Haimos in Nikopolis, wird auch auf einer Münze von Korinth der Isthmos dargestellt, der in antiker Zeit natürlich nicht die (noch nicht vorhandene) Wasserstraße, sondern die Landbrücke meint. Die Darstellung der Rhodope zeigt eine weibliche Berggottheit. Während im griechisch-römischen Bereich Quellen fast nur als weiblich, mütterlich nährend, einen Zugang zur Mutter Erde vermittelnd verstanden wurden und Flüsse ebenso nur männlich, nämlich kraftvoll treibend und gestaltend, haben wir in Bezug auf Berge beide Formen. Der Einzelberg wird wohl häufiger als männlich empfunden, das Gebirge insgesamt eher als weiblich. Es ist Tanzplatz der Nymphen und der Herrin der Tiere, der großen Jägerin Artemis.

Weit verbreitet ist der Kult der Bergmutter Rhea-Kybele, einer kleinasiatischen Göttin, deren Tier der Löwe und deren Attribut das Tympanon, die große Trommel ist. Sie wird in der griechischen Mythologie mit der Mutter des Zeus gleichgesetzt. Das Gefolge der Kybele bilden die Kureten, Korybanten oder Daktylen (eine Art Däumlinge), Bergdämonen, die vor allem in lautem Lärmen zum Ausdruck kommen[34]. Kybelekult hat es auch im Alpenraum gegeben. Im ehemals keltischen Bereich haben wir für frühere Hügelfestungen verschiedentlich den Namen ‚Birg'. Hier ist der bergende Aspekt von Bergen angesprochen. Berge geben Schutz, sei es in einer

Natur und Umwelt in der Geschichte, Frankfurt 1999.

[25] Plutarch: De Pythiae Oraculis XXVI; RE Orakel 846; H. Engelmann: Der Berg Pion auf ephesischen Münzen, in ZPM 67 (1987) 149.

[26] Haas 1982, 125.

[27] Danner 81; In der Odyssee (VI, 41 ff.) heißt es: „Der Götter ewige Wohnsitz, nie von Stürmen gepeitscht, vom Regen nimmer beflutet, nie bestöbert vom Schnee, wolkenlose Heiterkeit wallt hier umher und deckt ihn mit schimmerndem Glanze".

[28] Beer 11, Ähnlich wird vom kyllenischen Hermesheiligtum berichtet, dass Wind und Wetter die Opferasche dort nicht berührten (Beer 35).

[29] Die Eichel ist nicht nur dem Zeus zugeordnet, sondern auch ein Symbol der Fruchtbarkeit, besonders in der Verbindung zur Schweinemast und damit zu Demeter.

[30] Pausanias VIII 38,4; Die neuzeitliche Form findet sich z.B. im Simplizissimus von Grimmelshausen in der dort wiedergegeben Form der Sage vom Mümmelsee.

[31] Heinz Büttner: Sagen, Legenden und Geschichten aus der Fränkischen Schweiz, Nr 155.

[32] Die Königsangerspitze ist zudem ein typischer Himmelsrichtungsberg, die vier Himmelsreichtungen werden im Blick von ihr aus durch sehr unterschiedliche Bergformen akzentuiert.

[33] Zur Begründung: R. Falter: Berge und Berggötter in Leben und Kult der Spätantike, in Münzenrevue 9/2000.

Höhle oder in der Uneinnehmbarkeit einer Burg. So können die Stadtgöttinnen befestigter Städte ganz ähnlich wie Kybele dargestellt werden[35]. Eventuell meint auch die Geste des Haimos diese Art von Berg als bergend. Kybele verkörpert den Berg als Bergendes, sei es in der Höhle oder in der Uneinnehmbarkeit einer Burg.

Auch andere Berge wie der Ida werden als Nymphen verbildlicht. Auch bei Nymphen ist nicht immer klar, ob sie primär Numina von Gewässern oder Gefilden bzw. Bergen sind. Eine Darstellung von Patara in Lykien zeigt eine Nymphe mit einem Quellgefäß auf dem Knie, wie wir es schon beim Flussgott Hebros gesehen haben. Vor ihr steht eine Figur mit Mantel und Zepter, die über einem Altar ein Tier füttert. Die Darstellung bezieht sich auf einen Lokalmythos, der uns nicht überliefert ist. Der Name der Quelle von Patara ist Opsionis, was auf eine Schlangenform deutet. Man sollte sich dessen bewusst sein, dass die meisten lokalen Geschichten der Antike, auch diejenigen, die sich auf Berge beziehen, verloren sind, da sie nicht bei den antiken Autoren erwähnt wurden, deren Schriften das Mittelalter überdauert haben. Was wir kennen ist also nur ein kleiner Ausschnitt dessen, was es an antiken Bergkultus und Bergdarstellungen gegeben hat.

Tmolos

Ein anderes detailreiches Bild bietet die Darstellung des Berggottes Tmolos (Boz Dag, 2157m), das uns auf Münzbildern überliefert ist. Auf dem Berg Tmolos hatten die Perser eine Terrasse, wohl für Gestirnkult, errichtet[36]. Der Gott Tmolos sitzt als bärtiger Mann auf einem Felsen, vor sich einen riesigen Weinstock. Er hält ein Pedum, das wir schon von Pan her kennen. Auch eine Büste des Tmolos zeigt ihn dem Dionysos zugehörig. Die Attribute gehören zu den verschiedenen Regionen des Berges: In der unteren Region des Tmolos wurde Weinbau betrieben, in der höheren bewachten Hirten ihre Herden[37]. Der Tmolos ist mit dem Weinbau so stark verbunden, dass er als einer der Heimatorte des Dionysos gilt.

Libanon

Nicht als solche erkannt wurde bisher die Darstellung zweier Berggötter von Heliopolis, dem heutigen Baalbek. Auf Münzen der Stadt erscheinen zwei nackte männliche Figuren mit der Geste der Securitas, hinter dem einen eine Zypresse, hinter dem anderen ein knorriger Baum, vielleicht ein Weinstock oder ein Ölbaum, in der Mitte zwischen

[34] Beer 29. Eines der wichtigsten Kultbilder der Kybele war ein schwarzer Meteorstein in Pessinus, der im Jahr 204 v.Chr. nach Rom überführt wurde und dort den Kybelekult begründete (Kron 1992, 63).

[35] Im buddhistischen Bereich erscheinen Berggeister als Beschützer von Klöstern, umgekehrt wird das Veröden berühmter Klöster auch aus der Sinnesänderung von als wankelmütig geltenden Berggeistern erklärt (Andrian 76).

[36] Danner 76 unter Bezug auf Strabo 3,4,5. Zum persischen Bergkult allgemein: Andrian 288; Herodot (1,131) erwähnt die kultische Bedeutung von Bergbesteigungen bei den Persern: „Wenn sie dem Zeus opfern, pflegen sie auf die höchsten Berge zu steigen und nennen den ganzen Himmelskreis mit dem Namen dieses Gottes".

[37] Eine literarische Darstellung des Tmolos gibt Ovid, Metamorphosen XI, 157 ff.. Auch vom Tmolos entspringt ein Wasserlauf, in der Antike Paktolos genannt, aus dem Gold gewaschen wurde.



Kybele als ‚Mater Deum', kaiserzeitliche Münze.

Bergmutter Kybele auf Löwen reitend, kaiserzeitliche Münze.



beiden eine Ähre. Sie reichen sich die Hand und halten so eine Preiskrone. Die Preiskrone bezieht sich zweifellos auf die berühmten Wettspiele in Heliopolis[38]. Die Figuren beziehen sich auf die Lage der Stadt in der fruchtbaren Ebene zwischen den zwei Gebirgszügen des Libanongebirges und des Antilibanon. Der Libanon war in der Antike berühmt wegen seines Holzreichtums an Zedern und vor allem Zypressen, die schon in der Bibel erwähnt sind, sowie an Fichten und Tannen. Diese vier Baumarten reservierte ein Edikt des Kaisers Hadrian für den Staat. Insgesamt wurden mehr als 80 Inschriften im Gebiet des Libanon gefunden, die dieses Edikt bekannt machten[39]. Bei der Darstellung auf der Münze von Heliopolis handelt es sich um eine Lageangabe der Stadt, aber auch hier ist der göttliche Charakter der Berge ernst gemeint. Libanon und Antilibanon sind wirklich die Schutzgötter der Stadt.

[38] Klose/Stumpf: Sport Spiele Sieg Münzen und Gemmen der Antike, München 1996, S. 94 und 136; sich die Hand gebend und darauf ein Symbol der Stadt haltend erscheinen in Pergamon die zwei Flussgötter der Stadt.

[39] RE Art Libanos S 7 f. und Russel Meigs: Trees and Timber in the ancient mediterranean World, Oxford 1982, 85 ff.; In der Neuzeit ist die Abholzung des Libanon zu einem Musterbeispiel früher ökologischer Sünden geworden. Zur Problematik Entwaldung und Erosion: ebd. 371ff. und John R. McNeil: Mountains of the Mediterranean World, Cambridge 1992, 72 ff.



Nymphe von Patara, kaiserzeitliche Münze.

3. Religiöse Autorität

In der Spätantike werden auch die Lokalatmosphären durch Benennung mit den Namen der großen (olympischen) Götter qualifiziert. Stellen wir einige der wichtigsten Universalcharaktere mit ihren klassischen Namen zusammen:

-APOLL ist der Überblicker, der Fernblickende, der Luft und Erde reinigt, der Gott der Überschau und des Erklingens der Natur, aber auch von gleißenden Firnfeldern. Seine Landschaften zeichnen sich durch schwingende Linien und eine Verbindung von Fülle und Klarheit aus.

-Jenen benachbart ist die Landschaft der hellblickenden PALLAS ATHENE. Sie kann herber, auch karger sein, doch überwiegt in ihr der Glanzcharakter, rühre er vom Wasser oder auch flirrender Hitze her.

-DIONYSOS ist der Schwärmende und Rauschende, der Sprudelnde und Springende, sei es im Aufschießen der Pflanzenwelt oder einer Quelle, im Toben eines Bienenschwarms, der die Vorahnung süßen Honigs aufkommen lässt oder im Rauschen der Luft in den Bäumen. Inbegriff des dionysischen Landschaftscharakters ist die alle Linien brechende Spiegelung von Weinbergen im sanft strömenden Wasser.

-Verwandt wiederum ist APHRODITE, die Betörende. Am deutlichsten zu erleben ist ihr Charakter in üppigen Flussniederungen.

Agrarische Überformung wandelt solche Landschaften zu einem demetrischen Charakter um. DEMETER ist im ‚Stirb und Werde' des Getreidelandes besonders deutlich zu erfahren.



Berggott Tmolos, kaiserzeitliche Münze aus Sardis.



Berggötter Libanon mit Zypresse und Antilibanon, kaiserzeitliche Münze aus Heliopolis.

-Während der Brachezeit, wo sich der Boden nackt zeigt, schillert dies ins PERSEPHONE-sche hinüber.
-Überall, wo die Erde ihr Inneres zeigt, in Hanganbrüchen, Felsen und Klüften, erscheint HADES. Da wo dieser Aufbruch zugleich Fruchtbarkeit bedeutet, erscheint PLUTO mit PERSEPHONE.
-Ähnlichen Charakter zeigt HERA, doch ist sie mehr im Weideland anzutreffen.
-Aphrodites mythologischer Gegenpol ist ARES, besser bekannt unter seinem römischen Namen MARS. Marsisch sind die Kampfzonen der Natur, so etwa die Waldgrenzregion im Gebirge.
-Nah verwandt ist dem der artemisische Charakter. Die unnahbare und – wenn gestört – grausame Jungfrau ARTEMIS ist die Göttin des fremden Draußen; ihr Charakter ist erlebbar in der scheinbaren Unwirtlichkeit schrofiger Hänge, die aber einer Unzahl von Tieren, vom sonnenliebenden Schmetterling bis zur Ziege oder Gämse, Nahrung gibt.
-Wo die Gebirgslandschaft majestätischen Charakter annimmt und zugleich Überblick gewährt, da beginnt der ZEUS-Charakter. Wenn das Weiß und Grau ragender Berge gegen einen wolkenlosen, tiefblauen Himmel absticht, ist dieser Charakter am deutlichsten erfahrbar. Insofern das Grundverhältnis jeder Landschaft das von Himmel und Erde ist, ist ZEUS überall präsent. Im Wald freilich verliert er sich mit der Sichtbarkeit des Himmels. Das war früher in Mitteleuropa noch prägender als heute.
-Da, wo das Majestätische zerfällt in Verwitterungsformen, wo die Vergänglichkeit auch der Größe anschaulich wird, im Kleinen, also auch an gestürzten Baum-Riesen, da ist der Ort des KRONOS oder SATURN.
-Wo das Prozesshafte am Festgefügten (an der Erde) arbeitet (besonders deutlich erlebbar am Wasser, aber auch im Erdbeben), da herrscht POSEIDON. NEPTUN-ische Landschaften sind neben Steilküsten und Wasserfällen besonders auch Sedimentbildungen.
-Passlandschaften und Furten, Übergänge aller Art, in denen der Wegcharakter dominiert, sind Landschaften des HERMES oder MERKUR.
-Den Ort des Menschen, den besten Siedlungsplatz oder auch nur den Platz, wo es gut sein ist, sich niederlassen ist, den man für ein Lagerfeuer wählen würde, bezeichnet HESTIA.

Man kann also die Namen der Götter zur Charakterisierung von Landschaftsqualitäten verwenden[40]. Aber die Götter sind für den antiken Menschen doch mehr. Dass sie zugleich äußere und seelische Qualitäten darstellen, wurde schon als Unterschied zu den Titanen als Mächten der bloß äußeren Natur erwähnt. Sie sind nicht nur da, sie fordern auch etwas von ihm, er muss sich zu ihnen verhalten. Der Mensch hat Teil an allen Qualitäten der Welt, durch seine Fähigkeit zum Zorn an Ares, seine Fähigkeit zur Liebe an Aphrodite, durch seine Fähigkeit zur Erschütterung an Poseidon, durch seine Fähigkeit zur Herrschaft an Zeus. „Durch die Gnade der Musen" sagt Hesiod, „sind manche Menschen Dichter, wie andere Könige sind durch die Gnade des Zeus"[41]. Und diese Fähigkeiten, die er den Göttern verdankt, sind zugleich die Möglichkeiten, mit ihnen in Verbindung zu kommen. Gerade das, was die Götter schenken, sind die Brücken zu ihnen. Opfern heißt, sich der Geschenke der Götter bewusst zu sein und sie als Wege zum jeweiligen Gott zu benutzen.

Das Parisurteil

Der Mensch muss all diesen Kräften der Wirklichkeit gerecht werden. Frevel wäre es geradezu, nur einem Gott dienen zu wollen. Das mythische Bild der Schuld als Vereinseitigung, als Konsequenz menschlicher Endlichkeit ist das Parisurteil: Die Situation des Paris ist von vornherein eine tragische, denn sich für eine der Göttinnen als Lebensführerin zu entscheiden, bedeutet immer, sich an den beiden anderen zu „versündigen". Nicht der Umstand, dass er die falsche Göttin wählt, zieht ihn ins Verderben, sondern dass er, wie er auch wählt, zwei andere Grundcharaktere des Lebens gegen sich aufbringt. Der Mensch, der zwischen Göttern wählen muss, ist in einer keineswegs beneidenswerten Situation. Wie immer er auch entscheidet, immer bringt er diejenigen Grundkräfte des All-Lebens, die er vernachlässigt, gegen sich auf. Die Tragik des Menschen beruht darin, dass er in der Kürze und Unvollkommenheit eines Lebens niemals der Fülle der Welt gerecht zu werden vermag. Erfahrungsreligiöse Frömmigkeit bedeutet, es dennoch so weit wie möglich zu versuchen und die notwendigerweise vernachlässigten Götter gnädig zu stimmen durch Sühne und Opfer. Das Parisurteil verlegt der griechische Mythos übrigens auf einen Berg, wo Paris seine Herden weidet. Es ist der als weiblich empfundene Berg Ida und auf einer Münzdarstellung erscheint auch die gleichnamige Nymphe. Auch diese Lokalisation hat einen tieferen Sinn. Der Hirte begibt sich an den Rand von Zivilisation und Wildnis. Vom Berg aus überschaut er das Treiben der Menschen und es kann ihm deutlich werden, welche Grundmöglichkeiten menschlichen Lebens es gibt. In der Landschaft erscheint ihm sowohl die herrschaftliche Sprödigkeit Heras als auch die reizende Wollust Aphrodites wie auch die Klarheit des Überblicks, die Athene verkörpert. Hinzu kommt, dass es Hermes ist, der die Göttinnen zu Paris führt. Alle drei haben ja für Paris Wegcharakter, sind mögliche Lebenswege.

So sind am Berg die olympischen Grundcharaktere in spezifischer Weise erfahrbar. Bei genauerer Betrachtung von Bergformen kann man verschiedene Arten des Ausgleichs zwischer Heraushebung und Ausruhen, Ragen und Lasten, Weisen und Tragen unterscheiden. Darin wurzelt die chinesische Lehre von der Zuordnung bestimmter Bergformen zu Planeten- und Elementenqualitäten im Feng-Shui[42]. Die rundliche Erhebung ist gekennzeichnet von Spannung, die spitze von Entlastung. Vertikale Bänderung führt den Blick nach oben und in einer Ausgleichsbewegung wird das Lastende deutlich. Schräg stehende Bänder lassen den Blick abrutschen und führen in einer halbkreisförmigen Ausgleichsbewegung zum Gipfel zurück. Horizontale Bänderung erweckt die Bewegungssuggestion des Aufbaus durch Ablagerung.



Artemis wie eine Berggöttin auf Fels sitzend, mit Bogen und Opferschale, kaiserzeitliche Münze aus Ephesos.

4. Nicht anthropomorphe Bergdarstellungen

Argaios und Kasios

In der Antike stehen beim Berg wesenhafte (personifizierende) und „landschaftliche" Darstellung nebeneinander, während der Fluss fast ausschließlich personifizierend dargestellt wird. Der kappadokische Argaios, der Name bedeutet ebenso wie seine hethitische Bezeichnung Harhara der ‚Weiß-Schimmernde', trägt in seiner Menschengestalt eine Strahlenkrone. Zunächst mit langem Zepter stehend dargestellt, wird er auf Münzen des späten 2. und frühen 3. Jahrhunderts genauso wie Haimos und Tmolos als auf seinen Felsen sitzender Gott geprägt. Im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erscheint auf seinem Gipfel ein Adler, was auf eine zeusartige Gottheit deutet. Der Berg ist Zeus besonders verbunden als „Wolkensammler", wie einer der bekanntesten Beinamen des Zeus lautet.

Trotz dieser figürlichen Darstellungen kann man beim Argaios von einem nichtanthropomorphen Gottesbild sprechen[43].Vergleichbar scheint die Beschreibung des armenischen Berggottes Tork: „Er hatte eine Brust wie ein Bergabhang und Hüften wie Steinfelsen"[44]. Auch Vergil spricht von Flanken, Rücken, Nase etc. eines Berges. Von „Rücken" ist schon bei Pindar die Rede, von Kopf und Scheitel bei Ho-



Agalma des Argaios mit Auerochse.

[40] Zuletzt: R Falter: Fließe meine Seele, in Hagia Chora 5 (2000), 14-18.
[41] Hesiod, Theogonie 94 ff..
[42] Andrian 174.
[43] Als solchen bezeichnet ihn explizit Maximus Thyrios VIII, 6 (Weiss a.a.. O. 45).
[44] Volkert Haas: Vorzeitmythen und Götterberge, Konstanz 1983, 23.

mer, Bäume werden oft als Haare der Berge angesprochen[45]. In seiner spielerischen Art stellt Ovid die Verwandlung des Atlas in einen Berg dar und ordnet dabei Körperteile den Landschaftsteilen zu[46].

Vom Argaios muss es ein bergförmiges Kultbild gegeben haben. Münzen zeigen es sowohl in einem Tempel als auch auf einem Postament oder Altar und auf einem Prozessionswagen. Der Berg erscheint immer deutlich dreigipflig, das stilisiert die Ansicht, die er von der Hauptstadt Kappadokiens aus bietet. Aber es drückt zudem als Realsymbol eine Qualität aus, auf die wir gleich noch eingehen müssen. Die Darstellung des Berges zeigt Felsen und Bäume und eine Art „Herz des Berges", das wohl die direkt unter dem Hauptgipfel befindliche künstliche Höhle wiedergibt, die schon in der Antike vorhanden war[47]. Es sind uns aber auch kleine Bronze-Bilder erhalten, die sehr wahrscheinlich mehr oder weniger freie Nachbildungen des städtischen Kultbildes für Hausaltäre sind, wo sie neben den üblichen anthropomorphen Darstellungen der wichtigsten olympischen Götter gestanden haben dürften. Manche davon zeigen in der Mitte des Berges ein bärtiges männliches Gesicht. Bei einem anderen Exemplar befindet sich an dieser Stelle der Kopf eines Auerochsen[48]. Stier und Dreigipfligkeit verweisen beide auf eine Mondbedeutung. Das Rind ist schon durch die Form seiner Hörner in allen alten Kulturen das dem Mond zugeordnete Tier. Und Drei ist die Zahl der Mondphasen oder allgemeiner: wachsen, glänzen, abnehmen; daher auch die drei Schicksalsgöttinnen und die drei Formen der Muttergöttin. Zugleich kann die Dreigipfligkeit auch als Adlerform wahrgenommen werden. Betrachtet man den Adler als den luftigen, den Stier als den erdhaften Aspekt des Gottes, so verbindet die Dreizahl beide[49].

Alle erhaltenen Agalma des Argaios zeigen neben Felsen Bäume und Tiere an den Flanken des Berges. Auf dem Agalma mit dem Stierkopf ist deutlich eine Jagdszene, wohl ein Hund, der einen Eber jagt, zu erkennen. Hier sind besonders schön die Bäume als sprossend und die Felsen als höhlenartig stilisiert. Fels und Baum sind damit als Grundgesten der Natur (Physis) deutlich gemacht, nämlich des Aufgehens und des Wiedereingehens in den Grund. Das Aufgehen ist die Bewegung des Lebens, das sich Zurückwölben ist die Geste der Unterwelt[50]. Damit ist der Berggott nicht nur ein Gott der Höhe, sondern ein König der drei Naturreiche (Felsen, Bäume und Tiere), die an ihm besonders deutliche Epiphanien zeigen. Bei Bergdarstellungen wirkt diese Stilisierung der Felsen in der byzantinischen Malerei noch im europäischen Mittelalter nach[51]. Verblüffend ähnlich in der Auffassung der Struktur des Berges sind chinesische Weihrauchgefäße in Form eines Berges aus der gleichen Zeit, nämlich der späten Han-Dynastie (25-220 n.Chr.). Auch hier finden sich Bäume und Felsen, Tiere und Jagdszenen[52]. Selbst auf Münzen finden sich noch kleine Tiere an den Flanken des Berges Argaios[53]. Der Berggott scheint ebenso wie der Haimos als eine Art Herr der Tiere zu fungieren.



Stierkopf vom Monte Bego, Felsritzung.

[45] Vergil Aeneis IV, 247, Ilias I,44 und I, 499; Pindar Oden 7, 87.
[46] Metamorphosen IV 657 ff..
[47] E.J. Ritter: Erdjias Dag, in Zeitschrift des Deutschen und österreichischen Alpenvereins, Innsbruck 1931, LXII 124-148.
[48] Zur näheren Deutung: Falter: Berge und Berggötter in Leben und Kult der Spätantike, in: Münzenrevue 9/2000
[49] So sind wohl auch die dreigehörnten Stiere unter den Funden von Glanum in der Provence zu interpretieren (Botheroyd: Lexikon der keltischen Mythologie, 1992, 309).
[50] R. Falter: Was heißt Natur? Zur notwendigen Wiedergewinnung eines Begriffs, Novalis 4/1997, 7.
[51] Dazu E. W. Bredt: Wie die Künstler die Alpen dargestellt, in: Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins Bd 37 (1906) 59.
[52] Kiyokiko Munakata 1990, 81; Michele Pirazzoli-t'Serstevens: China zur Zeit der Han-Dynastie, Stuttgart 1982.

Wir haben bei unserem Bergmodell eine vertikale und eine horizontale Dreiheit am Argaios: Horizontal, den drei Gipfeln entsprechend, drei Aspekte menschlicher Reaktion: Ziege (Pan, der Schrecken), Adler (Zeus, der Überblick) und Pyramide (Herakles, Reinigung durch Mühe).Vertikal: Jagd (Artemis), Stier (Fruchtbarkeitsgott, vielleicht auch Vulkanismus), Adler (Wettergott). Als Zeusberg belegt ist der Kasios (Dschebel Akra oder Tiyaret Dag, 1739 m) an der Orontesmündung in Syrien, der über 1500 Meter von Meereshöhe aus aufsteigt. Seleucos I. hat im April 300 v.Chr. hier geopfert, verbunden mit der Frage, wo er seine Stadt gründen sollte. Ein Adler, das heilige Tier des Zeus, packte die Opfergabe und trug sie nach der Seite, wo dann Seleukia Pieria gegründet wurde[54]. Hadrian bestieg den Kasios im Jahr 129 sogar bei Nacht, um den Sonnenaufgang zu erleben. Es begann aber zu regnen und ein Blitz verbrannte den Priester mitsamt dem Opfer[55]. Dieses „Blitzwunder" wurde keineswegs als schlechtes Vorzeichen betrachtet. Schon 16 Jahre zuvor hatte Hadrian zusammen mit Traian Seleukia besucht und dem Zeus Kasios silberne Schalen und ein vergoldetes Stierhorn geopfert. Von Kaiser Lucius Verus, der 30 Jahre nach Hadrian regierte, ist uns eine Darstellung überliefert, in der er dem auf einem Berg thronenden Zeus seine Aufwartung macht[56].

Der Kasios wurde von den Kanaanäern Sapon, der Nordberg, genannt[57]. Der Nordberg ist in Kleinasien meist der Berg der guten Winde, während der Südberg der Berg der Finsternis und der schädlichen Winde ist. Im hetitischen Mythos ist er Schauplatz des Kampfes zwischen dem Wettergott und dem Riesen Ullikummi[58]. In den Texten der Spätantike wie auch auf den Münzbeischriften wird sein Gott als Zeus Kasios bezeichnet. Der Name ist wohl identisch mit der nabathäischen Gottheit Qaciu. Auf Münzen erscheint der Kasios als Fels im Tempel. Während er im 3. Jahrhundert in konischer Form dargestellt wird, von einer Girlande umwunden, nicht unähnlich buddhistischen Stupas, die stilisierte Darstellungen des Weltenberges Meru sind[59], erscheinen die Darstellungen des frühen 2. Jahrhunderts differenzierter, mit einer Vertiefung in der Mitte. Darauf ein rundes Felsgebirge, darunter eine Formation wie eine liegende Mondsichel oder Stierhörner. Mit etwas Phantasie könnte man an ein altertümliches, halb anthropomorphes Idol denken. Die Mondsichel bzw. Stierhörner, wie die Vertiefung, die ich als „Herz des Berges" bezeichnet habe, sind uns schon beim Argaios begegnet.

Gerezim

Ein berühmter heiliger Berg ist auch der Gerezim oder Garizim (Dschebel et-Tor bzw. Tell er-Ras, 870 m) bei Neapolis (Nablus = Sichem) in Samaria, der in der Antike mit Aufgang und gekrönt von einer Tempelanlage dargestellt wird. In der Tradition der Samariter vereinigt er alle Attribute eines heiligen Berges. Der Berg ist bis in die Gipfelregion hinauf fruchtbar. Ihm gegenüber liegt der kahle und negativ bewertete Berg Ebal, zwischen beiden die antike Stadt Neapolis. Auf dem Gerezim soll das Paradies Adam und Evas gelegen sein. Hier soll die Arche Noah gelandet sein und wird der Altar Abrahams gezeigt[60]. Die seit Esra von der jüdischen getrennte samaritische Tradition wurde von der jüdischen verachtet und verfolgt. Im Jahr 130 v.Chr. zerstörte der Maccabäer Johannes Hyrcanus das Heiligtum auf dem Berg, getreu der unduldsamen Maxime aus dem 2. Buch Mosis: „Zerstört alle Orte, wo die Völker, die ihr in eure Gewalt bekommen werdet, ihren Göttern dienten auf hohen Bergen und auf Hügeln und unter allen grünen Bäumen"[61]. Jesus hat zwar im Gleichnis vom barmherzigen Samariter einen Angehörigen dieses verachteten Brudervolkes den Juden zum Vorbild gesetzt. In seinem Namen aber wurde nicht weniger barbarisch mit den Heiligtümern der „Heiden" verfahren. Antiochus Epiphanes hatte ihn 168 v. u. Z. dem Zeus Xenios und Zeus Hellenios geweiht[62], Hadrian errichtet hier einen Tempel des Zeus Hypsistos[63]. Die Darstellungen auf Münzen zeigen Arkaden am Fuß des Berges, eine Treppe (von angeblich 300 Stufen) zum Hauptgipfel mit dem Tempel und einen gewundenen Weg zum Nebengipfel, den ein Turm mit drei Spitzen krönt. Dieses Gebilde ähnelt nun wirklich sehr manchen Stupas. Während frühere Interpreten immer nur einen Altar sehen wollten, hat Kippenberg den Vorschlag gemacht, darin die kleine samaritische Synagoge zu sehen, die den Platz auf dem Südgipfel einnahm, wo in byzantinischer Zeit eine Marienkirche stand[64].

Die Dreiköpfigkeit von Bergen hat die oben angesprochene symbolische Bedeutung, die auch in den Alpen verschiedentlich wiederkehrt. Durch seinen Namen als ‚der Dreiköpfige' gekennzeichnet ist der Triglav, der höchste Berg Sloweniens, durch eine Sage die Hohe Salve, die heute durch kommerzielle

[53] Cook (II, 978 f. Fig 863) will auf der Münze mit Jagdszene Hund und Ziege erkennen.
[54] Glanville Downey: A History of Antioch in Syria from Seleucus to the Arab Conquest, Princeton 1961, 67; zu einem Opfer Vespasians: Sueton Vespasian 5.
[55] Vita Hadriani 14,3.
[56] Von Cook I, 133 auf den Kasios gedeutet.
[57] Haas 1982, 115.
[58] Hans Schwabl: Zeus, München 1978 = RE Zeus, Epiklesen 320.
[59] Cook II 982, Campbell 54, Andrian 70 f.
[60] Andrian 260 f.; Bei Josephus Flavius wird der Ararat als Landungsberg der Arche erwähnt. Aber auch die Stadt Apameia in Phrygien beanspruchte den Mythos für sich. In der griechischen Mythologie erscheint als Landungspunkt des Deukalion bei der großen Flut der Parnass. Zum Kult am Gerezim: Hans Gerhard Kippenberg: Garizim und Synagoge, Berlin 1971, zum Kult in römischer Zeit S. 98 ff. Zu den Münzdarstellungen ausführlich: Bull R.J. and Champbell E. F.: The Sixth Campaign at Balatha (Shechem) Bull. American. Schools of Orient Research 190 (1968) 2- 41, hier 40.
[61] Deut 12,2
[62] 2. Makk 6,2
[63] Cook II, 888. Schwabl: Zeus RE 1185 und 1479; Kippenberg 1971, 101 vermutet eine Vermischung von heidnischem und samaritischem Kult, wobei Hypsistos als Übersetzung des samaritischen Namens des Bergs „Argarizin" wäre. Die Klangähnlichkeit zum Argaios ist verblüffend.
[64] Kippenberg 1971, 104.



Kasios im Tempel, kaiserzeitliche Münze aus Seleukia-Pieria



Schlange von Altar fressend, kaiserzeitliche Münze aus Pautalia (Bulgarien)

Verunstaltung in ihrer Eigenart völlig unerlebbar geworden ist[65]. In seiner Form besonders schön als dreigipflig und adlerförmig (Kopf zwischen zwei aufgestellten Flügeln) zu erleben ist der Großglockner. Einen ausgeprägten Dreiberg zeigen in der Antike Münzen in Amisos am Schwarzen Meer. Hier ist ein Tempel mit sitzendem Zeus vor dem Dreiberg zu erkennen, daneben ein Stier, ein Altar und ein Tempel mit thronender Gottheit, wohl Zeus, davor ein Wasserwesen. Um den mittleren Berg ringelt sich eine Schlange. Die Vorstellung von Schlangen bzw. Drachen und Berg hängt auch andernorts eng zusammen. In den Alpen wäre an den Tatzelwurm zu erinnern[66].

Schlangenwesen

Der Drache gilt in China wie im indoeuropäischen Kontext als Wolkendämon. Auch die Aigis des Zeus ist wohl als Wetterwolke aufzufassen. Die Berge werden ihrerseits als aus Wolken entstanden gedacht. In Indien sehr konkretistisch, so dass Indra den Wolken die Flügel abschießt und sie zu Schlangen werden[67]. Zur Schlange verhält er sich als in die Luft auffliegendes Wasser. Flügeldrachen sind die Herren des Regens, Erddrachen regeln die Läufe der Flüsse. Ganz ähnlich wie wir bei Lykaios gesehen haben, gibt es auch hier die Vorstellung eines Zusammenhangs von Teichen und Regenentstehung: aus dem Teich des Drachenhauptes kommt auf das Gebet des Kaisers hin eine rote Schlange, worauf sich Wolken ausbreiten und Regen erfolgt[68].

Auch am Argaios ist noch in der Neuzeit die Vorstellung von drachenartigen Schlangen mit einer Königin namens Jamicha belegt. Sie soll in einem Höllenbrunnen hausen. Andere Geschichten berichten von einer Schlange als Wächterin einer seltenen Pflanze[69]. Auch andernorts, etwa im Berg des Schlosses Landeck oder im Oselberg bei Dinkelsbühl soll eine Schlange mit Frauenkopf hausen[70]. Wenn der Drache hervorbricht, folgen ihm fürchterliche Wassermassen, so in Elbigenalp im Lechtal und im Schneeberggebiet[71].

Die Schlange eignete sich als Bild der Erdverbundenheit, zugleich durch ihre Häutungen als Bild der Lebenserneuerung. Manchmal auch mit Fischschwanz dargestellt, gehört sie ebenso der Erde wie dem Wasser an, Flügel machen die Schlange zum Drachen und bezeichnen die Fähigkeit, sich in die Luft zu erheben, wie wir schon in Bezug auf China gesehen haben. Dies ändert aber nichts an ihrem chtonischen Grundcharakter, ebenso wie die Fähigkeit des Samenkorns, sich mit dem Wind zu verbreiten, nichts daran ändert, dass nur in der Erde das Samenkorn sich in seiner Bestimmung entfalten kann. Schlangen als Ortsgeister von Bergen finden sich auch in der Antike. So zeigt ein Wandgemälde aus Herkulaneum eine Schlange, die von einem Altar frisst, mit der Beischrift „genius huius loci montis“[72]. Vor dem Vesuv erscheint die Schlange auf einem Bild aus Pompeji. Neben dem Berg, dessen vulkanisches Gestein sich für Weinbau besonders eignet, steht Dionysos mit einem Tyrsosstab und seinem Tier, dem Panther.

5. Erfahrbarkeit in der Moderne

Im Christentum sind viele der Aspekte der alten Götter durch Heilige ersetzt worden. So tritt an die Stelle der Kybele Barbara. Die Heilige mit dem Turm ist zugleich die Patronin der Bergleute, die im Bergesinneren arbeiten[73]. Ein typischer Kybeleberg ist der Rücken von Castel Feder bei Auer in Südtirol. Das Patrozinium der in römische Zeit zurückreichenden Kirche St. Barbara weist auf die numinose Qualität hin, die auch heute noch zu spüren ist. Der eng verwandte Nymphenaspekt erscheint in den Drei-Madl-Kulten, seien es Barbara, Margret und

[65] Dazu Lukan 1989, 177.
[66] Dazu: Roland Girtler: Der Tatzelwurm, Betrachtungen über ein gefährliches Fabeltier der Alpen, in: Mensch und Tier, Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung = Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung Bd 27, Marburg 1991 S. 223 - 229.
[67] Andrian 4.
[68] Andrian 159 ff..
[69] Haas 1982, 114.
[70] Andrian 362; Grimm I, 542. Als Schlange mit Frauenkopf dargestellt wird im Mittelalter auch häufig die Paradiesschlange.
[71] Andrian 366; Alpenburg 161.
[72] W. H. Roscher: Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Leipzig 1886-90 1. Bd 2. Abt unter Berufung auf Baumeister Denkmäler des klassischen Altertums 1, 593 und Pitturi de ercolano 1, 207. Auf pompejischen Gemälden erscheint unter einem opfernden Genius mit Füllhorn oft eine vom Altar fressende Schlange, durch Bodenlinie getrennt, als wenn es sich um den unterirdischen Aspekt des Opfergeschehens handle. Preller (Römische Mythologie 201) erwähnt einem Ortsgenius in Gestalt eines großen Serpens Draco im Theater in Capua.
[73] Barbara ist aber auch Geschützpatronin, also derer, die eine Stadt einnehmen wollen. Darin wirkt die Ambivalenz der Götter fort, die ein Thema und nicht eine Tendenz darstellen und deren Wirkung eine „homöopathische“ ist.



Kybele-Statue mit den der Göttin zugeordneten Löwen.

Katharina oder die drei Saligen oder die Dreiheit der Bethen. Margareth mit dem Wurm bezeichnet die Schlangen- oder Drachenqualität, Katharina mit dem Rad den Aspekt der Schicksalsgöttin.

Zeusberge sind im griechischen Bereich heute oft dem Propheten Elias geweiht. Mit dem Sonnengott hat Elias die Ikonographie des Auffahrens im Wagen gemeinsam, mit Zeus die Kraft, Regen zu bringen (was in der Geschichte seines Wettstreits mit den Baalpriestern begründet liegt). Dass er als Berggott gilt, hat gleich drei Wurzeln: Der Wettstreit mit den Baalpriestern findet auf dem Berg Karmel statt, seine Himmelfahrt auf dem Berg Horeb und dann erscheint er im neuen Testament auf dem Berg der Verklärung Christi. In einer Sage aus der Bukowina raubt er dem Teufel Blitz und Donner[74] und wird damit zu einer Prometheusgestalt mit positivem Vorzeichen.

Oft werden alte Bergheiligtümer nun dem heiligen Michael geweiht, so das berühmte am Monte Gargano (1050 m), das in der Antike Orakelstätte war. Die chtonischen Götter wurden meist dämonisiert. Michael ist ihr Bezwinger. Verschiedentlich werden Berge als von Unholden und Drachen behaust angesehen. Belegt ist dies z.B. beim Pilatus und beim Pic du Canigou, den 1285 König Peter III von Aragon bestiegen haben soll[75]. Die Drachen des Pilatus werden noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Scheuchzers ‚Itinera per Helvetiae Alpines' dargestellt.

Das Christentum hat aber die Differenziertheit der antiken Wahrnehmung von Atmosphären eingeebnet. So sehr im katholischen und orthodoxen Christentum auch die alten Götter weiterleben[76], so betont das Christentum doch durchgängig seinen Zentralaspekt, nämlich den Zusammenhang von Leiden und Erlösung. Durch Gipfelkreuze wird die Vielfalt möglicher Aspekte sehr stark auf einen Einheitscharakter (Berg des Leidensweges) hin überprägt. Dies ist in gewisser Weise die Vorstufe dazu, dass im Alpinismus der säkularisierten Gesellschaft Berge weitgehend als Orte des Kampfes gegen die feindlichen Elemente, als Orte von Mühe, Bewährung, Höhepunkt und Tod interpretiert wurden.

Zudem ist nicht mehr der Berg selbst göttlich, sondern er verweist nur noch auf einen jenseitigen Gott. Was übrigbleibt ist die symbolische Dimension[77], die freilich auch schon in der Antike anwesend ist. Der Berg oder Fels ist früh das Bild der Unbewegtheit und der Empfindungslosigkeit. Nur ein Berg kann sich dem angeschwollenen Gießbach entgegenstellen[78], nur der große Held dem anstürmenden Feind. Im Gegensatz zu den Menschen der Antike lieben die Götter die Berge und halten auf ihnen Rat. Berge sind wie Wälder Aufenthaltsort der wilden Tiere, so sind sie trotz aller Majestät Naturbilder des erregten Menschen[79], in dem wilde Leidenschaften miteinander kämpfen. Berge sind nicht unmittelbar bedrohlich, aber der Alltagsnutzung entzogen und dennoch prägend wirksam. Es ist diese Art von unaufdringlicher, mächtiger Wirksamkeit auf die Psyche und das landschaftliche Klima, die besonders geeignet ist, uns auch heute noch verstehen zu lassen, was ein Gott der Erfahrungsreligion ist. Auch die religiöse Dimension im Sinn von Transzendenz ist hier nicht fern. Die Berge erinnern beständig an das, was größer ist als der Mensch.

Säkularisierte Natur

Wie gerade der Argaios auch im 20. Jahrhundert noch als göttlich empfunden werden konnte, zeigt sehr anschaulich die Schilderung des Archäologen Kurt Bittel, der 1930 seinen Eindruck vom zentralen Berg Kappadokiens wiedergibt: „Immer wieder zog der mächtige Kegel des Erciyas Dag unsere Blicke auf sich, der aber nicht nur einen geografischen, sondern wahrhaft einen kulturellen Mittelpunkt Kappadokiens markiert, denn das tiefeingesenkte große Becken von Kayseri bildet mit seiner Fruchtbarkeit, seinem Wasserreichtum, seinen grünen Feldern und Wiesen und seiner dichteren Besiedlung eine Oase in der weiten kappadokischen Einöde. Dieser Garten schmiegt sich an den Fuß der nördlichen Ausläufer des erloschenen Vulkans an, der sich schützend über der großen Stadt Kayseri und ihren Gefilden erhebt. Es ist daher umso verständlicher, dass die Menschen alter Zeit in dem Flammen speienden Berg, der zugleich den fruchtbaren Lava- und Tuffboden hervorbringt, das Walten göttlicher Mächte verehrten und dass für sie die höchste Spitze des Berges, die sie vielleicht niemals zu betreten wagten, zum Sitze eines Berggottes geworden ist"[80].

Wir erleben auch heute das, was die Antike Götter nannte. Nur gibt es in unserer Zivilisation keine anerkannte Sprache, in der solche Erlebnisse als nicht nur für ein Subjekt bedeutsam weitergegeben werden könnten. Vielleicht wird man einwenden: Dass die Götternamen gute Bezeichnungsmöglichkeiten für Grundcharaktere der Natur sind, mag ja sein, aber verehren wird sie heute in aufgeklärten Zeiten doch keiner mehr ernsthaft. Oder doch? Das Heilige ist eigentlich schlicht und ergreifend das, was

[74] Cook I, 183 nach Dänhardt Natursagen, Berlin 1907 I, 139.
[75] Jacek Wozniakowski: Die Wildnis, zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit, Frankfurt.1987, 221.
[76] Das Festhalten der Bevölkerung in Gebirgsregionen gegenüber den Auslichtungsbestrebungen der Reformation ist auch auf die stärkere Erlebbarkeit der einzelnen Mächte zurückzuführen.
[77] R. Falter: Verschiedene Arten des Zugangs zur Natur, in: BBN-Mitteilungen 1/99 S. 12-17.
[78] Illias 17, 747 ff..
[79] Euripides Hippolitos 215 ff. und Bakchen 874.
[80] Kurt Bittel: Reisen und Ausgrabungen in Ägypten, Kleinasien, Bulgarien und Griechenland 1930-1934, Mainz 1998, 184.
[81] R.Falter: Die Auseinandersetzung um das Kraftwerk Mühltal an der Isar – ein Lehrstück, in: Ökologie 1/1998, 14- 18.

in sich selbst wertvoll ist. Es ist ein Irrtum zu meinen, der Mensch anthropomorphisiere die Natur, wenn er ihr Majestät und Würde zuschreibt, nein, er erfährt an ihr erst, was Würde ist. Genauso erfährt er am Fluss erst, was es heißt, eine Biografie zu haben, und er erfährt, dass er diese Urbilder nie erreichen kann, weil er eben ein Sterblicher ist.

Die Würde der Natur, die inzwischen in der schweizerischen Bundesverfassung verankert ist, ist keineswegs eine nur metaphorische Übertragung aus der menschlichen Sphäre. Viel eher ist Würde etwas, was zunächst nur den Göttern zukommt und dem Menschen nur übertragen zugeschrieben werden kann, insofern er an der Erkenntnis der Götter teil hat. Die Natur des Menschen kann bestimmt werden entweder in Absetzung zu den Tieren, dann erscheint der Mensch als Vernunftwesen, oder in Absetzung zu den Göttern, dann erscheint er als Sterblicher. Diese Abgrenzung ist zugleich eine gegenüber den Tieren, denn Tiere sterben zwar, aber sie haben kein Wissen um ihre Endlichkeit, sind insofern nicht „Sterbliche" im griechischen Sinn. Erst durch Bewusstsein gewinnt der Tod eine positive Eigenwesenheit, von der man sagen kann, dass sie zugleich der Führer zum eigenen Selbst ist. Durch die moderne Verdrängung des Todes entmenschlicht sich der Mensch. Tier und Gott haben noch etwas gemeinsam, sie dürfen anders als der Mensch einseitig sein. Der Mensch ist vor die Notwendigkeit gestellt, insofern einen „Mikrokosmos" zu bilden, als er die Kräfte im Gleichgewicht hält. Das steht hinter der Vorstellung, dass es dem Menschen nicht ansteht, nur einem Gott zu dienen, denn dies würde eine Einseitigkeit bedeuten, die nur göttlichen Wesen oder Tieren zusteht. In gewisser Weise ist der Mensch nicht nur den Tieren überlegen, sondern auch den Göttern, da nur er Mikrokosmos ist. In anderer Hinsicht aber steht er weit unter ihnen, insofern er nie ganz er selbst ist. Die hier nur angedeutete weise Differenzierung der griechischen Erfahrungsreligion wurde nie wieder erreicht.

Der Mensch, der seine Stellung in der Welt nicht versteht, missachtet auch die anderen Wesen in ihrer Stellung. Und so ist ein Teil unserer alpinen Aktivitäten geradezu eine Missachtung der Eigenqualität der Natur. Der Gott wird zum Turngerät. Bei Schluchtbegehungen und beim Wasserfallklettern wird ähnlich mit Bächen umgegangen wie mit Fels, d.h.: sie werden dadurch in viel extremerer Weise in ihrem Wesen missachtet. Es geht nicht so sehr darum, ob Canyoning bestimmte Arten gefährdet, es bedroht, wie freilich auch schon vielfach die hochtechnisierte Kletterei der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, unsere Beziehung zum Berg.

Lässt sich die Trennung von Sein und Sollen in echtem Naturbezug halten? Ist es nur ein subjektives Gefühl, wenn gegenüber einer Landschaft, der ich viele schöne Erlebnisse und wichtige Einsichten in die Natur des Lebens verdanke, Dankbarkeit aufkommt? Und liegt es nicht nahe, diese Dankbarkeit so abzustatten, dass ich etwas Schönes hinterlasse, und noch mehr, dass ich mich für eine Landschaft einsetze, wenn sie durch menschliche Ambitionen gefährdet ist? Der moderne Quälgeist, der in uns allen sitzt, wird einwenden: „Aber die Landschaft hat doch nichts davon und der Berg gibt auch keine Antwort auf die Frage, ob es recht ist bestiegen zu werden." Freilich sind wir modernen Menschen meist unfähig, solche Antworten zu vernehmen, weil sie nicht wortsprachlich sind, aber daraus gleich zu schließen, es gebe sie nicht, das heißt doch den Blinden zum Richter über die Farbenlehre zu machen.

Ich will zum Schluss ein persönliches Erlebnis anführen: Ich suche jedes Jahr die Isarquelle im Karwendel auf, halte Rückschau auf das, was sich in meinem Leben in diesem Jahr verändert hat (allein der gleiche Ausnahmeort regt dazu an und ich vergleiche es damit, was sich in diesem Jahr für die Isar verändert hat. Dabei kommen Gedanken auf, ob das, was ich für die Isar (als Sprecher einer Bürgerinitiative zu ihrer Renaturierung südlich von München[81]) tue im rechten Verhältnis dazu steht, was sie mir gibt und umgekehrt, was ich eigentlich für die Renaturierung meines biographischen Flusses unternehme.

Die Aporien des modernen, ganz vom naturwissenschaftlichen Denken geprägten Naturschutz jedenfalls gab es in der Antike nicht. Wenn wir es vorurteilsfrei betrachten, dann schützen wir auch Berge heute nicht für irgendwelche Rote-Liste-Arten, sondern Berge sowie ihre Tier- und Pflanzenarten für uns.



Sakrallandschaft von Amisos, kaiserzeitliche Münze.

Friedrich Nietzsche – Philosoph im Gebirge

Von Dr. ALBERT VINZENS



Friedrich Nietzsche (1844 – 1900)
Selbst kein Alpinist gilt Nietzsche bei vielen Bergsteigern aufgrund seiner Schriften als Verwandter des Herzens und der Seele.

IM GEBIRGE *ist der nächste Weg von Gipfel zu Gipfel: aber dazu musst du lange Beine haben. Sprüche sollen Gipfel sein.* Dieser Satz ist kaum aus dem Mund eines Bergsteigers, denn für diesen definiert sich Gipfelglück durch Aufstieg und Abstieg. Dagegen trifft er Friedrich Nietzsches Umgang mit der Sprache: Seine Gedanken springen von Gipfel zu Gipfel, sie ragen wie uneinholbare Spitzen ins Ätherblau des Geistes, hoch über den letzten Zacken und Graten der irdischen Welt. Dünne Luft braust scharf und kalt um seine Worte, links und rechts geht es steil und tief an ihnen hinunter.

Als Mensch dagegen stand Nietzsche mit kurzen Beinen da. Über die Talperspektive kam er nicht hinaus, von Gipfelsicht keine Rede. *So steigt der Mensch auf gefährlichen Wegen in die höchsten Gebirge, um über seine Aengstlichkeit und seine schlotternden Kniee Hohn zu lachen*, dieser Spruch mag Kletterer an persönliche Erfahrungen erinnern, zu Nietzsche passt er nicht. Wenn ihm die Biografen in die Berge folgen, werden sie überall fündig, nur nicht auf Gipfeln. Es gibt keine Hinweise darauf, dass Nietzsche die Wanderwege je verlassen und steilere Anstiege aufgesucht hätte. Von Diäten geschwächt, siech an Geist und Seele, marod im Kopf und mit Schmerzen bis zum Erbrechen, so irrte der lichtempfindliche und halb blinde Philosoph, versehen mit Brillen zwischen -13 und -20 Dioptrien, während zwanzig Jahren durch die Gebirge. Als einer der ersten europäischen Intellektuellen ohne festen Wohnsitz mietete sich der höflich stille, zuverlässig angenehme Kurgast alljährlich in abgelegenen Bergpensionen ein. Kein Alkohol, kein Nikotin, weder Haustiere noch Frauenbesuche erschreckten seine Vermieter; nur in der Wahl des Kakaos und spezieller Würste, die er sich von seiner lieben Mutter aus Naumburg schicken ließ, war er wählerisch.

Wenn Nietzsche aus dem Haus trat, gab er das Bild eines harmlosen Wanderers ab. Dass sein Geist in Gedanken gipfelte, um die sich heute Lehrstühle und Verlage rangeln, wusste zu seiner Zeit niemand – außer er selbst. Leichtes Wandern war die Grenze für Nietzsche, *vor grösseren Spaziergängen* musste er sich bereits *in Acht nehmen*. Unterwegs hielt er inne, zückte ein Büchlein, kritzelte hinein, steckte das Büchlein weg und ging weiter. Gedanken wollen, so seine Maxime, in erdlosgelöster Geistesakrobatik erobert und gleichzeitig mit Füßen erschritten werden. Auf einsamen Spaziergängen suchte Nietzsche als Vertikaldenker nach Griffchen und Ritzen. Die Gefahr des Absturzes war größer als beim geübten Kletterer in griffarmem Fels. *Wie komm ich am besten den Berg hinan? - Steig nur hinauf und denk nicht dran*, auch dieser Spruch passt wenig zu Nietzsche, weder was das sichere Steigen noch das leichte Denken betrifft. Heute wissen wir's, Nietzsche war als Desperado des Geistes ausgerüstet wie die ersten Himalayafahrer auf dem Weg zum Everest, free solo in Unwägbarkeiten, von Anfang an über den Point of no return hinaus, voller Wagemut, doch ohne Aussicht auf den Gipfel.



In Sils „wo Italien und Finnland zum Bunde sich treffen"; ein schöner Vergleich für die Berge zwischen Bernina und Bergell im Süden Graubündens. Hier fand Friedrich Nietzsche die Landschaft seines Herzens, die ihn zu seinem Hauptwerk „Zarathustra" inspirierte.
Foto: Peter Donatsch

Mit der Ankunft in der Schweiz am 19. April 1869 setzt bei Nietzsche die Suche nach dem idealen Gebirgsort ein. Der 24-jährige ist einem Ruf an die Universität Basel gefolgt und wird Professor für Philologie. Von allem Anfang an unternimmt er während der Sommerferien, manchmal auch im kürzeren Herbsturlaub, Reisen in die Berge. Im Jahr der Ankunft reicht's noch nach Interlaken und zum Pilatus, danach lernt Nietzsche den Axenstein kennen, das Maderanertal, Flüelen, den Gotthard und den Rigi, Gimmelwald, den Brünig, Brienz, den Faulensee, das Kandertal, Rosenlaui, Grindelwald, Meiringen, den Männlichen, Amden, die Rabiusa- und die Viamalaschlucht, Splügen, Flims und Bergün, Bad Ragaz, Wiesen, St. Moritz, Scuol und, spät, aber *für immer und ewig*: Sils Maria im Engadin 1881.

In den Briefen zwischen 1869 und 1879 ist von der Großartigkeit der Berge wenig die Rede. Wenn er auf dem Pilatus von eiskalten Wolken berichtet, in die gehüllt er dort *ohne jede Fernsicht* schreibe, dann ist dies vor allem ein Wetterbericht seiner Seele. Zwar sind für den zugezogenen Sachsen die *Eis- und Schneegipfel in den Alpen* eine Entdeckung: *rein, einsam, schwer zugänglich, trieblos, vom Leuchten der Liebe umflossen, erhebt sich hier die Natur; Wolken und Gewitter, ja selbst das Erhabene, sind unter ihr.* Doch Beschreibungen wie diese sind selten, der Blick in die Innenwelt überwiegt. Nietzsche leidet an seiner Existenz, immer schon, und in Basel besonders. Mit seinen Schriften verbaut er sich den Ruf eines ernsthaften Wissenschaftlers, von seinem einst *verehrten und geliebten Meister* Richard Wagner beginnt er sich abzuwenden, er fühlt sich überall fehl am Platz und sucht das Gebirge. Die Reisen an immer neue Orte spiegeln die innere Flucht. Was bleibt, ist Gegnerschaft in allen Dingen. Dies wiederum fördert den Prozess des Schreibens. Der Preis ist Isolation. Die Sommeraufenthalte im Gebirge, wo Nietzsche angesichts der topografischen Ausblicke das eigene Leben vorzugsweise in der Überschau erscheint, machen ihm das Ausmaß seiner Einsamkeit bewusst. In

Bergün notiert er, es sei *etwas Schreckliches, so immer gegen den Strom zu schwimmen und mitunter habe ich das Leben recht satt.* Der Weg ins Gebirge ist mit Steinen der Selbsterkenntnis gepflastert. Vor der Abfahrt nach Grindelwald schreibt Nietzsche einmal, es gehe nun *fort in die Berge, in die höchste Einsamkeit, fort, fast möchte ich sagen: zu mir.*

Mit dem Wunsch auf Landschaften, die seinem Denken Raum und Tiefe geben, verbindet Nietzsche die Hoffnung auf Linderung seiner physischen Schmerzen. Jeder neue Ort bringt andere Kuren mit sich, Linderung tritt selten ein. *Ein böser Tag, 17 Bäder genommen.* Wegen der Lichtempfindlichkeit seiner Augen geht Nietzsche *schon 2 Stunden bevor die Sonne in die Berge kommt* los, zieht sich in der hellen Mittagszeit in die Häuser zurück, um dann *in den langen Schatten des Nachmittags und des Abends* nochmals hinaus zu gehen. Ein wenig lesen, schreiben, schlafen und spazieren, das ist *die einzige Existenzform*, die er aushält.

An Michaeli 1872 ist Nietzsche unterwegs von Basel nach Chur und weiter in die Berge von Graubünden. Aus Baden bei Zürich telegrafiert er an die Schwester Elisabeth nach Deutschland: *Heute reinste Herbstschönheit, nun fort ins Erhabene.* In Splügen unterhalb des San Bernardino ist Nietzsche glücklich. *Mir ist es als ob ich die Schweiz noch gar nicht gekannt habe. Das ist meine Natur, und als wir in die Nähe des Splügen kamen, überkam mich der Wunsch, hier zu bleiben,* berichtet er seiner Mutter Franziska. Das alpine Hochtal bei Splügen *ist ganz meine Lust.* Nietzsche konstatiert begeistert, dass er hier *ohne jede Gesellschaft leben kann.* Die Menschen erscheinen ihm *wie die Platonischen Schatten vor meiner Höhle.* In solch menschenfernen, bergbegeisterten Tönen hören wir Nietzsche erst wieder in Turin, 17 Jahre später, in jenem letzten Herbst seines bewussten Lebens, wo er, mit dankbarem Blick in die nahen, von Herbstlicht und erstem Schnee verklärten Berge schaut und wie ein verglühender Vulkan in enger Folge seine vier letzten Bücher gebiert, bevor er, geistig und seelisch heruntergebrannt, zum Jahresende hin dem Wahnsinn verfällt.

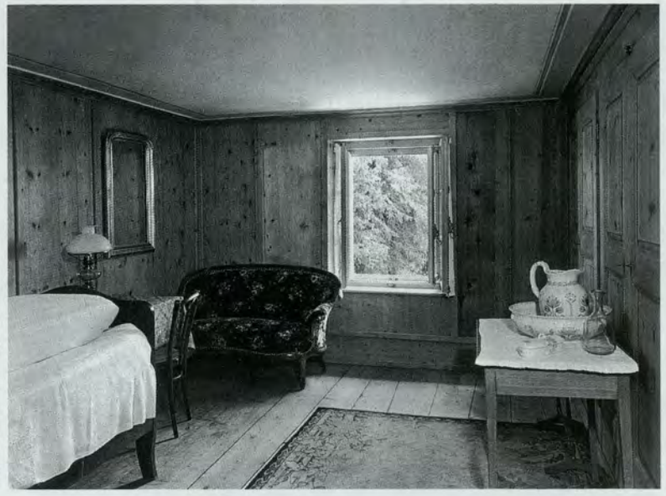
Zwischen Turin und Splügen liegt Sils Maria. 1879 lernt Nietzsche das Oberengadin kennen, vorerst St. Moritz. Der Stand der touristischen Erschließung ist fortgeschritten, der Vorzeigekurort protzt mit seinem das Landschaftsbild verunstaltenden Hotelgigantismus. Der säkularisierte Umgang mit der Natur, die durch Vermessung festgezurrte Landschaft, die



Das Nietzsche-Haus in Sils-Maria; hier verbrachte er eine Zeit geistiger Fruchtbarkeit in den Sommermonaten 1881 und 1883 – 1888.

mit Wegen und Bahnen eroberten Berge, der Bergführer als Berufssportler mit dem unfallversicherten Tourengast am Seil, all dies ist hier Programm. Von St. Moritz geht außerdem der Beginn des Bündner Kraftwerkbaus aus: Johannes Badrutt, Gründer des Kulmhotels, hat 1878 von der Weltausstellung in Paris die Idee einer elektrischen Beleuchtungsanlage mitgebracht. Ab sofort speist ein Wasserkraftwerk die ersten elektrisch beleuchteten Speisesäle, illuminiert nächtliche Spazierwege etc.

Nach einmaligem Aufenthalt in St. Moritz entdeckt Nietzsche 1881 Sils Maria. Sieben Sommer verbringt er in Sils, *wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind.* Nietzsche atmet die *beste und mächtigste Luft Europas*, er fühlt sich frei wie damals in Splügen, *6000 Fuß über der Menschheit.* Hier läuft ihm Zarathustra über den Weg, hier begegnet ihm der Gedanke der *Ewigen Wiederkunft des Gleichen.* Sils liegt hoch, die Waldgrenze ist nah, die umgebenden Berge sind kahl und abweisend. In diesem stillen Dörfchen, wo ihm die Sinnlosigkeit seiner Existenz mit heftiger Gebärde entgegenschlägt, schafft Nietzsche wichtigste Werke. Wie ein Wüstenvater, in karger Umgebung, schließt er sich in eine niedrige Kammer ein, um zu denken und ab und zu ins Fextal zu eilen oder zu den Silser Seen (alles ist dokumentiert und öffentlich zugänglich, das Bauernzimmer und das Haus, wo er logierte, die Felsen, wo ihn seine Inspirationen ereilten, die Zettelchen, welche er vollschrieb). Nietzsche träumt, in Sils *eine ideale Hundehütte* zu bauen und an diesem heiligen Ort dereinst zu sterben.



Fotos: Montabella Verlag, St. Moritz

Das von Nietzsche während seines Aufenthalts in Sils-Maria bewohnte Zimmer.

Nietzsche war nicht der Tourist, wie er heute im breitreifigen Auto, mit Etagengepäckträger für Spezialrad und Surfbrett, in die Tiefgarage unter den Dorfkern von Sils Maria rollt, er war knapp bei Kasse und alles andere als körperlich fit. Ebensowenig war er ein Philosoph wie Adorno und viele andere, die nach ihm, auf der Durchreise und in Schnellschüssen, Marginalien ins Gästebuch schrieben, er war auch kein Dichter wie Thomas Mann, welcher mit seinem Verleger im Fünfsternhotel Waldhaus – heute findet dort das alljährliche Nietzsche-Kolloquium statt – ‚unsterbliche Gespräche' führte; kein Vergleich schließlich mit Hermann Hesse, der hier sicher auf Schiern über den Schnee glitt, um sich zur Erholung ins Konzert nach St. Moritz fahren zu lassen. Nietzsches leidvolles Leben in Sils Maria zu stilisieren wäre geschmacklos. Wir Nachgeborenen mögen beim Klang der Silser Kirchenglocken vielleicht Ähnliches erleben wie Nietzsche damals – der Rest ist Differenz. Nietzsches Begegnung mit Mensch und Natur war vom *Pathos der Distanz* bestimmt. Dieses Pathos ist unzeitgemäß. Aphorismus 15 aus *Die fröhliche Wissenschaft* heißt *Aus der Ferne*, Nietzsche beschreibt darin den Reiz eines weit herum sichtbaren, zauberhaften Berges und kommt zum Schluss, *dass manche Größe, wie manche Güte, nur auf eine gewisse Distanz hin gesehen werden will, und durchaus von unten, nicht von oben, – so allein wirkt sie.* Dieser Perspektive mag unsere Zeit haptischer Abenteuersucht nichts abzugewinnen, dennoch eröffnet sie die letzten großen Abenteuer, die dem Menschen geblieben sind, und dies sind die Abenteuer des Geistes und des Denkens.



Auf zahllosen kleinen Notizzetteln hielt Nietzsche seine Ideen fest.



Die in Nietzsches Todesjahr angebrachte Gedenktafel auf der Halbinsel Chastè im Silsersee mit dem trunkenen Lied aus „Zarathustra".

Die Letzten löschen das Licht

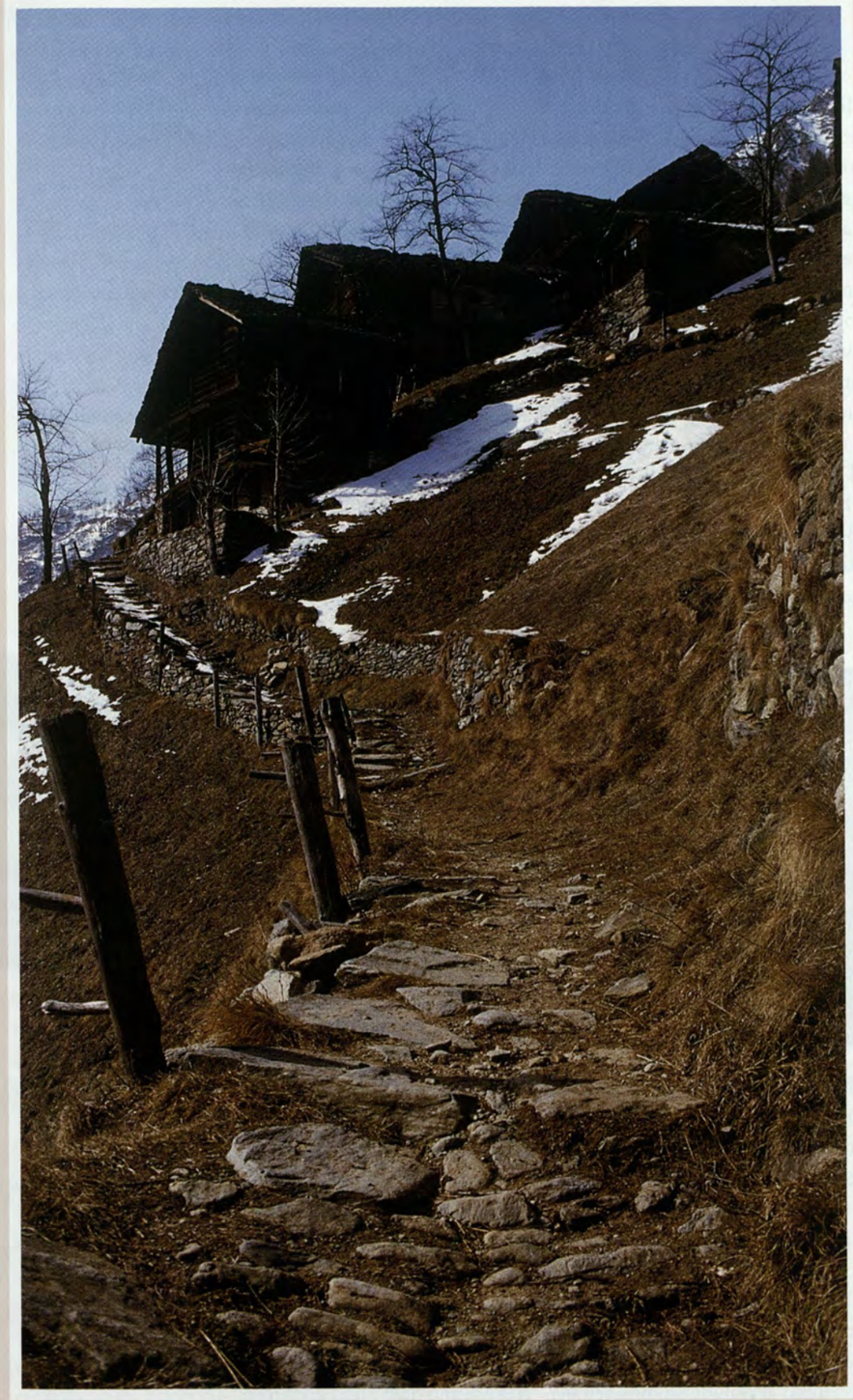
Wie sich ein Fremder dem „Schwarzen Tal“ am Monte Rosa nähert – Zwölf Briefe nach Deutschland

Von EBERHARD NEUBRONNER

Val Vogna, 27. März

Sehr geehrter Doktor H.,
Sie wollten eine Nachricht aus Italien erhalten und nun finde ich keinen Anfang. Es regnet, ich sitze fröstelnd auf meinem Bett im Gasthaus eines piemontesischen Weilers, um mich herum haben sich alle Berge verhüllt. Der kleine Ort Sant'Antonio liegt im Vognatal unweit des Monte Rosa, südlich vom Alpenhauptkamm – im Norden müssen Sie sich das Wallis denken, die Metropole Zermatt und nicht zuletzt den Matterhornrummel. Wussten Sie, dass man dort Tag für Tag saubere Geißen durchs sogenannte Dorf treibt und vor allem Japaner dies als Inbegriff rustikaler Ursprünglichkeit fotografieren?
Hier im äußeren Tal gibt es eine alte Frau, Giuliana Capelli, die ebenfalls Ziegen hält. Sie melkt und stellt Käse her, ihre zwölf Tiere bleiben sich weitgehend selbst überlassen. Giuliana hat bis vor kurzem den letzten Laden des Val Vogna betrieben (eine jener Inseln, in denen Seife, Wurst, Brot und Waschpulver dicht nebeneinander auf Kundschaft warten), doch der jahrelange Widerstand gegen das größere Sortiment war vergeblich: Supermärkte locken im nahen Sesiatal und viele Nachbarn sind motorisiert.
Aber ich schweife ab. Was soll ich erzählen? Eben ist mein Wirt am Zimmer vorbei unters Dach geklettert, wo die Salami duften, denn das Abendessen kann ohne Vorspeise nicht stattfinden. Der Patron heißt Silvino Vaira, seine Partnerin Silvana Ferraris (verheiratete Frauen behalten in Italien oft ihren Geburtsnamen); zu ihnen gehören die Kinder Daiana, Emanuele, Leonardo und Filiberto. Daiana ist sechzehn, Filiberto lutscht noch am Daumen. Entschuldigen Sie, wenn ich manchmal etwas lang werde. Das hat Gründe. Im Vognatal spielt Zeit eine geringere Rolle als in Ihrer Praxis, sie wird meist verschenkt oder zumindest nicht rationiert. Morgen kommt der nächste Tag, sagen die Bauern und sind vom *¡Mañana, Señor!* weniger weit entfernt als es die Distanz zwischen Italien und Spanien vermuten ließe. Freilich: Wenn Vairas Lokal voll ist, wenn Gruppen aus Mailand, Turin oder Novara nach den Ravioli das Rinderfilet in Rotwein spachteln, dann geht es für ein paar Stunden hektisch und laut zu.
Bergler sind anders gestrickt als die Leute der Ebenen. Vor elf Jahren war ich zum ersten Mal im Piemont unterwegs, habe fünf Gebirgsgruppen wandernd durchquert und bin am siebten Tag meiner sieben Wochen langen Traverse vom Wallis nach Ligurien in Sant'Antonio gestrandet. Ja: gestrandet, ein fremder Gast ohne klare Identität; trotz des *buon giorno* schien ich im Rifugio Valle Vogna nur halb willkommen zu sein, man beäugte mich und antwortete einsilbig auf meine Fragen. Was hast du falsch gemacht, dachte ich unsicher, nicht kalkulierend, dass Vorsicht dem Schutz dient und Freundschaft erworben sein will. Vielleicht haben wir, deren Welt im dritten Jahrtausend seit Bethlehem globalisiert ist, das vergessen?
Silvana ruft von der Küche her. Schluss mit dem Monolog!

Bis bald, Ihr N.



„Manche Siedlungen sind noch ganzjährig bewohnt, andere verfallen oder werden bloß während des Sommers genutzt“
(Rabernardo di sotto, 1453 m)

Sant'Antonio, 10. April

Sehr geehrter Doktor,
unglaublich, wie schnell die italienische Post gearbeitet hat. Danke für Ihre Zeilen vom letzten Mittwoch. Heute ist Montag! Ein Wunder.
Sie bitten mich, eine Skizze meines Tals zu zeichnen? Gut. Hier also zunächst unsere geografische Position: Südlich vom Grenzverlauf Schweiz/Italien, am Fuß des Monte Rosa, liegt das Dorf Alagna (es wurde im 13. Jahrhundert durch Walser gegründet: ein deutschstämmiges Bergvolk) mit alten Holzhäusern, steingedeckt, und Hotels. Dem Gletscherbach Sesia folgen Sie nun drei Kilometer weit in Richtung Poebene, schwenken bei Riva Valdobbia rechts und steigen dann aufwärts. Das Val Vogna wird Ihnen, so wie mir Ende der achtziger Jahre, sein wildes Gesicht zeigen: eine Klamm, dunkle Nadelbäume und kleine Siedlungen, die braun aus dem Wald wachsen. Manche sind noch ganzjährig bewohnt, andere verfallen oder werden bloß während des Sommers genutzt; insgesamt haben Bauern und Hirten auch hier, wie in allen kargen Winkeln Europas, den ewigen Lebenskampf satt.
Sagte ich ‚haben'? Anno 1708 lebten im Vognatal 111 Familien mit 534 Personen. 1904 wurden 294 Männer, Frauen und Kinder registriert, 1936 waren es 165 Menschen, 1971 zählte man 88 und 1996 nicht mehr als 31. Nach dem Jahrtausendwechsel sind 27 vorwiegend Ältere in sechs von 15 Weilern übrig geblieben, was zwischen 1708 und jetzt einem Rückgang um 95 Prozent entspricht. Dramatische Landflucht! Die Almen kommen kaum besser weg, denn von 38 *alpeggi* gelten 30 als tot.

„Insgesamt haben Bauern und Hirten auch hier, wie in allen kargen Winkeln Europas, den ewigen Lebenskampf satt"
(Oro, 1500 m)



„Der Tag war mild. Meisen zirpten, ich höre Geknister und dachte, dass jetzt die Berge sich dehnten wie Riesen nach ihrem Winterschlaf"
(Cambiaveto, 1499 m, rechts unten Sant'Antonio)

Mir war das alles noch unbekannt, vor elf Jahren, beim Antrittsbesuch in Sant'Antonio. Harte Fakten wurden damals durch Pittoreskes geschönt: Wer gut betucht reist und nirgends wurzelt, lässt sich gern vom ‚letzten Indianer' begeistern oder von dessen angeblich schlichter Wesensart, die uns Städter daheim wohl langweilen würde. Vorsicht also, dachte ich später. Dürfen piemontesische Bergbauern missioniert werden? Fehlt ihnen ein Stück Rousseau? Nein, kein Bedarf. Ich will Sie nun mit weiteren Spitzfindigkeiten verschonen und Ihnen einen Gang anbieten. Wir spazieren von Silvino Vairas Lokal aus, dem früheren Pfarrwidum neben der gekalkten Kirche, nach Rabernardo hinauf. Sie sehen den schmalen Pfad zwischen Lärchen mäandern; seine Pflasterung und die überwachsene Randmauer werden bald brechen und abrutschen, wenn niemand das Erbe zahlloser Vorgänger pflegt. Oben, im 1707 errichteten Hof *Casa Nova*, haust Ugo Carmellino allein und stumm, seit der Vater Marino halb blind gestorben

ist. Schon zu Lebzeiten dieses Mannes brachte Ugo nur einzelne Wörter heraus. Nicht weil er blöde war, sondern wegen des dominanten Marino, dessen Jahrzehnte als Hüttenwart im Ospizio Sottile am Valdobbia-Pass dem erwachsenen Sohn wenig Raum ließen.
„Wir Armen" murmelte der alte Carmellino oft seinen Lieblingssatz. Trotz ärztlicher Warnung rauchte er starken Tabak und berichtete hustend vom „goldenen Roggen, den vierzig Seelen in Rabernardo geschnitten haben, Sommer für Sommer. Aber jetzt? *Poveri noi.*" Neben ihm hockte ich oft vor der sonnengeschwärzten Casa Nova. Von dort schaut man frei zum Talschluss, wo Sie sich als Wanderer hinter dem Dorf Peccia entscheiden müssten: Geradeaus geht es zur Senke des Passo del Maccagno, rechts zum Colle Valdobbia. Eben dort hat 1822 ein Philantrop namens Nicolao Sottile das nach ihm benannte Hospiz gestiftet, denn der 2480 Meter hohe Übergang ist rauh und war jahrhundertelang eine Menschenfalle.
Bleiben wir noch einen Moment sitzen, ehe ich mich von Ihnen trenne. Die Luft riecht nach Erde, Ugos Aprikosenbaum blüht und schneit, seine Bienen schwärmen schon. Ihr Summen klingt wie das Versprechen des Frühlings, dass auch heuer ein Mai, ein August, ein Herbst und schließlich – jedenfalls hier im Val Vogna – ein langer Winter kommen werden. Trotz Ozonloch, schmelzender Polkappen, Klimasprung ...

Ich warte auf Ihren Brief. Alles Gute! Ihr N.

Cà Vescovo, Ende April

Lieber Doktor H.,
welches Datum haben wir heute? Mich holt im Val Vogna das süße Nichtstun ein. Der Sonnenstand meldet, dass es jetzt Mittag ist; die Turmuhr von Sant'Antonio sollte seit Monaten reguliert werden, aber weil Vairas älterer Vetter Luigi seine Aufgabe vor sich her schiebt, geht besagtes Werk falsch. Eine Stunde mehr oder weniger? Luigi grinst, wenn man ihn mahnt.
Und Sie? Ich wette mit Ihnen um zwei Flaschen Barolo: Mein Facharzt H. würde am ersten Tag ‚Bella Italia' singen, am fünften die Stirn runzeln und am zehnten verzweifeln. Ihre Terminwelt mag keinen Schlendrian. *Dolce far niente*, na schön, aber nicht auf Kosten zahlender Gäste während des Urlaubs.
Ich höre Sie sanft im Medizinerton widersprechen und spüre sogar eine gewisse Neugier, denn Ihr Brief vom 19. enthält viele Fragen. Lassen Sie mich bitte nach und nach antworten – in homöopathischen Dosen.
Diese seltsame Sant'Antonio-Uhr! Sie hämmert stets zweimal hintereinander, damit auch Vergessliche wissen, was jede Stunde geschlagen hat, doch vorhin flogen vier Töne ohne Wiederholung zu mir hinauf und erinnerten mich an den faulen Cousin. Vom Weiler Cà Vescovo aus sehe ich die Kirche, Silvinos Rifugio und im Hintergrund die tiefe Schlucht des Torrente Vogna. *Torrente* heißt Wildbach, sein Rauschen trägt weit, die Schneeschmelze hat früh begonnen. Pestwurz und Huflattich öffnen ihre Knospen und auch rosa Mehlprimeln sind zu finden, wenn man entsprechende Plätze kennt. Aber ich will jetzt nichts suchen. Lieber ist es mir, meine Bank zu verlassen und abzusteigen, um Sie in Sant'Antonio einzuführen.
Hätte ich das nur schon vor zehn Jahren tun können! Damals lebte noch Remo Orso (*ursus* = der Bär) im Dorf. Dieser Nachbar antwortete nie, wenn man ihn grüßte. Mein erster Kontakt mit ihm glich einem Unfall; ich sagte höflich „hallo" und stieß gegen Fels, was immer wieder geschah, dann klärte die Wirtin Silvana Ferraris mich auf: *Povero Remo* sei schwerhörig und

sehe schlecht. Ach, dachte ich und weiß seither, wie sensibel Remo trotz aller Kanten war, dass er Silvanas Kinder vergötterte und aus dem kleinen Sohn Leonardo einen Bergbauer machen wollte, *un montanaro vero*. Leonardo hing an ihm wie eine Klette.
Nein, derart zusammengeschmiedete Glieder wird das Vognatal nicht mehr hervorbringen. Übrigens ist Remo Orso, wenn man so sagen darf, ohne Aufwand gestorben – er setzte sich nach dem Heuen vor seinen Stall, fiel um und war tot. Weil der Junggeselle kein Testament hinterließ, haben die braven Pächter des Rifugio ihn beerdigen lassen. Sein Kreuz schmückt ein Porzellanbild. Remo in Riva wirkt dauerhaft angestrengt, als wolle er sagen: „Ich sehe und höre dich nicht. Sprich deutlicher!"
Im vorletzten Holzhaus neben der Kirche wohnt Angiolina Gens, eine Frau Ende achtzig mit dünnem Haar. Ihre Mutter hat nach dem Ersten Weltkrieg beim Bau des Albergo Stolemberg über Alagna geradezu tierische Lasten geschleppt. Zement, Nägel, und Werkzeug trugen die *portatrici* zum Col d'Olen hinauf, eintausendsechshundert Höhenmeter in jeweils vier Stunden. Welcher Idiot, frage ich angesichts solcher Kraft, durfte einst vom 'Schwachen Geschlecht' faseln? Diese Mädchen schufteten später drei Viertel ihres Lebens allein; sie hatten Feld, Vieh und Familie am Hals, während der Mann als Stuckateur oder Gipser im Ausland arbeitete und periodisch heimkam, um für weiteren Zuwachs zu sorgen. Auch Angiolina buckelte einst den Rotwein in Fünfzig-Liter-Ballons von Riva bis Peccia, wo dann ihr Vater den Stoff auf Flaschen zog und zum Hospiz am Valdobbia transportierte.
Lieber Doktor: Wer *das* verdaut hat, giert nicht nach mehr Selbsterfahrung oder färbt die Frisur rot, um als moderne Hexe zu glänzen! Emanzipation? Frauen wie Angiolina Gens waren stets gleichberechtigt. Mindestens! Ich möchte zwar nicht so weit gehen und das Wort ‚Matriarchat' in den Mund nehmen, doch wirklich *geherrscht* im klassischen Sinn haben die Herren im Vognatal wohl eher selten. Viele Gesellschaften mussten und müssen ja schon aus täglicher Not heraus teilen, ein Phänomen, das vom fernen Alltag der Jagd und des Sammelns bis hin zu unserer Welt reicht: Tschetschenien, Kosovo ...
Grau sei alle Theorie, werden Sie einwenden. Also gut: Bald will ich mich bessern.

Mit realistischen Grüßen, Ihr N.



„Diese seltsame Uhr! Sie hämmert stets zweimal hintereinander, damit auch Vergessliche wissen, was jede Stunde geschlagen hat"
(Sant'Antonio, 1381 m, mit Kirche und – links am Turm – dem Rifugio Valle Vogna)

Val Vogna, 16. Mai

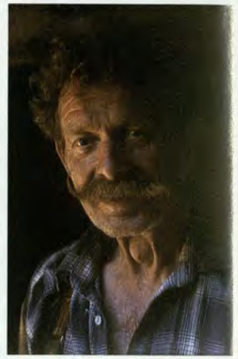
Lieber Doktor,
Marino Carmellinos zweiter Sohn Osvaldo hat vor wenigen Jahren vier von fünf Hütten der Alpe Larecchio gekauft (im Vallone di Valdobbia, 1900 Meter hoch, auf einer Ebene zwischen Lärchen und dem zauberhaft klaren Larecchio-See). Man munkelt hier, dass die früheren Besitzer ihm rasch den Zuschlag gegeben haben, damit kein Investor aus Mailand oder Turin sich anschleicht und etwas hinklotzt – ein Hotel oder gar eine Bergbahn schlimmstenfalls. Die Straße von Sant'Antonio nach Peccia ist ja schon fertig, wofür Teile der antiken Route Mailand-Lyon zerstört wurden, sprich: jener Pfad, dessen Steinplatten längst offiziell geschützt werden sollten. In Italien liebt man schöne Dinge und klagt, weil sie durch Hässliches abgelöst werden. Pure Show! Wenn nur lamentiert wird, bleibt alles Fassade. Der Alpenclub CAI, zum Beispiel, hat sich erst dann laut erregt, als schon die Bagger bei Sant'Antonio polterten.
Nun, da Bauern und Hirten im hinteren Val Vogna sowie den Seitentälern von Maccagno/Valdobbia zur Rarität schrumpfen, ist der wieder und wieder verlangte Fahrweg fertig geworden. Für wen? Touristen brauchen ihn nicht.
A propos Tourismus: Jetzt, Mitte Mai, liegt noch ein großes Schweigen über Larecchio. Diese Alm mit ihrem Grasteppich, dem klingelnden Bach und den Holzbauten weckt und stillt zugleich alle romantischen Wünsche des Städters. So denkt er sich sein Arkadien, so wird es ihm nach einem tapfer bewältigten Anstieg zuteil. Barbarisch ist die Natur, doch weil Osvaldo und Flavia Carmellino nicht nur Käse oder Quark produzieren, sondern auch *cittadini* empfangen, lässt sich das Felshorn des Corno Bianco vom Tisch aus verehren. Dreitausenddreihundertzwanzig Meter? *Fantastico*!
Gestern war ich dort und Sie hätten Ihren Spaß dran gehabt, mich im letzten Harsch stapfen zu sehen. Lila Krokusse blühten auf aperen Wiesen, der kleine Bachlauf strudelte unter Eis. Die Ruhe tat wohl und als ein Greifvogel schrie, bin ich erschrocken.



„Eine Straßenverbindung von Riva nach Gressoney würde dem Vognatal mindestens Lärm und Gestank garantieren"
(Weiler Cà Vescovo, 1466 m, über Sant'Antonio)

Von Larecchio bis zum Hospiz am Colle Valdobbia rechnet man während des Sommerhalbjahrs etwa anderthalb Gehstunden. Kurz vor der Hochfläche Piano del Celletto erinnern neben dem Weg zwei rostrote Kreuze an drei Verirrte, die hier tot gefunden wurden. Maddalena Erba, Caterina Miretta und Pietro Lobietto starben im April 1743: Emigranten auf Urlaub, vom Sturm erstickt und unter Triebschnee begraben. Wieviele solch armer Seelen ziehen stumm durch die Jahrtausende! Eine endlose Prozession ... Warum erzähle ich das? Weil Sie mich nach Fakten gefragt haben. Lieber H., man redet leicht über materielle Mängel, wenn der Chianti Classico temperiert ist und die Dividende stabil bleibt. Aber was wissen wir wirklich?

Marino Carmellino aus Rabernardo, sage ich Ihnen, hatte sechs Kühe. Sein Sohn Ugo stellte je Sommertag zwei Kilo Toma her und wöchentlich fünf Kilo Butter, die Großhändler zahlten ihm pro Kilogramm durchschnittlich neuntausend Lire, der Liter Milch brachte vierhundert. Dann stürzte ein Tier vom Hang. Ein zweites fraß Erde und musste geschlachtet werden. Was blieb nun den Männern, selbst wenn sie eigene Fichten schlugen oder Kälber verkauften? Im Monat maximal tausend Mark, umgerechnet, plus Vaters Rente (fünfhundert). Seit Jahren indes verfällt der Holzpreis, weil Billigimporte ihm schaden. Seit Jahrzehnten schmecken Fabrikbutter und Industriemilch zwar flau, wenn man sie am piemontesischen Bergprodukt misst, doch welche rechnende Kundin interessiert das? Alpine Ware hat's schwer. Postskriptum: Einem anderen Bauern namens Mario wurde aus Brüssel befohlen, den Kuhstall zu kacheln. Er weigerte sich und wanderte ab.



„Vor vier Jahren schloss er Fenster und Türen: Mario Carmellino, Marinos Bruder, dem die Trennung vom Heimatort Oro fast das Herz brach"

Ich stehe in Marios Dorf Oro nach einer Wegstrecke, deren Auf und Nieder mich heute bei warmer Witterung von Sant'Antonio via Larecchio, Le Piane, Cambiaveto, Rabernardo und Cà Vescovo hierher geführt hat. Nur noch Le Piane ist ständig bewohnt, seine zwei Hofgruppen Sopra und Sotto (Oben und Unten) sind dicht aneinander gebaut; sie wirken wie schwarzbraune Schafe, die instinktiv Schutz suchen.

Auch Sicherheit, ja, denn das Tal blutet aus. Wie fast überall zwischen Monte Rosa und Mittelmeer halten die alten Leute stur an ihrer Heimat fest, was Soziologen mit dem Begriff ‚Kulturelle Erstarrung' umschreiben – man stemmt sich, ohne sichtbare Chance auf Prosperität, gegen jeglichen Wandel und gleicht einem Menschen im Fluss. Der Steg vor und hinter ihm ist zerstört; er kann bloß verhungern oder ins Wasser springen, das ihn fortreißt.

Was würden Sie wählen, Doktor?

Neben mir schnurrt eine Katze; sie hat den verlassenen Weiler erobert und putzt sich, ich werde ignoriert. Mäuse gibt's hier genug, Menschen sind ganz entbehrlich. Der letzte war Oro lebenslang treu, doch vor vier Jahren schloss er Fenster und Türen: Mario Carmellino, Marinos Bruder, dem die Trennung vom Heimatort fast das Herz brach. Ich besuchte ihn 1998 in Riva Valdobbia, wo ein Gespenst meine Hand nicht mehr loslassen wollte.

„Im Hintergrund murmelt der Wasserfall Croso Grande: geheimnisvoll, ohne Komma und Punkt"
(Die mit Gneisplatten gedeckten Dächer von Oro)

Trinken wir, jeder für sich, auf Mario. Im Sarg empfindet er keinen Kummer mehr.

Salute! Ihr N.



„Nun aber ist alles anders. Ein Verhängnis sucht unsere Siedlung heim und lässt sie sterben"
(Oro, 1500 m, im Vognatal. Dort lebt heute kein Mensch mehr)





„Setze Kartoffeln im Zeichen des Widders und meide die Zwillinge, da sich sonst doppelte Knollen einstellen"
(Frühe Feldarbeit bei Le Piane im hinteren Vognatal)

Sant'Antonio, 20. Mai

Lieber H.,

verzeihen Sie mir, ich bin durcheinander. Dieses Blatt soll den Dialog ersetzen, denn eben jetzt wäre Ihr Briefpartner froh, wenn er zur Sprechstunde kommen und sich mit Ihnen austauschen könnte.

Was heute geschehen ist?

Frühmorgens lehne ich am Altar der *alpini* (Sie wissen: italienische Gebirsjäger heißen so), einem Kubus aus Stein im unteren Straßendrittel zwischen Riva und Sant'Antonio. Von dort aus sieht man schon Vogna di sotto, das erste Dorf des Tals. Ich bin hierher gefahren, um Wild zu beobachten, und während ich gucke, tut sich etwas hinter mir: Ein keuchender Radler hat die Kurve geschnitten, er wankt, fällt vom Rad und streckt beide Arme aus, das Gesicht des Mannes wird fahl, Zuckungen schütteln ihn. Ich hinters Steuer und mit Vollgas zum nächsten Telefon nach Cà Morca, wo Giuliana Capelli sofort in Aktion tritt: „Ambulanz! Ambulanz zum Altar!"

Dio mio, murmelt Giuliana. Sie entkorkt eine Flasche. Als ihr Gast zwei Gläser Grappa geleert hat, meint die Ziegenfrau: „Schrecklich. Im Rifugio hätte man heute Mittag, wie jedes Jahr, die Tapfersten aus Novara gefeiert. *Giro d'Italia alla novarese*! Madonna, Madonna. Der Teufel war schneller."

Wieder am Unfallort sehe ich acht oder zehn Gestalten in bunten Trikots versammelt, manche stöhnen, andere gestikulieren - da ist nicht mehr zu helfen. Am Boden liegt eine Wachspuppe. Warum drückt ihr niemand die Augen zu?

Fremde im Val Vogna ... Sie preschen mit Rennrädern, Mountainbikes, Gleitschirmen und Kanus beladen von Mailand nach Sant'Antonio. Einige haben schon alte, halb verrottete Häuser gekauft und wieder aufgerichtet. Glauben Sie mir: Die ‚goldenen Armaturen' sind Realität samt der rustikal kaschierten Doppelgarage, denn Bauern und Berge, Weide und Wald dienen meist nur als Kulissen in einem Stück, dessen Hauptrolle der Städter spielt. Wann kommt es je zum Kontakt zwischen Hirten und Herren? Das Misstrauen der *montanari* sitzt tief. Sie sehen uns Pilze räubern oder Wiesen zertrampeln. Sie weichen aus, weil ihre Kittel gestopft sind und unsere Kameras klicken. Wissen Sie, Doktor, dass manche Touristen vom ‚guten Menschen im Paradies' plappern und so erst sein Elend rechtfertigen?

Aber nun diese Männer am Altar vor dem Toten: Ein paar seiner Freunde schluchzten dort laut, sie nahmen sich weniger wichtig als sonst und vergaßen die Eitelkeit, das mediterrane Prinzip *bella figura*. Ihr Schmerz war echt – ein starkes Gefühl, das überall im Val Vogna nistet, wo Menschen zum Abschied gezwungen sind.

Zuviel Trauer? Sie erwarten handfeste Information, die ich durchaus vermitteln kann. Als Arzt freilich haben Sie, lieber H., oft genug jenes Krampfen erlebt, das den Exitus einleitet. Mich griff es kalt an und deshalb musste ich Ihnen schreiben.

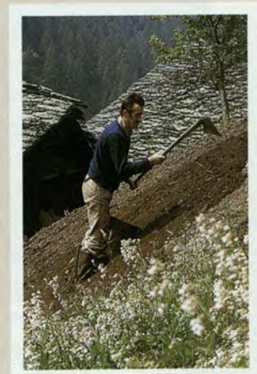
Morgen besuchen wir Philemon & Baucis. Im nächsten Brief mehr davon.

Arrivederci, Ihr N.



„Bauern und Berge, Weide und Wald dienen meist nur als Kulissen in einem Stück, dessen Hauptrolle der Städter spielt"
(Piane di sotto, 1480 m, mit dem 2979 m hohen Corno Rosso)

„Oben im 1707 errichteten Hof Casa Nova haust Ugo Carmellino allein und stumm"



Val Vogna, 22. Juni

Lieber Dottore,
die Wochen rieseln wie Sand. Ich will mich vorab entschuldigen, falls Sie glauben, dass Ihr Adressat kein Interesse mehr an der Korrespondenz zeigt. Er könnte sich auch als Vertriebener aus Ligurien melden! Grund: Ende Mai ist ein biblischer Regen gefallen, er riss zwei Brücken im Vognatal weg und sperrte die Zufahrt; hinterher hat Giulianas Sohn Dario, der beim Straßendienst arbeitet, seinen Bulldozer angeworfen und den Lehmbrei entsorgt. Früher hätten zehn Männer tagelang schaufeln müssen, heute räumt ein *Caterpillar* das Zeug ab und spart zwanzig Hände. Ist Ihre Frage nach dem Wert gemeinsamen Tuns damit beantwortet?
Natürlich sind Maschinen von Vorteil, zumal dann, wenn es im Katastrophenfall um rasche Rettung geht. Doch die Technik schenkt nicht nur. Leider! Sie nimmt auch. Wo früher alle Dorfleute am selben Strick zogen (ich rede vom Backhaus, vom Wegebau oder den Almgängen) und ein konsequent soziales Geflecht keine Schwachen ins Abseits stieß, setzt sich heute Vereinzelung durch. Auch im *Valle Nera*, dessen Name die schwarzen Wälder der Ostseite spiegelt.
Sie erinnern noch meinen alten Bekannten Marino, von dem ich Ihnen Anfang April erzählt habe? Ja, Kustos des Ospizio Sottile am Colle Valdobbia ist er gewesen und Bauer in Rabernardo. Carmellinos Sätze zum Thema Landflucht stehen für sich, ich möchte sie doppelt rahmen: „Vor langer Zeit sind Menschen hier aufgetaucht ... Sie fanden unser Land düster und nannten es deshalb *Val Toppa*. Tannen wurden geschlagen, Steine geschichtet, man hat Hütten errichtet und schöne Kapellen. Nun aber ist alles anders. Ein Verhängnis sucht unsere Siedlungen heim und lässt sie sterben. Wildnis rückt vor, zuerst kommt der Ginster. Dunkler Wald wuchert. Irgendwann, wenn wir nicht mehr leben, wird das Val Vogna wieder zum Schwarzen Tal."
Lieber Doktor. Sie haben gefragt, ob ich dieses „Dorado für Leute im Klimakterium, die lustvoll leiden" nicht idealisiere. Sind Sie Arzt oder Schulmeister? Ich weiß sehr wohl, dass manche Passage in meinen Briefen nach Weltflucht klingt und den Eindruck erweckt, als warte hier eine Insel auf zivilisationsmüde Aussteiger oder als suchte ich selbst etwas Ähnliches. Mich darf niemand schelten, wenn der Verfall schillernde Fliegen anlockt und sie wie ums Aas schwirren lässt! Ehrlich nicht.
Philemon & Baucis ... war was mit denen? Und ob. Ich hatte die Absicht, Ihnen das Paar aus Vogna di sotto näher zu bringen: Florindo Gens und Ada Giacomino, beide seit sechs Jahrzehnten verheiratet – er distanziert aber freundlich, sie heiter und klug. „Ihr habt doch Berge in Deutschland", stellte Florindo fest, als wir einander zum ersten Mal sahen und fragte alsbald auf mein Nicken hin: „Warum kommst du dann her?"
Vor vielen Wochen tauchte ich wieder im Dorf auf, einem Dachmosaik hoch über der Schlucht des Torrente Vogna, und spähte durchs Fenster. Mein *permesso* (was soviel wie ‚darf-man-eintreten' heißt) blieb ohne Antwort. Ich setzte mich neben die Haustür und wartete. Der Tag war mild. Meisen zirpten, ich hörte Geknister und dachte, dass jetzt die Berge sich dehnten wie Riesen nach ihrem Winterschlaf. Dann aber roch es nach Rauch; jemand verbrannte etwas und führte ein Selbstgespräch ... oder redeten zwei Stimmen wechselnd im gleich tiefen Ton?
Florindo Gens und Ada Giacomino hüteten hinter dem Stall ihre einzige Kuh. Florindo hatte Herbstkraut gehäufelt und scharrte mit einem Stock in der Glut, Ada strickte. Ich ließ dieses Bild frei nach Ovid auf mich wirken und zweifelte keinen Moment daran, dass Götterchef Zeus die beiden Alten, Philemon & Baucis aus Vogna di sotto, postum verwandeln würde wie das antike griechische Paar: Florindo in eine Eiche und Ada in einen Lindenbaum.
Der hagere Bauer ähnelt den zögerlich wachsenden Zirbelkiefern, den extrem harten Arven, die noch im Tod kämpfen und sich behaupten, jeder Strunk ein Charakter. Doch ernsthaft?



„Welcher Idiot, frage ich angesichts solcher Kraft, durfte einst vom 'Schwachen Geschlecht' faseln?"
(Ada Giacomino, 80, in Vogna di sotto)

Florindo ist in Wirklichkeit weich. Seine runzligen Hände und die braunen Augen verraten, dass er in Wirklichkeit aus dem Moor kommt und von Trollen gezeugt worden ist.
Philemon & Baucis sind wichtige Informanten. Besonders Florindo Gens sammelt historische Häppchen und könnte zehn Bücher füllen. Wann und wem will dieser Homer des Val Vogna alles servieren? Ich rate Ihnen, davon zu kosten. Mundwarm schmeckt es besser als das, was man aus Archiven klaubt oder was der neue Sprengelpfarrer ex cathedra predigt. Am nächsten Samstag wird er die hintersten Höfe segnen und eine klerikale Schau inszenieren. Don Dario, seinem leider nicht mehr lebenden Vorgänger, waren solche Aktionen suspekt.
Aber zurück zur Vergangenheit dieser Gegend. Sie wurde schwer von der Pest geplagt: Im vierzehnten Jahrhundert, sagt Florindo, sei das Val Vogna bis auf zwei Frauen total entvölkert worden. 1630/31 starben dann zwischen Riva und dem höchsten Bergdorf Montata weitere 240 Seelen. „Niemand konnte zur Kirche getragen werden, alle wurden im Alpboden verscharrt" heißt es in einer Chronik. 1635 grub man sämtliche Knochen aus und setzte sie auf dem Friedhof bei.
Der Schwarze Tod nahm den gleichen Weg wie die ersten Siedler vor sieben Jahrhunderten. Vermutet wird, dass deutschsprachige Walser damals vom benachbarten Valle di Gressoney über den Colle Valdobbia ins Vognatal gezogen sind und beim heutigen Peccia Fuß gefasst haben. Kritische Italiener wehren das als *pangermanismo* ab, denn noch immer hallen jene Schüsse nach, mit denen 1944 acht Carabinieri in Alagna ‚erledigt' wurden. Die Täter waren deutsche Soldaten und der Anlass ein erbittert geführter Partisanenkrieg, dessen Wunden manchmal noch aufbrechen. Florindo und Ada reden nie davon, obwohl sie die acht kleinen Kreuze an der Friedhofswand kennen – vielleicht möchten sie mich nicht in Verlegenheit bringen?
Da fällt mir ein, dass Gens den Mond und dessen Wirkung auf alle Materie schätzt. Er hält Regeln für unverzichtbar, die aus dem Gressoneytal stammen; kaum jemand nimmt sie noch ernst, aber Florindo hat sie mir desto stolzer gezeigt. Mit der kindlichen Schrift seines Urgroßvaters sind im 19. Jahrhundert Erkenntnisse auf Papier gekratzt worden, die sehr viel älter sein dürften. Zum Beispiel:
Setze Kartoffeln im Zeichen des Widders und meide die Zwillinge, da sich doppelte Knollen einstellen. Schlage Bauholz von November bis Februar, der Mond soll schwindend und absteigend (= Stand im Tierkreis) sein. Ruten für Besen werden dann auch geschnitten und in den Keller verbracht. Die Waage erlaubt, dass gelagertes Brot trocken bleibt. Wenn du nicht bei schwindendem Mond schlachtest, wird deine Wurst ranzig. Treibe das Vieh im Frühling zum ersten Mal bei wachsendem aber gleichzeitig absteigendem Mond zur Weide, im Sternbild des Stiers kommt es nicht zur Ruhe und neigt zum Davonrennen. Das Zeichen der Fische macht Rinder zahm, doch trinken sie oft zu viel. Krebs bietet Gewähr für sauberes Grasen ...
Und nun bis zum nächsten Brief, Doktor. Ich möchte Ihnen bald ein paar Gipfel vorführen – Corno Rosso und Corno Bianco, Cima Mutta und Cima di Janzo.
Sind Sie schwindelfrei?

Besten Gruß! Ihr N.



„Mit dem Ausspruch ‚Wir Armen', murmelte der alte Carmellino oft seinen Lieblingssatz. Trotz ärztlicher Warnung rauchte er starken Tabak"

„Was blieb den Männern, selbst wenn sie eigene Fichten schlugen oder Kälber verkauften? Im Monat maximal tausend Mark, umgerechnet"
(Marino und Ugo Carmellino aus Rabernardo beim Heuen)



Ospizio Sottile, 18. Juli

Buon giorno,
gleich meine Antwort: nein, außer Silvinos Lokal gibt es im Val Vogna keine Gaststätte. Noch nicht! Zwar hat die Sektion Varallo des Club Alpino Italiano vor vier Jahren am Normalweg zum Corno Bianco ein *Rifugio Abate Carestia* eröffnet (es liegt 2200 Meter hoch) und damit das Weißhorn näher gerückt, aber ansonsten ... Verhandelt wird manches, besprochen wird viel. Wenn Projekte vom Hirn zur Hand wechseln sollen, fehlen häufig das Geld oder die Energie. Tatendurst? Sicher! Ehre? Kein Zweifel. Nicht nur in Fußballstadien tönt der Ruf *Forza Italia*, und immer wieder spukt eine Straßenverbindung von Riva nach Gressoney durch manche Köpfe. Sie würde dem Vognatal mindestens Lärm und Gestank garantieren, womit es endlich den Anschluss gefunden hätte. ‚Nicht länger provinziell' heißt die passende Formel, mag sie auch noch so verlogen sein.
Ich war stets still oder hielt mich abseits, wenn debattiert wurde. Mir steht keine Einmischung zu, dachte ich während der Abende im Rifugio Valle Vogna und lauschte gespannt dem Diskurs: „Die neue Straße muss unser Tal verlassen!" forderte Roberto Gens, ein junger Hirt, der mehrmals täglich mit dem Mofa zwischen Sant'Antonio und Peccia röhrt. „Oder wir verlassen das Tal", meinte sein Vetter Luciano. Dario Capelli schlug vor: „Lasst den Fahrweg am Abzweig zum Joch enden und dort Flächen für Autos planieren." Und Silvino: „Ich will einen rotweißen Schlagbaum bekommen, hier hinterm Haus. Was brauchen wir mehr? Nur Vognaroli kriegen den Schlüssel."
Beides ist nicht verwirklicht worden, doch die Trasse, noch ohne Asphalt, zeigt schon, wohin der Schuss zielt: in Richtung Colle Valdobbia. Sage niemand „unmöglich", denn Investoren haben Geduld, sie kennen als Jäger den richtigen Zeitpunkt und heben erst dann ihre Waffe, wenn das Wild nichts bemerkt. Wenn es ahnunglos frisst.
Sonnenaufgang am Pass. Ich bin heute bei Vollmond aus dem Bett gekrochen und von Sant' Antonio über Rabernardo, Cambiaveto, Le Piane und Peccia nach Montata gelaufen. Der Himmel war schwarz, aber gleichzeitig hell genug, um den oberen Pfad zu beleuchten. Sind Sie je nachts gewandert, Stunde um Stunde, ihrem inneren Kompass folgend? In Le Piane knurrte ein Köter,



„Im Vognatal spielt Zeit eine geringe Rolle, sie wird meist verschenkt oder zumindest nicht rationiert"
(Früherer Maultierpfad zwischen Sant'Antonio und Peccia)



„Das Hospiz in der Senke zwischen Punta Plaida und Corno Valdobbia wirkte leblos"
(Ospizo Sottile, 2480 m, am Colle Valdobbia)

Peccia und Montata blieben so still, dass ich allein auf der Welt zu sein glaubte. Aber da schlich etwas durch den Wald, ich wurde beobachtet, vor dem Eindringling knackte und knarzte es. Am Piano del Celletto färbte der Osten sich rosa. Dort federte Heidekraut unter meinem Tritt. Die Alpe Larecchio lag noch im Zwielicht – winzige Würfel, aus einem drang Rauch.
Das Hospiz in der Senke zwischen Punta Plaida und Corno Valdobbia wirkte leblos. Mit seinem Hüttenwart Marco Antoninetti, einem munteren Dreißiger, hatte ich Jahre zuvor schon geplaudert und mir alles berichten lassen, was er vom ältesten Kustos wusste: Giacomo Clerino, Veteran des Kaisers Napoleon Bonaparte, achtfacher Vater und 1870 hinter dem Kirchlein San Grato bei Peccia durch ein Schneebrett verschüttet, als er Ortsfremde zum Pass dirigieren wollte. An seiner Seite, sonntags im Februar, starb die junge Alessandrina Evèque aus Brusson im Val d'Ayas.
Aber was rede ich? Wir beide sollten nun aufbrechen, denn unsere Tour zum dominierenden Gipfel des Vognatals, dem knapp 3000 Meter hohen Corno Rosso, ist ein wegloser Schinder und fordert Konzentration. Antoninetti scheint ohnehin weder Decken zu lüften noch Sie und mich zum Espresso zu bitten. Am heutigen Dienstag hat er die alte Bude verriegelt, besucht seine Freundin in Riva und lässt sich bekochen. Oder ... Naja.
Erst feiner Sand, dann Schutt plus Geröll, danach Blockwerk und schaukelnde Felstische: so nähern wir uns dem Berg von Nordwesten. Keinem Schritt im Trümmerfeld können Sie trauen! Ich rate zur Vorsicht, denn eine Fraktur wäre der Wendepunkt; falls *Sie* heute stolpern und *Ihr* Fuß splittert, darf *ich* den H. huckepack nehmen. Also geben Sie acht. Wir schichten weithin erkennbare Steinmänner, Gneis auf Gneis, weil nichts anderes unseren Rückzug deckt.
Doch nun, Doktor – Kompliment. Hut ab. Sie sind geklettert und haben dem Schwindel getrotzt, Sie waren am letzten Grat furchtlos. Mein Corno Rosso, ein brüchiger Zacken, musste vor Ihrer Entschlossenheit kapitulieren. Wir stehen im Wind und vergessen die hämmernden Herzstöße, das Hecheln, den Schweiß. „Tja", sage ich und offenbare, was Menschen seit jeher vom Wurm unterschieden hat, „wer von hier aus ..." „Schirm oder Hängegleiter?"
„Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt."
Und wir fliegen.



„Alpiner Genuss wächst von unten nach oben: Sobald du im Zenith weilst, hat alles bisher Grandiose verspielt"
(Corno Bianco, 3320 m, vor dem Monte-Rosa-Massiv)

Eine Thermik trägt zwei Winzlinge über das Tal. Wenn die Sonne in kleinen Seen reflektiert, blitzt es herauf, der Himmel ist blank, sein grelles Blau blendet. Monte Rosa? Cervino? Liskamm, Castore/Polluce, Corno Bianco oder ... Val Vogna? Plattes Zeug. Alpiner Genuss wächst von unten nach oben: Sobald du im Zenith schwebst, hat alles bisher Grandiose verspielt.
Wir segeln nordwärts und orientieren uns an den Smaragden Lago di Plaida, Lago della Balma, Lago Bianco, Lago Nero und Lago Verde. Sie funkeln und sind von November bis Mai gefroren. Die Nase vor Ihnen ist der Corno Bianco, ganz richtig. Dahinter versteckt sich das Valle d'Otro mit seinen Sommersiedlungen, deren Namen *Felleretsch* oder *Dorf* einmal mehr jene alemannischen Walser bestätigen, die einst vom Schwarzwald her in Richtung Schweiz emigriert und dann ins Piemont gelangt sind.
Halt! Landen Sie bitte nicht auf der Cima Mutta, dem Belvedere über Alagna. Kreuzen wir lieber den Vognabach, schrauben uns wieder empor und umkreisen die knapp zweieinhalbtausend Meter hohe Cima di Janzo. Okay?
Va bene. Bleibt also Ihnen wie mir nur noch der Abstieg vom Corno Rosso zum Hospiz (zwei Stunden), vom Hospiz nach Montata (eine), von Montata nach Peccia (zwanzig Minuten) und von Peccia nach Sant'Antonio (weitere vierzig). Summa: vier Stunden ohne Stopp. Würden Sie da vielleicht nicht doch lieber im Sprechzimmer sitzen und Diagnosen stellen?

Auf Antwort wartet Ihr N.

P.S.: Silvana schmort heute *trota alla pescatrice*.



„Ich weiß sehr wohl, dass manche Passage in meinen Briefen nach Weltflucht klingt und den Eindruck erweckt, als warte hier eine Insel auf zivilisationsmüde Aussteiger"
(Roggenfeld im Val Vogna)

Val Vogna, 16. August

Lieber H.,
Forelle *alla pescatrice* heißt ‚nach Art der Fischerin', doch dieses Rezept werden Sie aus keinem Kochbuch angeln, ich habe seinen Namen erfunden. Details freilich kann ich Ihnen liefern: Minze zählt dazu, die man zusammen mit Knoblauch hackt, auch Oregano und Thymian samt Olivenöl dürfen nicht fehlen und ein trockener Weißwein zum Löschen des Fonds. Der Rest, das Komponieren und Anrichten, ist geheim. Nur Silvana Ferraris kennt alle Tricks ...
Wie sie in ihrer Kombüse viergängig wirbelt, lässt staunen. Heute jedoch hat meine Wirtin und Köchin keine Reserven mehr. Einen Tag nach Mariä Himmelfahrt, dem Fest *ferragosto*, hockt Silvana am Tisch und kämpft gegen Tränen an. Nicht, weil der Sturm kulinarischer Pilger aus Turin oder Mailand ihr übel bekommen ist, sondern wegen Silvino. Silvino ist krank. Seine Netzhaut löst sich vom rechten Auge.

Dem guten Vaira ist jede Körperarbeit verboten worden. Scheu schlurft der ohnehin Scheue herum und leidet; in einer Gesellschaft von Zupackenden fühlt er sich wertlos, doch wenigstens greifen im Vognatal die humanen Aspekte dessen, was wir ‚Soziale Kontrolle' nennen – wer immer ihn sieht, spendet Trost und schenkt Linderung. Silvino weiß: Wenn dieser Becher nicht an ihm vorübergeht, wackelt die eigene Existenz.
Gestern erlebten wir den besagten Überfall hungriger Fremder. Sie drangen durchs Sesiatal und verwandelten das Val Vogna in eine Hölle schreiender Wesen. Sie glichen der Heuschreckenbrut, die Regionen kahl frisst. Ihre Autos stauten sich, Blech hinter Blech, zwischen Riva und Cà di Janzo. Wenn nicht der örtliche Polizist streng gedroht hätte, wäre selbst manches Salatbeet zerfurcht worden. Inmitten des Lärms von Urahn, Großmutter, Mutter und Kind aber stand Silvana schwitzend im Küchendampf. Sie tat mir leid.
Heute? Die Flut verebbt. Sant'Antonio gehört wieder den Schwalben, dem trägen Vaira-Hund und jener Wiese am Weg zu Orsos Haus, aus der es honigsüß duftet. Grillen zirpen, ich liege bei offenem Fenster auf meinem Bett, Silvana ist samt allen vier Kindern (die seit Juni Schulferien haben) zur Kreisstadt Varallo gefahren und kauft Vorräte fürs Lokal. Langsam wandert der Schatten des Stuhls über den Boden. Im Hintergrund murmelt der Wasserfall Croso Grande: geheimnisvoll, ohne Komma und Punkt.
Lieber Doktor ... Was ich mittags notiert habe, will spätabends zu Ende gebracht werden, damit der Brief morgen früh abgeholt werden kann. Die Postfrau dreht hier gegen elf oder zwölf ihre Schleife, lächelt „ciao" und hört Silvino mit „eh già, Nelly" antworten. Meist wirft dieser weibliche Hermes schwungvoll ein Bündel Zeitungen oder Magazine ab. Silvana hält die *Famiglia Cristiana*, *La Rivista della Montagna*, den *Corriere Valsesiano* und samstags *La Stampa*, zum Lesen freilich kommen weder sie noch ihr Mann. Wann auch? Also stapeln sich Berge von Altpapier neben der Bar und selten kramt ein Gast in den Blättern.
Silvino Vaira soll bald operiert werden. Sein Arzt meint, dass Eile geboten ist und hat nicht erklärt, warum die Netzhaut vom Augapfel schuppt. Mein Wirt spürt keinen Schmerz, ist aber besorgt, weil tausend Funken vor seinem Sehfeld wirbeln und eine Art Rußregen fällt. Das, sagte er heute Nachmittag, sei auch Marino Carmellino in Rabernardo geschehen, bis der nur noch Schatten erkannt habe.
Wir hockten vorm Haus. Hinter zwei westlichen Gipfeln des Vognatals, Punta di Stolen und Punta Balmone, war schon die Sonne verschwunden. Ich sah meinen Corno Rosso nach oben hin grau werden, zuletzt glühte nur noch der höchste Balkon. Silvino bewegte den Mund wie ein Rosenkranzbeter.
Wird Vaira tatsächlich blind? Ich glaube es nicht, doch seine Frau bangt. Beide haben mit dem Rifugio etwas vollbracht, um dessen Erfolg sie viele Nachbarn beneiden. Oft spürte ich während der letzten zehn Jahre gespaltene Zungen: Einerseits lobt man Silvanas Ideen und Silvinos Fleiß, andererseits tuschelt die Dorfmoral, weil Tochter Daiana nach London fliegt und dort Englisch lernt. Es ist das *ich könnte ja auch, wenn nicht* ... jener Subjekte, die überall stänkern, wo sie sich Beifall erhoffen.
Ein Tief zieht vom Monte Rosa her. Petrus beim Kegelschieben, die Kugel rollt wieder und wieder. Bin gespannt, ob morgen der große Rundgang ins Wasser fällt: Sant'Antonio/Alpe Maccagno/Valle Artogna/Sant'Antonio.

Herzlich, Ihr N.



„...jene alemannischen Walser, die einst vom Schwarzwald her in Richtung Schweiz emigriert und dann ins Piemont gelangt sind"
(Walserhäuser in Rabernardo. Auf den Querstangen wird heute nur noch selten Gras oder Frucht getrocknet)

Le Piane, 24. September

Lieber Freund H.,
wie man sich näher kommt ... Ich meine das Schwarze Tal und uns beide, denn Sie sind nun ein halbes Jahr lang mein Partner im Piemont gewesen. Passiv natürlich, wenn man vom Schreiben absieht. Mir war, als sei der deutsche Doktor mit jedem Brief höher gestiegen, habe von Mal zu Mal besser die eigene Kraft eingeteilt, den Radius ausgedehnt und – nein, widersprechen Sie später: Ihr Interesse am Leben von Berglern ging anfangs nicht weit. Mag sein, dass dafür Klischees verantwortlich waren, etwa das ebenso simple wie aggressive Bauernbild der Faschisten (es hat dem *montanaro* geschadet und ist zum Glück Makulatur).
Dieses Tal trägt jetzt sein Septemberkleid. Goldene Lärchen, rote Vogelbeerbäume und gelb flimmernde Birken verbindet der Herbst zum Arrangement vor einem indigoblauen Himmel; morgens glitzert Gras im Gegenlicht, die Pfützen sind hartgefroren und schimmern. Raubvögel kreisen seit Wochen über den Wiesen. Sie jagen Mäuse, als husche morgen nichts mehr von Loch zu Loch und das Ende des fetten Jahrhunderts sei nah. Dabei stehen wir am Beginn eines neuen Millenniums.
Mein Tagebuch rückwärts lesend muss ich einräumen, dass Sie zu Recht reklamieren. Die große Tour ist unterschlagen worden. Ich bin zerstreut oder verweigere den Blick nach draußen wie ein Eremit in der Dämmerung seiner Höhle. Bald darf man mich selig sprechen: selig, weil (fast) bedürfnislos.
Mariä Himmelfahrt? Ja. Das Fest *ferragosto* war unser letzter Fixpunkt. Ich wanderte seltsamerweise erst Ende August zur Alpe Maccagno; früh wurde aufgebrochen, weil das Wetter kippte – plötzlich sehr kalter Wind mit einem Hauch von Schnee in der Luft. Kein Mensch war zwischen Sant'Antonio und Peccia unterwegs. Hinter dem eisernen Vognasteg stiefelte ich links des Torrente Maccagno ein Trogtal entlang, zunächst schwach ansteigend, dann im Zickzack empor. Die Wände zu beiden Seiten wirkten finster. Nichts, absolut nichts sah hier nachgiebig aus; jeder Baum, jeder Fels hatte seine Urform behalten und verteidigte sie seit der Schöpfung. Archaisch tobte das Wasser.



„Dieses Tal trägt jetzt sein Septemberkleid"
(Das Kirchlein San Grato, 1529 m, oberhalb Peccia im hintersten Vognatal, Blick zur Cima Carnera)

Sieben Almen liegen neben dem Pfad, alle sind leer und morsch. Ich zog ohne Halt an Buzzetto, Buzzo, Pioda und Camino vorbei, denn bis Maccagno blieben noch zweieinhalb Stunden zu laufen. Setzt Abstinenz schlummernde Kräfte frei? Mir war so, weshalb ich nur trank. Diesen Fehler werden Sie nie machen, lieber Doktor, der Internist kennt das Phänomen *Hypoglykämie*, die Unterzuckerung war also fällig. Ich verdrückte schnell, was mein Rucksack enthielt: Rosinen, Wurst, Brot, Butter und Schokolade. Nebel quoll jetzt von allen Richtungen her wie geruchloser Rauch. Familie Berggeist hatte ihr Feuer entfacht und warf nasses Kraut auf die Glut.
Alpe Maccagno ... Vier flache Hütten duckten sich unter der Einsamkeit. Die Dächer waren mit Flechten bewachsen, ockerfarbener Schorf herrschte vor, dazwischen Granitgrau und weißer Quarz. Ein vom Wind geriffelter kleiner See endete nirgendwo. Auf der Suche nach Vieh oder anderem Leben stapfte ich im Morast herum und rief „heeeey", doch außer Kotfladen fand sich nichts.
Noch im vergangenen Sommer trieben hier Giorgio Narchialli und Lidia Mello Grand hundert Rinder und Schafe von Alm zu Alm. Dieser traditionelle Herdenzug heißt Transhumanz: Man überwintert in der Poebene, karrt konfuse Tiere auf Lastwagen bis Riva Valdobbia und steigt dann Monat für Monat höher. Zuletzt werden die besten Weiden am Lago di Maccagno erreicht, worauf es Anfang September wieder talwärts geht.
Neun Monate Tiefland und ein Vierteljahr Berge, das war der Rhythmus. Er brachte dem agilen, cholerischen Giorgio aus Trivero bei Biella und dessen hübscher Frau gutes Geld, so dass die Narchiallis als wohlhabend galten. Ihr Haus in Riva wollten sie nun endlich ganzjährig nutzen, denn Giorgio hatte das Hin-Her zwischen Po und Sesia satt. Überdies kostete der Transport jedes Mal eine Unsumme, *tantissimi soldi*, was auch den beiden erwachsenen Söhnen Massimo und Germano nicht gefiel, kurz – lang gehegte Pläne sollten verwirklicht werden. Da steuerte, an einem trüben Novembertag, Giorgio Narchialli seinen Range Rover nahe Novara mit Karacho ins Jenseits. Neben ihm Lidia Mello Grand.
Beide wurden in Riva begraben. Dort, wo sie für immer hatten leben wollen, räumte ihnen der Tod das Ruherecht ein.
Aber bleiben wir nicht auf dem Friedhof. Es ist ja schon spät und nach wie vor unwirtlich. Sind Sie bereit, die Alpe Maccagno zu verlassen und hinter mir weiter zu laufen? Selbst wenn Petrus uns ärgert?
Ich sah Flocken tanzen und folgte einer Markierung, deren Gelbrot zum 2600 Meter hohen Fornopass führte. Dort pfiff es so eisig, dass jeder Stopp indiskutabel schien und mich vom Sattel scheuchte. Der Schnee fiel dichter, wohlgemerkt: Ende August. Mein Weg war festgetreten und lotste mich zur Alpe Giare hinab, einer von Bächen umrauschten Wüstung im Artognatal. Weiß Gott, wieviele Jahrzehnte hier schon kein Hirt mehr gehaust hatte! Der Mauerschwamm stank in Ruinen, schwarzes Gebälk schimmelte, mit klagendem Ruf floh ein Vogel. Die Almen Scanetti und Erta wirkten kaum freundlicher.
Wissen Sie, lieber H., wie einem zumute ist, wenn man auf dem kältesten Stern unseres Sonnensystems steht und vom *Blauen Planeten* träumt? Ich spüre es seit meinem Marathon. Lediglich Splitter dieser Langstrecke sind noch vorhanden – Bocchetta Giare (ein Schnitt im Grat zwischen Artogna und Vogna), dann die Almen Fornale und Bosa, Le Platte und Cavallirio. Der Chronist pickte abends im Essen herum, weder Pasta noch Wein wollten schmecken. „Fornale di mezzo wird nicht mehr bestoßen", sagte Silvino. „Narchiallis Ältester hat alle Tiere verkauft." Ich sah erst jetzt die stattliche Alpwirtschaft vor mir, deren blecherne Haube schief über verrammelten Luken hing, und antwortete: „Nun ist's vorbei mit der Transhumanz. Auch im Val Vogna."
Das Wandern von Platz zu Platz hatte ohne den rotgesichtigen Cowboy aus Trivero bei Biella



„Ich werde also hier weder ein Haus kaufen noch dieses Tal anderswo feiern wie man einst Ultima Thule gefeiert hat, die legendäre Insel im Norden"

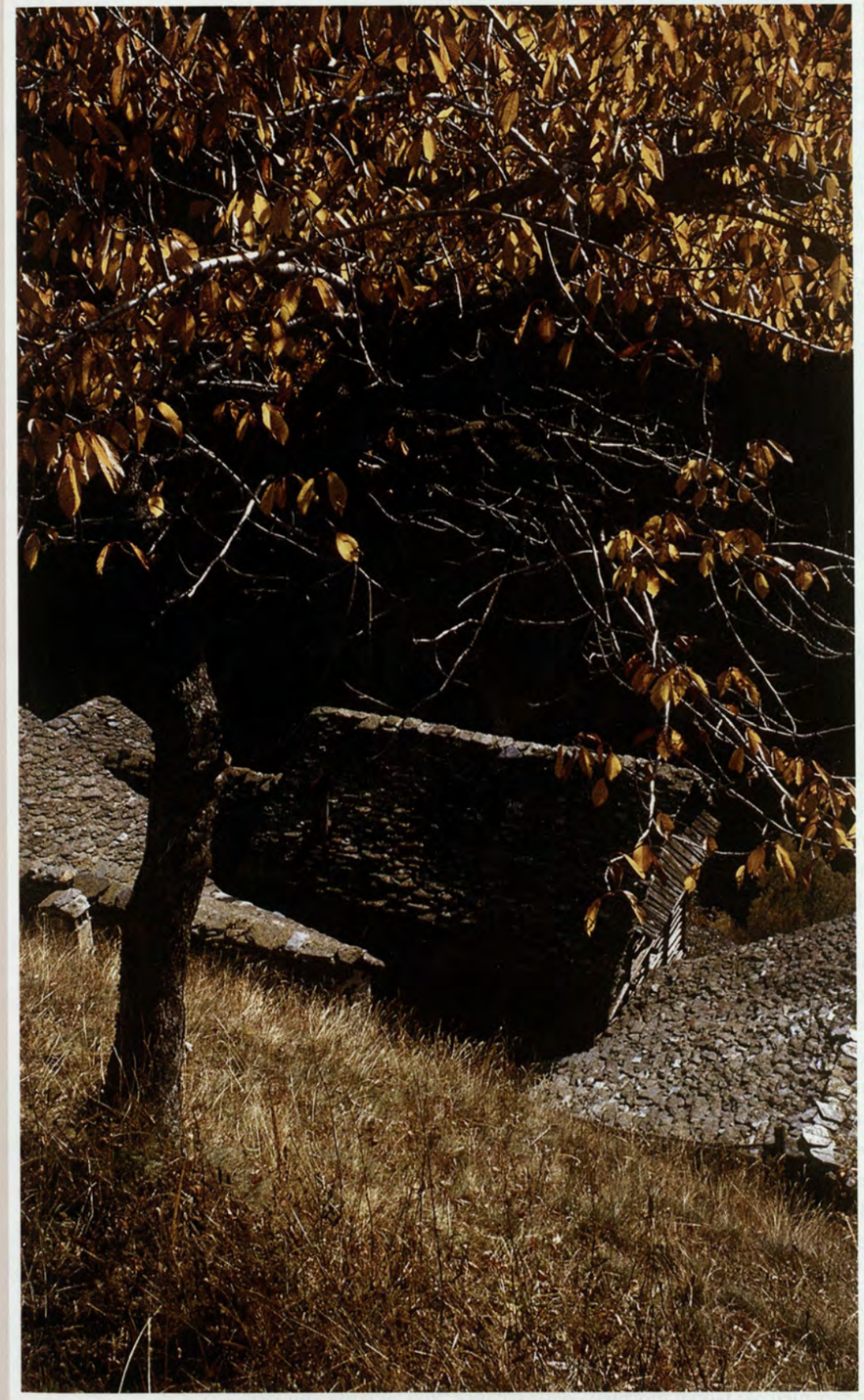
keinen Zweck mehr, es war durch eine falsches Rechts oder Links am Steuer von Giorgios Wagen gestoppt worden.
Ich sitze bei Le Piane, dem hintersten dauernd bewohnten Weiler des Tals, auf einem Lesesteinhügel. Die Sonne strahlt scharf zwei braune Hausgruppen an: Sopra und Sotto. Hier in rund 1500 Meter Höhe halten sich noch sieben Leute; ich werde sie demnächst treffen und damit unsere Korrespondenz schließen, denn auch meine Zeit läuft bald ab. Der Fremde muss wieder sein eigenes Nest finden. Unwiderruflich.

Ciao, Doktor. Ihr N.

Im Rifugio, 15. Oktober

Lieber Freund,
meine Taschen sind gepackt. Ich fühle mich wie ein Pendel, mit den Gedanken schon jenseits der Alpen in Deutschland und real noch dem Piemont verhaftet. Warum antworten Sie nicht? Ist Ihnen spontan eine Idee gekommen? Flitzen Sie, während ich schreibe, durch das Valsesia nach Sant'Antonio und malen sich aus, wie Ihr Briefpartner glotzen wird?
Wir hatten wochenlang schöne Tage. So windstill und lau, dass die Besitzer der nahen Alpe Ovago, Vittorio und Maria Augusta Carmellino, ihre Kühe drei Wochen später als sonst abzogen und meinten, Vergleichbares sei im Piemont nie passiert. Man fügt gern „seit Menschengedenken" hinzu, aber das Denken reicht ja oft nicht sehr weit. Silvino Vaira ist operiert worden und trägt eine Brille mit dunklen Gläsern. Nach wie vor darf er nichts Schweres schleppen. Mein Wirt war einmal stark wie Herkules, er hat vor Jahren seinen verletzten Halbbruder Giulio allein von der Gianniuna-Alm talwärts getragen – jetzt blinzelt und schwankt er, dass es einem ins Herz schneidet.
Gestern bin ich nach Le Piane gebummelt. Ich hatte vor, mich von dort aus bei allen *vognaroli* zu verabschieden, aber ein Hagel mit Blitz und Knall kam dazwischen. So klopfte ich nur bei Giovanni Negro, dem mageren Bauer im Gehöft Sopra, der nicht daheim war oder sich von seiner Schwester Camilla verleugnen ließ. Camilla ist um die siebzig und ebenso misstrauisch wie ihr Sohn Vilmo, der an Kontaktangst leidet. Dann sind da noch ein Schwager, dessen Stammeln ich nicht entwirren kann, sowie Irma und Mario Jachetti in Sotto, dem tiefer gelegenen Nachbarhof. Irmas spröde Tochter soll mittlerweile verheiratet sein; wenn Anna klug war, hat sie das Sacktal verlassen.
Die Familien Negro und Jachetti leben ohne elektrischen Strom. Bei beiden zischt Gas aus grauen Zylindern, und wenn *ihr* eigener Abschied vollzogen wird, löschen die Letzten das Licht. Dann dringt der Wald vor. Dann fressen Sommer wie Winter an den aufgelassenen Siedlungen. Dann holt die Natur sich in größter Gleichgültigkeit, was vor tausend Jahren entliehen wurde. Denn sie hat ein gutes Gedächtnis und bedarf nicht des Menschen.
Als ich im frisch gefallenen Schnee zu Mario schlitterte, stand der vorm Haus. Er hatte mich kommen sehen und rieb beide Handflächen aneinander. „Du gehst?" fragte Jachetti. „Ja", sagte ich. Kein weiteres Wort wurde gewechselt.
Wenn Gott selber das Val Vogna beehren würde? Zur Tarnung in Menschengestalt, wie Zeus es geliebt hat? Ich mag's mir nicht ausmalen.

Arrivederci, Ihr N.



„Meine Taschen sind gepackt. Ich fühle mich wie ein Pendel, mit den Gedanken schon jenseits der Alpen in Deutschland und real noch dem Piemont verhaftet" (Oktober im Val Vogna: die wilden Kirschbäume leuchten)

16. Oktober - am Abend

Lieber Doktor,
im selben Umschlag schicke ich Ihnen diese Nachricht und hoffe, später mehr mitzuteilen. Mein Wirt wurde heute früh reglos auf der Treppe zwischen Schlaf- und Gastraum entdeckt und per Helikopter nach Borgosesia geschafft, weil es das Krankenhaus von Varallo nicht mehr gibt. Man hat einen Apoplex festgestellt, die Blutung scheint linksseitig zu wirken, Silvino konnte aber sprechen und sogar seine Frau beruhigen.
Ich habe jetzt Hilfe angeboten, versuche mich nützlich zu machen und weiß deshalb noch nicht, wann ich heimkommen werde.

In Eile, Ihr N.



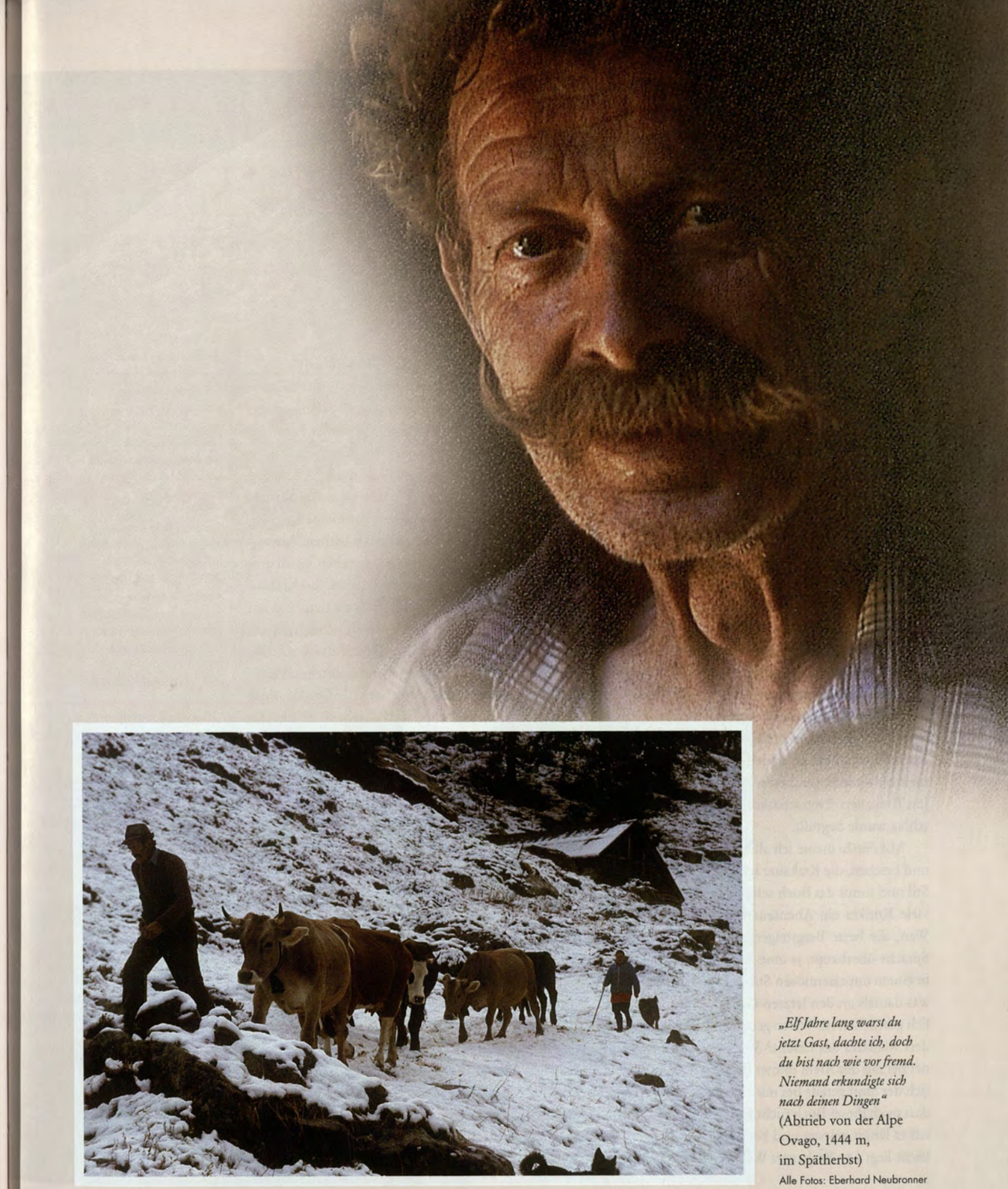
„Kurz vor der Hochfläche Piano del Celletto erinnern neben dem Weg zwei rostrote Kreuze an drei Verirrte, die hier tot gefunden wurden"

Sant'Antonio, Ende Oktober

Lieber H.,
schreiben Sie mir bitte weiterhin, ich verspreche zu antworten. Heute nur so viel: Silvino hat Glück gehabt und wird nicht im Rollstuhl enden. Ich muss mich kurz fassen. Das Dach leckt, Holz ist zu spalten, werktags bringt der *tedesco* die Kinder zur Schule und erledigt Besorgungen. Jeden Mittwoch fährt er mit Silvana nach Borgosesia, um den Patron zu sehen und dessen Fortschritte zu loben: „Buono! Benissimo! Ottimamente!" Sie, Lieber, sollten durchs Schlüsselloch spitzen können, um hinterher einen Fall fortgeschrittener Italomanie festzustellen. Wollen Sie kommen?
Als Ugo Carmellino neulich den Weg nach Rabernardo hinauflief und orangefarbene Lärchen über ihm brannten, glitt ich ins Gestern. Elf Jahre lang warst du jetzt Gast, dachte ich, doch du bist nach wie vor fremd. Saison für Saison wurde deine Anwesenheit toleriert, aber die Menschen (außer den Wirtsleuten oder Philemon & Baucis in Vogna di sotto) sind nicht auf dich zugegangen. Niemand erkundigte sich nach deinen Dingen. Du hast aus der Sicht des Berglers keinen praktischen Wert.
Ich werde also hier weder ein Haus kaufen noch dieses Tal anderswo feiern wie man einst Ultima Thule gefeiert hat, die legendäre Insel im Norden, oder das Traumland Orplid.
Und nun endlich: Ciao. Bis Weihnachten bin ich mit Sicherheit in Sant'Antonio. Danach? Wer weiß. Würde mich freuen, wenn ... Fragen Sie einfach nach dem komischen Ausländer – *il straniero strano*.

Immer Ihr N.

P.S.: Falls der Herr Doktor eventuell Ski fahren möchten: keine Chance. Viel zu felsig und steil.



„Elf Jahre lang warst du jetzt Gast, dachte ich, doch du bist nach wie vor fremd. Niemand erkundigte sich nach deinen Dingen"
(Abtrieb von der Alpe Ovago, 1444 m, im Spätherbst)
Alle Fotos: Eberhard Neubronner

Into Thin Air – ein Fiasko

Jon Krakauer und die Sprache und die Wahrheit

Von Dr. ALBERT VINZENS

ÜBER JON KRAKAUERS BUCH *In eisige Höhen*[1] zu schreiben ist mir spät und recht unerwartet eingefallen. Als mir vor zwei Jahren, kurz nach Erscheinen des Buches, mein Freund und Seilgefährte in zweifacher Hinsicht, früher beim Durchklettern großer Wände und Überhänge all over the world, heute auf unserer gemeinsamen Suche nach einer glaubwürdigen Sprache, die Lektüre empfahl, las ich sofort drauflos, legte das Buch jedoch bald verunsichert weg. Ich konnte mich bisher stets auf meines Freundes Sinn für gute Literatur verlassen, wieso nur hatte er mir Krakauers Everestbuch ans Herz gelegt? Er wusste doch, in welch entgegengesetzter Weise ich sprachlich mit dem Sterben im Gebirge umgegangen bin, er hätte ahnen müssen, dass ich mit Krakauers Buch existentielle Probleme bekommen würde. Ich bekam sie tatsächlich, und überdies einen sublimen Ekel. Ich sagte niemandem, dass ich das Buch kenne, ich konnte nicht darüber reden, deshalb schwieg ich. Als dann die Einladung kam, einen Beitrag für das Jahrbuch 2001 zu schreiben, erinnerte ich mich meiner zwiespältigen Leseerfahrung. Ich bot an, über Jon Krakauers Everestfiasko zu schreiben. Der Vorschlag wurde begrüßt.

Mit *Fiasko* meine ich allerdings nicht die Leiden und Leichen, die Krakauer schildert, sondern seinen Stil und somit das Buch selbst. *In eisige Höhen* ist für viele Kritiker ein Abenteuerbuch von bleibendem Wert, die beste Bergsteigergeschichte in englischer Sprache überhaupt, ja eine feinsinnige Novelle, die in einem unprätentiösen Stil das zur Sprache bringt, was damals an den letzten Graten der Erde tatsächlich geschehen ist. Wieso geht es nur mir so ganz anders während des Lesens? Weshalb wird ausgerechnet bei mir der Atem immer flacher? Warum verengt sich der Sinn gerade bei mir so sehr? Wie kommt es, dass mich dieses Buch nicht frei lässt, auch nachdem ich es längst gelesen und beiseite gelegt habe? Vielleicht liegt's an Krakauers Wahrheitsbegriff. Die naive Beziehung zur Wahrheit provoziert ästhetische Verlegenheit.

Krakauer geht es um „die volle Wahrheit" (12).[2] [3] Dieser ernst gemeinte und mit dem Pathos journalistischen Pflichtgefühls vorgetragene, aber, so sagt mir mein skeptischer Instinkt, mit keiner Faser des Verstandes reflektierte Begriff von Wahrheit ist, vermute ich, der Grund meiner Bedrängung. Die ungebrochene, überbelichtete, nackt pornographische Wahrheit beherrscht Krakauers historischen, geologischen, ethnologischen, meterologischen, literarischen, psychologischen, physiologischen, medizinischen und autobiographischen Diskurs. Jon Krakauer ist ein gerader Mann, nicht nur als Kamerad am Berg, sondern auch als Autor, ein ehrlicher Mensch, im Tun und im Denken, ich will nicht daran rütteln. Als stünde er im Strom der abendländischen Philosophie, entfaltet er die Metaphern der Denkklarheit und des Gedankenlichts, Krakauer geht es um die lautere Wahrheit. Er beteuert, dass er nicht anders konnte, als die „entsetzlichen" und furchtbaren Erlebnisse, von welchen er „zutiefst erschüttert" (9)[4] war, wahrheitsgemäß niederzuschreiben. Der Autor will sich vom Alb der Everesterlebnisse befreien[5], er muss sich die Katastrophe, in welcher der Tod bis auf Rasierklingenbreite an ihn heran kam, „von der Seele" schreiben (11).

Doch mit diesem Fanal hat das Fiasko bereits begonnen. Die hehr beanspruchte Wahrheit präsentiert sich in lauter Klischees. – Oder die Rocky Horror Pittman Show, jener Dauerklatsch über die „Millionärin und Kletterdame der Schickeria", Sandy Pittman (156 ff.), die mit wahrlich grotesken Mitteln dem Everest zu Leibe rückt. – Oder diese krakauersche Bergsteigersprache, rotweiß kariert, etwa so: „Lou, der so erschöpft war, dass er Rob seinen Rucksack tragen ließ, kam mit bleicher, verzweifelter Miene ins Lager getaumelt und wisperte nur noch:

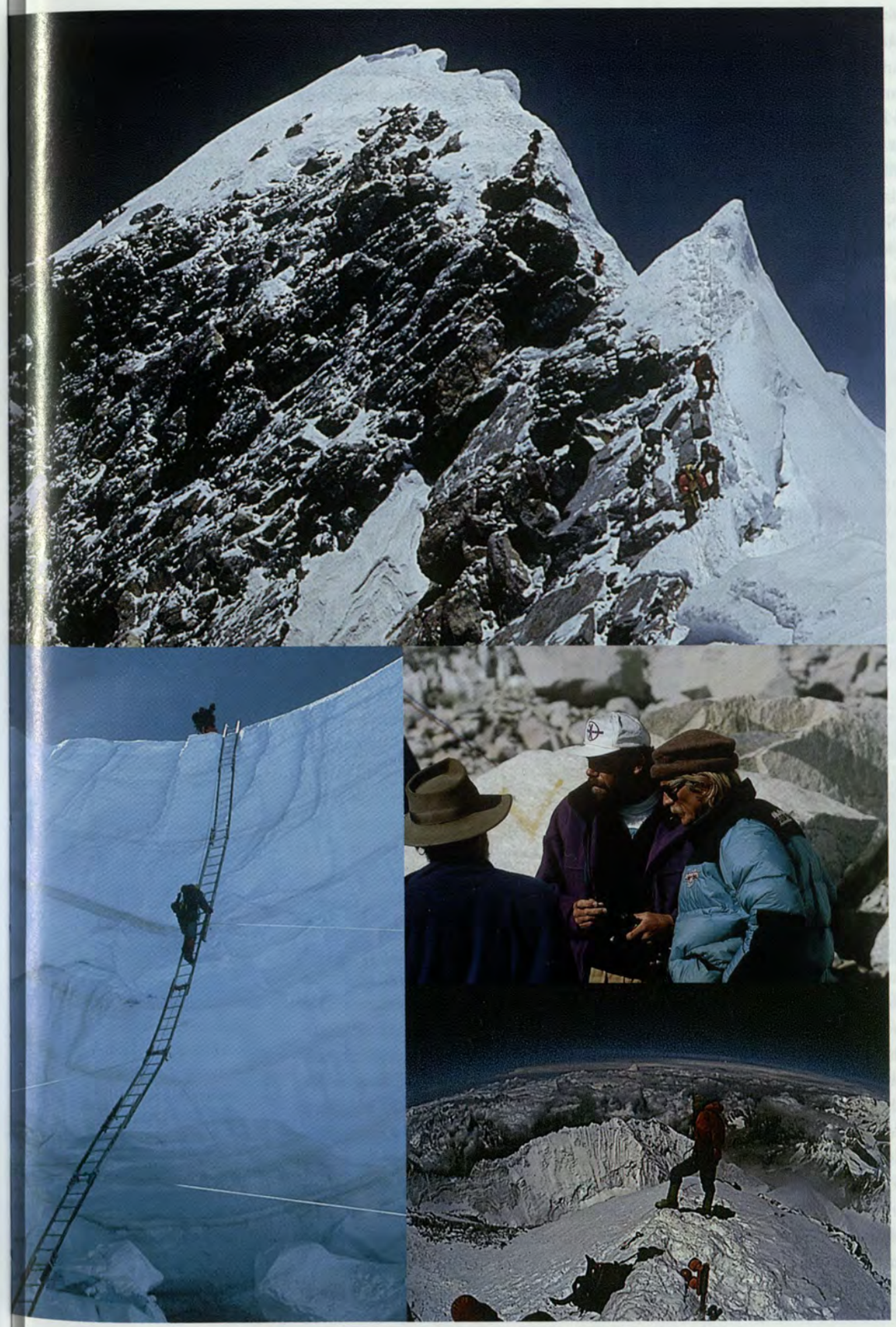
[1] Jon Krakauer, In eisige Höhen. – Das Drama am Mount Everest, Aus dem Amerikanischen von Stephan Steeger, München 1998

[2] Zahlen in Klammern wie diese kennzeichnen die Seitenzahl der deutschen Ausgabe

[3] in der Amerikanischen Ausgabe: „The plain truth", siehe Jon Krakauer, INTO THIN AIR. A Personal Account of the Mount Everest Disaster, New York 1997, hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe Anchor Books Edition, New York 1998, Introduction, p.xviii

[4] „The expedition left me badly shaken", siehe Amerik. Ausgabe, p.xv

[5] „I thought that wiriting the book might purge Everest from my life", siehe Amerik. Ausgabe, p.xvii



Das letzte Hindernis vor dem Gipfel: Hillary Step. Unten links: Technische Hilfen erleichtern die Überwindung des Khumbu-Eisbruchs. Erinnerung an Rob Hall (Mitte) und Scott Fischer im April 1994. Ganz unten: Rob Hall am Gipfel.

Fotos: Dr. Ekkert Gundelach

'Ich bin total fertig. Total fertig. Völlig die Luft ausgegangen.' Ein paar Minuten später lief Frank ein, der noch ausgepumpter wirkte, obwohl er Mike seinen Rucksack nicht geben mochte. Es war ein echter Schock, diese Jungs – beide hatten sich in letzter Zeit in prächtiger Form gezeigt – so kaputt und ausgebrannt zu sehen. Franks offensichtlicher körperlicher Verfall war wie ein Schlag ins Kontor" (199).[6] Voilà, hier ist die authentische Sprache der Männer am Everest, wie sie leiden, leiden und leben und Zahn um Zahn an himmelwärts ragenden Eisflanken gegen die Schwerkraft kämpfen. – Oder wie sich die Boliden in der Todeszone begegnen, hier einander überholend, da sich halbtot abwärts schleppend und dort Kameraden, die schon gestorben sind, in die Spalten schubsend; witzig absurdes Theater, wenn nicht über allem der permanente Dunst von Bierernst schwebte. – Oder wie die Helden die Sherpas nicht um Hilfe bitten, sondern sich diese einfach „schnappen", wenn sie sie brauchen (204), die Höhenträger sind ja toujours da, hilfsbereit und lächelnd, immer gerade richtig, sie haben auf die schwer schnaufenden, dauernd irgendwelche Probleme fabrizierenden und deshalb sich mir nichts dir nichts Sherpas schnappenden Sahibs dieselbe Ausstrahlung wie die liebe asiatische Freundin bei Gerhard Polt, die nichts sagt und schlitzäugig lächelt und einfach immer parat ist. – Oder wenn sich Krakauers Gipfelaspiranten fortbewegen: sie *hechten* oder *stolpern, taumeln* und *torkeln, sprinten, schlurfen* und *laufen ein,* nur gehen tun sie nie und nirgends. – Oder die Füllwörter als Textkiller: Über eine Todesmeldung vom Berg etwa haben die Männer im Basislager *einfach* keine Zeit nachzudenken. „Die meisten von uns waren einfach zu sehr *(simply too tightly)* vom Gipfelfieber gepackt und konnten oder wollten sich nicht lange mit dem Gedanken über den Tod eines Gefährten aus unserer Mitte aufhalten. Wir gingen einfach davon aus, dass wir später, nachdem wir alle auf dem Gipfel gestanden und wieder unten waren, noch genug Zeit zum Nachdenken haben würden" (205). Die Psychologie solchen Denkens liegt auf der Hand. Alles, was die Aussicht auf den Gipfel schmälert, wird verdrängt. O.K., dieser kletterpsychologische Verdrängungsmechanismus mag dem Geiferer am Bergfuß verziehen werden (oder auch nicht), umgreifend problematisch wird dieser Mechanismus, wenn er zur etablierten Massenpsychologie avanciert, zum Beispiel im folgenden Syllogismus zur Bewältigung des Alltags: Der Kämpfer am Everest kommt dann am sichersten auf den Gipfel, wenn er vom Schicksal seines Nebenmannes abstrahiert (erste Prämisse). Herrn und Frau Jedermanns Überlebenskampf im Alltag ist hart wie die Besteigung des Mount Everest (zweite Prämisse). Also kommt der Mensch am sichersten durchs Leben, wenn er von seinem Mitmenschen abstrahiert (Conclusio), wenn er Gefühle, Gesundheit, Besitz und alles, was er im Leben erreicht hat und exhausted, although he'd refused to give *his* pack to Mike. „It was a shock to see these guys – both of whom had been climbing well lately – in such a state. Frank's apparent deterioration came as a particular blow", Amerik. Ausg., p. 196 f. noch erreichen will, gegen die anderen abgrenzt. *Homo homini lupus,* wie hungernde Wölfe den verletzten Artgenossen reißen, so gehen die Menschen über Leichen zum Everest, und also gehe jeder Mensch, gleich wo er steht, über Leichen hinweg bis ans Ziel. – Oder auf dem Khumbugletscher, wo sich Krakauer „mit bangen Schritten durch die ächzenden und stöhnenden Eistrümmer schlängelt" und die „Pumpleistung meines Herzens in die Höhe" treibt, um „atemringend und noch ganz zittrig von Adrenalin, das durch meine Adern jagt" (143) einen schiefen Eisturm hinter sich zu lassen, ausgerechnet bei diesem Thema schlüpft der Autor in die Rolle des Abenteurers mit ihren ganzen irrelevanten und peinlichen Privatwahrheiten, statt als Journalist einmal offenzulegen, unter welch versicherungstechnisch geradezu kriminellen Bedingungen seit Jahrzehnten ganze Generationen einheimischer Träger von ausländischen Expeditionsleitern durch diesen Eisbruch hinauf und hinunter gejagt werden und dabei regelmäßig umkommen. Doch hier bin ich ungewollt bei einer Kritik der Wirklichkeitsebene angelangt, was mir nicht zusteht (ich war noch nie am Everest), deshalb schnellstens zurück zum Thema der Sprache und der Wahrheit.

Wenn Wahrheit bei Krakauer mehr ist als das Klischee, so ist sie Konstruktion, also Berechnung, beispielsweise da, wo der Autor den Kampf der Giganten inszeniert, jenes Superdrama mit zweifach tödlichem Ausgang? Als Personen werden kontinentale Antipoden gewählt, der Neuseeländer Rob Hall und der US-Amerikaner Scott Fischer, die beiden hervorragendsten Leiter der Everestexpeditionen im Mai 1996. Krakauer ist zahlender Kunde im Team von Hall, seinen Anteil (70.000 Dollar) zahlt eine amerikanische Zeitschrift, in der Hoffnung, dass er für sie über die Auswüchse des Everestkletterns schreibe. Krakauer ist hautnah dran. Es geht um die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt bezüglich des kommerziellen Everestbergsteigens, eine neue Variante des amerikanischen Traums von Ruhm, Ehre und Reichtum, der, wenn es ein guter Traum ist, auch Realität wird. Bei dieser Geschichte tritt mein Glauben an Krakauers Wahrheitssinn endgültig hinter dem Gefühl zurück, dass der Machtkampf zwischen Hall und Fischer als textstrukturierendes Moment der Aufladung funktioniert. Der Text kleidet sich, wie überall sonst, so auch hier, ins journalistische Pathos, es geht ihm, dem Text, aber längst nur noch um die Entfaltung seiner selbst, um den Erfolg als Buch.

[6] *Im* Originaltext: „Lou, who was so tired he'd let Rob carry his pack, staggered into camp looking pale und distraughi, muttering, I'm finished. I'm finished. Completely out of gas." Frank shuwed up a few minutes later appearing even more.



Eisige Schönheit: Aussicht vom Pumori zum Mount Everest (links) und Nuptse, dazwischen der Khumbu-Eisfall mit der Normalroute zum Südsattel.
Foto: Sigi Hupfauer

In eisige Höhen ist auf dem boomenden Markt der Kletterbücher sofort nach ganz oben geschossen. Wie auf allen großen Märkten aber herrschen hier Kalkül und Strategie und der verengte Zugriff auf zwanghafte Denkabläufe, zuletzt aber die Wahrheit. Hall und Fischer bezahlten ihre Fixiertheit auf den größeren Markterfolg mit dem Tod, dies drängt die Lektüre von Krakauer mindestens auf. Kampf um den Erfolg bis aufs Letzte, wenn damit ein Gesetz beschrieben ist, und außer Amerika ist bald die ganze Welt von der Wichtigkeit des berechenbaren Erfolgs überzeugt, dann schließt dieses Gesetz Krakauers Everestbuch genau so mit ein wie den Kampf zwischen Hall und Fischer. Und die Leser, die, vermittelt durch Krakauers Stil, für Hall und Fischer und deren konsequentes Verhalten Sympathie und Verständnis, ja geradezu Miteifer entwickeln, verbinden sich bis auf die materielle Ebene hinab mit diesem Gesetz: Sie glauben dem Autor und kaufen sein Buch. Ob es das Foto auf dem Buchumschlag ist – es ist das Bild eines ehrlichen, tiefernsten, irgendwie wohl auch sehr bescheidenen Menschen, ganz anders etwa als die interpretationsbedürftigen Bilder von Andy Warhol oder von Madonna –, oder ob es Krakauers unreflektiertes Wahrheitsverständnis ist, viele viele haben sich mit dem Autor und seiner Geschichte verbunden, und damit tritt das Gesetz in sein Recht und es realisiert sich, wieder einmal, der amerikanische Traum von Glück und Erfolg. Mein Gefühl bleibt: Hall und Fischer werden sprachlich „benutzt für diesen Erfolg". Sprache ist Macht und Wille zur Macht, mit Nietzsche sind die letzten Illusionen beseitigt. Nur, Autoren wie Nietzsche überwinden diese Engsicht auf Sprache. Wo es aber um den programmierten Erfolg geht, hat Sprache nicht *auch,* sondern *nur noch* mit Macht zu tun. Erlösung von Macht ist zwar möglich durch Sprache,

aber nicht hier. Vielleicht ist es dies: Dem Buch *In eisige Höhen* fehlen die Momente der Gnade, des Opfers, der Erlösung, problematische Begriffe, zweifellos, aber immerhin und immer noch Begriffe unserer Sprache. Wieso bin ich bei manchen Kletterbüchern, etwa bei Joe Simpsons *Sturz ins Leere*, berührt und ergriffen? Und wieso weht mir bei Krakauer eine so eisige Menschenverachtung herüber? Ist es seine Sprache, die sich so atemlos steigert und nichts als die permanenten Superlative fixiert, den höchsten Berg, die besten Kletterer, das schlimmste Drama, die tiefsten Schmerzen und, selbstredend, den verbittertsten Titanenkampf zweier Männer, die um die Hegemonie auf dem Weltmarkt streiten? Vielleicht sind dies die unabdingbaren Standards, damit ein Buch noch gelesen wird, mag sein. Doch damit verlagerte sich die Frage nach dem um sich greifenden Analphabetentum auf den Buchmarkt selbst, die wenigen Leser, die es noch gibt (es gibt einige mehr), mutierten lesend zu Ignoranten der Sprache, würden, während sie über den Büchern sitzen, zu Analphabeten.

Dann die Chauvinismen. Die liebevolle Beschreibung der englischen Everestpioniere hat mindestens einen Hauch davon, ebenso die Ausführungen über Sir Edmund Hillary, den verdienstvollen, ehrenrührigen Neuseeländer und Everest-Erstbesteiger im Adelsstand. Durchschlagend wird Krakauers Chauvinismus, wo er Menschen anderer Kulturen beschreibt, wobei hierzu auch Ärzte und gewisse Bergführer gehören. Für Jon Krakauer, den ehemaligen Schreiner und Gelegenheitsarbeiter, sind Ärzte fremd und bedrohlich. Im Team, dem er angehört, sind sie erstens stark vertreten und zweitens wortlaut, eingebildet und arrogant, die mit Texaner-Einschlag besonders. So der Egomane Beck Weathers, der in seinem „sumpfigen texanischen Tonfall verletzende und unsachliche Tiraden gegen bettnässende Liberale" startete (69) und „alle im Zelt, einschließlich Krakauer, mundtot an die Wand" monologisierte. Und wie sich der Bergler mit den bourgeoisen Ärzten schwer tut, so bleibt ihm, dem Westkletterer, so jemand wie der Bergführer aus Rußland, Anatoli Boukreev, ein Rätsel (195 ff.). Krakauers Chauvinismus ist subtil; bin ich vielleicht der erste, der ihn wahrnimmt? Wenn sich der Autor zu mir an den Tisch setzte und wir uns gemeinsam über sein Buch beugten, würde er, indem er hier und da mit Händen und Zeigefingern auf Stellen in seinem Buch deutete, beweisen, wie ausgewogen doch seine Darstellung sei. Ich würde anhand derselben Stellen meinen Vorwurf bekräftigen. Die Netze, die er spinnt, sind nicht die Dinge, die er sagt. Wenn er behauptete, dass er nichts Schlechtes über Boukreev geschrieben habe, würde ich versuchen, hinter dem Netz, das er über gewisse Menschen legt, eine chauvinistische Disposition auszuloten. Ein ähnliches Beispiel ist der Besuch Krakauers zu Beginn der Expedition beim Rimpoche in Tengboche, „ein sehr heiliger Mann", der nach drei Monaten des Schweigens gerade eben „eine ausgedehnte Periode stummer Meditiation beendet" habe (74 ff.), Krakauer gelingt eine süffisante Anekdote. Er schildert, wie er angesichts dieser „göttlichen Persönlichkeit" eine „schreckliche Angst" habe, dass er einen „unverzeihlichen Fehltritt" machen würde. Mit „zittrigen Händen" nimmt er vom Rimpoche ein Fotobuch zum Blättern in die Hand. Es sind Schnappschüsse von Seiner Heiligkeit eben beendeter Amerikareise. *Et tu brutus*, oder: 0/770 *homini caricatura*. Selbstverständlich, ich zweifle kein Jota, alle Gefühle, die Krakauer im Angesicht dieses Lamas beschreibt, hat er wirklich erlebt, doch gerade dies ist das Problem. Ich meine, mir wäre nichts dergleichen widerfahren, sondern aus irgendwelchen Anzeichen, die Krakauer entgangen sind – oder die er seinen Lesern vorenthält, um die Stringenz der Anekdote zu sichern –, hätte ich die Brüchigkeit der säkularisierten Welt vermutlich durchschaut, bevor sie sich durch das Fotoalbum offenbarte. Abgesehen vom fehlenden Geld ist in meinem diesbezüglich kritischen Bewußtsein der Grund zu suchen, weshalb ich da gar nicht hinreise. Vom Rimpoche erwarte ich nicht mehr und auch nicht weniger als von einem Politiker im Westen oder einem langweiligen Gesicht in der Straßenbahn. Gerade weil ich resigniert bin in meinen Erwartungen von den Menschen, brauche ich einen Lama mit Sonnenbrille und meinetwegen Konto in der Schweiz nicht zu säkularisieren. Und wenn Krakauer „in der Kultur der Sherpas ein Element von Machismo" erkennt (149) oder darauf hinweist, wie sehr die Sherpas von „Dessous-Werbung" und „Parfümprobierstreifen" fasziniert sind (169), – da höre ich noch nicht einmal die Botschaft. Klar, die Vorstellung ist witzig, wie die Sherpas, wenn sie nicht gerade ein vierzig Kilo schweres Funktelefon für Sandy Pittman ins nächste Hochlager schranzen, vor einem bestimmten Zelt herumlungern, weil dort die Bergsteigerin A aus Expedition X mit dem Bergsteiger B aus Expedition Y in alter Verliebtheit, will sagen frischer Verliebtheit, heiße „Liebeszusammenkünfte" pflegt, „kichern" und „glucksen" und aufs

Zelt zeigen und „immer wieder mit dem Finger in die offene Faust" stoßen (170), Ja, die Sherpas sind zum Schießen komisch, Liebe am Fuß des Everest bringt, wie sie meinen, Unglück – „bumsi bumsi" nix gut „jetzt Sturm kommen" –, aber ausgerechnet sie sind es, die mit den Sexmagazinen, welche aus Übersee zum Spaß ins Basislager gesandt werden, flink in den Zelten verschwinden. Etwas verwirrend, die Triebstruktur dieser Einheimischen, ähnlich wie ihr Buddhismus, bei welchem eine „deutlich animistische Note"[7] mitklingt. Die Khumbubewohner „verehren eine wirre Melange[8] aus Gottheiten und Geistern, die nach altem Glauben die Schluchten, Flüsse und Gipfel der Region bewohnen."

Und hier merke ich, dass mein wachsender Zynismus keine Absicht war, er ist mir selbst unverständlich. Ich wollte noch über Doug Hansen, 46, USA, schreiben, den Postangestellten, der ein Leben lang Geld für den Everest gespart hatte und im Sturm unter dem Gipfel starb, über den Abschied per Funktelefon von Rob Hall, der neben der Hillarystufe seine Frau in Neuseeland anrief und starb, über Krakauers einfache und einfach überzeugende Liebe zu seiner Frau Linda, über das Verschwinden von Scott Fischer und das langsame Erfrieren von Yasuko Namba, 47, Japan, vor allem aber über die Unmöglichkeit, im Endlichen das Unendliche zu erreichen, und wenn die Schneeflanken des Everest doppelt so hoch wären und die besten Bergsteiger dreimal so leistungsfähig und das Klettermaterial viermal so leicht... Ich sollte nicht länger über Menschen schreiben, die mir so fremd (geworden) sind, ich kann sie nicht verstehen, kann ihnen nicht glauben. Ich kümmere mich besser um meine sechsköpfige Familie. Vielleicht habe ich für sie vor zwanzig Jahren das Bergsteigen aufgegeben, vielleicht, aber vermutlich aus einem anderen Grund. Seither bin ich, wer will es denn wissen, ein bisschen weiblicher geworden. Ob mir *Chomolungma* und *Sagarmatha* so viel besser gefallen als *Mount Everest*, weil es weibliche Namen sind? Sagarmatha, Chomolungma, mir wird, als würde in ihrem Namen das unermessliche Gebirge zwischen Nepal und Tibet wieder frei, frei von dem ebenso unermesslichen Schmutz, den einige Menschen und dieser Menschen Bücher über den Höhepunkt der Erde geworfen haben. Jon Krakauer sei „a worldclass mountaineer", schreibt der *San Francisco Examiner*, und „the best in the English language at writing about his deadly sport". – Die Zeit wird für mehr Wahrheit sorgen. – Die Mutter Göttin Erde kann warten. – Und wenn die Zeit für mehr Wahrheit gesorgt hat, wird es, so wenigstens stelle ich mir's vor, Menschen geben, die weder seinen Namen noch seine Bücher kennen – Hauptsache sie sagen: CHOMOLUNGMA, sagen: SAGARMATHA, und Hauptsache, sie fühlen, was Menschen früher mit *Sehnsucht* meinten.

[7] „A distincily animistic flavour", siehe Amerik. Ausg., p. 166

[8] „A tangled melange", ebenda



Im Fegefeuer der Eitelkeiten? – das Everest Basecamp.
Foto: Dr. Ekkert Gundelach

Architektur und Tourismus in Graubünden

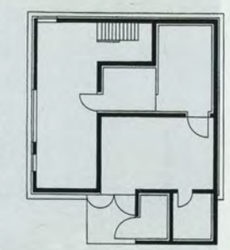
Von CORDULA SEGER

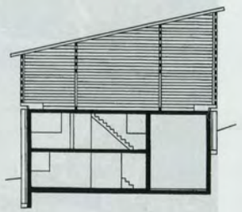
Graubünden lebt auf Bergen und in Tälern, in den südlichen Landschaften mit lichten Kastanienwäldern und hochgelegenen Maiensässen, wo im Sommer das Vieh weidet. Graubünden zeigt sich in der Idylle abgelegener Dörfer, die bis hin zum Güllenkasten und Gemüsegarten, in dem die Mangoldstauden für die Krautwickel wachsen, intakt geblieben sind und in den städtischen Agglomerationen, zu denen das Churer Rheintal zusammengewachsen ist und das dichtbebaute Oberengadin zählt. Die Gegensätze sind stark: Gemeinden mit über 80 Prozent Zweitwohnungsanteil, wie etwa Laax, stehen neben beinahe unberührten Dörfern, die die Städter ungläubig bestaunen. Auch in der Architektur ist dieser Gegensatz eines Kantons zu sehen, der zu einem großen Teil vom Tourismus lebt und sich die Landwirtschaft leistet. Der Fremdenverkehr birgt Gefahren einer Zerstörung, er stellt aber auch eine Lebensgrundlage, belebt den kulturellen Austausch und gibt Anlass, nach einem Zusammen von Fremdem und Eigenem zu suchen.

CHALETFLUT. Einige Zahlen zeichnen das abstrakte aber eindrucksvolle Bild einer Kulturlandschaft, die vom Tourismus geprägt ist. Von 120 000 Wohnungen in Graubünden sind 50 000 Zweitwohnungen, das heißt Appartements, die für Ferien genutzt werden. Die Bündner Ferienwohnungen entsprechen etwa einem Siebtel des schweizerischen Bestands. Die meisten entstanden nach 1945; insbesondere seit den Sechzigerjahren wurden Zweitwohnungen massenhaft erstellt, ein überwiegender Teil davon in Mehrfamilienhäusern mit sechs oder mehr Einheiten. Die gesetzliche Grundlage stammt von 1965, als Stockwerkeigentum möglich und somit Appartementhäuser mit Eigentumswohnungen gebaut werden konnten. Der Bauboom der Achtzigerjahre erschreckte Bund und Gemeinden und provozierte Reaktionen: 1985 löste die Lex Friedrich die liberalere Lex Furgler ab und schränkte den Grundstückserwerb durch Personen im Ausland stark ein. Viele Gemeinden führten Regelungen ein, um den Zweitwohnungsbau zu begrenzen, sie legten Erstwohnungsanteile und Nettowohnflächen fest. Aber auch heute wachsen Appartementhäuser im Chalet-Walserhausverschnitt in die Landschaft und die Jumbochalets der Siebziger- und Achtzigerjahre stehen als Zeugen einer bauhungrigen und unbedachten Expansionszeit wuchtig in der Landschaft. Bei vielen der schnell gebauten, in die Jahre gekommenen Zweitwohnungen baumelt das Schild „Zu verkaufen" über die dunkelgebeizten Balkongeländer. Denn die Appartementbesitzer der ersten Stunde sind alt geworden. Ein großer Teil der Wohnungen sind bereits im Besitz der Nachkommen, oft ein unliebsames Erbe. Lage und Umgebung entsprechen nicht mehr den Vorstellungen eines zeitgemäßen Ferienwohnens, die Bereitschaft fehlt, die jährlichen Unterhaltskosten von etwa 12.000 Franken aufzubringen. Viele schätzen es heute nicht mehr, während der Ferien an einen Ort gebunden zu sein. Bei Erbengemeinschaften bleibt zudem oft längere Zeit ungeklärt, wer wofür zuständig ist. So erstaunt nicht, dass Appartementhäuser vergammeln, weil niemand Geld und Laune hat, sich darum zu kümmern. Die Bündner Raumplaner haben diese Entwicklung erkannt und Studien ausgearbeitet, die über die konventionellen Beschränkungen des Zweitwohnungsbaus hinausgehen und Fördermaßnahmen zur Sanierung und Werterhaltung des bestehenden Wohnraums anregen. Die Planer wollen Gemeinden und Öffentlichkeit sensibilisieren und im aktuellen Richtplan Lösungen ausarbeiten. Sie betonen aber, dass mit den klassischen raumplanerischen Instrumenten gegen die Zweitwohnungsbrachen nichts auszurichten sei; es muss eine neue Klaviatur erfunden werden.

Preisgekröntes Siedlungskonzept

Eine grundlegend andere Problematik stellt sich in den abgeschiedenen, stillen Dörfern, die kaum Fremde beherbergen. Sie kämpfen gegen das Abwandern ihrer Einwohner und suchen nach einer







Rudolf Olgiati: Mehrfamilienhaus Casa Radulff, Flims Waldhaus, 1971-72.



Vrin entwickelt sich weiter. Die Architektur Gion A. Caminadas passt sich selbstverständlich ins Dorfbild ein.

Fotos: Reto Führer

Existenzgrundlage. Vrin etwa, die letzte Ortschaft im Lugnez, liegt abseits der Touristenströme. Es bewirtet außer einigen Greinawanderern kaum Feriengäste. Deshalb ist es für die Gemeinde lebenswichtig nach Strukturen zu suchen, die den ansässigen Bauern ein Auskommen bieten. Im Mittelpunkt des Dorfes steht noch immer die Kirche, gerahmt von den sonnengebrannten Holzhäusern mit ihren kleinen Gemüsegärten. Der Architekt Gion A. Caminada lebt und wirkt an diesem Ort, er nimmt bei seinen Bauten die traditionelle Konstruktionsweise des Strickbaus auf und entwickelt sie weiter. Architektur, wie sie Gion A. Caminada für Vrin plant und ausführt, versucht Leben und Gemeinschaft an diesem Ort ernst zu nehmen. Nach der Devise „den Bauern im Dorf behalten" passt er die Stallbauten den veränderten Bedürfnissen an. Der neu erstellte Schlachthof bietet den Bauern zudem die Möglichkeit, ihre Tiere selbst zu schlachten und das Fleisch ohne teuren Zwischenhandel weiterzuverkaufen. Im überschaubaren Rahmen dieses Dorfes wirkt der Architekt auch als Kommunalpolitiker und Sozialarbeiter, seine Architektur ist ein aktiver Beitrag zur Lebensgemeinschaft. Gion A. Caminada verschafft mit seiner nachhaltigen Bauweise dem einheimischen Gewerbe Aufträge. Das Holz für seine Bauten schlagen die Waldarbeiter im nahen Forst, zusammen mit dem Schreiner hat er die Vorfertigung einzelner Bauteile entwickelt und der Schlosser fertigt nach Mass. Die Vriner setzen ein Siedlungskonzept um, das die Landschaft ernst nimmt, ohne Heimattümelei, mit dem Gefühl für den Ort und dem Bewusstsein für Ökologie. 1998 hat Vrin den Wakkerpreis für die vorbildliche „Integration neuer landwirtschaftlicher Ökonomiegebäude ins Ortsbild der Gemeinde" erhalten. Die Bauern bleiben und die Architekturfreunde staunen.

Eine Landschaft in Bewegung

Die Reise durch den Kanton Graubünden von einem Schauplatz zum nächsten, von der besinnlichen Welt des Lugnez zum mondänen Auftritt der Kurorte im Oberengadin, führt über Schienen und Straßen, Brücken und Tunnels, mit der Rhätischen Bahn oder dem Auto. Einst mussten die Reisenden lange, strapaziöse Postkutschenfahrten auf sich nehmen, um die Hotelparadiese in den Bergtälern zu erreichen. Die Hotelpioniere und ihre Ingenieure waren um den Komfort ihrer Gäste bemüht. Nichts schien unmöglich, die Reise selbst sollte zu einem Ereignis werden, allerdings zu einem bequemen, einem Genießen im ruhig wiegenden Polstersessel. So wurde 1904 die Albulabahn eröffnet, die das Fremdenverkehrszentrum St. Moritz mit der bündnerischen Kantonshauptstadt Chur verbindet. Der damalige Bahndirektor Gustav Bener bezeichnete die Bahn als „Lift im Hotel". Wohl sollte die Bahn ursprünglich auch dem Transitverkehr dienen, nach dem Ersten Weltkrieg konnten jedoch die projektierten Linien nach Landeck und Chiavenna nicht mehr realisiert werden, nur die 1910 eröffnete Berninabahn brachte eine internationale Anschlusslinie. Gerade sie aber gehorcht in ihrer Trassenführung ganz dem Bedürfnis nach spektakulärer Aussicht und ihre Hochbauten nehmen, einem Lehrpfad gleich, die bäuerliche Bauweise der jeweiligen Täler auf. Die Fahrt vorbei an Gletschern und Alpweiden, Seen, Schluchten und Dörfern ist ein Schauspiel und die Anlage selbst eine Maschinerie der wohl angelegten Effekte.

Skeptisch verhielt sich der Kanton gegenüber dem Auto, das in Graubünden erst 1925 zugelassen wurde; man fürchtete Hektik und die Beeinträchtigung des Lebensraums. Der moderne Massentourismus rollte nach dem Zweiten Weltkrieg ein und mit ihm bauten die Bündner das Netz der Luftseilbahnen und Skilifte immer dichter aus. Mit dem Ansteigen des Tourismus- und Freizeitverkehrs, der heute den weitaus größten Teil des bündnerischen Verkehrsaufkommens ausmacht, nahmen Luftverschmutzung und Verkehrslärm in vielen Straßendörfern unerträglich zu. Gemäß Studien entfallen über 70 Prozent der von Personenwagen zurückgelegten Kilometer auf Tourismus- und Freizeitverkehr, während 20 Prozent Einkaufs- und Geschäftsverkehr und acht Prozent Pendlerverkehr zu verzeichnen sind. In den letzten Jahren wurden deshalb konzentriert Umfahrungsstraßen erstellt. Weiterhin aber beeinträchtigt der touristische und berufliche Binnenverkehr die Gemeinden.

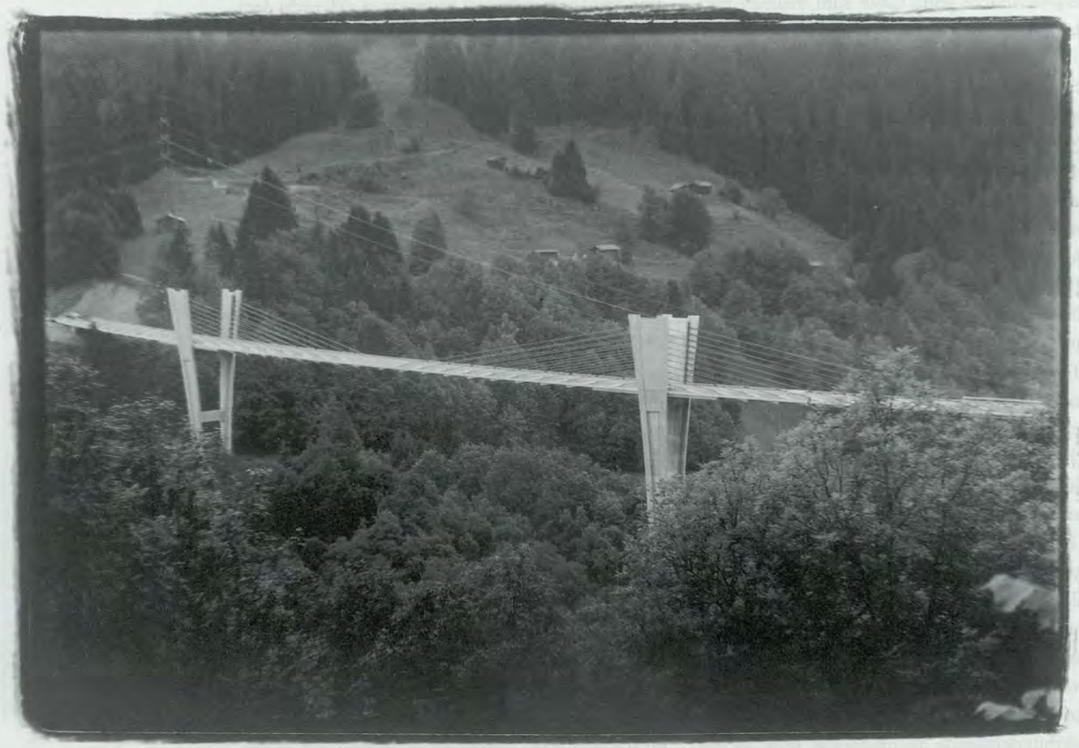
Die Sunnibergbrück von Christian Menn stellte der Kanton 1999 als erstes Teilstück der Klosterser Umfahrung fertig.
Foto: Reto Führer

Straßen und Brücken

Straßen verbauen aber nicht nur die Natur, sie leisten auch einen Beitrag zur Kulturlandschaft; eindrückliche Beispiele der Straßenbaukunst sind die Verbindungen über den San Bernardino Pass und die Albulastraße mit einer geschickten Einbettung in die Topografie und ihren kunstvoll geschichteten Trockenmauern. Die bewegte Landschaft verlangt immer wieder nach angemessener Wegführung, aber auch nach einem gewagten Brückenschlag, um Tobel, Schluchten und Täler zu überspannen. Zwei Brücken, beide im Prättigau gelegen, mögen stellvertretend für die Ingenieurbaukunst dieses Jahrhunderts stehen: die Salginatobelbrücke von Robert Maillart, 1930 erbaut, ein Bauwerk zur Erschließung einer der abgelegenen kleinen Gemeinden, und die Sunnibergbrücke von Christian Menn, die der Kanton 1999 als erstes Teilstück einer weiträumigen Umfahrung von Klosters fertiggestellt hat.

Robert Maillarts Entwurf für die Salginatobelbrücke war der kostengünstigste und wurde auch bezüglich der Qualität und des Erscheinungsbildes als bestes Projekt ausgezeichnet. In diesem unwegsamen Gelände, die Straße verbindet Schiers mit dem kleinen Bergdorf Schuders, interessierte nicht die repräsentative Geste sondern der haushälterische Umgang mit Zeit und Geld. Maillart verzichtete auf Natursteinwiderlager. Ganz auf die Betonkonstruktion reduziert spannt sich die Bogenbrücke schlank und kühn über die Leere. Seit 1991 ist sie zusammen mit wenigen weiteren herausragenden Ingenieurleistungen, wie etwa mit dem Eiffelturm oder dem Panamakanal, „International Historic Civil Engineering Landmark". In diesem Jahr konnte die grundlegende Sanierung abgeschlossen werden.

Wenige Kilometer entfernt zieht sich die Sunnibergbrücke von Christian Menn 526 Meter lang über den Talboden bei Klosters. Christian Menns frühe Brückenentwürfe aus den Fünfzigerjahren sind stark vom Maillartschen Vorbild geprägt, später, in Anwendung der Technik des vorgespannten Betons, entwickelte er neue, wegweisende Formen. Christian Menn gilt als bedeutendster Schweizer Brückenbauer der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seine Brücken stehen in der ganzen Welt, in Graubünden gehören sie zu den Merkpunkten der Landschaft. Die Schrägkabelbrücke bei Klosters zeichnet sich durch die gekurvte Fahrbahn aus und durch die eleganten, nach außen geneigten Pylone. Diese erheben sich nur 15 Meter über die Fahrbahn und spannen die flachen Kabelfächer auf. Trotz der Talquerung auf 60 Metern Höhe wirkt die Brücke zurückhaltend und gliedert sich in die Landschaft ein.



Licht im Hotel:
Tourismusbauten und Kraftwerkanlagen

Der Autoverkehr, den die Straßen bewältigen müssen, wächst beständig. Mehr Umfahrungen werden gebaut, die Probleme aber meist nur verlagert und die Landschaft wird weiterhin strapaziert. Der

Widerspruch gehört zum Tourismus: Der Tourist sucht die unberührte Natur und will den Luxus, er wünscht das Einmalige und erwartet Bequemlichkeit. Die Bergkulisse soll erhaben, aber gut erschlossen, geheizt, beleuchtet und beschallt sein. Am Anfang der wechselvollen Geschichte des Komforts und dessen Motor, der Energie, steht eine Anekdote: 1878 reiste der Hotelpionier Johannes Badrutt, Gründer des Kulmhotels in St. Moritz und Förderer des Wintersports, auf die Weltausstellung nach Paris und sah dort die erste Belichtungsanlage ausgestellt. Badrutt war ein Hotelier, der wusste, dass nur das Außergewöhnliche seine Gäste zum Staunen bringen konnte. So kaufte er die Anlage und ließ in seinem Engadiner Nobelpalast zu Weihnachten die Bogenlampen aufleuchten. Für den notwendigen Strom sorgte ein kleines Kraftwerk am nahen Bach. Sein erhellender Unternehmergeist fand Nachahmer. Da der Strom zu dieser Zeit nur über kurze Distanzen befördert werden konnte, entstanden überall in den Touristenorten kleine Anlagen. Erst als 1891 die Fernübertragung gelang, war die Energiegewinnung nicht mehr an ihren Erzeugerort gebunden.

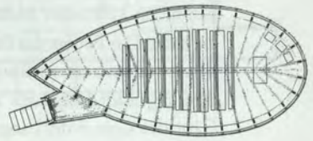
Die großen, selbstbewusst aufstrebenden Hotels, die zunehmende Zahl der Touristen und der Ausbau der Transportanlagen erzeugten eine wachsende Stromnachfrage. Die Zukunftsaussichten der industriellen Stromproduktion weckten das Interesse mancher Pioniere und entfachten ein erregtes Spekulationsfieber. Die Kraftwerksanlagen wuchsen zu Burgen der Elektrizität. Die „Bündnerische Vereinigung für Heimatschutz", die 1905 gegründet wurde, begegnete dieser Expansionseuphorie durchaus aufgeschlossen, verlangte jedoch nach einer Einbettung der Bauten in die Landschaft und nach einer würdigen Architektursprache, die sich in Material und Formenwahl am Lokalen orientiere. Die Heimatschützer opponierten gegen die Kraftwerkbauten, die bis zur Jahrhundertwende als nüchterne, stark an die Funktion gebundene Industriebauten erstellt worden waren. Auch die wuchtigen, städtisch anmutenden Hotelpaläste erregten Unwillen. Bewegte Dachlandschaften, Trichterfenster und Erker sollten die großen Kubaturen kaschieren und sie malerisch in die dörfliche Umgebung eingliedern. Tuffstein, Granit und Fexer Steinplatten sorgten für heimische Oberflächen, hie und da zierte ein Sgraffito die Mauern. Hier stellten sich in Graubünden erstmals die Fragen, welche Formen den neuen Bauaufgaben anstehen und wie das Bauen für die Touristen zu einem Beitrag zur heimischen Tradition werden kann.

Das Ferienhaus zwischen Tradition und Moderne

Das Dilemma des Heimatstils, neue Aufgaben in alte Formen zu hüllen, zieht sich weiter in die Fünfziger- und Sechzigerjahre, als sich die kleinen Leute ihre Träume nach dem Ferienparadies mit einer eigenen Wohnung im Großchalet erfüllten. Eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Bauen für den Tourismus leistete Rudolf Olgiati, der den „schmierigen helvetisch-tirolischen oder auf Engadin getrimmten Hütten", wie er die Chaletnachempfindungen beschimpfte, eine eigenständige Architekturauffassung entgegenstellte. Seine Ferien- und Appartementhäuser widersetzen sich nicht dem Verlangen noch Luxus und dem Wunsch nach Tradition, Garage und Schwimmbad integriert er ebenso wie die Fundstücke alter Bauernhäuser, etwa Türen, Beschläge oder Möbel. Bei seinen Bauten war er darum bemüht, Regionales mit Allgemeinem zu verbinden. Dabei bezog er sich auf die traditionelle Bauweise Graubündens, die mediterrane Architektur Griechenlands und die Klassische Moderne Le Corbusiers. Sein Regionalismus orientiert sich nicht am Talhorizont, sondern umfasste den Kanton als Ganzes; unabhängig vom Bauplatz setzte er traditionelle Elemente aus der Surselva, aus dem Engadin und aus den italienischsprachigen Südtälern ein. Seine Bauten treten körperhaft und sinnlich auf, die weiße Farbe bindet das Volumen, die Grundrisse sind unregelmäßig und das Dach liegt meist hinter aufragenden Wänden verborgen und bietet der Fassade wenig Schutz. Rudolf Olgiati war davon überzeugt, dass in der Architektur optisch alles richtig aufgebaut sein müsse, während das konstruktiv Richtige dem Ingenieurbüro zu überlassen sei. So verwendete er denn auch die Säule zur plastischen Verdichtung einer bestimmten Stelle im Gefüge, die Form richtet sich nicht nach der Funktion, sondern nach der Kraft des Orts. Die Kraft und Bedeutung seines Ansatzes für die Bündner Gegenwartsarchitektur liegt in der vertieften Auseinandersetzung mit dem Bauen für den Tourismus, in der Betonung der Sinnlichkeit des Materials und in der Vermittlung des Interesses an der alten Baukultur.

Peter Zumthor, neues Bauen in Graubünden

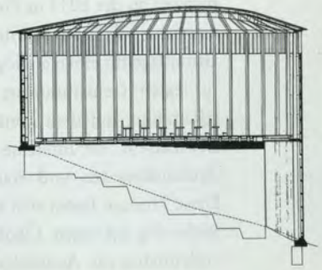
Peter Zumthor, der sein Atelier in Haldenstein bei Chur führt, gehört zu den international renommierten Architekten. Sein Wirkungs- und Arbeitsfeld geht weit über den Kanton Graubünden hinaus, trotzdem aber liegen hier seine architektonischen Anfänge und die Bauten seines Hauptwerks setzen sich mit der alpinen Landschaft und ihrer Geschichte auseinander. Die Schutzbauten für römische Funde in Chur haben in der Deutschschweizer Architektur neue Maßstäbe gesetzt. Sie zeigen, wie Architektur mit minimalen Mitteln Bedeutungen transportieren kann. Die Bauaufgabe war banal: Eine Hülle sollte die archäologischen Reste schützen und zugleich zu einem kleinen Museum führen. Peter Zumthor baute drei leichte Hallen mit einer Haut aus Holzlamellen, die sich über den antiken Fundamenten als abstrakte Rekonstruktion römischer Gebäude erheben; sie verweisen auf die Vergangenheit, bilden diese aber nicht nach. Eine Passerelle, als vom Boden abgehobene Metallkonstruktion ausgebildet, durchsticht die Volumen. Der Weg wird zur Zeitachse, auf der die Besucherinnen und Besucher in die Vergangenheit eindringen.





Peter Zumthor: Kapelle Sogn Benedetg, 1988 in Sumvitg in der Surselva erbaut.
Foto: Reto Führer

Die Dramaturgie der Bauaufgabe, die Stimmung des Orts, das sensible Verknüpfen mit dem Gegebenen zeichnen auch die Kapelle von Sogn Benedetg und das Bad in Vals aus, zwei Bauten, die das Bauen in den Bergen zum Thema machen. Die Kapelle steht für einen diskursiven Umgang mit der Tradition. Eine Lawine zerstörte 1984 die mittelalterliche Kapelle von Sogn Benedetg, einem Weiler hoch über dem Talboden. Der neue Bau am neuen Ort steht, wie in der Surselva üblich, außer- und oberhalb des Dorfes. In zwei entscheidenden Punkten folgt sie jedoch nicht der Überlieferung: Sie ist aus Holz und hat eine Tropfenform als Grundriss. Traditionsgemäß sind die für die Gemeinschaft wichtigen Gebäude eines Dorfes, insbesondere die Kirche, in Stein gebaut, für die Ewigkeit bestimmt und schaffen als weiß gekalkte Volumen Präsenz. Peter Zumthor dagegen unterstreicht mit der gewählten Schindelverkleidung die Zugehörigkeit zu den sonnengebrannten Holzhäusern des Dorfs; aber auch hier geht er über das Angestammte hinaus, indem er die Schindeln über die Wetterseite zieht und das Holz der Versilberung durch Regen und Wind aussetzt. 1992 initiierte das Forum „Sexten Kultur" den Preis „Neues Bauen in den Bergen" und prämierte die Kapelle in Sogn Benedetg, die zur Ikone eines bewussten Bauens für den alpinen Raum avancierte.



Ein Bau, der sich der Herausforderung einer nachhaltigen Tourismusarchitektur stellt, ist Zumthors Felsenbad in Vals. Die Tourismusverantwortlichen erkennen hier Architektur als sinnvolle Inves-

tition; ein kultureller Mehrwert, der sich finanziell auszahlt. Das Bad ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen einer selbstbewussten Gemeinde, die ihre abgeschiedene Lage zum Anlass nimmt, die Gäste den Genuss der Langsamkeit entdecken zu lassen, und einem Architekten, der den Wunsch nach Beständigkeit in Stein schlägt und einen sinnlichen Ort rund ums Wasser schafft. Das Geld der Valser Gemeinde für das sinnliche Bad stammt bezeichnenderweise aus den Wasserzinsen des Zervrailastausees.

Wettbewerb für anspruchsvolle Architektur

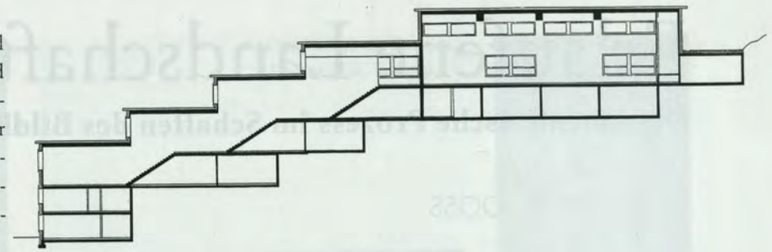
In den letzten Jahren ist der Schulhausbau in Graubünden zu einem der wichtigsten öffentlichen Bauvorhaben geworden. Die alten Schulhäuser verlangen nach einer gezielten Erweiterung und Ergänzung. Die öffentliche Hand, im besonderen der Kantonsbaumeister Erich Bandi, pflegt in Graubünden den Architekturwettbewerb und versucht mit diesem Instrument, gültige und dauerhafte Lösungen zu ermitteln. Dabei ist die Durchführung eines Wettbewerbs eine der Voraussetzungen, die die Gemeinden erfüllen müssen, damit sie kantonale Subventionen erhalten. Viele, vor allem junge Architekturbüros, erkennen im öffentlichen Wettbewerb die einzige Möglichkeit, zu gehaltvollen Bauaufgaben zu kommen. Entsprechend sorgfältig planen sie. So erstaunt es nicht, dass viele öffentliche Bauten gelungene Beispiele einer anspruchsvollen, zeitgenössischen Architektur bieten.

Von einer Bündner Architektur zu sprechen, die gemeinsame Stilmerkmale vorweist, erscheint jedoch unangemessen. Denn die neueren Bauten, die über Region und Land hinaus Interesse wecken und wichtige Auszeichnungen erhalten, entspringen keiner gemeinsamen Schule und halten sich an keine formalen Spielregeln. Trotzdem gibt es Knotenpunkte, die ein Verbindungsnetz aufspannen. Hierzu gehört das Büro Zumthor, das für viele jüngere Architekten Lehrzeit und Ausgangspunkt darstellt oder die Studienzeit an der ETH in Zürich im Verlauf der Achtzigerjahre, als Fabio Reinhart und Miroslav Sik die Grundlage für einen analogen Zugang zur Architektur legten. Gemeinsam ist den Architekten die Beschäftigung mit dem konkreten Ort, ökologisches Bewusstsein, ein Interesse an angestammten Konstruktionsweisen und traditionellen Materialien. Diese Themen lassen sich an den folgenden Bauten stichhaltig aufzeigen. Ökologisches Bauen: In Vella vollendeten die Architekten Valentin Bearth und Andrea Deplazes zusammen mit ihrem Partner Daniel Ladner 1998 ein neues Oberstufenschulhaus und eine Mehrzweckhalle. Die beiden schlichten Blöcke mit bündigen Dächern fallen durch ihre großen, weiß abgesetzten Trichterfenster auf. Diese sind Teil eines ausgeklügelten Energiekonzepts, das die Architekten zusammen mit dem Ingenieur Andrea Rüedi arbeitet haben. Die Fenster sind Sonnenfänger, während die massiven Wände und Decken die Wärme speichern. Unterstützt von einer mechanischen Luftumwälzung genügt diese passiv-solare Energie für die Beheizung aller Räume.

Einbettung in die Topografie: Am Osthang des Churer Rheintals, in Mastrils, bauten Dieter Jüngling und Andreas Hagmann 1994-95 ein Schul- und Gemeindezentrum verteilt auf sechs Geschosse. Diese sind zu einem abgetreppten Baukörper entlang dem steil abfallenden Gelände gegliedert. Der Baukörper lässt sich sowohl als Schichtung als auch als Staffelung lesen. Als Staffelung von giebelständigen Einzelbauten passt sich das Schulhaus den Häusern der Umgebung an. Als Schichtung wird das Gebäude zu einem Gesteinsgeschiebe und erinnert an die Felsbänder, die die benachbarten Berghänge durchziehen.

Auseinandersetzung mit angestammten Konstruktionsweisen: 1997–98 baute Conradin Clavuot Schulhaus und Mehrzweckanlage in St. Peter. Dem steilen Gelände musste jede Fläche mit großen Erdarbeiten abgetrotzt werden. Die beiden Neubauten greifen tief in den Hang, ihre betonierte Sockellinie schwingt dem Hügelverlauf nach. Schulhaus und Halle sind in Holzstrickbau ausgeführt. Im Innenraum treten die Balken der Konstruktion unverkleidet hervor. Strickbinder überspannen die Sport- und Mehrzweckhalle, die mit einer Länge von 35 Metern und den großen Fensterflächen die Dimension des traditionellen Strickbaus sprengt. Von außen greift eine Schale aus Lärchenbrettern die Bauweise formal auf: Die Bretter stehen an den Ecken über und sind miteinander verzahnt. Diese vorgestellten Bauten, Schulhäuser im doppelten Sinn, Schulungsorte und Lehrobjekte, besetzen die neuen Zentren der Dörfer. Sie zeugen von einer engagierten Zusammenarbeit zwischen Bauherren, Architekten, Ingenieuren und Behörden und sprechen von einem wachen Interesse am Ort: der alpinen Landschaft.

Noch immer sind die lieblosen, mit Erkern und Sgraffiti oberflächlich herausgeputzten und aufgeregten Tourismusbauten in der Mehrzahl. Die Verantwortlichen setzen noch kaum auf die Werbewirksamkeit guter Architektur. Vals aber steht als Beispiel dafür, dass Touristen sich gerne zu Sinnlichkeit und Ruhe verführen lassen. Und das Interesse am gehaltvollen Bauen in Graubünden wächst, auch über den engen Kreis der Architektinnen und Planer hinaus. Wer neugierig geworden ist, dem hilft der Führer zur Gegenwartsarchitektur „Bauen in Graubünden", weitere Architekturperlen zu entdecken.





Dieter Jüngling/ Andreas Hagmann: Schule und Gemeindezentrum von Mastrils. Als Staffelung von giebelständigen Einzelbauten passt sich das Schulhaus den üblichen Bauten der Umgebung an.
Foto: Reto Führer

Ausgewählte Literatur:

Bauen in Graubünden. Ein Führer zur Gegenwartsarchitektur, hrsg. vom Verlag Hochparterre, Zürich 1999.
Bestellungen unter: 0041-1-444 28 88.
David P. Billington: Robert Maillart und die Kunst des Stahlbetonbaus/Robert Maillart and the art of reinforced concrete, Zürich/München 1990.
Gion Caminada und Jürg Conzett: Selbstverständlich Holz, in: archithese 25, 1995, Nr. 5, S. 52-57.
Conradin Clavuot und Jürg Ragettli: Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden, Chur 1992.
Jürg Conzett: Die Albulabahn, Schweizerische Kunstführer 461/462, hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1989.
Junge Schweizer Architekten/Young Swiss Architects, hrsg. von J. Christoph Bürkle und dem Architektur Forum Zürich, [Sulgen/Triesen] 1997.
Die Architektur von Rudolf Olgiati, Ausstellungskatalog ETH Zürich, Zürich 1983 (3. Auflage).
Rudolf Olgiati: Eine Streitschrift, Stuttgart 1994.
Isabelle Rucki: Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur von 1860 bis 1914, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich, Zürich 1989.
Miroslav Sik (Hg.): Analoge Architektur, Zürich 1987.
Thomas Vogel und Peter Marti (Hg.): Christian Menn - Brückenbauer, Gesellschaft für Ingenieurbaukunst, Basel/Boston/Berlin 1997.
Peter Zumthor: Architektur denken, Baden/Schweiz 1998.
Peter Zumthor, Johanna Strübin und Ursus Brunold: Siedlungsinventar Graubünden. Vrin, Lugnez, hrsg. im Auftrag des Kantons Graubünden durch die Kantonale Denkmalpflege, Chur 1976.

Erlaufene Landschaften

Der künstlerische Prozess im Schaffen des Bildhauers Michael von Brentano

Von Dr. BIRGIT JOOSS

„Vergessen wir nicht, daß eine Luftlinie eben nur eine Linie und kein Weg ist und: daß wir physiognomisch gesehen Fußgänger und Läufer sind." Dieses Zitat von Christoph Ransmayr (aus „Die Schrecken des Eises und der Finsternis") hat sich Michael von Brentano zu seinem Leitgedanken gemacht. Es definiert das Denken und Arbeiten des Künstlers in dem Maße, dass es auch als Motto für sein künstlerisches Schaffen dienen kann. Doch damit stellt sich unweigerlich die Frage, ob „Laufen" überhaupt als eine künstlerische Form gelten kann? Was hat das „Erlaufen einer Landschaft" mit Kunst zu tun?

MICHAEL VON BRENTANO (Jahrgang 1960), der nach einer Ausbildung zum Schreiner (1980 – 1983) an der Münchner Kunstakademie Bildhauerei studiert hat (1984 – 1990), sieht sich als Bildhauer und Zeichner. Dennoch stehen heute nicht mehr seine traditionellen, handwerklich solide gefertigten Arbeiten im Vordergrund, es sind vielmehr raumgreifende Installationen, die sich nicht selten aus Fundstücken der Natur zusammensetzen. Aber auch diesen Werken liegt ein bildhauerisches und zeichnerisches Denken zugrunde, das sie in hohem Maße bestimmt. Inhaltlich setzt sich der Künstler mit dem Leben und seiner Vergänglichkeit, mit der Suche nach Spuren des Menschen und seiner Umgebung – vor allem der Natur und der Landschaft – auseinander. Vor allem die formenden Kräfte der Natur faszinieren ihn immer wieder von Neuem. Diese Suche und die Auseinandersetzung mit dem zufällig Vorgefundenen ist es, was den Künstler fesselt und ihn schließlich zu seinen Wanderungen veranlasst, bei denen der Weg selbst bereits zu einem Teil des Kunstwerks wird.

Tausch (1994/1996)

Sehr deutlich wird dies in seiner Arbeit „Tausch" von 1994/1996, die ihren Ausgangspunkt in mehreren eintägigen Wanderungen hat und in einer weit ausgreifenden, mehrteiligen Rauminstallation Gestalt annimmt. Zwischen dem 11. März 1994 und dem 16. Februar 1996, also über zwei Jahre hinweg, begibt sich der Künstler in die Jachenau, ein dünn besiedeltes Tal in den nördlichen Ausläufern der Alpen, südlich von Bad Tölz. Insgesamt dreizehn Mal zieht er mit seinem altertümlich anmutenden Gestell-Rucksack los, um einen „Tausch" mit der Natur vorzunehmen. Dafür fertigt er eigens verschiedene Sperrholz-Kästen an, die – befestigt an seinem Rucksack – Fächer zur Aufnahme verschiedener Hilfsmittel und Materialien enthalten. Sie ermöglichen es ihm, einerseits mitgebrachte Objekte in der Landschaft auszusetzen, andererseits vorgefundene Objekte herauszutragen. Seine Wanderungen, die ihn querfeldein führen, sind zunächst ungerichtet und ziellos. An subjektiv ausgewählten, für ihn „markanten Punkten" hält Michael von Brentano an, um an Ort und Stelle „intuitiv" – wie er selbst beschreibt – aus den vorgefundenen Materialien ein Werk zu fertigen, das er nach seiner Entstehung fotografiert. Diese Fotos, aber auch mitgebrachte Natur-Fundstücke, Werkzeuge und schriftliche Aufzeichnungen sind die Bestandteile der Rauminstallation „Tausch". Jeder Tag der Begehung, an dem er je ein Werk in der Landschaft verwirklicht, ist dokumentiert: Die Schwarzweißfotografien – nach dem Prinzip des „Vorher und Nachher" angefertigt, hängen an den Wänden. Unter ihnen ist jeweils ein Bord angebracht, auf dem das mitgebrachte Material des entsprechenden Tages steht. In der Mitte der Installation sind große Gestelle aufgebaut, die weiteren „Landschaftsproben" sowie der stets mitgeführten Ausrüstung des Künstlers – etwa dem Rucksack, den Kästen, Gefäßen, Landkarten und ähnlichem – Platz bieten.



Detail: Felskante, Zustand 1

Detail: Felskante, Zustand 2



Betrachtet man nun die einzelnen Arrangements der Wände näher, lassen sich die verschiedenen Tage, die einzelnen Aktionen und ihre Ergebnisse differenzieren. So zeigen beispielsweise zwei übereinander angebrachte Fotos beide Male dieselbe riesige Wurzel eines umgefallenen Baumes. Als Michael von Brentano sie vorfindet, ist sie über und über mit



Detail: Befreite Wurzel, Zustand 1

Detail: Befreite Wurzel, Zustand 2



Detail: Läufer mit Rucksack, Moos und Fels, Variation 1



Detail: Läufer mit Rucksack, Moos und Fels, Variation 2



Detail: Läufer mit Rucksack, Moos und Fels, Variation 3



Tausch 1994 – 1996, Rauminstallation Verschiedene Materialien



Informationen vom Kum-Gang 1995, Installation, 35 Skulpturen aus Lehmplatten in offenem Gebäude





Informationen vom Kum-Gang (1995)

Geröll bedeckt. Bis ins letzte Geäst der Wurzel hat sich das steinige Erdreich verfangen. Nun macht es sich der Künstler zur Aufgabe, in stundenlanger Arbeit dieses Geröll abzutragen. Die „befreite" Wurzel zeigt er in einem zweiten Foto: fein säuberlich freigelegt präsentiert sie sich als ästhetisches Objekt. Während seiner Arbeit des Freilegens entdeckt er ein „neues" Material: Ganz im Inneren der Wurzel befindet sich reiner, dunkler Humus, den er als „Fundobjekt" in zwei Gläser abfüllt und mit nach Hause nimmt, um diese später in der Installation auf das Podest vor den zwei Fotografien aufzustellen.

An einem anderen Tag entdeckt er einen Felsen, dessen Fuß über und über mit Laub bedeckt ist. Er macht sich an die Arbeit und entfernt alle Blätter, um die eigentliche Felskante – fast in pedantischer Manie – zu finden und freizulegen. Er markiert den Übergang des Felsens in das weiche Erdreich durch eine ca. zehn Zentimeter hohe sauber gekratzte Schnittstelle, die sich etwa sechs Meter am Felsen entlang zieht und schafft damit ein ganz neue Raumordnung. Als „Beweisstück" bringt er zwei halb aufgeschnittene Pflanzenstengel mit, die er mit Moos- und Humus-Material von der Felskante füllt.

Ansicht des Osttores



Im übrigen ist Michael von Brentano bei seinen Wanderungen immer alleine unterwegs, seinen Aktionen vor Ort fehlt jegliches Publikum, die Ergebnisse werden nur über die Fotografien, beziehungsweise durch die Fundstücke dem Betrachter vermittelt. Die in der Landschaft entstandenen Arbeiten sind dem Verfall ausgesetzt und somit temporär. Die Vorgehensweise des Künstlers lässt sich in allen Teilstücken in doppelter Hinsicht charakterisieren: Auf der einen Seite agiert er fast wie ein verspieltes Kind, indem er – sowohl was den Ort, als auch was das Material betrifft – alles dem Zufall überlässt, auf der anderen Seite aber fühlt man sich an einen Wissenschaftler erinnert, dem die „entnommenen Proben" der Landschaft als Garant für das Vorgefundene dienen. Ungenauigkeit und Genauigkeit, Zufall und schlüssige Beweiskraft, Spiel und Wissenschaftlichkeit bestimmen das Spannungsverhältnis dieser Arbeitsweise. Die Anordnung innerhalb der Installation hingegen ist wohlberechnet. Hier überlässt der Künstler nichts dem Zufall. Er arrangiert die verschiedenen Objekte aus verschiedenen Materialien, die unterschiedliche Zustände vermitteln wollen, systematisch im Raum.

Informationen vom Kum-Gang (1995)

Fast spartanisch mutet dagegen die Arbeit „Informationen vom Kum-Gang" aus dem Jahre 1995 an, eine Arbeit, die nur noch durch Fotografien dokumentiert ist, da die Installation selbst kurze Zeit nach ihrer Errichtung wieder abgebaut worden ist. In jenem Jahr ist Michael von Brentano zu einem Bildhauer-Symposium nach Kong-Ju im Herzen Südkoreas eingeladen worden. Nach seiner Ankunft sichtet er das dortige Gelände acht Tage lang intensiv: Die Stadt, inmitten eines alten Granitgebirges gelegen, wird im Norden von dem sehr breiten Fluss Kum-Gang umgeben, der in regelmäßigen Abständen durch Springfluten zu einem reißenden Strom anschwillt. Der Künstler entscheidet sich schließlich





für eine ungewöhnliche „Begehung" der Landschaft in einem fast unerträglichen Klima von annähernd 40° Grad Celsius und einer extrem hohen Luftfeuchtigkeit. Sieben Tage lang macht er sich auf den immer gleichen Weg, um getrocknete, am Flussufer gesammelte Lehmplatten auf eine Berghöhe zu tragen und sie dort sorgfältig im Inneren des überdachten Osttores einer ehemaligen Stadtfestung aufzuschichten. Der Lehm ist durch die starke Sonneneinstrahlung zu harten Platten erstarrt, die sich in unterschiedlich geformten Schollen leicht vom Grund lösen lassen. Sie sind das Ergebnis der starken Überschwemmungen, die den Fluss binnen kürzester Zeit anfüllen, um später das quarzige, herabgespülte Lehmmaterial aus den umliegenden Bergen zurückzulassen. Eben jene Platten, die noch Spuren ihrer Erhärtung – etwa Regentropfen oder Vogelfußabdrücke – tragen, schichtet Michael von Brentano sorgfältig in seinen Rucksack, um sie auf den Berg zu tragen. Der etwa fünf Kilometer lange Weg, den er dabei zurücklegt, ist immer derselbe. Fünf Mal am Tag geht er ihn, bergauf mit der Last des schweren Rucksacks, bergab vom Gewicht befreit. Da jede Rucksack-Füllung eine Aufschichtung der Lehmplatten zu einer Skulptur in Form eines kreisförmigen Stapels ergibt, entstehen insgesamt 35 geschichtete Einzelskulpturen, die der Künstler in unregelmäßigen Abständen auf dem Boden des luftigen, offenen Gebäudes anordnet. Jedes Objekt steht somit für einen Weg. Die einzelnen Schollen sind unterschiedlich dick und groß, die Stapel je nach Fundmaterial verschieden hoch (zwischen 20 und 30 cm), wobei jeder eine andere „Information" in sich birgt. Ist die Installation „Tausch" in ihrer Materialfülle vielfältig und nur nach eingehender Untersuchung zu erfassen, so besticht die Arbeit „Informationen vom Kum-Gang" durch ihre Schlichtheit. Die 35 Lehmschichtungen verschmelzen in ihrer eigenwilligen Reihung zu einer lockeren, doch überzeugenden Komposition innerhalb des Raumgefüges, das durch den Holzfußboden des asiatischen, nach allen Seiten offenen Gebäudes in seiner meditativen Kraft noch unterstützt wird.

Michael von Brentano verbindet mit seiner Arbeit zwei getrennte Orte, die in engem Zusammenhang stehen. So beschreibt er selbst: „Was der Fluss in seinem Bett ablagert, ist wie eine Information aus den Landschaften, durch die er fließt. Diese Information wurde durch meine Aktion auf einen Berg, der für den Fluss unerreichbar ist, gleichsam zurücktransportiert." Ein anderer Aspekt ist die immer gleichförmige Handlung, die der Künstler sieben Tage lang ausführt. Er entwickelt dabei eine fast buddhistische Haltung, was sicherlich auch damit zusammenhängt, dass er sich in jener Zeit intensiv mit dem konfuzianischen Buddhismus auseinandersetzt. Von Anfang an ist ihm die Vergänglichkeit des Werkes bewusst, das unter großen körperlichen Anstrengungen nur für das Symposium entsteht und im Anschluss wieder entfernt wird. Die Arbeit ist erfüllt vom Geist der Transformation von Materie, vom Werden und Vergehen sowie von der Verinnerlichung des erlaufenen Weges als künstlerischer Prozess. Nicht umsonst sieht der Künstler in ihr „bis heute eine meiner wichtigsten Arbeiten".

Ansicht des Flussbetts







Verborgene Wälder (1996/1997)
„Verborgene Wälder" nennt Michael von Brentano seine Installation von 1996/1997, der ebenfalls ein Laufen in der Landschaft vorausgegangen ist. Zunächst fallen die zahlreichen, großen, im Raum aufgereihten Stämme von maximal 90 cm Höhe auf. Es handelt sich um sorgfältig gedrechselte Skulpturen aus Fichtenholz, deren Form variiert: Zuweilen erkennt man Erhebungen, einige sind dünner, andere dicker, ihre Höhen sind ungleich. Michael von Brentano fixiert jeweils ein Stück eines Fichtenstammes in seinem Zentrum und dreht es solange um seinen Wachstumskern, bis – wie er selbst sagt – „eine durch die Rotation maximal mögliche Form entstanden war". An den Stellen, an denen es natürliche Erhebungen gibt – etwa bei den Ast-Auswüchsen – bleibt mehr Material stehen, an anderen Stellen bestimmt die vorgegebene Form des Fichtenstammes die tiefere Materialentnahme. Der Künstler spürt so dem Wachstum des Baumstückes, seiner Körperhaftigkeit, nach. Den oberen Abschluss der Stämme bildet eine dünne Schicht aus Bienen- und Carnaubawachs.

An der Wand hängen zahlreiche Tafeln eng aneinander, getrennt in zwei Blöcke. Jedes einzelne Bild zeigt auf seiner rechten Seite die Ansicht eines Waldstücks, auf der linken T-förmige Drucke. Auch hier stellt sich wieder der Effekt der seriellen Reihung ein. Die Anzahl der Bilder an der Wand entspricht der Anzahl der Holzstämme auf dem Boden: 105 Holzskulpturen stehen 105 Tafeln gegenüber. Doch ihre Verbindung lässt sich nicht über die reine Betrachtung erschließen: Michael von Brentano hat in das Innere der Holzskulpturen Fotografien eingeschlossen. Dazu bohrt er jeden Stamm von oben im Zentrum auf, jeweils 13 Zentimeter tief und 16 Millimeter breit, gibt in das entstandene Loch je eine zusammengerollte Fotografie hinein und verschließt es anschließend mit Wachs. Bei den Aufnahmen handelt es sich um Ausschnitte von Wäldern, die der Künstler durchlaufen hat. Drei Tage lang „erwandert" er die Alpenlandschaft um Lenggries, am Ross- und Buchstein sowie in der Jachenau.



Verborgene Wälder (1996/97) Rauminstallation







Auf seinen Schwarzweißfotos hält er die typischen bayerischen Bergwälder fest, wobei er sich vor allem für das Kernstück der Bäume, ihre Stämme, interessiert. So ähneln sich die einzelnen Bilder in ihrer Wahl von Ausschnitt und Motiv stark.

Von eben jenen Fotografien fertigt Michael von Brentano – bevor er sie im Kern der Stämme verschwinden lässt – je eine Laser-Fotokopie an, die er dem Betrachter zur Ansicht bietet. Sie nehmen die rechte Hälfte der Tafeln an den Wänden ein. Auch das T-förmige Gebilde auf der linken Hälfte steht in engem Zusammenhang mit den Fichtenskulpturen. Es handelt sich um 105 verschiedene Holzschnitte, die jeweils den Längsschnitt durch die Wachsversiegelung der einzelnen Skulpturen zeigen. Sie sind mit Asphaltlack gedruckt und mit Schellack umzeichnet. Damit wird deutlich, dass jeder Skulptur exakt eine Tafel an der Wand zuzuordnen ist, wobei bei der Aufstellung keine Rücksicht auf die direkte Beziehung genommen wird.

Auch in dieser Arbeit interessieren den Künstler stoffliche Veränderungen sowie natürliche und zeitliche Prozesse. Prozesse, die für den Betrachter der Installationen oft nicht mehr unmittelbar visuell wahrnehmbar sind, sondern nur mittelbar über die Vorstellungskraft, mit der die Werke in ihrer Komplexität und Ganzheit vollendet werden müssen.

Doch nicht nur die Ebene der Wahrnehmung und gedanklichen Einbindung des Betrachters ist dem Werk von Michael von Brentano immanent. Auffällig ist auch der mehrfache Medienwechsel und das Interesse an verschiedenen Materialien. So stehen bei der Arbeit „Verborgene Wälder" am Anfang die Wälder des oberen Isarwinkels, die fotografisch festgehalten werden. Jene Fotografien werden fotokopiert, um die Originalabzüge verschwinden zu lassen. Sie werden in je einem Holzkern eingeschlossen, dessen Inneres und seine Wachsversiegelung wiederum durch je einen Holzschnitt verbildlicht werden. Vorgegebene Bilder werden verändert, um wieder als neue Bilder in Erscheinung zu treten, die nur noch versteckt die ursprüngliche Information enthalten.



Wanderungen als Teil des Kunstwerks

Michael von Brentano geht in seinen Arbeiten stets unmittelbar den Formen der Natur nach. Immer wieder liegen ihnen Wanderungen durch Landschaften zu Grunde. Er begibt sich alleine, ohne Begleitung in die Natur, um sie in sich aufzunehmen, sie künstlerisch zu interpretieren und zu transformieren. Seine Projekte sind immer eng mit den jeweiligen geografischen Gegebenheiten verbunden und nehmen starken Bezug auf die Gegend, in der sie entstehen. Neben den hier beschriebenen Werken existieren weitere Installationen, die auf Landschaftsbegehungen fußen, etwa die Arbeit „Fundorte", die sich in der Toskana stark mit geologischen Strukturen beschäftigt (1997), oder die Arbeit „Grenzpunkte", die sich im Würmtal mit dem Verlauf des Flüsschen und den gesellschaftlichen Zusammenhängen vor Ort auseinandersetzt (1998).

Landschaft bedeutet für den in Bayern geborenen und im Voralpenland lebenden Künstler – wie er selbst sagt – „Weite und Befreiung". Berge sieht er – auch als begeisterter Sportler – als Herausforderung. Der kraftzehrende, volle Körpereinsatz ist ein nicht zu unterschätzender Faktor der künstlerischen Arbeiten Michael von Brentanos. Für ihn ist die Begegnung mit der Natur, das Durchschreiten der Landschaft eine intensive Erfahrung, die sowohl den Blick für die Wahrnehmung kleiner Details schult, als auch zum „Erfassen des Wesens einer Landschaft" dient. Bemerkenswert ist aber, dass seine Annäherung an die Landschaft in sehr unspektakulärer Weise geschieht: Weder setzt er mit großen Skulpturen weithin sichtbare Denkmäler, noch bildet er die Landschaft im traditionellen Sinne ab. Stattdessen möchte er sie in ihrem Charakter – auch anhand von kleinen Details – erfassen, sie als Wanderer in sich aufnehmen und über die Installationen und Fundstücke dem Betrachter vermitteln. Konsequenterweise sind es nie globale, großstädtische oder häusliche Szenen, die ihn interessieren.

Die unmittelbare Landschaftserfahrung bildet somit – fast im romantischen Sinne des Naturerlebens – die Basis für sein künstlerisches Schaffen, das wiederum stark von seinem ästhetischen Formwillen geprägt ist. Das Vorgefundene wird in neuen Raumsituationen arrangiert, wobei ursprüngliches Naturmaterial mit künstlerischen Medien, etwa Skulpturen, Zeichnungen, Fotografien oder Holzschnitten kombiniert werden. Häufig geht es um Transformationen in andere Medien, um daraus neue Wahrnehmungsebenen und visuelle Formen zu schaffen. Prozesshaftigkeit, Materialveränderungen, Entstehen und Vergehen stehen im Mittelpunkt seines Schaffens. Michael von Brentano geht dabei stets explizit auf den jeweiligen Raum ein, in dem er seine Installationen einrichtet. Unter Bezugnahme auf die vorgefundene Räumlichkeit gleicht nie ein Arrangement dem anderen. Trotz der häufig gewählten Willkür bei der Auswahl der Objekte lässt er künstlerische Strenge bei ihrer Anordnung walten.

Das Oeuvre von Michael von Brentano ist in verschiedene Traditionen zu stellen, die von der avantgardistischen Konzeptkunst über Elemente der Land Art bis hin zur traditionellen Grafik und Bildhauerarbeit reichen. Die serielle Reihung steht neben dem individuellen Abbild, der Blick auf das stimmige Raumensemble neben der Hinwendung zum Detail. Seine ihm ganz eigene Note gewinnt es durch das „Erlaufen der Landschaft" als künstlerischen Prozess und Teil einer Skulptur. Das Laufen ermöglicht dem Künstler ein neues, zeitgenössisches Landschaftsbild zu entwerfen, in dem romantische Poesie mit konzeptioneller Formenstrenge verbunden wird.



Michael von Brentano in der südlichen Toskana
Fotos: Harald Frey

Fast so plastisch wie die Landschaft

Neue Herstellungsmethode für Geländereliefs

Von Dr. GÜNTER HELL und MIKA SEMANN

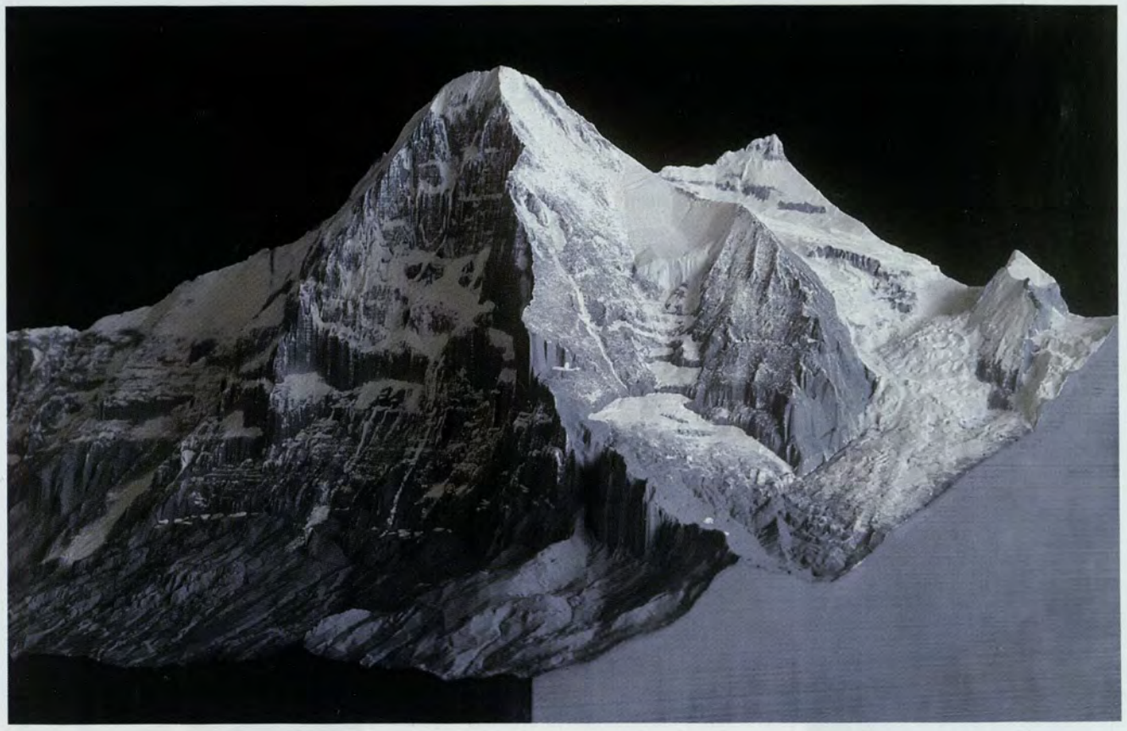
SEIT JEHER SUCHEN KARTOGRAFEN nach Möglichkeiten, die Dreidimensionalität der Erdoberfläche in einer möglichst anschaulichen Form wiederzugeben. Weil Karten wie zeichnerische und fotografische Ansichten – Panoramen, Blockbilder, aber auch Stereobildpaare – nicht alle Aspekte des Geländes synchron und qualitativ gleichwertig zeigen können, bietet es sich an, das abzubildende Gelände in allen drei Dimensionen maßstäblich als plastisches Modell verkleinert darzustellen, was man üblicherweise als Relief bezeichnet. Zumindest für große Maßstäbe gilt dies als die bestmögliche kartografische Darstellungsform. Keine andere Methode der Landschaftswiedergabe verbindet Präzision und Anschaulichkeit nur annähernd so optimal wie das Relief – sehen wir einmal von interaktiven 3D-Computer-Animationen ab. Trotz dieser Vorteile spielen Reliefs in der heutigen Kartografie aber praktisch keine Rolle mehr. Dies muss aber nicht so bleiben! Denn am Institut für Fotogrammetrie und Kartografie der Fachhochschule Karlsruhe könnte es gelungen sein, der traditionsreichen Kartografenkunst des Reliefbaus neue Zukunftschancen zu eröffnen.

Zwei Systeme verkoppelt

Natürlich kann ein Geländerelief nicht besser sein als die zugrundeliegenden Messdaten und diese sind wiederum von der Präzision der Messmethoden abhängig. Während aber traditionell zum Reliefbau die Höhenlinieninformation aus topografischen Karten verwendet wurde, greifen die Profis heute zunehmend auch auf *Digitale Geländemodelle* (DGM) zurück. Hierbei werden die Höhen und Tiefen der Erdoberfläche mit einem mehr oder weniger dichten Netz von im Rechner abgespeicherten Punkten beschrieben. Entweder werden diese im Hochgebirge mittels Fotogrammetrie direkt gemessen oder über die Digitalisierung vorhandener Höhenlinien aus Karten gewonnen. Um aus den riesigen Punktemengen die Folgeprodukte – Profile, Neigungskarten, Schummerung, 3D-Simulation – abzuleiten, ist es notwendig, die Daten zu strukturieren. Eine solche Geländebeschreibung in Form eines digitalen Geländemodells wurde auch als Grundlage zur Herstellung unseres Probe-Reliefs herangezogen.

Wie aber dann den Cyberspace-Datenteppich in eine hübsche Modelleisenbahn-Landschaft verwandeln? Hier bieten sich die Methoden des Maschinenbaus an, wo ja schon lange auf der Basis von digitalen Daten Werkstücke hergestellt werden. Grundlage zur Ansteuerung einer entsprechenden Maschine ist immer eine dreidimensionale Beschreibung des Modells mittels *Computer Aided Design* (CAD) – Software. Dabei kann der elektronische CAD-Plan entweder konstruiert oder aus an einem Echtwelt-Modell gemessenen Punkten errechnet werden. Im Maschinenbau ist es üblich, die Punkte mittels Koordinatenmessgeräten oder 3D-Scannern zu erfassen und mit geeigneter Software zu einer Fläche zurückzurechnen. Aus dieser 3D-Beschreibung werden dann 2D-Schichtinformationen erzeugt, mit denen die Produktionsmaschinen angesteuert werden. Unser Job bestand im Wesentlichen darin, das Digitale Geländemodell mit den Datenverarbeitungsmethoden des Maschinenbaus zu verkoppeln.

Bis vor zehn Jahren war es bei der Herstellung von Prototypen üblich, das gewünschte Produkt elektronisch gesteuert aus einem Werkstücksrohling herauszufräsen. Dabei war die Feingliedrigkeit des Ergebnisses durch den Durchmesser des Fräskopfes begrenzt. Aus diesem Grunde wurde um 1990 in den USA ein neuer Ansatz entwickelt, der heute als *Rapid Prototyping* bezeichnet wird. Der radikale Unterschied zu allen älteren numerisch gesteuerten Vorgehensweisen besteht darin, dass es sich um keinen abbauenden Prozess wie das Fräsen, sondern um eine aufbauende Methode handelt. Das von uns angewandte älteste aller Rapid Prototyping-Verfahren der Stereolithografie verwendet einen flüssigen Fotopolymer-Kunstharz, der sich unter Einwirkung von UV-Laserlicht verfestigt. Dabei fährt ein Laserstrahl die Bauteilkontur ab und härtet dabei die so-



Eigernordwand des Reliefs von Westen her gesehen
Fotos: Dr. Günter Hell/Mika Semann



Eigernordwand in Natur von Westen her gesehen

eben aufgetragene Schicht. Daraufhin wird eine weitere Lage flüssigen Materials aufgespritzt und gehärtet, wobei sie sich mit der ersten Schicht verbindet. Die Stereolithografie gilt heute nicht nur als das genaueste Verfahren, sondern auch als die Methode mit dem größten Entwicklungspotenzial, da das Auflösungsvermögen – und damit die Genauigkeit – lediglich durch den Durchmesser des Laserstrahls und die Höhe der Schichtdicke begrenzt wird.

Wenn bei diesem Verfahren auch immer wieder die Geschwindigkeit und damit die kurzen Zeiten, in denen Prototypen zur Verfügung stehen, hervorgehoben wird, so ist es doch auch die Uneingeschränktheit der erzeugbaren Formen, die das System so attraktiv macht. Zumindest für den kartografischen Reliefbau ist dies der wesentliche Vorteil, denn mit dieser Methode lassen sich, ausgehend von einem digitalen Geländemodell, auch die extremen in der Natur vorkommenden Formen darstellen, falls die Eingabedaten dem Maßstab des Modells entsprechend fein erfasst sind.

Die „Mordwand" als Modell

Natürlich war es für uns besonders verlockend, das neu entwickelte Verfahren am Beispiel des berühmtberüchtigten Eigers zu testen. Der Ruf der Nordwand reizte dabei genauso wie der große Höhenunterschied im Gebiet – über 2200 Meter! Es war auch kein Nachteil, dass die benötigten Luftbilder zur Generierung des Geländemodells problemlos erhältlich sind.

Für eine detaillierte Geländeerfassung eines DGM im Hochgebirge kommt zur Zeit nur das fotogrammetrische Verfahren der Stereoauswertung von Luftbildern in Frage. Die erzielbare Genauigkeit ist technisch kaum beschränkt, sondern im Wesentlichen abhängig von Bildmaßstab und Messaufwand. Die verwendeten Luftbilder stammen vom Bundesamt für Landestopografie der Schweiz in Wabern; zur Ergänzung verwendeten wir für den Bereich des Westgrates eigene Aufnahmen.

Die Erfassung des Digitalen Geländemodells erfolgte am analytischen Auswertegerät *ZEISS Planicomp P2* der Fachhochschule Karlsruhe in Form eines Rasters – mit 200 000 gemessenen Punkten! – in Verbindung mit detaillierten Strukturlinien, die Grate, Mulden sowie deutliche Kanten im Fels abbildeten. Die einmal registrierten Messpunkte wurden dann mit einem Flächenrückführungsprogramm zu einer Geländebeschreibung mit ungefähr 500 000 Dreiecken umgerechnet.

Unter Abwägen aller Einflüsse – wie Schichtdicke bei der Herstellung und Genauigkeit der Punkterfassung – strebten wir an, alle Geländeformen ab einer Größenordnung von fünf bis acht Metern zur Darstellung zu bringen. Als Endmaßstab wurde das Verhältnis 1:12 500 gewählt, woraus sich für das dargestellte Gebiet eine Größe des Reliefs – begrenzt durch das Maschinenvolumen – von ca. 500 Millimeter Länge, 200 Millimeter Breite und 200 Millimeter Höhe ergibt. Da geodätische DGM-Programme bisher keine Überhänge erfassen können, führten entsprechende Messungen zu Fehlern, so dass wir diese Stellen zu senkrechten Bereichen korrigieren mussten. Anhand der gewonnenen Daten wurden dann der „Fahrplan" für den Laser der Stereolithografiemaschine ermittelt. Während diese Berechnung mehrere Tage in Anspruch nahm, dauerte der eigentliche „Bau" des Reliefs dann nur noch runde 30 Stunden.

Die Abbildungen vermitteln einen Eindruck von dem entstandenen Modell. Das Fotopolymer wurde im Felsbereich grau und im Gletscher- und Firnbereich weiß lackiert. Ansonsten erfolgte keine Nachbearbeitung. Deutlich sind in Abbildung 1 die dünnen Schichten des Aufbaus zu erkennen. Auch die Problematik der Überhänge in dieser Abbildung im rechten Zentralbereich – die Steilstufe ist in der Natur zum Teil überhängend – wird deutlich. Verfahrensbedingt handelt es sich bei dem Modell zwar um ein Schichtstufenrelief. Die Schichten sind mit 0,15 Millimeter allerdings so dünn, dass sie bei normalem Betrachtungsabstand kaum zu erkennen sind und daher eine Nachbearbeitung nicht mehr notwendig war. Mit den traditionellen Methoden wäre die im vorliegenden Relief erzielte Feingliedrigkeit nur durch extrem aufwändige Handarbeit zu erreichen gewesen.

Das hier beschriebene Verfahren erweitert die Ansätze des Maschinenbaus um die Möglichkeit, auch von topografischen Objekten detaillierte Modelle zu bauen. Es ist nur ein Anfang; neue Technologien, die bereits erhältlich sind oder in naher Zukunft zur Verfügung stehen werden, bergen das Potenzial weiterer Verbesserungen. So dürfte es bald möglich sein, auch die überhängende Rote Fluh in der Eiger-Nordwand realitätsgetreu darzustellen, genauso wie den Zügli-Tunnel zum Jungfraujoch. Und auch das Lackieren mit dem Handpinsel werden wir uns in nicht allzu ferner Zukunft wohl sparen können!

Literatur zum Reliefbau:

Brandstätter, L.:
Gebirgs-Kartografie,
Franz Deuticke, Wien, 1983

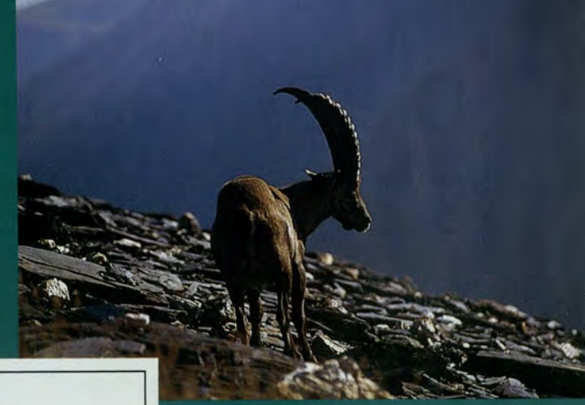
Gebhardt, A.:
Rapid Prototyping, Hanser,
München - Wien, 1996

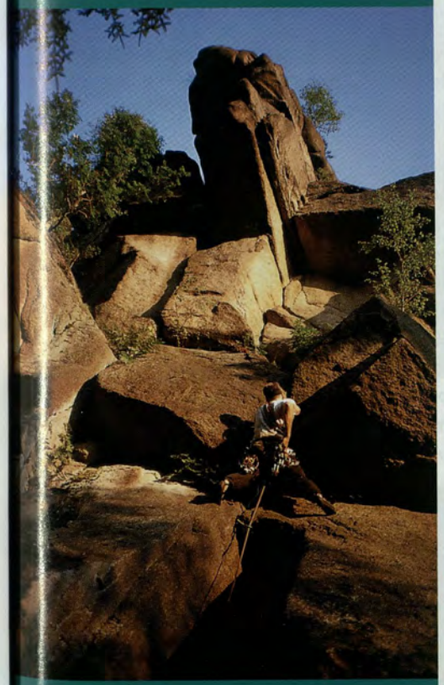
Hake, G.:
Kartografie, de Gruyter,
Berlin - New York, 1982

Imhof, E.:
Kartografische Geländedarstellung, Walter de Gruyter
& Co, Berlin, 1965

Imhof, E.:
Bildhauer der Berge, Wissenschaftliche Mitteilungen
des Schweizerischen Alpinen
Museums, Bern, 1981

Semann, M.:
Herstellung eines Bergreliefs
mit einem Rapid Prototyping-Verfahren, Unveröffentlichte
Diplomarbeit, Fachhochschule
Karlsruhe, 1998





NATUR
UND UMWELT

Peter Donatsch
Dr. Sebastian Marseiler
Dr. Richard Goedeke



Die Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks – Chance oder Risiko?

Von PETER DONATSCH

„SCHAUT MAL, ich habe eine Gänsehaut, an der man Zicklein säugen kann!" ruft die siebenjährige Linda und streckt ihren Arm in die Runde. Ein kalter Wind bläst über den ausgesetzten Grasrücken von Margunet und lässt uns schaudern. Die Wolken fegen nicht mehr im Eilzugtempo zwischen den Bergen hindurch; jetzt hängen sie tief und schwer an den Geröllhängen von Piz Nair, Piz Murters und Piz dal Fuorn und aus ihren Schlünden klingt leises Donnergrollen. Peter Roth, der unsere Exkursion durch den Schweizerischen Nationalpark leitet, setzt sich an die Spitze der Gruppe und beginnt mit dem Abstieg ins Val dal Botsch. Auf das Erklären der Bergnamen hinter den Wolken verzichtet er heute.

Wenig später gießt es wie aus Kübeln. Der Regen rauscht vom Himmel, läuft am Kragen unter die Jacke und von oben in die Schuhe. Halb blind, mit klitschnassem Gesicht, tappen wir auf dem Weg vorwärts. Dort wo der Bergpfad in steilem Zickzack von der hochgelegenen Fuorcla Val dal Botsch herabkommt, liegt noch meterhoch Lawinenschnee vom vergangenen Winter. Wenige Schritte weiter talwärts müssen wir tief in einen Graben absteigen und auf wackligen Steinen über die braune Brühe des anschwellenden Baches springen. Den Graben schuf der Bach beim letzten großen Unwetter Anfang August. Auch jetzt nimmt die Wassermenge sichtbar zu. Immer neue Rinnen baggert sich das Wasser, füllt trockene Tälchen auf und beginnt, Kies und kleine Steine vor sich herzuschieben. Rinnsale werden in wenigen Minuten zu reißenden Bächen; man glaubt in einem Film zu sitzen, der im Zeitraffer abläuft. „Hier fließt sonst während des ganzen Jahres kein Wasser" erläutert unser Führer und zeigt auf einen tosenden Wasserlauf.

Noch einmal einige hundert Meter weiter unten, im Grass da Val dal Botsch liegt der Wald auf mehreren Hektar Fläche am Boden. Zwischen umgestürzten Baumstämmen und ausgerissenen Wurzelstöcken findet man, wo vorher Wald und Erikawiesen waren, nur noch Geröll und große Felsblöcke. Der Wanderweg ist notdürftig aus dem Chaos herausgeschlagen. Wir schaudern – nicht zum erstenmal an diesem Tag. Und wir ahnen, wie lange es dauern wird, bis hier, auf über 2000 Meter Meereshöhe, wieder ein gesunder, geschlossener Wald steht. „Die Bergföhren waren bis zu 100 Jahre alt," kommentiert Peter Roth und ermöglicht uns damit einen konkreten Bezug zum „Jahrhundert-Lawinenwinter", von dem wir so viel in den Zeitungen gelesen haben.





Das Aussetzen von jungen Bartgeiern ist jedesmal ein gesellschaftliches Ereignis.

Nationalpark-Direktor Prof. Heinrich Haller vor dem Logo des Parks, dem stilisierten Tannenhäher (Cratschla).

Ein Nationalpark „zum Anfassen"

Wenige Meter neben der vielbefahrenen Ofenpassstraße deutet Exkursionsleiter Roth auf einen Ameisenhaufen. Nach dem Hinweis auf die Zahl der Bewohner – ein ca. 70 Zentimeter großer Haufen beherbergt rund eine Million Tiere – empfiehlt er allen Menschen mit Atembeschwerden, mit der Handfläche über den Ameisenhaufen zu streichen. Er macht es vor. Die Tiere sondern in weitem Bogen ein Sekret ab und alle können daran riechen und es spüren: Die Substanz wirkt reinigend auf Lunge und Atemwege. „Kommen Sie her und versuchen Sie es." Wir zögern, sind Verbote gewohnt im Nationalpark. Hier jedoch wird Nationalpark zum Anfassen geboten.

Auf der Alp da Stabelchod weist das sonnenverbrannte Holz der Hütte direkt auf die Bedeutung des exotisch klingenden Namens: „chod" bedeutet Hitze. Doch kurze Zeit später fällt das Wetter einmal mehr an diesem Tag von einem Extrem ins andere. Der Himmel verdüstert sich rasch, es beginnt in immer größeren Tropfen zu regnen. Jacken werden aus dem Rucksack gerissen und übergestreift, Schirme aufgespannt und schon prasselt ein Graupelschauer auf die Gruppe nieder. Der Regenschutz schützt nur notdürftig. Doch so schnell wie das Unwetter gekommen ist, so rasch zieht es vorüber. Schon drückt die Sonne wieder ein paar Strahlen durch die Wolkendecke und trocknet unsere nasse Kleidung.

Bekannt ist das Val da Stabelchod, weil dort im Rahmen eines alpenweiten Programms 18 Bartgeier ausgesetzt wurden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass der Bartgeier seinen Ruf als Schafe mordender Lämmergeier zu Unrecht trägt: „Der Bartgeier ist ein Aasfresser, der vorwiegend Knochen vertilgt," erläutert Peter Roth. „Und er ist ein äußerst effizienter Resteverwerter. Grosse Gebeine wie etwa Hinterläufe von Gämsen packt der Vogel, trägt sie in die Lüfte und lässt sie aus großer Höhe auf das Geröll fallen, wo sie zersplittern. Die Reste schluckt er dann Stück für Stück hinunter und verdaut sie mit seinen starken Magensäften." Unser Staunen wächst, während wir durchs Fernglas auf einen der Bartgeier blicken, der einige hundert Meter über uns auf einem Felsen sitzt. 1998 war für den Schweizerischen Nationalpark ein besonderes Jahr. Erstmals haben Bartgeier aus dem Val da Stabelchod gebrütet. Im be-

nachbarten Nationalpark Stilfser Joch (Italien) hat das Paar einen Jungvogel großgezogen. Es ist die erste Brut in den Ostalpen seit der Ausrottung dieses Vogels im 19. Jahrhundert.

Sommer im Schweizerischen Nationalpark, das bedeutet rund 150 000 Besucher, die in der kurzen Zeit von Mitte Juni bis Ende Oktober „ihren" Nationalpark sehen wollen. Ihnen stehen zwar 80 Kilometer Wanderwege zur Verfügung, aber die meisten Gäste tummeln sich auf den Hauptrouten in Stabelchod und Margunet, im Val Mingèr oder im Val Trupchun. Denn mit über 1000 Säugetieren ist das Val Trupchun eines der wildreichsten Täler Europas; „Serengeti der Alpen" nennt es Nationalpark-Informationschef Hans Lozza. Ein treffender Werbespruch, denn die meisten Besucher kommen hierher, um Tiere zu sehen. Sie sind auf der Spur der vielen großen Wunder, die man im Nationalpark entdecken kann und möchten Hirsche, Gämsen, Murmeltiere, Adler oder eben die Bartgeier sehen. Doch es gibt ebenso viele kleine Wunder zu bestaunen, wie wir mittlerweile wissen.

Schließlich gelangt unsere Gruppe sicher an den Ausgangspunkt des Rundganges zurück. Und zufrieden, denn dieses Naturerlebnis wäre wohl den wenigsten vergönnt gewesen, hätten sie sich nicht zu einer geführten Exkursion angemeldet.

Auf dem Weg ins neue Jahrtausend

Im Logo des Nationalparks prangt ein stilisierter Tannenhäher. Dieser kleine, aber bemerkenswerte Vogel sammelt im Spätsommer und Frühherbst die Samen der Arvenzapfen und deponiert sie in verschiedenen Verstecken im Waldboden. Im Winter sucht er seine Lagerstätten auf, gräbt die Samen aus meterhohem Schnee und ernährt damit sich und seine Jungen. Diese Ernährungs- und Überwinterungsstrategie gehört zu den raffiniertesten Einrichtungen in der Natur. Beim Sammeln wie beim Wiederfinden ist der Vogel äußerst effizient: Leere und verdorbene Nüsse erkennt er ebenso gut, wie er die meisten seiner Verstecke wiederfindet. Doch auch diejenigen Samen, die er vergisst, sind zu etwas nütze: Aus ihnen wachsen Jahr für Jahr neue Bäume.

Die Eigenschaft des Tannenhähers, Ökonomie und Ökologie zur Sicherung der Zukunft zu verbinden, steht symbolisch für eine Vision im Schweizerischen Nationalpark – dem zwar ältesten, aber zweitkleinsten Nationalpark in den Alpen, der jetzt vergrößert werden soll. Das Erweiterungsprojekt stellt die größte Herausforderung für den Park seit seiner Gründung im Jahr 1914 dar: Das Parkgebiet erreichte bereits 1932 die heutige Größe von 169 Quadratkilometer und soll nun auf rund 500 Quadratkilometer ausgedehnt werden, was über ein Prozent der gesamten Fläche der Schweiz ausmacht. Das Projekt sieht vor, das bisherigen Parkgebiet als Kernzone zu erhalten und mit einer rund 300 Quadratkilometer großen Pufferzone zu umgeben. In dieser soll die Nutzung nachhaltig und ökologisch betrieben werden: Land- und Forstwirtschaft, Fischerei und Jagd sowie sanfter Tourismus wären erlaubt, ein Drittel des Waldes würde sich selbst überlassen, ein Drittel gepflegt und ein Drittel nachhaltig genutzt.





„Sind sie das wohl da oben, die kleinen schwarzen Punkte?"...

... „die jungen Bartgeier?"

Die Erweiterung tut schon aus reinen Naturschutzgründen Not: „Jede Pflanzen- oder Tierart braucht eine hinreichende Lebensraumgröße, um einen langfristig überlebensfähigen Bestand zu beherbergen", erklärt der Direktor des Nationalparks, Heinrich Haller. Außerdem fehlen im Park wesentliche Lebensräume wie Gebiete mit kristallinem Untergrund (Urgesteinsböden). Arven- und Fichtenwälder sind ebenfalls kaum vorhanden, Seen und Feuchtgebiete sowie Gletscher liegen knapp außerhalb des Parks.

Auch wenn zur Zeit in der Schweiz in vielen Gebieten kleinere Schutzgebiete wie Ecomuseen, Biosphärenreservate und andere Naturschutzkonzepte geplant sind, die der Idee des „Trittstein-Effekts" dienen – viele kleine Naturschutzgebiete machen ein großes aus –, ist die Erweiterung des größten, des Nationalparks, sinnvoll: Denn hier bestehen bereits langjährige Erfahrungen im Bereich der Beobachtung langzeitlicher Naturvorgänge.

Der Schweizerische Nationalpark verfügt über eines der weltweit strengsten Schutzregime.

Im aktuellen Projekt der Nationalparkerweiterung um eine Umgebungszone erweist sich das rigide Schutzkonzept des bisherigen Schutzgebiets allerdings nicht als Vorteil: Für viele Einheimische ist Park gleich Park – und der ist groß genug.





Die neu zu schaffende Umgebungszone könnte Ausgangspunkt für eine dritte sogenannte „Entwicklungszone" sein, einer Art Biosphärenreservat, in dem Wohnen, Industrie und intensiver Tourismus möglich wären. Ein Biosphärenreservat – ein furchtbares Wort für ein gutes Konzept – stellt einen naturräumlichen, ökonomischen und gesellschaftlichen Übungsraum dar, in dem zukunftsfähige Lösungen für das Leben und Überleben im Alpenraum erfunden und entwickelt werden könnten, wie es der Sozialethiker Hans Ruh 1999 in Davos auf einer Tagung zum Thema „Entwicklung des Schweizerischen Nationalparks" skizzierte: „Die Einheimischen sind dabei nicht Insassen eines Reservats, sondern gestalten unter besten Voraussetzungen ihre eigene Zukunft." Geografisch denkt man in Sachen Entwicklungszone vor allem an die linke Inn-Seite des Engadin, wo sich viele Dörfer und touristische Anlagen wie Bergbahnen und Skilifte befinden.

Eine gesellschaftliche Chance

Für weitsichtige Menschen geht es nicht nur um die Vergrößerung eines Naturreservats, sondern um gesellschaftliche Vorgänge: Neues angehen; Veränderungen nicht mutlos über sich ergehen lassen, sondern kreativ mitgestalten; Optimismus pflegen; Chancen ergreifen – soweit einige Stichworte. Chancen gibt es hierbei nicht nur im ökologischen Bereich, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Die im Engadin – und nicht nur hier – stark spürbare Zurückhaltung gegenüber Veränderungen, die Passivität in vielen Dingen, Misstrauen und die Abwehrhaltung gegenüber Neuem wirkt hemmend. „Man spürt Entwicklungen erst, wenn sie schon voll hier sind und dann ist es oft zu spät", bedauert Parkdirektor Haller. Der Park bietet sich hier schon seit längerem als Chance im Sinne einer Referenzfläche: „Der Mensch hat die Eigenschaft, Veränderungen über einen längeren Zeitraum nicht mehr wahrzunehmen" sagt Heinrich Haller. „Ein geschützter, beobachteter und mit Hilfe moderner Medien dargestellter Raum würde uns für vieles, was rund um uns abläuft, die Augen öffnen." Haller weist darauf hin, dass der Schweizerische Nationalpark zwar die strengsten Schutzregeln aller mitteleuropäischen Parks aufweist, aber gleichzeitig zahlreiche Erschließungen und damit Abwertungen in Kauf nehmen muss: Hier sind vor allem die ausgebaute Ofenpass-

straße und Auswirkungen des Kraftwerkbetriebs zu nennen. Die Prinzipien Schützen und Nützen existieren also schon einige Zeit eng nebeneinander...

Die Risiken des Erweiterungsprojekts

Er wisse genau, dass das Projekt des erweiterten Nationalparks nicht alle auf einen Schlag reich und glücklich machen könne, meint Heinrich Haller, doch sei es ein wichtiges Projekt auf dem Weg zu einer differenzierten Überlebensstrategie für die Zukunft der Region. Die Zeiten haben sich geändert seit der Parkgründung vor mehr als 85 Jahren. Der Tourismus ist im Engadin zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor geworden und gegenwärtig sind hohe Wachstumsraten im Fremdenverkehr Wunschträume: Das aktuelle Tief ist dramatisch und als Einwohner von Zernez beobachtet Haller diese Entwicklung mit Sorge: „Der aktuellen wirtschaftlichen Lage kann sich auch eine Nationalparkverwaltung nicht verschließen, wenn auch unsere erstrangige Aufgabe klar der Erhaltung, Erforschung und Vermittlung der Natur gilt." Der Nationalparkdirektor ist offen für einen Schulterschluss im Wissen darum, dass „gemeinsam einfach bessere Lösungen möglich sind". So sind Besucherbeschränkungen trotz großer Touristenströme kein Thema, im Gegenteil: „Es ist ein wesentliches Ziel des Nationalparks, den Kontakt zwischen Mensch und Natur zu fördern und die Besucher sensibel zu machen für die Belange der Natur. Und das geht nicht, wenn man sie ausschließt." Für den Parkdirektor ist klar, dass die Besucher den Park nicht überlasten: Das Gros bewege sich auf zwei, drei Routen, auf dem Rest der Wege sei es meistens sehr still und Schäden an der Natur durch die Besucher seien keine festzustellen: „In anderen Ländern gibt es Parks mit zwei bis drei Millionen Besuchern und das während des ganzen Jahres. Bei uns sind es 150 000 zwischen Ende Mai und Ende Oktober, danach kommt niemand..." Das entgegnet Parkdirektor Haller jenen Naturschützern, die ihm vorhalten, er werfe den Parkgedanken den Tourismus-Haien zum Fraß vor. Dabei weiß Haller natürlich, dass der Grat zwischen Schützen und Nützen auch im Nationalpark ein äußerst schmaler ist.

Der Mensch – Teil des neuen Nationalparks

Der Mensch soll, nachdem er in großen Teilen des bestehenden Nationalparks aus naturschützerischen Überlegungen unerwünscht ist, im „neuen" Nationalpark integriert werden. Dabei geht es um eine Art Neuorientierung des Verhältnisses Mensch-Natur. Den Parkbesuchern soll nicht nur eine Naturinsel präsentiert werden, sondern sie sollen auch brauchbare Anstöße mit nach Hause nehmen können: „Nationalpark soll in Zukunft etwas anderes, Zusätzliches bedeuten", so die Vision.

Der erweiterte Nationalpark mit seiner Umgebungszone soll kaum Einschränkungen bezüglich Betretungsmöglichkeiten bringen. Trotzdem gibt es auch unter Nationalparkfreunden und überzeugten



Das Engadin bietet vielerorts großartige Natur – in und außerhalb des Nationalparks. Oberhalb der Alp Sesvenna.



Die Seenplatte von Macun oberhalb Lavin wurde am 1. August 2000 in den Nationalpark integriert und bereichert die Natur des Parks um wesentliche Elemente.

Erweiterungsbefürwortern Befürchtungen hinsichtlich der Vereinnahmung des Nationalparks als Disneyland durch aktive Tourismusmanager. Angelo Andina, Mitglied der projektbegleitenden Kommission hofft, dass dem Wort „Reservat" auch nachgelebt werde: „Reservat bedeutet, dass etwas reserviert ist. In diesem Fall die Fläche des Parks in erster Linie für die Natur. Der Mensch mischt sich dort so wenig wie möglich ein." Andina sieht, wie auch einige Naturschutzorganisationen, die Gefahr, dass bei zu großer Öffnung der Umgebungszone für den Tourismus die entsprechenden Gebiete mehr begangen werden könnten als heute: „Dann leiden diese Gebiete und es wächst auch der Druck auf die Kernzone."

Sehr wichtig wird die Ausgestaltung der Verträge mit den Gemeinden sein. Theoretisch ist dabei sogar eine Lockerung der Schutzbestimmungen möglich. Zum Beispiel wenn die Regelung für die Umgebungszone weniger strenge Schutzbestimmungen beinhaltet als diejenige für eine heute am selben Ort bestehende Landschaftsschutzzone – das wäre sicherlich nicht im Sinne des Erfinders.

Ängste und Kritik

Große Teile der einheimischen Bevölkerung, von der so oft die Rede ist, die aber viel zu selten zu Wort kommt, haben mit dem Erweiterungsprojekt Mühe. Die Menschen sind skeptisch, verstehen das komplizierte Neue zu wenig, sehen keinen Anlass, sich darauf zu freuen. Die Stammtische wittern gar „Verrat", „Enteignung" und „Ausverkauf der Heimat". Eine mittlerweile ungenießbar gewordene Suppe aus Lobby- und Einzelinteressen, persönlichen Animositäten, Missverständnissen und auch Desinteresse kocht, angeheizt von wirtschaftlichem Druck einer Randregion, diffusen Zukunftsängsten und allen Nuancen von Heimatliebe vor sich hin. Von Begeisterung, Aufbruch oder Chance ist wenig zu spüren. Historische Symbolik hat sich eine Opponentengruppe auf die Fahne geschrieben. Sie nennt sich „Pro Territori Liber" (für ein freies Land) und erinnert an die „glorreichen" Zeiten „Alt Fry Rätiens". Zur Frage der Gebietshoheit redet der Bündner Bau- und Forstdirektor Stefan Engler allerdings Klartext: „Bei allen Pachtverträgen gilt, wie übrigens im privaten Bereich und in der Wirtschaft auch der Grundsatz ‚Pacta sunt servanda'. Für eine Vertragsauflösung braucht es beide Seiten."

Aber auch differenzierte Töne sind von Kritikerseite zu hören: „Bisher haben wir doch recht gut auf die Natur geschaut, einen Nationalpark brauchen wir dazu nicht", sagt der Bauer Linard Godly aus Brail. Auch er fürchtet sich – aus durchaus praktischen Überlegungen – vor Fremdbestimmung: „Wer garantiert, dass nicht in einer Art von Salamitaktik auch von der Umgebungszone immer mehr und mehr Land für Forschungszwecke genutzt und unserem Zugriff entzogen wird?" Bauer Godly ist zudem überzeugt, auch in Zukunft seine Produkte ohne Hilfe und Label des Nationalparks absetzen zu können.

Gerade daran glaubt Robert Giacometti nicht. Er war Gemeindepräsident von Lavin, der ersten Gemeinde, die dem neuen Nationalpark beitrat. Ende Mai 1999 hat die Laviner Gemeindeversammlung das Erweiterungsprojekt auf ihrem Gemeindegebiet gut geheißen. Eine deutliche Mehrheit sagte ja zu einer 3,6 Quadratkilometer großen Kernzone im Bereich der Karseen von Macun und zu einer 8,5 Quadratkilometer großen Umgebungszone im Bereich des Val Zeznina. Die Kernzone Macun wurde am 1. August 2000, dem Schweizerischen Nationalfeiertag, definitiv in den Nationalpark intergriert.

Alt-Gemeindepräsident Giacometti rät den Landwirten dringend, die Chance zu ergreifen und sich damit im immer weiter liberalisierten Agrarmarkt Abstand gegenüber den Konkurrenten zu schaffen. „Die Zugehörigkeit zum einzigen Nationalpark in diesem Land ist ein Wettbewerbsvorteil, den man nicht hoch genug einschätzen kann!", meint Robert Giacometti und empfiehlt der Engadiner Bevölkerung ebenso wie Stefan Engler, Vertrauen zu haben und in eine Zusammenarbeit mit den Bundes- und Kantonsbehörden einzusteigen. Auf der Ortstafel von Lavin zumindest hat Giacometti unweit des erst im November 1999 eröffneten Vereinatunnels den Nationalpark-Tannenhäher bereits anbringen lassen.

Glaubwürdigkeit und Vertrauen

Zwischen der Eidgenössischen Nationalparkkommission (ENPK), dem Stiftungsrat des Nationalparks, und vielen Menschen, die in den Gemeinden des Projektgebiets leben, bestehen Missverständnisse und Vorurteile. Jeder glaubt, vom anderen zu wissen, was dieser will, und so spricht man oft gar nicht mehr miteinander. Dissonanzen wie sie im Verlauf einer großen Pressekonferenz zum Thema Nationalparkerweiterung im vergangenen Jahr in Bern zu erleben waren, bieten Anlass zu erheblicher Verunsicherung: Während sich der Nationalparkdirektor begeistert bis euphorisch äußerte, zeigte sich der ENPK-Präsident eher zurückhaltend. Vom Vertreter der Naturschutzorganisation Pro Natura in der ENPK waren sogar Ausstiegshinweise zu vernehmen, wenn das Projekt in naturschützerischer Hinsicht weiter „verwässert" werde. Solche Signale, ausgesandt von einem strategischen Leitungs- und Führungsgremium, verwirren. Da fragen sich viele Menschen: „Wissen die denn überhaupt, was sie wollen?" und verstehen nicht, „weshalb die einen solchen Lärm um das Projekt machen, wenn sie selber sagen, es ändere ja nichts."



Nationalpark-Erweiterung – Chance oder Risiko: Mit dieser Frage beschäftigen sich nicht zuletzt auch die Landwirte im Engadin.

Bisher ist es in zu geringem Maße gelungen, der einheimischen Bevölkerung die Projektdetails und vor allem die Vorteile klar zu machen und das notwendige Vertrauen zu schaffen, um sich auf die im Projekt enthaltenen Unbekannten einzulassen. „Wir wissen einfach nicht genug darüber und solange das so ist, stimmen wir dem Projekt nicht zu," bringt es Bauer Godly auf den Punkt.

Nun soll eine Gruppe regionaler Promotoren – anerkannte Persönlichkeiten aus der Region rund um den Scuoler Bauunternehmer und Bundesparlamentarier Duri Bezzola – vermitteln und Vertrauen schaffen und letztendlich der Projektidee in der Bevölkerung zum Durchbruch verhelfen. Ein guter Gedanke, wenn diese Personen eine klare Vorgabe, ein entsprechendes Pflichtenheft und eine professionelle Betreuung zur Seite haben. Andernfalls rühren einfach einige Leute zusätzlich in der Suppe.

Eine Herkulesaufgabe

Die Erweiterung des Nationalparks ist eine Herkulesaufgabe und eine äußerst komplexe Angelegenheit. Sie betrifft eine Vielzahl öffentlicher und privater Institutionen in der Schweiz, im Kanton Graubünden und im Engadin: Vom Bund und der Bündner Regierung über den Großen Rat bis zu den Gemeindevorständen und zur Bevölkerung. Landwirte, Alpbesitzer und -bewirtschafter sind tangiert, Wanderer, Skitouristen, Pilzsammler und Jäger ebenfalls. Und es geht um heikle Themen: Die Nutznießung des Landes und damit verbunden die Volksjagd.

Das neue Wesen des Nationalparks und die Möglichkeiten, die damit verbunden sind, zu vermitteln, scheint sehr schwierig. Parkdirektor Haller fragt sich angesichts diffuser Widerstände: „Will man sich da wohl ein Stück scheinbar heiler Welt oder ein persönliches Tummelfeld erhalten?" Er betont, dass das gesamte Projekt kein Diktat aus Bern oder aus der Nationalparkszentrale sei, sondern in kontinuierlicher gemeinsamer Arbeit mit den involvierten Kreisen erarbeitet, geändert und angepasst wurde – und wird.

Mario F. Broggi, Direktor der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Umwelt, Wald und Landschaft, skizzierte als Tagungsbeobachter in Davos das Vorgehen im modernen Naturschutz: „Naturschutzprojekte haben nur eine Chance, wenn sie von unten her entstehen und wachsen." Wie in der Natur auch, möchte man anfügen. Die erwähnte Tagung in Davos hat auch gezeigt, dass viele Naturschützer mittlerweile nicht mehr blind und taub sind für die Anliegen der einheimischen Bevölkerung. Broggi, ehemaliger Präsident der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA, ist ein profunder Kenner der Schutzgebiete-Thematik wie auch des Lebens in den Alpen überhaupt. Er will die Randregionen ganz allgemein nicht abschreiben, sondern behauptet im Gegenteil: „Regionalisierung in schwierigen Zeiten ist eine große Chance".

Die Erweiterung des Nationalparks ist eine gesellschaftliche Herausforderung in einer geografischen Randregion, die seit langem – Stichwort Tourismus im Oberengadin – an die Welt angebunden ist. Wenn jeder für sich persönlich nach den kurzfristigen Vor- oder Nachteilen sucht nach dem Motto „Mein eigenes Hemd ist mir am nächsten!", drohen die Abstimmungen über die Nationalparkerweiterung in den Gemeinden negativ zu verlaufen. In dieser schwierigen Situation sind Fundamentalismus und Schlagworte fehl am Platz. „Die Menschen im Engadin hatten schon immer ein besonders sensibles Verhältnis zur Natur," sagt der Einheimische Mario Negri, Leiter der Parkaufsicht im Schweizerischen Nationalpark. „Im Park geht es darum, die Natur für unsere Nachkommen zu erhalten. Das Erweiterungsprojekt hilft mit, die Errungenschaften unserer Vorfahren noch besser zu sichern und schafft Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft". Nur wenn das Projekt als gesellschaftspolitisches Anliegen behandelt und entsprechend von vielen Menschen diskutiert wird, erhält es den Stellenwert, der ihm zukommt: Eine Chance am Beginn eines neuen Jahrtausends. Gemeint sind Chancen nicht nur für die kleinräumige Natur, die regionale (Land-)Wirtschaft oder den Tourismus, sondern auch für die Kultur, für eine neue Art der Beschäftigung mit Themen wie „Heimat", „Identität", „Hier sein und Fortgehen". Das Vertraute könnte während der Arbeit am Projekt neu erfahren, der Umgang mit der Natur, aber auch der Umgang der Menschen untereinander anhand der Arbeit mit neuen, innovativen Konzepten geübt werden. Dabei sollte keine Dimension verloren gehen. Eine Antwort auf die Frage nach der Rolle der Engadiner Kulturschaffenden im Projekt fehlt aber bisher ebenso wie eine breite gesellschaftliche Diskussion über die zukünftige Ausgestaltung und den Umgang mit diesem für schweizerische Verhältnisse großen Naturreservat. Die Diskussionen rund um das Projekt böten auch die Chance, eine innere Unruhe zu erfahren und dabei sich selbst etwas näher kennen zu lernen, herauszufinden, ob der Status quo die ideale Lebensform darstellt oder ob Veränderungen gut tun würden...

Vielleicht hilft es, sich an einen Satz zu erinnern, welche die Pioniere vor über 125 Jahren an den Anfang der Statuten des Schweizer Alpen-Clubs (SAC) – eines vorwiegend touristisch ausgerichteten Vereins – setzten: „Der SAC ist eine Vereinigung von Freunden der Alpenwelt" steht dort. Für einen Freund kann sich das Unterlassen manchmal als genauso wertvoll erweisen wie das Tun.

Dass der erweiterte Nationalpark nicht nur ein bemerkenswertes Reservat für die Natur darstellt, sondern auch eine einmalige Chance für alle Naturfreunde, für den Tourismus, die Jäger und für die Land- und Alpwirtschaft – und dass er nicht gegen sie alle gerichtet ist –, diese Botschaft werden die Befürworter der Erweiterung noch oft verbreiten müssen. Cratschla, der Tannenhäher wird ihnen dabei helfen.



In der geplanten Umgebungszone soll eine nachhaltige Nutzung, darunter auch die Jagd, weiterhin möglich sein. Im Val Sesvenna.

Fotos: Peter Donatsch

Kostbares Wasser

Die Waale im Vinschgau

Von Dr. SEBASTIAN MARSEILER

GENAU SO ALT WIE DIE BESIEDLUNG ist die Sorge der Menschen um das Wasser im Vinschgau. Wassermangel zwang die Menschen zu gemeinsamem Handeln, zwang sie schon sehr früh zur künstlichen Bewässerung ihrer Felder, um das Überleben zu sichern.

Der Vinschgau, der sich von der Töll oberhalb von Meran bis zum Reschenpass erstreckt, ist ein inneralpines Trockental, bestimmt von Niederschlagsarmut, Trockenheit und viel Wind. In seinem mittleren Teil bildet er eine Wärmeinsel mit milden Wintern. Im Süden fängt die Ortler-Cevedale-Gruppe die Regenwolken ab, die sich noch über dem bewaldeten Nörderberg abregnen, während der Alpenhauptkamm im Norden die Niederschläge abfängt. Die Folge ist, dass der Sonnenberg mit seiner Südausrichtung einer starken Insolation ausgesetzt ist und Steppenvegetation trägt. Die ungleich über das Jahr verteilten Niederschläge erreichen Durchschnittswerte zwischen 400 und 600 Milliliter. Auf die Spätwinter- und Frühjahrstrockenheit folgen die meisten Niederschläge in der Zeit von Juni bis August. Typisch sind heftige Gewitterregen nach Dürreperioden. Die ausgetrockneten Böden sind dann nicht in der Lage, das Wasser aufzusaugen; es kommt zu gewaltigen Vermurungen, die im Lauf der Jahrtausende die riesigen Murkegel aufgeschüttet haben, die sich aus den nördlichen und südlichen Seitentälern in das Haupttal vorschieben. Diese gewaltigen Murabgänge stauten zeitweise die Etsch. Auch wenn die Etsch einen neuen Abfluss durchfraß, blieben Seen und Sumpfauen zurück.

Die größte zusammenhängende Sumpfau ist das – von Wirtschaftsinteressen gefährdete – Biotop von Schluderns mit circa 120 Hektar. In den Sumpfauen herrschte bis ins 19. Jahrhundert hinein das „Sumpffieber", die endemische Malaria. Dazu eine Marginalie: Als 1855 der dem Reschensee benachbarte Haider See ausbrach und die Möser zwischen Schluderns und Glurns aufschüttete, vermerkte der Glurnser Pfarrer in seiner Chronik, dass die Bauern nun bessere Felder bekommen hätten und das Sumpffieber verschwunden sei. Das klimatische Schicksal des Vinschgau ist paradox: einerseits zu viel, andererseits zu wenig Wasser. Aus dieser Situation heraus entwickelten die Menschen mit einfachsten Mitteln geniale Lösungen in Form eines ausgeklügelten Bewässerungssystems.

Vielleicht beobachteten die Menschen, dass auf den Schuttkegeln nach kleinen Vermurungen die Pflanzen üppiger wuchsen und legten dort die ersten Bewässerungsrinnen an. Ausgrabungen im Ötztal haben ergeben, dass hier die Anfänge der künstlichen Bewässerung bis in die Bronzezeit zurück reichen. Da das Ötztal nachweislich vom Vinschgau aus besiedelt wurde, liegt der Schluss nahe, dass es dort schon früher künstliche Bewässerung gab. Obwohl der Vinschgau niederschlagsarm ist, verfügt er im Eis der Gletscher über große Mengen gespeicherten Wassers. Die große innovative Leistung der Menschen war es, diese Tatsache für sich zu nutzen. Die ersten gesicherten Daten zur künstlichen Bewässerung reichen ins 12. Jahrhundert zurück, wo in Dokumenten zwischen Mühlkanälen und Wasserrinnen zum Bewässern unterschieden wird. Auch in den Rechnungsbüchern Meinhards II. und seiner Nachfolger finden sich erste Hinweise auf den Bau von Waalen. Immerhin wird in der Gesindeliste auf Schloß Tirol von 1292 bereits ein Waaler und ein Wasserer genannt, die ihre Arbeit wohl in den Weinbergen verrichteten.

Die meisten Waale gehen wahrscheinlich auf spätmittelalterliche Flurerweiterungen zurück und bilden einen Ausbau bereits bestehender Bewässerungssysteme. Der Bau des Tscharser Schnalswaals beispielsweise erfolgte zwischen 1504 und 1517 und erfuhr eine mehrmalige Verlängerung. Der gesamte Kulturgrund im Vinschgau ist von einem engmaschigen Netz größerer und kleinerer Waale durchzogen. Felder ohne Wasserrecht galten ziemlich wenig. 1939 gab es im Vinschgau noch 235 größere Waale mit einer Gesamtlänge von 600 Kilometern, die un-



Einer der höchstgelegenen Waale Südtirols, der Tarscher Jochwaal, beginnt in 2650 Meter Höhe.



1367 erstmals erwähnt wurden der Töschgwaal (l.) und der Neuwaal (r.) auf der Malser Haide (1450 m).

gefähr 10 000 Hektar bewässerten. In den allermeisten Fällen sind die Waale heute durch Druckrohrleitungen ersetzt – im Obstbau ginge es auch nicht anders. Nur im oberen Teil des Vinschgau hat sich das alte komplexe System erhalten und so sollte es auch bleiben.

Ein Blick zurück

Auch wenn vieles im Kosmos der Waale bereits Geschichte und Erinnerung ist, insbesondere die komplexen Verteilungssysteme des Wassers in Gegenden mit großer Wassernot wie z. B. in Kortsch oder Laas, lohnt ein Blick zurück mit Bezug auf heute noch Bestehendes.

Die Wasserverteilung wurde und wird nach alten verbrieften Rechten durchgeführt. Diese Verteilerfolge nennt sich „Road", entstanden aus dem Lateinischen „rota", das heißt Rad, und regelt die Tage, in denen das Bewässerungswasser („Wasserwosser") reihum geht. Eine Road kann ein paar Tage bis zu drei Wochen dauern. Lange Zeit waren die Sonntage aus dieser Regelung ausgenommen, weil die Sonntagsruhe („am siebten Tage sollst du ruhen") strikt eingehalten werden musste oder weil an diesem Tag das Wasserrecht den Kirchengütern zustand.

Das Regelsystem der Road ist äußerst vielfältig und ausgefeilt. Vereinfachend kann man sagen, dass die Regelungen um so komplizierter sind, je weniger Wasser vorhanden ist. Ein Roadtag umfasst meist 24 Stunden und zerfällt in Tag- und Nachtweilen. Solche Weilen waren unterschiedlich lang; als Zeitmaß verwendete man Sonnen- und Schattenzeichen, Sonnenuhren oder den Stand des Mondes. Nachdem sich die Weilen am Sonnenstand orientierten, gingen auch die Uhren der Waaler, der Waalhüter, anders und wichen unter Umständen bis zu 45 Minuten von der mitteleuropäischen Zeit ab. Maßeinheit für das Bewässerungswasser war/ist die „Furch", die zwischen 30 und 40 Sekundenliter Wasser führt. An einem Waal konnten bei genügender Wasserführung bis zu sechs Bauern gleichzeitig „wassern", das heißt bewässern. Bei großer Wassernot musste gespart und die Bewässerungszeit verkürzt werden. Floss statt der sechs Fürch Wasser etwa nur ein Furch, wurde die Bewässerungsstunde (Weile) durch sechs geteilt. Das bedeutete, dass ein Bauer dann das Wasser nur für zehn Minuten bekam, bevor er es an den Nächsten abtreten musste.

Die Tage der Road wurden in manchen Orten ausgelost, so auch in Kortsch. Ende März wurde die Ave-Maria-Glocke geläutet, die Bauern versammelten sich auf dem Dorfplatz und warteten gespannt, bis der Dorfsaltner die Holzmarchen, kleine halbierte Holzstäbchen mit eingekerbten Hauszeichen, eins nach dem anderen aus einem Säckchen zog. Ein Stäbchen entsprach einem halben Tag, zwei ergaben einen ganzen Roadtag. Die auf dem Stäbchen vermerkten Weilenbesitzer hatten also am ersten Tag der Road das Bewässerungsrecht. Nachdem nun aber die Wasserführung der Waale und eben auch die des Kortscher Zahlwaals im Tagesverlauf schwankt – nach kühlen Nächten fließt vormittags weniger Wasser – mussten Vormittags- und Nachmittagsweilen ihrerseits noch einmal auseinander gelost werden. Bei vielen Bauern lautete natürlich die bange Frage: Werde ich nicht Letzter? Denn Letzter zu werden, bedeutete in Zeiten großer Frühjahrstrockenheit, das Wasser erst nach drei Wochen zu bekommen, was unter Umständen eine starke Beeinträchtigung der Getreideernte, die sogenannte Notreife, mit sich brachte.



Die „Road" wird durch Holzstäbchen mit eingekerbten Hauszeichen ausgelost.

In manchen Orten wurden die Weilen am Tag vor der Road in einem Gasthaus ausgelost. Die Wassernot machte die Menschen gleich: In Laas hatten selbst der Bürgermeister und der Pfarrer bei „Mettn" gegen drei Uhr morgens bei der Litzer Waaler Hütt vorstellig zu werden und dem Waaler die ausgelosten Weilen anzugeben. Bereits der Chronist Goswin von Marienberg spricht von der Rechtsgleichheit der Mitglieder der Interessentschaft, adeliger wie bäuerlicher. Schickten die adeligen Grundbesitzer nicht die vereinbarten Arbeitskräfte und den achtspännigen Ochsenkarren, mussten sie Strafe zahlen. Das Strafgeld durften die Bauern von Burgeis und Mals versaufen.

Neue „Kandl" werden nach altem System aus Lärchenstämmen ausgeschlagen.

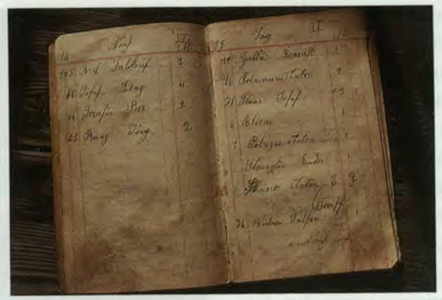
Alte Rechte und Pflichten

Das Recht auf Bewässerung ist ein Realrecht, das mit dem Grundstück verbunden ist. Ursprünglich mussten sich die Bauern die Baubewilligung der Waale wohl beim Grundherrn einholen. Mit der Zeit fanden sich Personenverbände zusammen, die sich die Wasserrechte teilten. Diese Wasserrechte wurden schon sehr früh in detaillierten Satzungen niedergeschrieben und flossen in die Dorfordnungen, die „Weisthümer" ein. Jährlich wurden diese Satzungen vor versammelter Gemeinde vorgelesen, damit sich keiner bei einer Übertretung etwa mit Nichtwissen herausreden konnte.

Die „Gmain" (Interessentschaft) wählt den Waal- oder Baumeister und bestellt den Waaler. Der Baumeister ist für die Instandhaltung des Waales verantwortlich. Er ruft zur Hauptversammlung und zu den Instandhaltungsarbeiten auf, verrechnet die „Schichten" (Arbeitstage der Instandhaltungsarbeiten) und führt Buch über Ausgaben. Die Dokumente mit den verbrieften Rechten wurden von Generation zu Generation vererbt, manchmal in ganz besonderen Kistchen aufbewahrt. Das Dokumentenkastl der Bauern vom Schludernser Berg besitzt zwei Schlösser und kann nur mit zwei verschiedenen Schlüsseln geöffnet werden. Niemand durfte ein Dokument ohne Beisein eines anderen herausnehmen, geschweige denn seinen Wortlaut verändern.

Viele Satzungen behielten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Gültigkeit. Die Bauern vom Schludernser Berg beispielsweise mussten jährlich eine bestimmte Menge an Getreide in der Churburg abgeben, weil sie 1465 von Graf Ulrich von Matsch das Recht erhalten hatten, einen Waal durch dessen Gebiet zu bauen, und dafür jährlich für die „Kandl", die Holzrinnen, Holz zu schlagen. Diese Abgabepflicht erlosch erst 1963, als der Waal durch eine Druckrohrleitung ersetzt worden war.





Das „Weilenbuch" des Waalers von Kortsch hält Verhaltensregeln und Rechte fest.

Die Instandhaltungsarbeiten im Frühjahr waren manchmal mit Lebensgefahr verbunden, queren doch Waale sehr oft lawinen- und steinschlaggefährdete Hänge, Felswände und Murabgänge. Für die Interessentschaft des Schnalswaals in Tschars wird heute noch jährlich eine heilige Messe gelesen und beim „Einkehren", beim Einleiten des Wassers vom Wildbach in den Waal, beten die Anwesenden immer noch ein „Vater unser". Früher gab es in Tschars zur Messe eine Brotspende, wobei an die Kirchgeher ein Roggenbrot verteilt wurde. Brot besaß in den Augen der Menschen eine entbannende Macht und sollte vor Neid und Hexen schützen.

Aufgabe des Waales ist es, das Bewässerungswasser von der Fassungsstelle auf die Kulturflächen zu bringen. Im Talboden des Vinschgau befindet sich die Fassungsstelle an den Gefällsknicken der Etsch oder denen der Seitenbäche. Oft führen mehrere Waale parallel übereinander das Wasser von Seitentälern fächerartig auf die Kulturflächen. Wasserarmut zwang die Menschen hinauf bis an die Regionen des ewigen Eises: Der Tarscher Jochwaal auf 2500 Meter sollte das Wasser von der Ultner Seite auf den Vinschgau herüberführen; der Goldrainer Jochwaal führte das Wasser von den Augengläserseen übers 2620 Meter hohe Niederjoch nach Goldrain und überwand ein Gefälle von über 2000 Meter. Manche Waale verlangten für die Instandhaltung so viel Arbeit, dass die betroffenen Bauern über sie nicht ohne Ironie behaupteten, man hätte sie besser mit den Speckschwarten und Käserinden gebaut, die während der vielen Arbeitstage beim „Marenden", Brotzeit machen, anfielen.

Der Hauptwaal heißt auch „Tragwaal" oder in der alten Terminologie „Pinggèr"; er besitzt an verschiedenen Punkten sogenannte „Abkehren", wo das

Wasser im Falle eines Murbruchs gefahrlos und schnell abgeleitet werden kann.

Groß sind die Schwierigkeiten im Gelände, die ein Waal zu überwinden hat: Mur- und Lawinenstriche, Felswände, Schluchten und Bachläufe. Manche Waale wurden mit Holzrinnen in die Wand gehängt. Niemand kennt heute die genauen technischen Lösungen, insbesondere wie man das Gefälle berechnete. Ältere Leute erzählen, dass man dafür auf der gegenüberliegenden Bergseite eine mit Wasser gefüllte Muspfanne als Wasserwaage verwendete, wobei Verstellungen nach oben oder nach unten mit dem Heben oder Senken von Latten signalisiert wurden. Manche Stellen am Waal sind mit Steinplatten oder Hölzern abgedeckt. In diese Unterführungen mussten bei den jährlichen Instandhaltungsarbeiten Kinder hineinkriechen, um sie zu säubern.

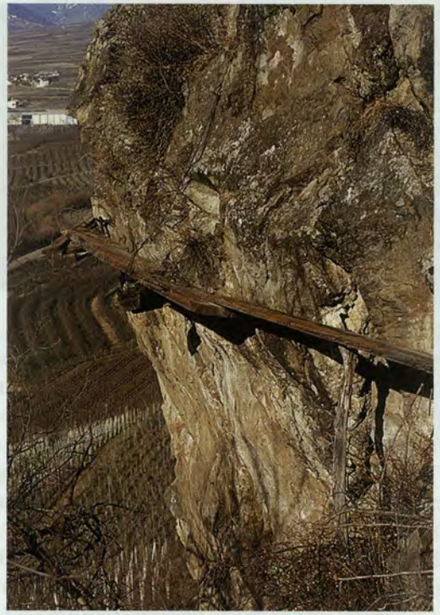
Am Beginn der Kulturfläche findet sich fast immer die Kreuz- oder Teilungsschwelle, eine Vorrichtung zur genauen Dosierung des Wassers. Meistens durfte nur der Waaler diese Schwellen verstellen, trotzdem kam es immer wieder zu Wasserdiebstahl und in der Folge wohl auch zu handfesten Prügeleien. Unzählig sind die Prozesse im Vinschgau, die um Wasserrechte bzw. wegen Wasserdiebstahls geführt wurden. Die Bauern von Laas und Kortsch stritten über vier Jahrhunderte immer wieder um das Wasser des Litzbaches. Nicht genug: Als vor einigen Jahren eine Festschrift zur künstlichen Bewässerung der Felder beider Orte erscheinen sollte, konnte man sich nicht auf eine gemeinsame Interpretation einer fast 500 Jahre alten Gerichtsurkunde einigen und ging im Streit auseinander.

Die Kunst des „Wasserns"

Das „Wassern", das Bewässern, lernte im Vinschgau früher jedes Kind und trotzdem ist es eine Kunst für sich. Die Tätigkeit hängt von verschiedenen Faktoren ab: Welcher Art ist das Feld, das bewässert werden soll – Wiese, Acker oder Weinacker, wie sind Gelände und Boden beschaffen, und natürlich welche Frucht soll das Wasser bekommen. Jeder Wasserer muss sein Feld genau kennen, muss wissen, wo das Wasser gern versickert, muss nach Maulwurfhügeln Ausschau halten, denn Maulwurfgänge können das Wasser unkontrolliert ableiten (deshalb werden Maulwürfe auch heute noch unerbittlich gejagt). Das Wasser muss bis in den letzten Zipfel des Feldes gebracht werden. Um das Wasser zum Überrieseln zu bringen, schlägt der Wasserer ein Blech in den Waal, manchmal genügt ein Brett oder eine Steinplatte. Je nach Frucht muss das Wasser genau dosiert werden. Fließt das Wasser zu lange an einer Stelle, kann es passieren, dass eine kleine Mure losbricht und die Vegetationsdecke mitreißt. Einen „Fuchs schießen" nennen das die Bauern. Für Schäden, die ein Wasserer verursacht, ist er genauso haftbar wie er für das Wasser in der Zeit, in der es ihm zusteht, verantwortlich ist. An ungefährlichen Stellen kann das Wasser „aufgekehrt" werden, das heißt, es kann unbeaufsichtigt eine bestimmte Fläche überrieseln. Es sind im Vinschgau immer noch ein paar Geschichten lebendig vom Aufkehren und von der Brautschau: Brauchte der Jungbauer das Wasser nicht unbedingt zu beaufsichtigen, blieb ihm Zeit, seine Zukünftige aufzusuchen.

Ist das Wasser am Ende des Feldes angelangt, muss „gekehrt" werden, das Wasserblech wird an einer anderen Stelle in den Waal geschlagen. Meist war es Aufgabe eines Kindes, am unteren Feldrand zu warten, „unter Wasser stehen oder gehen" nannte man das. Als sich noch kaum jemand Gummistiefel leisten konnte, gingen alle barfuß oder bestenfalls in Holzknoschpen (Holzschuhen); unvorstellbar heute, in frostklaren Mainächten nur mit einer schwachen Lichtfunzel ausgerüstet stundenlang im Wasser zu stehen! Ältere Männer erzählen von den aggressiven kleinen roten Ameisen, von denen sie in der Nacht beim Kornwassern unablässig gebissen wurden.

Viele bäuerliche Anwesen im oberen Vinschgau haben ihre Felder nicht selten in einem Umkreis von zehn Kilometer und mehr verstreut, die zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten das Wasserrecht besitzen. Bei großer Trockenheit kann es passieren, dass ein Obervinschger Bauer mehrmals in der Woche – auch in der Nacht – seine Felder bewässern muss.



Der Rappenwaal bei Schlanders ist etwa drei Kilometer lang und wurde um 1843 gebaut.





Schleusen mit Schweller dienen zur Regulierung und Verteilung der Wassermenge.

Der Waaler

Untrennbar mit dem Waal verbunden ist die Figur des Waalers. Er wird der Interessentschaft bestellt und seine Aufgabe ist es, den Waal täglich zu beaufsichtigen. In alten Dokumenten ist die Rede, dass ein Waaler vor versammelter „Gmain" schwören musste, keinen zu bevorteilen bzw. zu benachteiligen und das Wasser gerecht zu verteilen, widrigenfalls er mit Schimpf und Schande aus dem Dorf gejagt würde.

Der Waaler geht den Waal täglich in seiner ganzen Länge ab, nicht selten sind es zehn Kilometer hin und wieder zurück. Er kontrolliert den Wasserstand, die Schleusen und Rechen und behebt kleine Schäden; sein Arbeitsgerät ist die helebardenartige Waalerhaue. Manche Waaler übten ihren Beruf über Jahrzehnte aus, verewigten sich mit Selbstporträts an Felswänden am Waal, und von einem wird erzählt, er sei, längst nicht mehr im Dienst, auf ebener Erde immer noch so dahingegangen, als müsste er sich auf einem schmalen Brett an einer überhängenden Felswand ausbalancieren. Bei heftigem Gewitter entscheidet der Waaler, ob er den Waal „abkehrt" oder nicht. In den jahrhundertealten Dorfordnungen des Vinschgau wird mancherorts dem Waaler das Recht zugestanden, sich bei heftigen Gewittern und großer Gefahr für den Waal aus dem erstbesten Stall ein Pferd zu nehmen, um schnellstens zur Gefahrenstelle zu kommen.

An manchen Waalen versahen im Frühjahr zwei Waaler ihren Dienst, weil das Wasser aus den Bächen zu dieser Jahreszeit sehr aggressiv ist und gräbt, während das Schmelzwasser der Gletscher im Sommer mit seinen Sinkstoffen (Gletschertrübe) den Waal abdichtet. Größere Schäden muss der Waaler sofort der Interessentschaft bzw. dem Baumeister melden. Dafür gab es früher an ganz bestimmten Stellen Lichtzeichen, wie etwa beim Zahlwaal in Kortsch, wo von der Waalerhütte aus ein kleines Rohr in der Mauer auf einen genau festgelegten Punkt im Dorf unten zielte. Bei Tage wurden an exponierten Stellen auch Leintücher ausgelegt. Waaler waren oft Einzelgänger, die von Ende März bis Oktober schweigsam ihren Dienst taten, sich in ihrem Waalerhüttl schlecht und recht versorgten und mitunter dem Wein nicht abgeneigt waren (kein Wunder für einen, der dauernd mit Wasser zu tun hatte).



Der Waaler Adolf Paulmichl bei der Arbeit am Töschgwaal (Malser Haide).

Früher klangen in beinahe jedem Ort des Vinschgau die Waalschellen, einfache Mechanismen, die dem Waaler und den Bauern durch ihr Schlagen anzeigten, dass das Wasser floss und am Waal alles in Ordnung war. Blieb das Schlagen der Waalschelle aus, war Eile geboten, denn dann war am Waal irgendwo ein größerer Schaden entstanden.

Mancherorts musste/muss der Waaler das „Wasser bieten", den Bauern sagen, wann er das Bewässerungswasser bekommt. Fürs Bieten gab es nicht sel-



Dieser Bauer schlägt das Wasserblech bei Schluderns in den Waal.



ten ein Krügel Wein und ein Paarl Brot. In Schluderns lebt die Erinnerung an einen alten Waaler, der sich in seine Hosen bis an die Knie reichende Taschen eingenäht hatte, um darin die Brote fürs Bieten bequem verstauen zu können.

Heute sind die verbliebenen Waaler fest angestellt und sozialversichert. In der Vergangenheit wurde der Waaler hingegen mit Naturalien, meistens mit Roggen bezahlt. Ein kleiner Exkurs zu dieser „währungstechnischen Besonderheit“: Man ging vom sogenannten „Korngulden“ aus. Ein Korngulden entsprach einem Star Roggen zu circa 30 Liter bzw. 60 Kraizer. Für jede Weile, die der Waaler zu verteilen hatte, bekam er drei Kraizer. Hatte nun ein Bauer in der Road vier Weilen, musste er dem Waaler zwölf Kraizer Roggen geben. Dieser Korngulden behielt seine Gültigkeit, als es längst keine Gulden mehr gab, als die Vinschger Bauern in Lire und Centesimi rechnen lernten, und als auch die Centesimi aus den schmalen Brieftaschen verschwanden. Die kleinen Hohlmaße des Zahlwaalers aus Kortsch existieren noch und werden im Vintschger Museum in Schluderns ausgestellt. Davon aber später. Die letzte Abrechnung in Korngulden des Allitzwaalers erfolgte übrigens 1972.

Eine eigene Fachsprache

Eine Besonderheit ist die Sprache und Terminologie. Nun hat der Vinschgau ohnehin eine sprachlich sehr bewegte Geschichte. Als das Rätische durch Vulgärlatein überlagert wurde, entwickelte sich das Rätoromanische. Diese Sprache wurde im Obervinschgau bis ins 17. und 18. Jahrhundert gesprochen, wohl auch wegen der engen Nachbarschaft zu Graubünden und Engadin. Kleine Reste davon finden sich auch heute noch im Obervinschger Dialekt.

Eine 1970 durchgeführte Untersuchung zur Terminologie der Wasserwirtschaft ergab ungefähr 500 Fachausdrücke. Der Großteil der Fachwörter (78 Prozent) sind deutsches Wortgut, Zusammensetzungen aus deutschem und rätoromanischem Wortgut erreichen 16 Prozent und sechs Prozent machen Ausdrücke aus dem Rätoromanischen aus. Das rätoromanische Wortgut ist am stärksten im Bereich der technischen Einrichtungen vertreten. Interessant ist die Tatsache, dass der Geltungsbereich der Fachausdrücke sehr unterschiedlich ist und nur knapp 60 Prozent des Wortgutes im ganzen Tal verwendet werden. Ausdrücke, die nur in einem Ort Verwendung finden, machen 20 Prozent aus. Wir haben es demnach mit einer ausgeprägt uneinheitlichen Fachsprache zu tun. Vieles von diesem Wortgut wird nur noch von der älteren Generation verstanden, denn es ist eine einfache Tatsache, dass mit den Dingen und den damit verbunden Tätigkeiten auch die Sprache geht. Manche Ausdrücke, wie beispielsweise die Benennung der Roadn von Eyrs klingen nur noch wie fremde Beschwörungsformeln: „Pazóga, Réama, Plenga, Zufra, Golganíga, Pubaníga, Golganóga, Tscherf, Tschon“.

Auf eine sprachliche Besonderheit sei noch hingewiesen: auf die „Tschött“. In alten Dokumenten begegnet uns diese Bezeichnung für ein kleines Staubecken als „Kontschött“, womit die Herkunft vom Lateinischen „concipere/conceptum“ klar ersichtlich ist. Die Tschött und das Konzept sind folglich sprachliche Geschwister – beide „fassen“ sie etwas ein.

Das „Revival“ der Waale

Die meisten Waale des Vinschgau sind heute in Druckrohrleitungen verlegt; die damit verbundene künstliche Berieselung ermöglichte erst den Intensivobstanbau, der der Bevölkerung Wohlstand gebracht hat. Die wenigen Waale, die noch überlebt haben, verlaufen in Gebieten, wo Intensivkulturen nicht möglich sind, wo also der wirtschaftliche Druck nicht so stark ist. Traditionelle Bewässerung ist sehr zeitaufwendig und diese Zeit fehlt heute den Bauern. Arbeitskräfte sind nicht mehr zu bezahlen, also müssen



Der Neuwaal oberhalb von Schlanders stammt aus dem 15. Jahrhundert und wurde vor kurzem wieder repariert.

Wasserbleche werden in den Waal eingeschlagen, um das Wasser umzuleiten.



Die Waalerhütte am Klammwaal (2307 m), der sechs Kilometer durch das Schnalstal führt und unter dem Similaun beginnt.

die Bauern rationalisieren. Bei solchen Rationalisierungen kommt aber leider die alte Kulturlandschaft unter die Räder, genauer gesagt unter den Bagger: Mit dem Bau von großflächigen Beregnungsanlagen gehen meist „Flurbereinigungen“ und Planierungen einher. Das Ergebnis sind dann Industrielandschaften, kontur- und kulturlos – aber eben leicht zu bearbeiten. So geschehen zum Beispiel in Schlinig.

Irgendwann aber dürfte die Rechnung nicht mehr aufgehen: Das Verhältnis zwischen Kosten und Nutzen gerät in bedenkliche Schieflage und Investitionen stehen in keinem Verhältnis mehr zu den Ertragserhöhungen der Felder. Auf der Malser Haide hätte ein Megaprojekt entstehen sollen mit Beregnung und sogar zwei Eletrizitätswerken, deren Gewinn aus der Stromversorgung in die Finanzierungskosten einkalkuliert wurde. Das Projekt ist in dieser Form vom Tisch.

Umgekehrt gibt es Ansätze für ein Umdenken in der Bevölkerung und ein erstaunliches Vorhaben, das in Zusammenarbeit mit dem EU-Projekt INTERREG und dem Forstinspektorat Schlanders durchgeführt wird: Die Instandhaltung und Reaktivierung von Waalen, die bereits aufgelassen worden waren. Zu diesem Zweck wurde eine Gesamterhebung der Waale vorgenommen, wobei man von der ursprünglichen Zahl von 35 inzwischen bei über 60 Waalen angekommen ist. Und auch diese Liste ist noch nicht vollständig. Nach einem festgelegten Punktesystem wurde die Bedeutung des jeweiligen Waals für die Landwirtschaft, den Tourismus, die Ökologie und für kunsthistorische Belange eruiert. An 35 Waalen



Die Waalschelle beim Tscharser Schnalswaal, der über zehn Kilometer das Wasser des Schnalstals nach Kastelbell bringt.

wurde in den letzten drei Jahren bereits gearbeitet, an vielen Waalen wurden „Sohlenpflasterungen“ vorgenommen, Seitenmauern aufgeführt und „Schwellen“ eingesetzt.

Spektakulär ist die „Reparatur“ des Tarscher „Jochwaals“ (siehe Text weiter oben!), wo auf die teils wieder aufgerichteten Pfeiler neue Holzrinnen gelegt wurden und die 40 Meter originalgetreue Nachbildung des Laaser Koundlwaals 35 Meter hoch über der Etsch.

Die Arbeiter der Forststation Mals setzten einen Teil des Quairwaals in Schluderns wieder in Stand: Dieses Teilstück gehört als Lehrpfad zur Dauerausstellung „WaWo“, Wasserwosser im Vintschger Museum in Schluderns. Zielsetzung der Dauerausstellung ist es, die komplexe Vielseitigkeit und den Erfindungsreichtum früherer Generationen in Bezug zur künstlichen Bewässerung als wertvolles Kulturgut darzustellen. Und vielleicht gelingt es, noch eine Botschaft zu vermitteln: Respekt zu haben vor dem kostbaren Rohstoff Wasser.



Auf einer Felswand hat sich der Waaler des Neuwaals am Ausgang des Martelltals verewigt.

Alle Fotos: Gianni Bodini

Kooperation statt Konfrontation

Zehn Jahre Bundesausschuss Klettern und Naturschutz

Von Dr. RICHARD GOEDEKE

Zu Beginn der neunziger Jahre sah es düster aus um das Klettern an den außeralpinen Felsen in Deutschland. Das Biotopschutzgesetz schien den Fundamentalisten unter den Naturschützern alle Mittel in die Hand zu geben, das Klettern an Naturfelsen als ein ähnlich verwerfliches Tun zu brandmarken wie etwa das Abbrennen von Wäldern oder das Verklappen von Giftbrühe. Auch der große Alpenverein schien vor solch massiven Einwänden hilflos zu sein. Wenn die öffentliche Meinung nahezu einhellig auf die Kletterer als Naturschänder losging, wie sollte man da als Vertreter eines für den Naturschutz engagierten Vereins ernsthaft widersprechen dürfen?

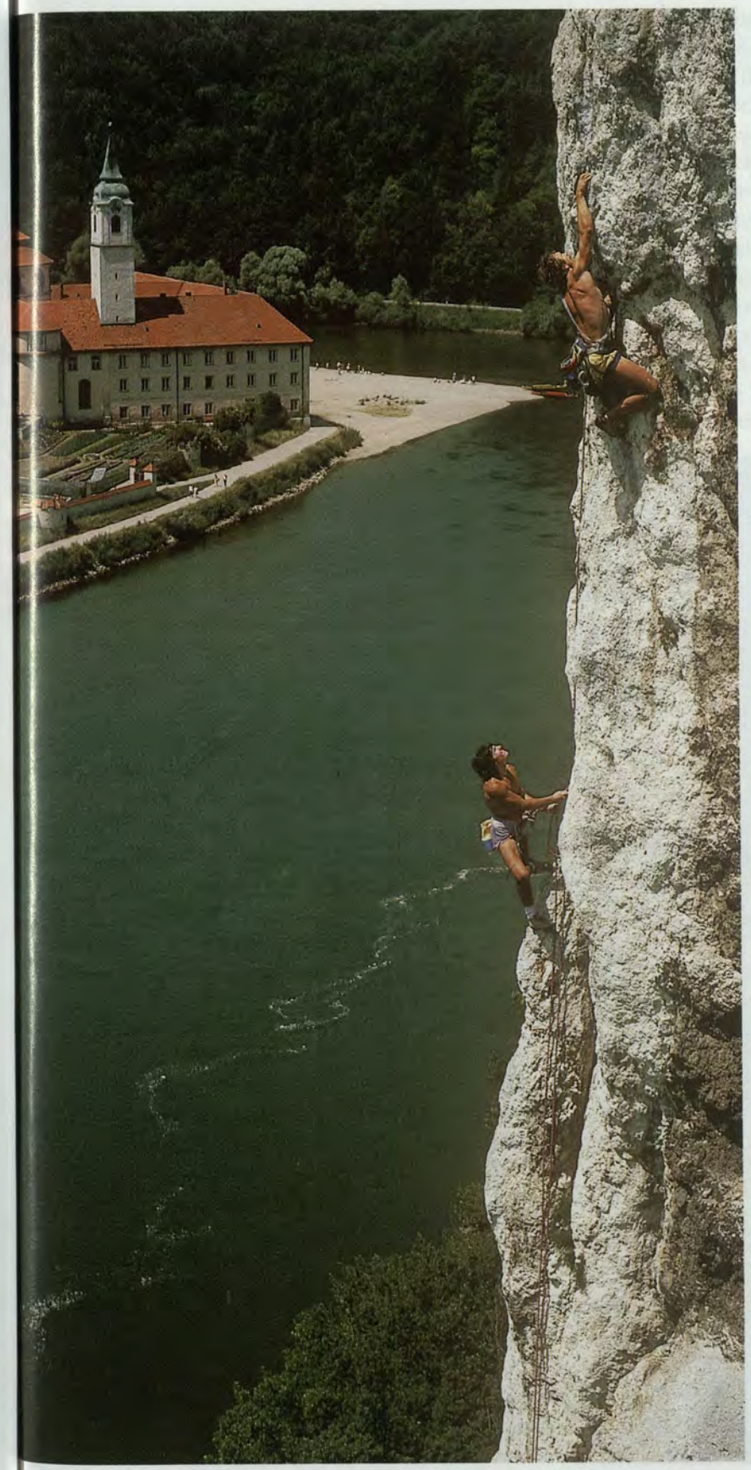
JETZT, ZEHN JAHRE SPÄTER, sieht die Welt in diesen Fragen wieder ganz anders aus. Heute wird der Klettersport in der Gesellschaft in zunehmendem Maße als Wert anerkannt und die Verbände, in denen er organisiert ist, sind in einer ganzen Reihe von Bundesländern sogar Vertragspartner von Regierung und Verwaltung. Wie es zu dieser veränderten Situation kam, war allerdings keine zufällige Entwicklung, sondern das Ergebnis ruhiger, planvoller Überzeugungsarbeit. Die entscheidende Rolle hierbei spielte der Bundesausschuss Klettern und Naturschutz.

Historischer Rückblick zum runden Geburtstag

Die goldenen fünfziger Jahre gelten als die Zeit des heroischen Alpinismus. Das Erobern von Neuland besaß einen völlig unbestrittenen Wert. Gegen das Klettern wurde nur polemisiert, wenn es zu Unfällen kam – wegen der Komplexität der Anforderungen, der noch mangelhaften Ausrüstung und der noch recht unvollständigen Kenntnis der Risiken damals ein nicht gerade seltenes Ereignis. Davon abgesehen sah man das Mittelgebirgsklettern vor allem als Vorbereitung auf die eigentlich lohnenden großen Ziele im Hochgebirge an – obwohl es im Grunde auch damals schon besonders in alpenferneren Sektionen eine wesentliche identitätsstiftende und gruppenbildende Funktion hatte.

Die Grundstimmung der Kletterer – in der Szene würden wir heute von „feeling" sprechen – war geprägt von der Tatsache, dass dieser damals viel riskantere Sport nur wenige Menschen anzog und eine lange Lehrzeit voraussetzte. Als Kletterer war man unter sich und hielt zusammen. Der intensiv erlebten ursprünglichen Natur fühlte man sich intuitiv verpflichtet. Was man auf Tour und im Biwak unmittelbar mit allen Sinnen erlebte, wollte man auch erhalten: die Natur in den Mittelgebirgen.

Dies blieb auch so, als sich die heroische Grundhaltung allmählich in eine mehr spielerische wandelte. Mit dem Verhältnis zum Naturschutz wurde es dann 1968 in Norddeutschland mit einem Male ganz anders. Über 30 Jahre bestand eine Naturschutzverordnung für den Hohenstein am Süntel – damals wegen seiner alpinen Qualitäten Zentrum der Kletteraktivitäten in Norddeutschland –, die das Klettern stets geduldet hatte. Und nun das Aus, totales Kletterverbot – zeitgleich mit einem Aufschwung der allgemeinen touristischen Erschließung des gleichen Gebietes durch den Bau von Betontreppen und -häuschen, Autobahnen und anderen landschaftsfressenden Großprojekten. Wir Kletterer empfanden dies als ebenso ungerecht und heuchlerisch, als wolle man Indianer im Namen von Naturschutz aus dem Regenwald hinausschützen. Zugleich zerbrach für uns die naive Vorstellung, wir könnten in der Verfolgung unserer faszinierenden Leidenschaft an den Felsen in den Wäldern die Zivilisation hinter uns lassen und einfach ignorieren. Gemeinsam versuchten wir, den Schock und das Gefühl der Ohnmacht zu bewältigen. Gab es die seltenen Pflanzen wirklich, gefährdeten wir ihren Bestand, welchen Wert hatte unser Handeln für die persönliche Entwicklung junger Menschen, für die Enstehung von Bindung an die heimatliche Landschaft, für das Zusammenleben von als gesellschaftlich wertvoll anerkannten Gruppen? Wir suchten nach Verbündeten und gewannen ihre Unterstützung in geduldiger Überzeugungsarbeit. Auch im oft als so furchtbar versteinert beschimpften Panzertier DAV gab es genug Solidarität und Weitblick, unser Problem richtig einzuschätzen und zu dessen Lösung Rat und Geld bereitzustellen. Danach informierten wir die Presse, die unserem Anliegen große öffentliche Resonanz verschaffte, suchten das Gespräch mit den Wissenschaftlern aus den Reihen der Naturschützer und mit den Mandatsträgern im Landtag. Wir hatten eine Bürgerinitiative auf die Beine gestellt, als es diesen Begriff noch nicht einmal gab. Und wir hatten Erfolg. Die zuerst hochnäsige Administration wurde wieder gesprächsbereit, es wurden neue Gutachten bestellt. Gute Argumente und zähes Ringen über drei Jahre hinweg gipfelten in einem Kompromiss, der mit Zonierung (Banngebiet und Kletterbereich) und Kanalisierung der Zugänge sowie Förderung von Ausweichzielen an anderen Felsbereichen ein erstes Modell für die Befriedung des ausgebrochenen Konfliktes abgab, das für Jahrzehnte nachwirken sollte.



Bayern, Südlicher Frankenjura/ Donaudurchbruch. In der „Kletterkonzeption Unteres Altmühltal" wurden zwar strenge, aber tragbare Regelungen zwischen Kletterbetrieb und Naturschutz von der Regierung Niederbayerns und dem DAV vereinbart, die für beide Seiten Rechtssicherheit gewähren. Zwei Kletterlegenden, die Rotpunktpioniere Wolfgang Güllich (†) und Kurt Albert am „Weltenburger Pfeiler" (8-), einem der extremen Klassiker des Gebiets.
Foto: Gerd Heidorn

Grassierende Kletterverbote

Bis 1985 war das 1970 im Süden der Republik belächelte Wort „Kletterverbot" auch dort bittere Realität. Dies hatte zwei Gründe: Die Entwicklung der Sportkletterbewegung, die im Norden unter dem Eindruck des sächsischen Vorbilds und der von dem Sachsen Fritz Wiessner geprägten Definition der UIAA-Skala seit 1968/69 mit einer Renaissance des Freikletterns begann. Wallfahrten in die USA und die geniale Erfindung des Rotpunktkletterns durch Kurt Albert gaben der Renaissance zusätzliche Schubkraft. Diese verstärkte sich in dem Maße, in dem die Verbesserung der Sicherungsmittel und -methoden (Enttabuisierung des Bohrhakens, verfeinerte Sicherungstechnik) die Gefährlichkeit des Kletterns deutlich milderte. Das Klettern an den kleinen, überschaubaren Felsen war jetzt viel rascher zu erlernen als das Durchsteigen von großen Alpenwänden und wurde auch für viele Kletterer Selbstzweck. Die beliebten Felsen wurden weit stärker besucht als vorher.

Die zweite Ursache war die Entwicklung einer fundamentalistischen Strömung in Teilen der Naturschutzbewegung. Am stärksten ausgeprägt war sie im am dichtesten besiedelten und hoch industrialisierten Bundesland Nordrhein-Westfalen, wo sich in der Naturschutzlobby durch Misserfolge gegen übermächtige ökonomische Interessen besonders viel Frust entwickelt hatte. Große Siege über kleine Gegner schienen gefragt. So wurde z.B. an fast allen Felsen des Hönnetales das Klettern verboten und

gleichzeitig im Talgrund die Autostraße immer breiter ausgebaut und gleich hinter dem oberen Ende der Talhänge die Landschaft von riesigen Steinbrüchen kubikkilometerweise weggefressen. An den früher ruhigen, weil nur in dreiviertelstündiger Fußwanderung erreichbaren Bruchhäuser Steinen wurde erst eine Mautstraße bis dicht an die Felsen heran gebaut und dann unter Gejammer über die vielen Besucher das Klettern verboten. Mautstraße und Touristenmassen blieben – wen wundert's – ungeschoren... Die Bemühungen der Kletterer um faire und verhältnismäßige Lösungen blieben in NRW bis heute vergeblich. Im Gegenteil gewann der Fundamentalismus seitens der Naturschützer von hier ausgehend auch in anderen Bundesländern an Boden. Mit der Einfügung des Biotopschutzparagraphen bei der Novellierung des Bundesnaturschutzgesetzes wurde neben anderen Biotoptypen bundesweit auch jeder Felsen zu einem geschützten Objekt, an dem potenziell ein Kletterverbot drohte. Bei der Umsetzung dieser Novellierung auf Länderebene kam es dann zu deutlichen Unterschieden zwischen den Gesetzestexten und in der Anwendung der Gesetzestexte durch unterschiedliche Verwaltungen. Im Gegensatz zu Bundesländern wie Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg entwickelten sich in Rheinland-Pfalz, Sachsen und Bayern auf der Basis einer schon traditionellen Nähe zwischen Kletterern und Naturschützern liberalere und kooperativere Umsetzungspraktiken dieses in seiner Grundtendenz ja durchaus sinnvollen Paragraphen.

Die Gegenbewegung der tief verunsicherten Kletterer begann um 1985 mit einem vom DAV einberufenen Seminar in Schleifhausen im Frankenjura. Der Autor dieses Artikels hatte es damals im Hauptausschuss (HA) angeregt und organisiert und brachte einige der Erfahrungen aus dem Hohensteinkonflikt unter die Kletterer. Unter den angereisten Seminarteilnehmern befand sich auch der in der Kletterszene bestens bekannte Nicholas Mailänder. Er stand zusammen mit Wilhelm Schloz seitens der Behörden mitten in der Auseinandersetzung um die Felsen des „Ländle". Gemeinsam realisierten sie die Idee einer Kletterkonzeption und hatten damit auch erste Erfolge...

Als dann 1991 auf einen Antrag von Ludwig Herberger, damals Vorsitzender des DAV-Landesverbandes Baden-Württemberg, durch den Beschluss des Hauptausschusses vom 21. September 1991 der Bundesausschuss Klettern und Naturschutz als Unterausschuss des HA gegründet wurde, war es Nicho Mailänder, der ihn koordinierte. Er vereinte Intelligenz, Kreativität und Sensibilität mit einer beachtlichen Konfliktfähigkeit und Belastbarkeit. Er hatte die Freikletterbewegung in der Pfalz, in Schwaben und auch an berühmten Zielen der Alpen selbst mitgetragen und erlebte den Natursport Klettern in allen seinen Facetten und Spielformen an der Leistungsgrenze. In der Szene bekannt und geschätzt, mit pädagogischer Erfahrung, Einfühlungsvermögen und viel Geduld transportierte Mailänder die Diskussionsinhalte in die Köpfe vieler Kletterer und Vereinsfunktionäre.

Als Aufgaben nahm sich der Ausschuss vor:
- Austausch von Informationen
- Entwicklung von Strategien zum Erhalt der außeralpinen Klettergebiete unter der Voraussetzung der Bewahrung der Artenvielfalt in den Felsbiotopen
- bundesweite Koordination der Arbeit
- Sicherstellung des Kontaktes zum Hauptverein
- Initiierung von Aktionen auf lokaler Ebene

Das erste Treffen erfolgte vom 25. bis 27. Oktober 1991 im Nordschwarzwald in Ebersteinburg am Battert, der ein historisch gewachsenes und etabliertes Beispiel friedlicher Koexistenz zwischen Naturschutz und Klettern abgab. Das Treffen begann an einem Tag mit trüber Nebelstimmung und ging – nicht ohne Symbolkraft – in der Sonntagmittagspause beim obligaten Griff in den steilen Fels mit Sonnenschein über dem Nebelmeer weiter.



Baden-Württemberg, Oberes Donautal. Wer kämpft, hat noch nicht verloren: Nicho Mailänder bei einer „strategischen Besprechung" anlässlich der Protestaktion 1993 im Oberen Donautal. Als zu Beginn der neunziger Jahre einige Naturschützer ein „kletterfreies Baden-Württemberg" forderten, war das bedeutendste Klettergebiet Süddeutschlands von einer Totalsperrung bedroht. Hier besteht zwischen Kletterern und den örtlichen Behörden immer noch eine äußerst unbefriedigende Situation.

Fotos: Dr. Richard Goedeke

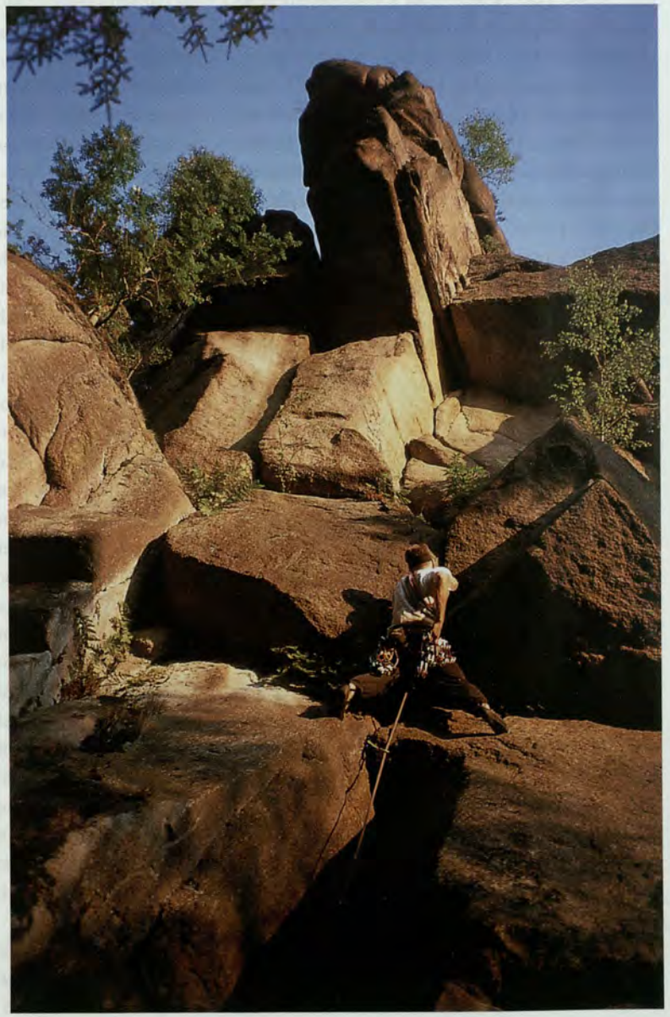


Nordrhein-Westfalen, Bruchhauser Steine. Nordrhein-Westfalen ist von besonders gravierenden Felssperrungen betroffen, an den Bruchhauser Steinen wurde zum Wanderfalkenschutz ein totales Kletterverbot verhängt. Ein nostalgischer Rückblick in die sechziger Jahre: Sigurd Herbst (†) an der Goldstein-Südwand.

Entsprechend der bewährten Praxis des Hauptausschusses wurde möglichst an thematischen Brennpunkten in den Klettergebieten getagt, was immer wieder neu die Nähe zur Praxis und das Verständnis der spezifischen Probleme der einzelnen Gebiete von Sachsen und Zittau bis Schwaben und Schwarzwald sicherte. Nun begann man in Ebersteinburg unter dem Vorsitz von Josef Klenner eine intensive Zusammenarbeit, die die Teilnehmer rasch zu einem effektiven Team machte.

Zur konkreten Arbeit gehörten folgende Schritte:

1. Als erstes war ein breiter Erfahrungsaustausch zu organisieren. Die Berichte aus den Regionen verdeutlichten das gemeinsame Ziel und vermittelten neue Ideen. Das Gespräch im Bundesausschuss gab bei Rückschlägen neuen Mut und würdigte Erfolge in einem sachkundigen Forum. Diese Gruppenerfahrung entwickelte sich zur vielleicht wichtigsten Kraftquelle des Bundesausschusses. Als griffige Zusammenfassungen des Erarbeiteten dienten die ab November 1991 in loser Folge erscheinenden „Informationen des DAV-Ausschusses Klettern und Naturschutz" sowie die liebevoll und sensibel gestalteten Schriften wie „Zu Gast in den Felsen", „Klettern – ein Sport fürs ganze Leben" oder „Leitbild Klettern".
2. Vor dem Einstieg in die Sachthemen war es allerdings nötig, die Kletterer zu einen. Denn über der oft allzu großen Vorsicht und Konfliktscheu der Sektionsvorstände hatten sich neben dem etablierten Verein aus Wut über verlorene Felsheimat in den verschiedenen Regionen „Interessengemeinschaften Klettern" (IGs) gegründet. Ihre Stärke war es, sich auf das Thema des Zugangs zu den Felsen zu konzentrieren. Und ihr Erfolg unter den Aktiven versetzte manch bemoostes Haupt des DAV in Aufruhr. Deshalb war es sinnvoll, dass gleich von der ersten Sitzung an Friedwart Lender als Erster Vorsitzender der IG persönlich gleichberechtigt mit am Tisch saß und der DAV-Vorsitzende die erste Sitzung leitete und dem Gremium ein Signal seiner Bedeutung gab. Um Berührungsängste abzubauen, integrierte man bei den Gesprächen grundsätzlich alle Spielformen vom Kinderklettern und Kursbetrieb über Genussklettern und gehobene Felsakrobatik bis hin zum alpinen Abenteuerklettern.
3. Als weiterer wichtiger Schritt wurde die Notwendigkeit einer Bestandsaufnahme aller vorhandenen außeralpinen Felsen (DAV-Felskataster) erkannt. Sie allein bot die Chance, gegenüber der im Einzelkonflikt von der Gegenseite immer wieder erzeugten Panikmache, mit Maß und Zahl auf die Verhältnismäßigkeit von Verboten hinzuwirken. Es sollte Monate dauern, bis für die Kartierung der Felsen ein Fragebogen entwickelt war, der es erlaubte, Dimension, Felsqualität, ökologische Sensibilität und kletter-sportliche Wertigkeit zu erfassen, und viele Jahre, bis dieses DAV-Felskataster für alle Bundesländer fertig war. Und es scheint wohl noch eine Weile zu dauern, bis auch die Umsetzung in eine voll funktionierende Datenbank gelungen ist.



Niedersachsen, Harz/Okertal. Das Klettern an Naturfelsen ist durch künstliche Anlagen nicht zu ersetzen, weder vom emotionalen Gehalt her noch durch die praktische Erfahrung, die das Klettern in der jeweiligen Gesteinsart vermittelt. Der „Holzweg" (VII) am Treppenstein.

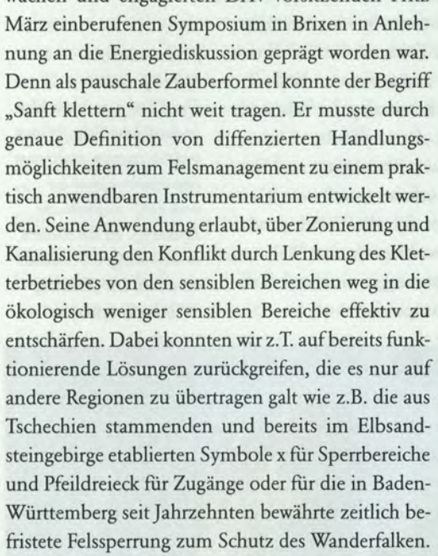
4. Daneben war eine Konkretisierung des Begriffes „Sanft klettern“ zu erarbeiten, der vom Autor dieser Zeilen bereits Jahre zuvor auf dem noch vom hellwachen und engagierten DAV-Vorsitzenden Fritz März einberufenen Symposium in Brixen in Anlehnung an die Energiediskussion geprägt worden war. Denn als pauschale Zauberformel konnte der Begriff „Sanft klettern“ nicht weit tragen. Er musste durch genaue Definition von diffenzierten Handlungsmöglichkeiten zum Felsmanagement zu einem praktisch anwendbaren Instrumentarium entwickelt werden. Seine Anwendung erlaubt, über Zonierung und Kanalisierung den Konflikt durch Lenkung des Kletterbetriebes von den sensiblen Bereichen weg in die ökologisch weniger sensiblen Bereiche effektiv zu entschärfen. Dabei konnten wir z.T. auf bereits funktionierende Lösungen zurückgreifen, die es nur auf andere Regionen zu übertragen galt wie z.B. die aus Tschechien stammenden und bereits im Elbsandsteingebirge etablierten Symbole x für Sperrbereiche und Pfeildreieck für Zugänge oder für die in Baden-Württemberg seit Jahrzehnten bewährte zeitlich befristete Felssperrung zum Schutz des Wanderfalken. Oft saß der Teufel leider im Detail. So kostete es mehrere Sitzungen, bis auch die letzten Heißsporne der IGs überzeugt werden konnten, dass die Kletterer tatsächlich Abschied von der grenzenlosen Freiheit nehmen, also für bestimmte Bereiche sogar ein



Die aus dem Elbsandsteingebirge übernommene dezente Beschilderung mit Symbolen direkt an den Felsmassiven (das Kreuz für Sperrbezirke und der Pfeil für genehmigte Zonen) hat sich inzwischen in weiteren Gebieten bewährt.
Foto: Archiv DAV

totales Kletterverbot (die spätere „Zone I“) akzeptieren müssten. Das gleiche galt mit umgekehrten Fronten für die Verteidigung der Notwendigkeit, auch künftig noch Bereiche zur Kreation neuer Routen zu haben („Zone III“). Ebenso erkannte man, dass über die Art und Menge der installierten Sicherungsmittel zugleich die Zahl der BesucherInnen gesteuert werden kann.

5. Zur praktischen Umsetzung wurde eine dezentrale Struktur geschaffen, die an die Sektionenverbände anknüpfte und über gebietsbezogene Arbeitskreise Klettern und Naturschutz Gremien schuf, die nicht nur die verschiedenen Kletterorganisationen, sondern im Idealfall auch die in den betreffenden Regionen aktiven Naturschutzgruppen an einen Tisch zusammenbrachten. Solche Strukturen sind bei ehrenamtlicher Tätigkeit anfällig; Fluktuation beim Personal schadet der Kontinuität, wer „kein alter Hase“ ist, kann in Verhandlungen mit den geschulten Experten der Behörden rasch unterlegen sein. Also brauchen diese Gremien immer wieder die Beratung und auch die personelle Unterstützung durch eine sowohl fachlich als auch in Bezug auf den Umgang mit Behörden kompetente Zentrale. Die eindrucksvolle Demonstration der Kletterer im Donautal mit einer von den Aktionen der Friedensbewegung inspirierten Seilschaftskette etwa wäre ohne die praktische und ideelle Unterstützung der Zentrale in München nicht möglich gewesen. Das gleiche gilt, wenn das Spiel der Gruppendynamik zu internen Konflikten führt, die nur durch einfühlsame Vermittlung und Schlichtung entschärft werden können und erst so die Arbeitsfähigkeit der Gremien wiederherstellt.



Niedersachsen,
Ith.
Eine der wenigen Regionen, die für norddeutsche Kletterer natürliche Möglichkeiten bieten, sind die Kalkfelsen des Ith; hier das „Kamel“, einer der markantesten deutschen Mittelgebirgsfelsen. Die Kletterer bewältigen gerade die „Talseite“ (VII+).
Foto: Dr. Richard Goedeke

6. Aus der Diskussion im Deutschen Sportbund ergab sich die Notwendigkeit, auch für das Klettern ein Leitbild zu entwerfen, in dem wir darlegten, wie wir

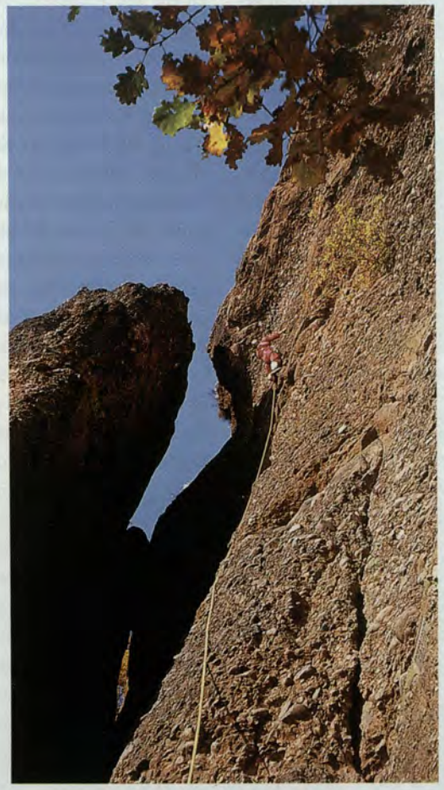


den Konflikt zwischen den gesellschaftlich gleichermaßen anerkannten Werten Naturschutz und Sport konstruktiv und fair lösen wollen. Als Ergebnis aus diesen Bemühungen gewannen wir gerade auf der Seite des organisierten Sports neue Verbündete in der Vertretung unserer Interessen.

7. Die Bundeskletterkonzeption als Gesamtschau der Problematik und Lösungsansätze sowie die Kletterkonzeptionen für die einzelnen Bundesländer sind die Beschreibung fachlich kompetent begründeter und ökologisch, sozial und politisch ausgewogener und vor Ort plausibler Vorschläge eines Kompromisses auf der konkreten Ebene. Sie berücksichtigen damit die Tatsache, dass sowohl Naturschutz als auch Sport gesellschaftlich anerkannte – in mehreren Bundesländern sogar beide als Verfassungsziele verankerte – Werte sind. Und sie bieten mit ihrer Berücksichtigung sowohl der ökologischen wie auch der sozialen Dimensionen eine gute Chance für das Erreichen eines hohen Grades von Akzeptanz und Kooperation. Damit fügen sie sich zugleich zwanglos in das Konzept der nachhaltigen Entwicklung (Agenda 21) ein. Ebenso haben sich die Kletterkonzeptionen als geeignete Antwort auf die Forderungen der neuen Europäischen Naturschutzkategorie Fauna-Flora-Habitate (FFH) bewährt.

Die vorliegenden Konzeptionen haben sich immer wieder als ein produktiver Ansatzpunkt für sachbezogene Gespräche erwiesen. Über den Weg der gesellschaftlichen Akzeptanz und ausreichend großzügigen Dimensionierung der zugänglichen Freiräume bieten sie die Chance für echte Win-Win-Lösungen, für eine beiden Seiten förderliche Kooperation: Der Naturschutz gewinnt ein weit höheres Maß an Vollzug der ausgehandelten Lösungen, als er auf ordnungsrechtlichem Wege bekommen könnte. Zugleich verstärkt er die Motivation, für Naturschutzziele aktiv zu streiten und erhält damit unbefangene Verbündete im gemeinsamen Vorgehen gegen Naturzerstörungen und auch Helfer für Biotoppflegemaßnahmen. Die Kletterer dagegen gewinnen Frieden und Rechtssicherheit ihrer Präsenz in der Natur.

Wo die Entwicklung bereits im Sinne des oben angesprochenen Agenda-Prozesses angelaufen ist, hat sich im Grunde schon jetzt wieder – auf einer höheren Bewusstseinsstufe – eine Entwicklung hin zu einem ähnlich entkrampften Verhältnis vollzogen, wie es vor dem Aufreißen der Sperrungsdiskussion bestand. Es ist z.B. in einem Gebiet mit einer breit getragenen Konsenslösung einfach nicht mehr schick, in einen markierten Sperrbereich zu gehen,



Nordrhein-Westfalen,
Eifel.
Die Breidelsley bei Blens fiel ebenfalls unter die rigiden Sperrmaßnahmen der Behörden. Die Konglomeratfelsen der Eifel sind bis auf wenige Ausnahmen für Kletterer gesperrt.
Foto: Dr. Richard Goedeke

Rheinland-Pfalz,
Südliches Pfälzer Bergland.
An den Buntsandsteinfelsen der Südpfalz hat sich ein fragiles Gleichgewicht zwischen Kletterbetrieb und Landratsämtern eingependelt. Auch hier müssen zahlreiche Einschränkungen, z.B. Magnesiaverbot, akzeptiert werden, anderfalls drohen sofortige Schließungen.
Foto: Archiv DAV



Sachsen, Elbsandsteingebirge. In diesem traditionsreichsten deutschen Mittelgebirgsklettergebiet haben sich seit fast 100 Jahren die von Kletterern selbst entwickelten Regeln für den Schutz von Natur und Felsen bewährt. Die strengen Vorgaben des traditionellen Kletterspors verhinderten Überschließungen und steigerten zugleich das Schwierigkeitsniveau. Der Teufelsturm über dem Elbtal ist einer der klassischen Gipfel der Region.
Foto: Gerd Heidorn

weil jedem klar ist, dass dieser Bereich ein Kleinreservat ist, mit dessen Respektierung wir uns das unbefangene Klettern im mit den Naturschützern gemeinsam verabredeten Kletterbereich mit gutem Gewissen verdienen. Wer sich nicht daran hält, verletzt nicht nur den Frieden mit der Natur, sondern auch den Frieden mit den anderen Kletterern. Der Autor ist zuversichtlich, dass die Überzeugungskraft positiver Beispiele von fairer Kooperation auf Dauer ansteckend wirken werden. Dazu gehört auch die Selbstverpflichtung der Greifvogelbewunderer zu fachwissenschaftlichen Seriosität. Es kann nicht mehr hingenommen werden, wenn in irgendeinem Winkel der Republik entgegen den tausendfachen Erfahrungen anderswo behauptet wird, der Wanderfalke oder Uhu benötige zwingend ganzjährige Kletterverbote am Horst. Dazu gehört auch die Abkehr vom Sankt-Florians-Prinzip: Das Land Nordrhein-Westfalen wird es sich eines Tages nicht mehr leisten können, die eigenen Naturfelsen pauschal zu schließen und seine Kletterer in die benachbarten Länder zu treiben.

Dass die im Mai 2000 bei der Einbringung der Novellierung des Bundesnaturschutzgesetzes ausgegebenen Pressemitteilungen des Bundesumweltministers auch die Förderung von Kooperationslösungen als wesentliches Ziel herausstellen, das macht Mut. Die Länderhoheit für den Naturschutz dagegen lässt erwarten, dass die flächendeckende Erreichung vernünftiger Lösungen in allen Teilen Deutschlands noch einiger Überzeugungsarbeit bedarf. Der Weg zur Sicherung des Zugangs zu den Felsen ist erst zu einem Teil erfolgreich begangen. Der Bundesausschuss und das Naturschutzreferat des DAV benötigen deshalb auch weiterhin eine angemessene finanzielle und personelle Ausstattung. Selbst wenn vernünftige Kompromisse auch in den Ländern erreicht würde, wo bisher das Klettern unverhältnismäßig eingeschränkt ist, wäre der Ausschuss noch nötig. Die Sicherung des Erreichten verlangt für die Zukunft eine dauerhafte planvolle Aktivität in Form eines effektiven Felsmanagements. Die Bewältigung der Gruppendynamik, die lebendige Weitergabe der erreichten Zusammenarbeit über die unvermeidlichen personellen Wechsel der die Arbeit tragenden Leute, die Anpassung der Lösungen an veränderte ökologische, soziale und politische Situationen und die Optimierung der Kompromisse der Kletterkonzeptionen sowohl in ökologischer als auch in kletterspor tlicher Hinsicht sind für einen Alpenverein, der die Interessen bergsteigender Menschen tatsächlich vertreten will, schlichtweg Daueraufgaben. Deshalb wird der Bundesausschuss Klettern und Naturschutz als eine bundesweite Institution zur Erhaltung des personellen und ideellen Zusammenhaltes sowie der Weitergabe und Weiterentwicklung der Fachkompetenz in diesem Feld – und nicht zuletzt als Think-Tank aktiver Kletterer mit viel Basiskontakt auch in den nächsten zehn Jahren noch viele Aufgaben zu lösen haben.

DAV SICHERHEITS-KREIS

Pit Schubert

Foto: Archiv DAV Sicherheitskreis

Kein seidener Faden

Moderne Bergseile halten mehr aus als wir glauben

Von PIT SCHUBERT

EIN HEUTIGES normgeprüftes Seil (andere gibt es auf dem EU-Markt nicht) kann nicht mehr im Anseilknoten reißen, ebenso nicht mehr im Karabiner der Zwischensicherung, wo das Seil bei Sturzbelastung umgelenkt wird, und auch nicht mehr in der Kameradensicherung, sei es die HMS, der Achter oder die modernen Nachbauten der alten Stichtplatte, die inzwischen unter solch vieldeutigen Bezeichnungen wie „Single Rope Controller" und „Air Traffic Controller" aus dem angelsächsischen Bereich zu uns kommen.

Auf der freien Seillänge kann ein Seil sowieso nicht reißen. Dies gilt auch für ein zehn und sogar 15 Jahre altes Seil. Wenn man ein Seil aussondern muss, dann deshalb, weil der Mantel beschädigt ist und reißen könnte. Mit gerissenem Mantel auf Tour kann man ein Seil nicht mehr handhaben. Eine Reißgefahr besteht auch dann immer noch nicht. Dies gilt jedoch nur unter der Voraussetzung, dass das Seil bei Sturz nicht über eine Felskante belastet wird. Ist dies der Fall, kann jedes Seil, auch das beste und neueste schon beim ersten kleineren Sturz reißen. Die Kante muss nur etwas schärfer sein und/oder der Sturz nur etwas höher und/oder der Stürzende nur etwas schwerer.

Die Gefahr eines solchen Seilrisses ist, statistisch betrachtet, allerdings äußerst gering: In den letzten 18 Jahren hat es unter deutschen und österreichischen Kletterern einen einzigen (!) solchen Seilriss durch Scharfkanteneinfluss gegeben (Hörndlwand, 1993) und dies bei der Vielzahl der Sportkletterstürze, die sich tagtäglich, sicher zu Hundertausenden pro Jahr, ereignen.[1] Unsere Seile halten weit mehr, als wir gewöhnlich glauben. Dies sei mit den nachfolgenden Berichten verdeutlicht.

Ein Versicherungsbetrug?

Da es mit der Ehrlichkeit der Menschen nicht allzu weit her ist, beschäftigt jede Versicherungsgesellschaft diverse Mitarbeiter, die nur damit befasst sind, verdächtige Schadensmeldungen auf deren Wahrheitsgehalt abzuklopfen. So müssen die Versicherungsgesellschaften davon ausgehen, dass etwa 25 Prozent aller Schadensmeldungen fingiert sind. Angeblich kostet dies die Versicherungsgesellschaften in Deutschland jährlich fünf bis acht Milliarden Mark. Diese Kosten werden auf die Prämien umgelegt und somit auf die Versicherungsnehmer abgewälzt.

Da sich Versicherungsgesellschaften nicht in jedem Metier auskennen, bedienen sie sich eines Sachverständigen, wenn sie in der Beurteilung eines Schadensfalles mit ihrem Latein am Ende sind. So erhielt ich eines Tages die Anfrage einer Versicherungsgesellschaft, die einen Haftpflichtschaden in Form eines beschädigten Seiles abzuwickeln hatte. Was war passiert? Mehrere Freunde hatten sich zusammengetan, um den Montblanc zu besteigen. Einer brachte ein neues Seil mit. Ein anderer trat während der Bergtour aus Versehen einmal auf den Strick. Verständlicherweise herrschte große Aufregung: um Himmels Willen – das schadet ja dem Seil! Nach der erfolgreichen Besteigung meldete der Verursacher den Schaden seiner Haftpflichtversicherung. Die kannte sich nicht aus, glaubte an einen Versicherungsbetrug und wollte das Urteil eines Fachmanns. Zunächst teilte ich der Versicherungsgesellschaft die diesbezügliche allgemein anerkannte Lehrmeinung mit, dass nämlich „niemals mit Steigeisen auf ein Seil getreten werden darf, weil dadurch das Seil beschädigt werden kann". Damit war die Versicherung zufrieden und beglich den Schaden.

Später kamen mir allerdings Zweifel, ob ein Seil wirklich durch Steigeisen ernstlich beschädigt werden kann. Also unternahmen wir im Sicherheitskreis entsprechende Versuche. Zunächst einmal versuchten wir auf ein im Firn liegendes Seil zu treten (siehe Abbildungen 1/2). Ergebnis: es ließ sich nicht beschädigen. Entweder trafen wir beim Darauftreten das Seil nicht mit den Zacken oder das Seil wich im Firn aus (siehe Abbildungen 3/4). Dann legten wir einen Stein unter das Seil. Ich stellte mich mit meinem vollen Gewicht mit einem Steigeisenzacken auf das Seil. Ergebnis: Der Zacken drang nicht ins Seil; als ich den Fuß hob, blieb das Seil liegen. Es zeigte zwar eine deutliche Delle, doch keinerlei sicherheitsrelevante Beschädigung (siehe Abbildungen 5/6). Da für diese Versuche keine Prüfanlage benötigt wird, kann jeder selbst einmal diesen Versuche unternehmen. Wer Sorge hat, nicht unbedingt in Seilmitte, sondern auf den letzten zehn Zentimetern, wo ein Seil nie belastet wird. Im Labor wollten wir dem Seil nun mit roher Gewalt „zu Leibe rücken". Mit einem schweren Hammer bohrten wir den Zacken unter zusätzlichen Drehbewegungen in das Seil. Endlich war der Zacken auf der anderen Seite des Seiles zu spüren. Wir schabten mit einem Messer die Fäden beiseite und drückten den Zacken so weit hindurch, bis die Spitze auf der anderen Seite deutlich herausschaute (siehe Abbildung 7). Dann ließen wir das Seil auf der Fallprüfanlage des Instituts für Fördertechnik an der Universität Stuttgart[2] nach Norm prüfen. Ergebnis: Keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze. Also bohrten wir mit dem gleichen Steigeisenzacken mehrfach im Abstand von 1,5 Zentimetern

Abb. 1/2:
Mit Steigeisen auf ein Seil zu treten, muss keinesfalls zwangsläufig eine Beschädigung des Seiles bedeuten; hebt man den Fuß, kann man die Einstichstellen erkennen.
Fotos: Archiv Sicherheitskreis

Abb. 3/4:
Man mache einen Versuch, indem man die Augen schließt und auf ein Seil tritt. Man wird feststellen, dass eine sicherheitsrelevante Beschädigung so leicht nicht möglich ist.


1


2


3


4

[1] In der gleichen Zeit haben sich vier (!) Seilrisse durch Schwefelsäure (Batterieflüssigkeit) ereignet; jede Säure schädigt Polyamide (Perlon, Nylon).

[2] Das Institut für Fördertechnik an der Universität Stuttgart ist das einzige in Deutschland zugelassene Prüfinstitut für Bergseilprüfungen. Weltweit gibt es nur wenige Prüfinstitute, dies deshalb, weil eine Fallprüfanlage eine gute halbe Million Mark kostet.



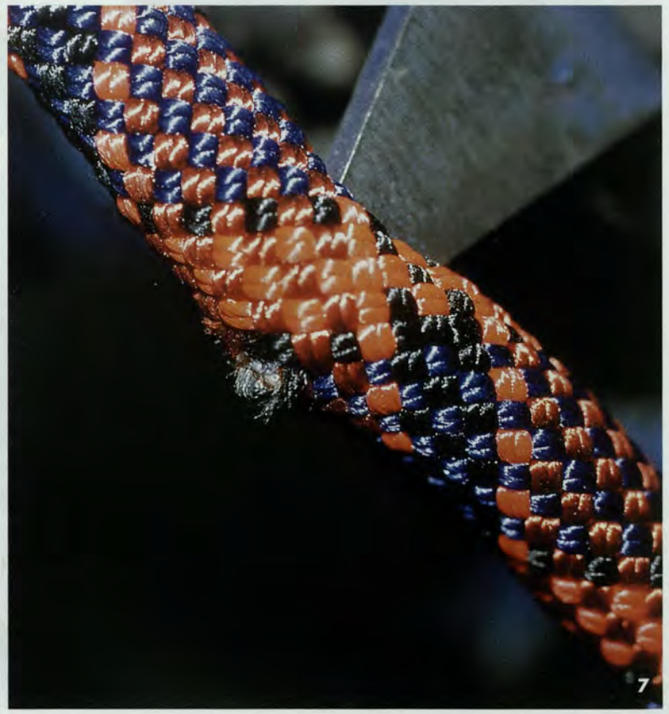


durch das Seil und platzierten diese Stelle so auf der Fallprüfanlage, dass sie exakt auf der Umlenkkante (Karabiner der Zwischensicherung) zu liegen kam. Ergebnis: keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze.

Natürlich muss das Seil geringfügig beschädigt worden sein, doch machte sich dies noch nicht durch eine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze bemerkbar. Wir gaben uns damit immer noch nicht zufrieden. Wir schliffen einen Steigeisenzacken messerscharf, so wie es extreme Eisgeher zu tun pflegen. Und siehe da, es war auffallend leicht, mit diesem Zacken das Seil zu durchstoßen. Ergebnis: Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze bis zu 50 Prozent. Deshalb kann ein Seil in der Praxis aber trotzdem nicht reißen, auch beim größtmöglichen Sturz nicht, es sei denn, gerade die beschädigte Stelle käme bei Sturz auf einer scharfen Felskante zu liegen. Dann würde es schon bei etwa 50 Prozent geringerer Fallhöhe oder schon bei einer entsprechend weniger scharfen Kante reißen. Die Wahrscheinlichkeit aber, dass gerade die beschädigte Seilstelle bei Sturz auf einer Felskante zu liegen kommt, ist, statistisch gesehen, äußerst gering (siehe oben). Auch wenn also ein Seilriss durch Steigeisenbeschädigung nahezu ausgeschlossen werden kann, sollte es bei der bisherigen Lehrmeinung bleiben: Wer mit Steigeisen auf ein Seil tritt, muss ein Bier zahlen. Wie wir nun wissen, orientiert sich diese Bergsteigerregel eher am Durst als an einer möglichen Seilbeschädigung.

Abb. 5/6:
So wurde der Versuch auf einem Stein durchgeführt. Nach dem Heben des Steigeisens war keine sicherheitsrelevante Beschädigung feststellbar.
Fotos: DAV Sicherheitskreis

Abb.7:
So wurde das Testseil für die Versuchszwecke im Labor durchbohrt. Ergebnis: keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze.



Unnötige Angst

Ein Gasteiner Bergführer und sein Spezi waren im „Weg durch den Fisch" an der Marmolada-Südwand unterwegs, immerhin eine Route im V./VI. und VII. Schwierigkeitsgrad mit 37 Seillängen: nicht gerade eine Anfängertour (siehe Abbildung 8).

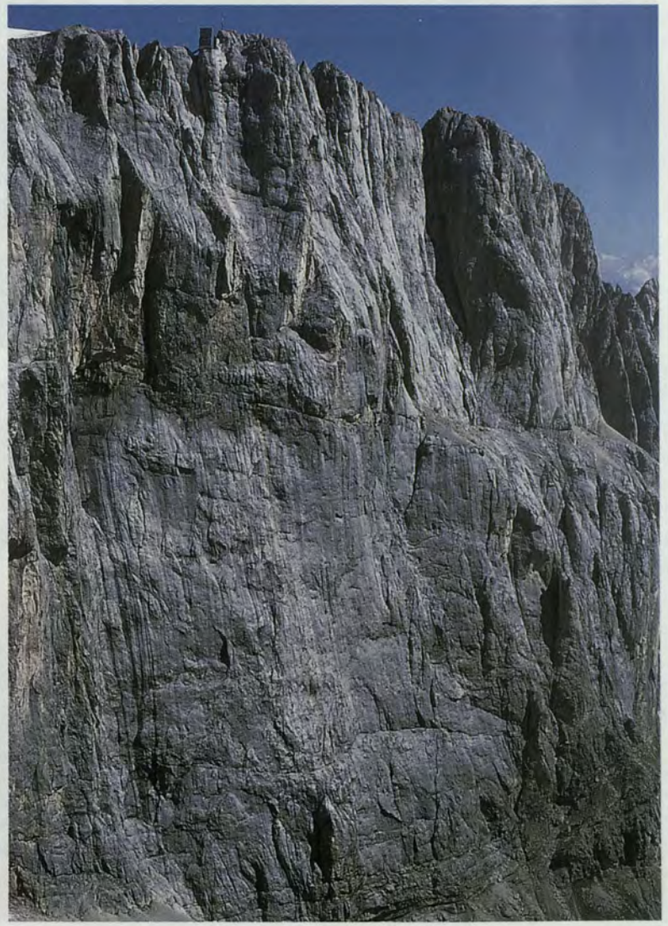
In der neunten Seillänge fiel ein Stein auf die Zwillingsseile und trennte von einem Strang ein Drittel des Mantels sowie des Kerns durch (siehe Abbildungen 9/10). Nun war guter Rat teuer. Was tun? Zunächst kramten die beiden Kletterer aus der Rucksackapotheke etwas Leukoplast hervor und umwickelten damit die beschädigte Stelle. Auf diese Weise hatten sie die angsteinflössende Beschädigung zunächst einmal aus den Augen. Wenn sie vorsichtig weiterkletterten und keiner stürzen würde, könnte ja eigentlich nichts passieren, versuchten sie sich zu beruhigen. Gesagt, getan. So kamen sie noch fünf Seillängen höher. Dann gerieten sie in einen Wettersturz. Und ein Wettersturz in der Marmolada-Südwand ist nicht von Pappe, denn der obere Teil ist schnell vereist. Ein Durchkommen in dem bevorstehenden Schwierigkeitsgrad war für beide nicht vorstellbar. Außerdem hatten sie kaum mehr als ein Drittel der Wand hinter sich. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig als zurückzuseilen. Sie mussten, den sicheren Tod vor Augen, wie sie damals meinten, mit dem beschädigten Strick abseilen. Als beim ersten Abseilmanöver die leukoplastumwickelte Stelle durch den Abseilachter glitt, gab der Gasteiner Bergführer keinen Pfifferling mehr für sein Leben (siehe Abbildungen 13/14). Doch das erste Abseilmanöver gelang wider Erwarten ohne Seilriss und Absturz. Schließlich erreichten sie unbeschadet, mit zerschlissenen Nerven den Einstieg und sicheren Boden.

Später erzählte mir der Gasteiner Bergführer die Story. Leider hatten die beiden den lädierten Strick inzwischen zu Schlingen zerschnitten und teilweise entsorgt. Schade. Ich gab mich damit nicht zufrieden und wollte wissen, wie nahe die beiden ihrem sicheren Tod gewesen sind. Ich nahm also ein von mir ein Jahr lang häufig gebrauchtes Zwillingsseil, trennte bei einem Strang ein Drittel des Mantels und des Kerns mit einem Messer durch und ließ es auf der Fallprüfanlage der Universität Stuttgart nach Norm prüfen. Ergebnis: acht (!) ausgehaltene Normstürze[3]. Wenn ein Seil nur einen Normsturz hält, kann es schon in der Praxis nicht mehr reißen (Scharfkanteneinfluss ausgenommen). Das Zwillingsseil hätte also auch beim größtmöglichen Sturz in der Marmolada-Südwand nicht reißen können, es sei denn, gerade die beschädigte Stelle wäre bei Sturz auf einer Felskante zu liegen gekommen. Doch diese Wahrscheinlichkeit kann, statistisch gesehen (siehe oben), nahezu ausgeschlossen werden.

Dann nahm ich vom gleichen Seil eine zweite Probe, trennte wieder ein Drittel des Mantels und des Kernes eines der beiden Stränge durch und belastete es quasi statisch wie beim Abseilen auf einer Zerreißmaschine. Ergebnis: Bruchkraft 15 kN (ca. 1500 kp), bei einer zweiten Probe sogar 17 kN (ca. 1700 kp, siehe Abbildung 15). Damit hätte das Zwillingsseil auch beim Abseilen nie und nimmer reißen können, nicht einmal dann, wenn die beschädigte Stelle auf einer Felskante zu liegen gekommen wäre. Es bestand noch mehr als zehnfache (!) Sicherheit, denn es ist davon auszugehen, dass die beiden in ihrer Angst sicher äußerst vorsichtig abgeseilt sind, um

[3] Bei der Fallprüfung riss (beim neunten Sturz) nicht etwa der beschädigte Strang, sondern der andere (nicht beschädigte). Warum? Der beschädigte Strang kann sich stärker dehnen, während der nicht beschädigte Strang den größeren Teil der Fallenergie aufnehmen muss, was zum Riss dieses Stranges führt.

Abb. 8:
Die Marmolada-Südwand in den Dolomiten: Die Route „Der Weg durch den Fisch" verläuft über den mächtigen Pfeiler rechts der Seilbahnstation und in Falllinie davon.
Foto: Dr. Richard Goedeke



das Zwillingsseil ja nicht unnötig zu strapazieren. Und bei vorsichtigem Abseilen tritt keine höhere Belastung auf als das 1,2-fache Körpergewicht, im vorliegenden Fall also nur etwa 0,9 kN (ca. 90kp). Die Angst der beiden Kletterer, die, wie sie mir berichteten, auch noch einige Zeit nach diesem Abenteuer in ihren Knochen steckte, war also völlig unnötig gewesen.

Häufige Anfragen

Wir bekommen im Sicherheitskreis immer wieder Seile zur Begutachtung eingereicht, die eine geringfügige Beschädigung des Mantels aufweisen wie beispielsweise in den Abbildungen 16/17 gezeigt. Man will wissen, ob das Seil ausgesondert werden muss oder ob man es möglicherweise doch noch weiter verwenden kann.

Ein derart geringfügig beschädigtes Seil muss keineswegs ausgesondert werden. Wenn dies ein Grund für eine Aussonderung wäre, dann hätten alle Seile derart geringe Sicherheitsreserven, dass wir nie und nimmer damit klettern dürften. Ein derart geringfügig beschädigtes Seil könnte nur reißen, wenn exakt die beschädigte Stelle bei Sturz auf einer Felskante zu liegen käme. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls aber dürfte bei Null anzusiedeln sein (siehe oben). Und würde man entsprechende Belastungsversuche über eine definierte Felskante unternehmen, dürfte die geringe Schädigung in der normalen Toleranzbreite der Messergebnisse untergehen, d.h. eine Schädigung könnte gar nicht einmal nachgewiesen werden.

Abb. 9/10:
Das Ergebnis von Steinschlag

Abb. 11/12:
Geflickt mit Leukoplast – so schlimm wie vorher sieht es jetzt nicht mehr aus.
Fotos: DAV Sicherheitskreis


9


10


11


12

Wer dem allem keinen Glauben schenken will und Sorge hat, ob sein wie auch immer beschädigtes Seil noch sicher genug ist, möge es zum Toprope-Klettern verwenden. Beim Toprope-Klettem ist die Belastung so gering, dass nicht einmal ein Seil, dessen Mantel völlig durchtrennt ist, reißen kann. Daraus folgt, dass man ein Seil so lange zum Toprope-Klettern verwenden kann, bis der Mantel komplett gerissen ist. Dann lässt es sich nicht mehr handhaben und muss deshalb ausgesondert werden.

Die Angst vor einem Seilriss stammt noch aus der „Hanfzeit". Bei Feuchtigkeitseinfluss sind die Hanfseile nur äußerlich getrocknet, innen hielt sich die Feuchtigkeit. Und da Hanf ein Naturprodukt ist, faulten die Seile innen. Auf diese Weise sind sie – Hanfseile wurden bis Mitte/Ende der fünfziger Jahre verwendet – oft schon bei einem Ministurz gerissen. In den Unfallstatistiken der damaligen Jahre findet man jährlich etliche Seilrisse mit tödlichem Ausgang (der Autor ist selbst noch mit Hanfseilen geklettert und hat zwei Freunde durch Seilriss verloren).

Lebensdauerangaben

Die Brüsseler PSA-Richtlinien[4] verlangen vom Hersteller, dass er eine Lebens-(Gebrauchs-)dauer in der Gebrauchsanleitung angibt. Solche Angaben können wie folgt aussehen: „Bei wenig häufiger Benutzung fünf Jahre, bei häufiger Benutzung zwei Jahre, bei sehr häufiger Benutzung ein Jahr oder auch weniger." Natürlich stellt sich hier die Frage, was unter „häufig" zu verstehen ist. Unabhängig von dieser ungeklärten Frage ist jede Angabe zur Lebens-(Gebrauchs-)dauer nichts anderes als eine Hausnummer. Warum?

Wenn ein Seil bei Sturz nicht über eine Felskante belastet wird, kann es auch nach zehn oder nach 15 Jahren Verwendung noch nicht reißen (Scharfkanteneinfluss natürlich ausgenommen). Wenn dagegen ein praktisch nagelneues Seil innerhalb der vom Hersteller angegebenen, kürzesten Lebens-


13


14

Abb. 13/14:
Beim Abseilen: Mehr Angst als Vaterlandsliebe!

[4] PSA = Persönliche Schutzausrüstung, bei Bergsportausrüstung ist es die „Schutzausrüstung gegen Sturz aus großer Höhe".

Fotos: Archiv Sicherheitskreis

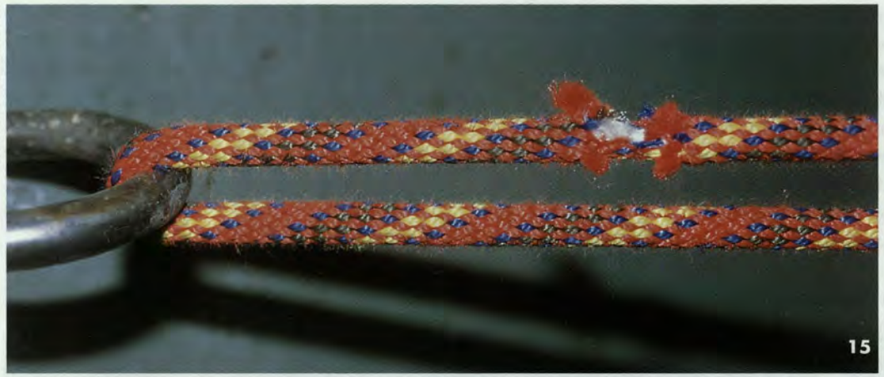


Abb. 15:
Zerreißversuch, zwei Proben: 15 und 17 kN (ca. 1500 und 1700 kp) - die Angst war unnötig gewesen.
Fotos: DAV Sicherheitskreis

(Gebrauchs-)dauer bei Sturz über eine Felskante belastet wird, kann es bereits bei der ersten Sturzbelastung zu Bruch gehen.

Die Statistik weist einen solchen Fall auf: Ein Seil der Gebirgstruppen der Bundeswehr, das nachweislich (Tagebuch!) gerade einmal zehn Stunden in Gebrauch war und in dieser Zeit nicht durch einen Sturz belastet wurde, ist beim ersten Sturz in der Laserzwand (1981) gerissen. Der gestürzte Heeresbergführer kam dabei zu Tode. Es handelte sich sogar um ein Multisturzseil (d.h. ein Seil mit zehn und mehr ausgehaltenen Normstürzen).

Damit zeigt sich die Fragwürdigkeit einer Angabe zur Lebens-(Gebrauchs-)dauer bei Seilen. Bei Scharfkanteneinfluss bleibt nur das Hoffen – Hoffen, dass nämlich die Kante nicht allzu scharf bzw. der Sturz nicht allzu hoch ist bzw. der Kletterer möglichst wenig wiegt oder beim Sturz schon vor der Seilbelastung am Fels anschlägt, was bekanntlich Fallenergie durch Verformung (Knochenbrüche, Bänderrisse, Luxationen) aufnimmt und so das Seil über der Kante weniger belastet wird.[5]

Auskunft

Wenn man in einem Sporthaus hinsichtlich Festigkeit von Seilen, Anzahl der Normstürze, Kantenarbeitsvermögen und Lebensdauer von Seilen nachfragt, ist die Wahrscheinlichkeit recht groß, dass man völlig andere Auskünfte bekommt als in diesem Beitrag dargestellt. Dies ist insofern verständlich, als die Sporthäuser schließlich vom Umsatz leben müssen. Und da sich die noch aus der „Hanfzeit" stammende Angst vor einem Seilriss auch heute noch nicht ausrotten lässt und die Seilhersteller sie verständlicherweise nicht übermäßig abbauen wollen, ist der Umsatz der Branche im Verhältnis zur Gefahr eines Seilrisses überproportional hoch.





Abb. 16/17:
Sicherheitstechnisch unbedenkliche Seilbeschädigung.

[5] Eine weitere Möglichkeit zur Verringerung der Gefahr eines Seilrisses durch Scharfkanteneinfluss ist die Verwendung von Zwillingsseil (2 x 8 mm oder 2 x 9 mm); mit einem Zwillingsseil besteht Redundanz: Reißt ein Seil, ist ein zweites vorhanden, das die Restfallenergie aufnehmen kann. Noch ist kein kompletter Riss von Zwillingsseilen bekannt geworden.

UNSERE AUTOREN

Alcides Ames, geb. 1937 in Chacas (Huari), Peru. Von 1960 bis 1990 Topograf und Glaziologe in der Unidad de Glaciología y Seguridad de Lagunas (Institution zur Untersuchung der Gletscher und zur Sicherung von Gebirgsseen in Peru). Mitarbeit an wissenschaftlichen Expeditionen in die Cordillera Blanca und Cordillera Vilcanota, u.a. an jener Expedition deutscher Wissenschaftler, die 1970 die Vermessung der Bergsturzmure vom Huascarán vermessen und untersucht hat. Erstellung des peruanischen Gletscherinventars. Arbeitsaufenthalte in der Schweiz, in Frankreich, in den USA und in Österreich. Publikationen in wissenschaftlichen Zeitschriften. Kennt die Cordillera Blanca wie kaum ein anderer und stellt sein Wissen Forschern und Bergsteigern in seinem Gästehaus in Huaraz großzügig zur Verfügung.
(http://www.eskimo.com/~pc22/BB/casa-ames.html)

Peter Donatsch, geb. 1958, freischaffender Publizist und Fotograf. Mitarbeit bei namhaften Medien, Kulturpreisträger des Schweizer Alpenclubs. Schwerpunkt der publizistischen Tätigkeit ist der Themenkreis „Mensch – Kultur – Natur" und die Marketing-Beratung von Firmen und Institutionen in den Bereichen Tourismus/Kultur/nachhaltige Entwicklung.

Reinhard Falter, geb. 1960, Historiker und Philosoph, Schwerpunkt Mensch-Natur-Verhältnis. Diverse auch populärwissenschaftliche Veröffentlichungen. Sprecher der bayerischen Arbeitsgemeinschaft Fließgewässerschutz.

Christian Georges, geb. 1967 bei Kassel, Studium der Geografie in Münster und Innsbruck. Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Gletscher – Klimabeziehung in der Cordillera Blanca, Peru" am Institut für Geografie der Universität Innsbruck.

Dr. Richard Goedeke, geb. 1939 in Braunschweig, Lehrer für Englisch und Erdkunde. Allroundbergsteiger mit Vorliebe für den Fels seit 1953. Über 70 Erstbegehungen aller Schwierigkeitsgrade im Hochgebirge, dazu etwa 500 in Klettergärten. Mitinitiator der modernen Freikletterbewegung und ihrer Übertragung auf das Hochgebirge. Langjährige ehrenamtliche Tätigkeit im Deutschen Alpenverein, Autor vieler Kletter- und Wanderführer.

Prof. Dr. Günter Hell, geb. 1945 in München, tätig am Fachbereich Geoinformationswesen der Fachhochschule Karlsruhe. Bergsteiger seit über 40 Jahren, extremer Kletterer, Expeditionen nach Südamerika, Spitzbergen; Arktis- und Antarktiserfahrung.

Dr. Gerhard Hirtlreiter, geb. 1957 in München, Studium der Geografie und Geologie, als Verlagslektor in Rosenheim tätig. Im Rahmen eines Forschungsprojektes beschäftigte er sich mit alpiner Gletscher- und Klimageschichte. Autor einiger Wanderführer und – zusammen mit Andi Heckmair – eines Buches für Mountainbiker.

Christoph Höbenreich M.A., geb. 1968 in Rum bei Innsbruck, Studium der Geografie und Sportpädagogik an der Universität Innsbruck, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Mitglied der OeAV-Bergsteigerschule. Weltweite Bergerfahrung in Arktis, Himalaya, Karakorum, Kaukasus, Nord- und Zentralamerika, Anden, Alaska, südl. Afrika, Ostafrika.

Thomas Huber, geb. 1966 in Palling, Berg- und Skiführer. Kletterte mit 13 Jahren seine erste Route mit dem Vater. Mit 17 verbuchte er zusammen mit Bruder Alexander die erste Erstbegehung. Heute zählt der Berchtesgadener wie sein Bruder zu den besten Allroundbergsteigern der Welt. Einige alpinistische Highlights: erste Wiederholung von „Shogun" und die Erstbegehung von „The End of Silence" in den Berchtesgadener Alpen, zweite freie Begehung der „Salathé" am El Capitan (Yosemite Valley), Erstbegehung der Latok-Westwand im Karakorum, erste Begehung vom El Niño am El Capitan.

Dr. Clemens M. Hutter, ehemals Ressortchef für Außenpolitik bei den „Salzburger Nachrichten". Ausgezeichnet mit dem Konrad-Lorenz-Staatspreis. Publikationen zu historischen und ökologischen Themen. Verfasser zahlreicher Bildbände, Wander- und Themenführer.

Dr. Birgit Jooss, geb. 1965 in Darmstadt, Studium der Kunstgeschichte, Kunstdidaktik und Geschichte in München. 1998 Promotion zum Thema "Lebende Bilder. Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit". Mitarbeit bei der Realisierung zahlreicher Ausstellungsprojekte im Deutschen Historischen Museum Berlin, im Schlossmuseum Murnau und im Museum Villa Stuck München. Veröffentlichungen zur Kunst des 18. bis 20. Jahrhunderts. Zur Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Museum Villa Stuck München tätig.

Georg Kaser, geb. 1953 in Meran, Glaziologe am Institut für Geografie der Universität Innsbruck mit Arbeitsgebieten in den Alpen und in den Anden. Früher viel und zunehmend weniger auch ohne Arbeit auf Bergen zwischen Torre Trieste und Gasherbrum II.

Albrecht Kittler, geb. 1968, Dipl.-Ing., lebt in Dresden. Kletterer und Bergsteiger. Autor/Herausgeber eines mehrbändigen Kletterführers für die Böhmische Schweiz, Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

Christine Kopp, geb. 1967 in Bern, Dipl.-Übersetzerin. Seit 1991 tätig als freiberufliche Übersetzerin, Autorin und Redakteurin im Bereich Alpinismus. Verantwortlich für die Alpinismusbeilage der Neuen Zürcher Zeitung, ständige Autorin für „Die Alpen" – Zeitschrift des Schweizer Alpen-Clubs –, freie Mitarbeit bei anderen Alpinzeitschriften. Passionierte Alpinistin mit Schwerpunkten Klettern, Skitouren, Trekkings und Bergsteigerreisen.

Dr. Cornelia Lüdecke, geb. 1954 in München, Diplommeteorologin und Wissenschaftshistorikerin, zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Meteorologie und zur Polarforschung. Derzeit Stipendiatin an der Universität München. Berg- und Skitouren in den Alpen, in Bolivien, in den Rocky Mountains und Spitzbergen.

Dr. Sebastian Marseiler, geb. 1950 im Obervinschgau, Studium der Germanistik und Geschichte. Lehrberuf. Autor zahlreicher Bücher und Veröffentlichungen vor allem Südtiroler Themen in Funk, Fernsehen und Film.

Dr. Stefan Meineke, geb. 1959 in Bonn, Historiker. Lehraufträge an den Universitäten von Basel und Zürich. Seit 25 Jahren Klettertouren in zahlreichen Gebieten der Ostalpen. Zusammen mit Robert Jasper sechs Erstbegehungen im Allgäu. Verfasser des „Allgäu-Kletterführers" (2. Auflage 1999).

Gerhart Moser, geb. 1944 in Hall in Tirol, Ing., seit 1969 als Kartograf und seit 1975 als Leiter der Alpenvereinskartografie in Innsbruck beim Österreichischen Alpenverein tätig. Teilnehmer an der Forschungsexpedition 1975 in den Wakhan-Pamir/Afghanistan. Bearbeiter der Karten Langthang-Himal/Nepal.

Wolfgang Muxel, geb. 1958, österreichischer Alpinist und Steilwandfahrer. Begann mit dem Klettern 1975 an der Südwand der Roten Wand, eröffnete dort mehrere Freikletterwege. Der intime Kenner der Südwand und ihrer Klettergeschichte lebt mit Freundin Lenka bei Bludenz. Nächstes Ziel: eine Durchsteigung der Südwand mit den Töchtern Silvy und Shirin.

Eberhard Neubronner, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u.a. „Der Weg" (DAV-Literaturpreis 1994), „Das Schwarze Tal" (1996).

Herbert Pardatscher-Bestle, geb. 1957 in Bozen, Alpinist, freischaffender Journalist, Publizist und Fotograf mit Schwerpunkt auf den Themenkreisen Bergsteigen, Reisen, Natur und Kultur. Mitarbeiter österreichischer, deutscher und italienischer Alpinzeitschriften. Verfasser mehrerer alpiner Bücher.

Hermann Reisach, geb. 1948, Dipl.-Geograf und staatl. gepr. Berg- und Skiführer. Schwerpunkt: Neuland bei Skidurchquerungen und Recherchen in der Alpingeschichte. Lebt in Kaufbeuren/Allgäu.

Herbert Schirmer, geb. 1957 in Innsbruck, Dipl.-Ing. für Vermessungswesen. Seit 1989 als Kartograf beim Österreichischen Alpenverein in Innsbruck tätig.

Pit Schubert, geb. 1935 in Breslau, Dipl.-Ing., Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Buch- und andere Veröffentlichungen.

Cordula Seger, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte. Arbeitet als Journalistin in Zürich.

Mika Semann, geb. 1970 in Köln, Studium im Fachbereich Geoinformationswesen der Fachhochschule Karlsruhe, tätig in der Entwicklung von Echtzeitdatenbasen für Fahr- und Flugsimulatoren, Outdoorallrounder (Rad, Kajak, Bergwandern...).

Stephen Venables, geb. 1954 in London. Begann als Literaturstudent 1972 mit dem Klettern. Beging viele klassische Routen in den Alpen, so die Eiger-Nordwand oder die Nordostwand des Finsteraarhorns im Winter. Teilnehmer an 13 Himalaya-Expeditionen, dort Erstbesteigungen des Solu-Tower, des Kishtwar-Shivling und des Panch-Chuli V. Erstbegehung der Ostwand des Mount Everest ohne künstlichen Sauerstoff. Lebt als Schriftsteller und Vortragsredner im englischen Kurbad Bath.

Dr. Albert Vinzens, geb. 1959 in Chur, Schweiz. Studium der Philosophie in Zürich, München und Basel. Promovierte über Friedrich Nietzsche. Mitglied des Churer Kletter Clubs, war als Sportkletterer in den Alpen, Europa und Kalifornien unterwegs. 1980 in einen tödlichen Kletterunfall am El Capitan im Yosemite Valley verwickelt, distanzierte er sich vom Extremklettern. 1998 Veröffentlichung der biografischen Skizze „Tod durch Granit". Arbeitet als Dozent in Kassel.

Rupert Wagner, geb. 1961, Geografie-, Sport-, Biologie- und Völkerkundestudium, Lehramt für Gymnasien, Magisterabschluss mit Schwerpunkt Hochgebirgsgeografie, mehrere Fachsportlehrerabschlüsse. Staatlich anerkannter Sport- und Touristikmanager. Seit 14 Jahren als Bergführer, Reiseleiter und Erlebnispädagoge tätig, Fotograf und Journalist für verschiedene Fachzeitschriften.

Impressum

ISSN 0179-1419 ISBN 3-928777-71-8 ISBN 3-928777-70-X (Mitgliederausgabe)

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Konzeption und Layout: Ewald Weiß, Denkendorf, grafische Produktion: Handrych & Vogt, Ostfildern,
Gesamtherstellung: Medienzentrum Aichelberg

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer in Deutschland: Geo Center, Postfach 80 08 30, 70508 Stuttgart,
in Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien

Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.



LS-2
4D1(125+3
Bibliothek
des
Deutschen Alpenvereins

0/3a

Alpenvereinskarte

CORDILLERA BLANCA
Nord

PERÚ

Herausgegeben im Rahmen der Alpenvereinskartographie
vom Oesterreichischen Alpenverein 2000

Editado por la Alpenvereinskartographie (sección cartográfica)
del Oesterreichischer Alpenverein (Club Alpino Austriaco) 2000

Published within the framework of the Alpenvereinskartographie
by the Oesterreichischer Alpenverein (Austrian Alpine Club) 2000

Projektleitung:
Proyecto dirigido por:
Project management:
Georg Kaser, Gerhart Moser

Kartengrundlagen:
Fuentes:
Cartographic sources:
Instituto Geográfico Nacional, Lima-Perú, 1:100 000
Analyse der Vergletscherung aus Satellitendaten:
Análisis del límite de glaciares por imágenes de satélite:
Analysis of glaciation from satellite data:
SPOT XS 646-369, 22. 07. 1991, Christian Georges, Institut für Geographie, Universität Innsbruck

Kartographische Feldarbeit:
Trabajo cartográfico de campo:
Cartographic fieldwork:
Bernhard Berger, Alfred Gruber, Martin Kaser, Gerhart Moser, Herbert Schirmer, Walter Würtl, 1996
Einzelne Nachträge:
Actualización:
Update:
Alcides Ames, Huaráz, Perú, Bryan Mark, USA

Namen:
Nombres:
Names:
Alcides Ames, Huaráz, Perú

Kartographische Bearbeitung:
Cartografía:
Cartography:
Gerhart Moser, Alpenvereinskartographie, Innsbruck (Digital System Intergraph)
Schummerung, digital hergestellt:
Sombreado por método digital:
Hill shading, digitally produced:
Christian Georges, Innsbruck

Druck:
Impreso por:
Printed by:
Freytag-Berndt und Artaria KG, Wien, Austria

Internet: www.alpenverein.at

Geograph. N.
Norte Geográfico
True N.

Gitter N. (UTM)
Norte Cuadrícula
Grid N.

Magnet. N.
Norte Magnético
Magnet. N.

M Meridiankonvergenz=0°23' ostwärts
Convergencia de cuadrícula=0°23' Este
Grid Convergence=0°23' east

D Deklination=0°33' ostwärts (2000) jährliche Abnahme 0°10'
Declinación magnética=0°33' Este (2000)
varía anualmente menos de 0°10'
Declination=0°33' east (2000) annual decrease 0°10'

N Nadelabweichung=0°10' ostwärts (2000) jährliche Abnahme 0°10'
Convergencia de la cuadrícula y el norte magnético=0°23' Este (2000)
varía anualmente menos de 0°10'
Annual Magnetic Change=0°10' east (2005) annual decrease 0°10'

Universale Transversale Mercatorabbildung (WGS 84)
Cuadrícula Universal Transversal Mercator (WGS 84)
Universal Transverse Mercator Grid System (WGS 84)

UTM-Gitternetz (4 Kilometer), Zone 18
UTM-Cuadrillado cada 4 Kilómetros, Zona 18
UTM-Grid (4 Kilometres), Zone 18

1:100 000

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10km
0 1 2 3 4 5 6miles

Höhenlinienabstand 50m
Strichlierte Höhenlinien 25m
200m-Höhenlinien verstärkt
Höhen in Meter

Equidistancia 50m
Curvas suplementarias 25m
Curvas de nivel principales 200m
Alturas en metros

Contour intervals 50m
Broken line 25m
Stressed contours 200m
Altitudes in metres

ISBN 3-928777-57-2

Trekking

0/3a Cordillera Blanca-Nord (Perú)

LS-2

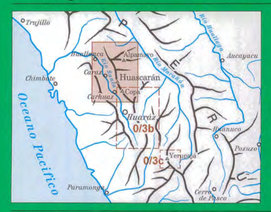
4D1(125+3
Bibliothek
des
Deutschen Alpenvereins

0/3a

Alpenvereinskarte

Cordillera Blanca
Nord (Perú)

Trekking



1:100 000

Zeichenerklärung: Leyenda: Legend:

- Straße asph. Carretera asf. Paved road
- Straße unbef. Carretera afirm. Dirt road
- Tunnel Túnel Tunnel
- Brücke Puente Bridge
- Steg Pasadera Footbridge
- Fußweg Camino de herradura Pack trail
- Fußsteig Sendero Footpath
- Kirche Iglesia Church
- Gebäude Edificio Building
- Gebäude verfallen Casa en ruinas Ruin
- Mauer Muro Wall
- Friedhof Cementerio Cemetery
- Kreuz Cruz Cross
- Denkmal Monumento Monument
- Mine Mina Mine
- Antike Ruine Ruina antigua Antique ruin
- Geodätischer Punkt Punto geodésico Geodetic point
- Höhenkote Cota Contour
- Quelle Manantial Spring
- Heiße Quelle Agua termal Hot spring
- Fluss, Bach Río, Riachuelo River, Brook
- See Laguna Lake
- Sumpf Pantano Swamp
- Bewässerungskanal Acequia Irrigation ditch
- Wasserzuleitungsstollen Acueducto subterráneo Water-pipe
- Basislager Campamento base Basecamp
- Hauptwanderroute Camino principal de trekking Main trekking trail
- Nebenrouten Camino secundario Secondary trail
- Huascaran Nationalpark Grenze Límite del Parque Nacional Huascarán Huascaran National Park Bouncary
- Fels, Schutt Roca, Escombros Rock, scree
- Moräne Morena Moraine
- Gletscher Glaciar Glacier
- Wald Bosque Forest
- Kulturfläche Terreno cultivado Cultivated area
- Flugrettung, Yungay Unidad de Salvamento de Alta Montaña, Yungay Air rescue, Yungay

Abkürzungen: Abreviaturas: Abbreviations:
Q. Quebrada L. / Lag. Laguna Nev. Nevado C° Cerro

© ALPENVEREINSKARTOGRAPHIE

ALPENVEREINSJAHRBUCH BERG 2001

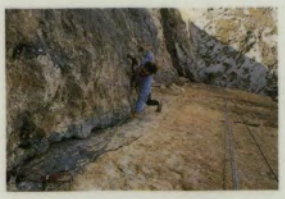
Aus dem Inhalt:



Kartengebiet: Cordillera Blanca Nord
Rupert Wagner: Huascarán, Alpamayo und Co. – Trekkingtouren in der Cordillera Blanca
Alcides Ames: Sie kamen, sahen – und forschten – Alpenvereinsexpeditionen in Peru
Georg Kaser: Den Wettermachern auf der Spur – Gletscherforschung in der Cordillera Blanca
Gerhart Moser, Christian Georges, Herbert Schirmer: Die neue Karte der Cordillera Blanca Nord



Alpenvereinsgebiet: Lechquellengebirge
Dr. Gerhard Hirtlreiter: Per Pedes durch die Erdgeschichte – Geologische Wanderungen im Lechquellengebirge
Wolfgang Muxel: Plaisir und Abenteuer in der Balance – Klettern im Lechquellengebirge





Geschichte der Berge
Hermann Reisach: Das Vermächtnis der drahtigen Lady – Beatrice Tomasson und die Marmolada-Südwand. *Dr. Stefan Meineke:* Ein Leben voller Abenteuer – Adolf Schulze – ein vergessener Pionier des modernen Alpinismus. *Albrecht Kittler:* Botschafter des Freikletterns – Zum 100. Geburtstag von Fritz Wiessner.
Dr. Clemens M. Hutter: Angst vor dem Berg – Angst um den Berg – 200 Jahre alpine Erschließung am Großglockner. *Dr. Cornelia Lüdecke:* Die meteorologische Hochstation Zugspitze als glänzender Appendix – 100 Jahre Wetterturm auf der Zugspitze.





Berge der Welt
Thomas Huber: Zwischen Schatten und Licht – „Shiva's Line" – der direkte Nordpfeiler des Shivling. *Stephen Venables:* Eine verrückte Idee – Erfolg am Monte Sarmiento in Feuerland. *Eberhard Neubronner:* Cascade Mountains – Wo Lava unter dem Stiefel kocht. *Herbert Pardatscher-Bestle:* Schneesturm am „Weißen Berg" – Abenteuer im Altai. *Christine Kopp:* Unterwegs: Fragmente einer Nepal-Reise.
Christoph Höbenreich: Ein Hauch von Frühling in Tausendundeiner Nacht – Berg- und Skitouren im Iran – 20 Jahre nach der Revolution.

Natur und Umwelt
Peter Donatsch: Die Erweiterung des Schweizerischen Nationalparks – Chance oder Risiko?
Dr. Sebastian Marseiler: Kostbares Wasser – Die Waale im Vinschgau.
Dr. Richard Goedeke: Kooperation statt Konfrontation – Zehn Jahre Bundesausschuss Klettern und Naturschutz



DAV-Sicherheitskreis
Pit Schubert: Kein seidener Faden – Moderne Bergseile halten mehr aus als wir glauben

KARTENBEILAGE: Cordillera Blanca Nord 1:100 000

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000409157

N 3-928777-71-8 ISBN 3-928777-70-X (Mitgliederausgabe)